3 1761 07466036 6

Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

3

Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

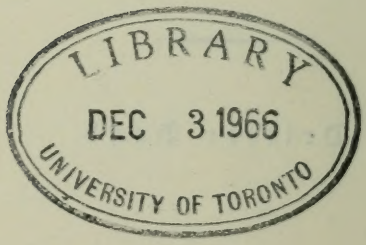
in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Dritter Band

Albert Langen / München

PT
9765
K4
1911
Bd.3



1146273

Selma Lagerlöf

Jerusalem I

Roman

Jerusalem II

Roman

Albert Langen / München

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung vorbehalten. Dramatisierung und Verfilmung verboten.

Selma Lagerlöf Albert Langen

Jerusalem I

(In Dalarne)

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau

Einleitung

Die Ingmarssöhne

1

An einem Sommermorgen war ein junger Mann draußen auf seinem Brachfeld und pflügte. Die Sonne schien freundlich, das Gras war feucht von Tau, und die Luft war so frisch, daß es mit Worten nicht zu beschreiben ist. Die Pferde waren ein wenig ausgelassen von der Morgenluft und zogen den Pflug wie ein Spielzeug vorwärts. Das war ein ganz anderer Trott als für gewöhnlich; der junge Mann mußte beinahe laufen, um ihnen folgen zu können.

Die vom Pfluge umgewendete Erde lag schwarzbraun da und leuchtete vor Feuchtigkeit und Fette, und der Mann, der pflügte, freute sich, bald Roggen hier säen zu können. Er dachte im stillen: „Wie kommt es nur, daß ich mir manchmal so große Sorgen mache und meine, es sei so schwer zu leben? Braucht man etwas anderes als Sonnenschein und schön Wetter, um so glücklich zu sein wie ein Kind Gottes im Himmel droben?"

Es war ein langes, ziemlich breites Tal, das von einer Menge gelber und gelbgrüner Saatfelder durchschnitten war, sowie von gemähten Kleewiesen, blühenden Kartoffeläckern und kleinen in blauer Blüte stehenden Hanffeldern, über denen eine ungeheure Menge weißer Falter schwebte. Und wie um alles vollkommen zu machen, erhob sich mitten im Talgrund ein mächtiger alter Herrenhof mit vielen grauen Wirtschaftsgebäuden und einem großen rotangestrichenen Wohnhaus. An der Giebelseite standen zwei hohe verwachsene Birnbäume, neben der Haustür ein paar junge Birken, auf dem Hofplatz große Stapel Brennholz und hinter der Scheune einige riesige Heuschober. Dieser Herrenhof, wie er so aus dem flachen Lande aufragte, war ein eben so prächtiger Anblick, als

wenn sich ein großes Schiff mit Masten und Segel über der Meeresfläche erhebt.

„Und solch einen Hof hast du!" dachte der junge Bauer, der da pflügte. „Gute wohlgezimmerte Gebäude, mit schönem Viehstand und flinken Pferden, und Knechte so treu wie Gold! Du bist mindestens ebenso reich als der reichste im Bezirk und brauchst nicht zu befürchten, jemals arm zu werden.

„Ja, es ist auch nicht die Armut, vor der ich mich fürchte," sagte er gleichsam als Antwort auf seine eigenen Gedanken. „Ich will zufrieden sein, wenn ich nur ein ebenso braver Mensch werde, wie mein Vater und mein Großvater gewesen sind.

„Es ist dumm, daß ich auf diese Gedanken kam," sagte er, „denn ich war vorhin so froh. Aber wenn ich nur an das eine denke: Zu Vaters Zeiten richteten sich alle Nachbarn nach ihm, und zwar in allem, was er tat. An demselben Morgen, wo er die Ernte begann, begannen auch sie, und an demselben Tag, wo wir anfingen, das Brachfeld des Ingmarshofs umzupflügen, stießen auch sie im ganzen Tal den Pflug in die Erde. Aber nun pflüge ich hier schon seit ein paar Stunden, ohne daß auch nur einer eine Pflugschar gewetzt hätte.

„Ich glaube, ich habe den Hof ebensogut betrieben als irgendeiner, der Ingmar Ingmarsson geheißen hat," sage er. „Ich habe mehr für mein Heu bekommen als der Vater, und ich habe all die kleinen sauern Gräben abgeschafft, die zu seiner Zeit durch die Acker liefen. Und das ist doch auch wahr und wahrhaftig, daß ich nicht so schlimm mit dem Wald umgehe wie Vater und ihn niederbrenne, was er nie lassen konnte.

„Es ist oft recht schwer, daran zu denken," sagte der junge Mann, „und ich nehme es nicht immer so leicht wie heute. Als Vater und Großvater lebten, da hieß es, die Ingmarssöhne seien so lange auf der Welt, daß sie wüßten, wie Gott es haben wolle, und daß die Leute sie geradezu anflehten, über das Dorf zu herrschen. Sie setzten den Pfarrer und den Küster ein, sie bestimmten, wann der Fluß gereinigt und wo das Schulhaus gebaut werden solle. Mich aber fragt keiner um Rat, und ich habe nichts zu bestimmen.

„Immerhin ist es merkwürdig, wie leicht einem an einem solchen Morgen die Sorgen vorkommen; nun könnte ich fast über alle miteinander lachen. Und doch habe ich Angst, daß es im Herbst schlimmer für mich werden wird als je vorher. Wenn ich das tue, woran ich jetzt denke, wird am Sonntag weder der Pfarrer noch der Amtsrichter auf dem Kirchplatz zu mir treten und mir die Hand schütteln, und das haben sie doch bis jetzt noch immer beibehalten. Ich werde nicht einmal mehr in den Vorstand des Armenvereins gewählt werden, und nie darf ich daran denken, Kirchenältester zu werden.

„Niemals geht das Nachdenken so leicht, als wenn man so hinter dem Pflug Furche auf-, Furche abgeht. Allein ist man, und nichts ist da, was einen stört, nichts als die Krähen, die in den Furchen laufen und nach Würmern suchen." Dem jungen Bauern war es, als ob die Gedanken so leicht in seinem Kopfe aufstiegen, wie wenn sie ihm jemand in die Ohren flüsterte. Und da er selten so deutlich und klar zu denken vermochte, wie an diesem Tag, wurde er froh und aufgeräumt. Er fing an zu glauben, daß er sich unnötige Sorgen mache, und sagte sich selbst, es verlange ja niemand von ihm, daß er sich ins Unglück stürze.

Er dachte, wenn sein Vater nun lebte, dann würde er ihn darüber fragen, wie er ihn früher in allen schwierigen Sachen um Rat gefragt hatte, und er wurde ganz ungeduldig, daß der Vater nicht bei der Hand war, und er sich nicht gleich mit ihm beraten konnte.

„Wenn ich nur den Weg wüßte," sagte er, und der Gedanke begann ihn zu ergötzen, „dann würde ich gleich zu ihm gehen. Ich möchte wohl wissen, was Groß-Ingmar sagen würde, wenn ich eines schönen Tags daher käme. Ich denke mir, daß er auf einem großen Hofe sitzt, mit vielen Äckern und Wiesen und großen Scheunen und einer Menge roter Kühe, keine schwarzen und keine bunten, sondern alle so, wie er sie hier unten haben wollte. Und wenn ich dann in den Saal hineintrete ..."

Der junge Mann hielt plötzlich mitten auf dem Acker an und lachte. Diese Gedanken gewährten ihm ein unglaubliches Vergnügen, und sie rissen ihn mit sich fort, so daß er kaum wußte, ob er überhaupt noch auf der

Erde sei. Es war ihm, als sei er mit einmal zu seinem alten Vater in den Himmel hineingekommen.

„Wenn ich dann in den Saal trete," fuhr er fort, „sitzen die Bauern rings an den Wänden, alle mit graurotem Haar und weißen Augenbrauen und großen Unterlippen, und alle sehen Vater so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wenn ich dann sehe, daß so viele Leute da sind, dann werde ich schüchtern und bleibe an der Tür stehen. Aber Vater sitzt ganz oben am Tisch, und sobald er mich sieht, sagt er: ‚Willkommen, Klein-Ingmar Ingmarsson.' — Und dann steht Vater auf und kommt zu mir her. — ‚Ich hätte gern ein paar Worte mit Euch geredet, Vater,' sage ich, ‚aber hier sind so viele Fremde.' — ‚Ach, die gehören alle zur Familie,' sagt Vater, ‚die Männer hier haben alle auf dem Ingmarshof gewohnt, und der älteste von ihnen stammt sogar aus der Heidenzeit.' — ‚Ja, aber ich möchte gerne ein paar Worte mit Euch allein reden.'

„Da sieht Vater sich um und überlegt, ob er ins Stübchen gehen soll; aber weil nur ich es bin, geht er mit mir in die Küche. Nun setzt sich Vater auf den Herd und ich mich auf den Haublock. ‚Das ist ein schöner Hof, den Ihr da habt, Vater,' sage ich. — ‚Ja, er ist schon recht,' sagt Vater. ‚Aber wie steht es daheim auf dem Ingmarshof?' — ‚Da steht es gut,' sage ich. ‚Im vorigen Jahr bekamen wir zwölf Kronen für das Schiffspfund Heu.' — ‚Ist das möglich?' sagt Vater. ‚Ich glaube, du bist hierhergekommen, um mich zum besten zu haben, Klein-Ingmar!"

‚Aber mir geht es schlecht,' sage ich. ‚Immerfort muß ich hören, daß Ihr, Vater, ebenso klug als der liebe Herrgott selber gewesen seid, aber nach mir fragt niemand.' — ‚Bist du nicht in den Gemeinderat gewählt worden?' fragt nun der Alte. — ‚Nein, weder in den Schulrat, noch in den Kirchenrat, noch in den Armenausschuß.' — ‚Was hast du denn dann verbrochen, Klein-Ingmar?' — ‚Ach, die Leute sagen, wer für anderer Leute Angelegenheiten Sorge tragen wolle, der müsse zuerst seine eigenen Sachen ordentlich besorgen.'

„Ich denke mir, daß der Alte dann die Augen niederschlägt und eine Weile still nachdenkt. — ‚Du mußt sehen,

daß du heirateſt, Ingmar, und eine gute Frau bekommſt,' ſagt er ſchließlich. — ‚Aber das iſt es gerade, was ich nicht tun kann, Vater,' antworte ich. ‚Kein noch ſo armer Bauer im Dorf will mir ſeine Tochter geben.' — ‚Erzähl mir nun ordentlich, wie das alles zuſammenhängt, Klein-Ingmar,' ſagt Vater, und ſeine Stimme klingt ganz weich.

‚Ja, ſeht Ihr, Vater, vor vier Jahren, in demſelben Jahr, wo ich den Hof übernahm, freite ich um Brita auf Bergskog.' — ‚Laß mich ſehen,' ſagt Vater, ‚wohnt jemand von unſerem Geſchlecht auf Bergskog?' Er hat keine ganz klare Erinnerung mehr daran, wie es hier unten ſteht. — ‚Nein, aber es ſind wohlhabende Leute, und Ihr werdet Euch doch wohl daran erinnern, daß Britas Vater Reichstagsmitglied iſt.' — ‚Ja ja, ja ja, aber du hätteſt eine aus unſerem eigenen Geſchlecht heiraten ſollen, ſo daß du eine Frau bekommen hätteſt, die alten Brauch und alte Sitte kennt.' — ‚Das iſt ſehr wahr, Vater, das wurde mir nachher auch klar.'

„Nun ſitzen Vater und ich eine Weile ſchweigend da, aber dann beginnt Vater aufs neue. ‚Sie war wohl hübſch?' — ‚Ja,' ſage ich, ‚ſie hatte dunkles Haar und helle Augen und Roſen auf den Wangen. Aber ſie war auch tüchtig, ſo daß die Mutter ſehr erfreut war, daß ich ſie nehmen wollte. Es wäre ſchon gut gegangen, aber ſeht Ihr, der Fehler war der, daß ſie mich nicht wollte.' — ‚Das iſt doch wohl einerlei, was ſo ein junges Ding will.' — ‚Ja, die Eltern zwangen ſie auch, ja zu ſagen.' — ‚Woher weißt du, daß ſie gezwungen wurde? Ich dächte, ſie hätte froh ſein können, einen Mann zu bekommen, der ſo reich war, wie du, Klein-Ingmar Ingmarsſon.'

‚Ach nein, froh war ſie gerade nicht, aber jedenfalls wurden wir in der Kirche aufgeboten, der Hochzeitstag war beſtimmt, und vor der Hochzeit zog Brita auf den Ingmarshof, um Mutter zu helfen. Denn Mutter wird nachgerade alt und müde, das kann ich dir ſagen.' — ‚All dies iſt aber doch nichts Schlimmes, Klein-Ingmar?' ſagt Vater, mich gleichſam aufmunternd.

‚Aber in dem Jahr wollte nichts auf den Äckern wachſen, die Kartoffeln ſchlugen ganz fehl, und die Kühe wur-

den krank, so daß Mutter und ich meinten, es wäre besser, wenn die Hochzeit ein Jahr verschoben würde. Siehst du, ich dachte, die Hochzeit sei nicht so wichtig, weil wir doch schon aufgeboten waren; aber es war wohl altmodisch, so zu denken.' — ‚Hättest du eine aus unserem Geschlecht genommen, so hätte sie sich schon in Geduld gefaßt,' sagt Vater. — ‚Ach ja,' antworte ich, ‚ich merkte wohl, daß Brita dieser Aufschub nicht gefiel, aber seht Ihr, ich glaubte, ich hätte das Geld nicht zur Hochzeit. Wir hatten ja erst im Frühjahr das Begräbnis gehabt, und ich wollte nichts aus der Sparkasse holen.' — ‚Nein, es war ganz richtig, daß du warten wolltest,' sagt Vater. — ‚Aber ich hatte doch Angst, Brita würde es nicht gefallen, vor der Hochzeit Kindstaufe halten zu müssen.' — ‚In erster Linie muß man aber doch daran denken, ob man das Geld dazu hat,' sagt Vater.

‚Aber mit jedem Tag wurde Brita stiller und sonderbarer, und ich konnte gar nicht begreifen, was mit ihr los war. Ich meinte, sie habe Heimweh, denn sie hing sehr an ihren Eltern und an ihrer Heimat. ‚Es wird schon vorüber gehen,' dachte ich, ‚wenn sie sich erst eingewöhnt hat. Es wird ihr mit der Zeit schon auf dem Ingmarshof gefallen.' Damit beruhigte ich mich eine Weile, aber dann fragte ich Mutter, warum Brita so blaß geworden sei und so verstört aussehe. Ich hatte ja wohl meine eigenen Gedanken, daß Brita ärgerlich sei, weil ich die Hochzeit verschoben hatte, aber ich fürchtete mich, sie darüber zu fragen. Ihr wißt, Vater, daß Ihr mir immer gesagt hattet, in dem Jahr, wo ich mich verheirate, solle ich das Wohnhaus rot anstreichen lassen. Und gerade zu diesem roten Anstrich hatte ich in diesem Jahr das Geld nicht. ‚Im nächsten Jahr wird sich das alles machen lassen,' dachte ich."

Der junge Bauer schritt weiter und bewegte die Lippen dabei. Er war so in seine Gedanken versunken, daß es ihm war, als sehe er das Gesicht seines Vaters in Wirklichkeit vor sich. ‚Ich muß dem Vater alles deutlich und klar vorlegen,' dachte er, ‚damit er mir einen guten Rat geben kann.'

„So verging der Winter, und ich dachte oft, daß ich, wenn Brita fortgesetzt unglücklich wäre, sie lieber auf-

geben und nach Bergskog zurückschicken wolle, aber auch dazu war es nun zu spät. Dann kam der Mai heran, und da merkten wir eines Abends, daß sie sich fortgeschlichen hatte. Wir suchten sie die ganze Nacht, und gegen Morgen fand sie eine der Mägde.

„Nun wird es mir schwer, weiter zu machen, und ich schweige, aber da fragt der Vater: ‚Sie war doch um Gottes willen nicht tot?‘ — ‚Nein, sie nicht,‘ sage ich und Vater merkt, daß meine Stimme zittert. — ‚War das Kind geboren worden?‘ sagt Vater. — ‚Ja,‘ sage ich, ‚und sie hatte es erwürgt. Es lag neben ihr.‘ — ‚Sie war wohl nicht bei Sinnen?‘ — ‚Doch, bei Sinnen war sie. Aber sie hatte es getan, um sich an mir zu rächen, weil ich sie mir erzwungen hatte. Sie hätte es aber doch nicht getan, wenn ich sie geheiratet hätte, sagte sie, aber nun, sagte sie, habe sie gedacht, daß ich, da ich mein Kind nicht in Ehren gewollt habe, gar keines haben solle.‘ — Nun wird Vater ganz still vor Betrübnis. ‚Hattest du dich auf das Kind gefreut, Klein-Ingmar?‘ fragt er schließlich. — ‚Ja,‘ sage ich. — ‚Dann war es schade um dich, daß du dich mit einem so schlechten Frauenzimmer eingelassen hattest.‘

‚Sie ist jetzt wohl im Zuchthaus?‘ sagt Vater. — ‚Ja, sie wurde zu drei Jahren verurteilt.‘ — ‚Und darum also will dir keiner seine Tochter geben?‘ — ‚Ja, darum, aber ich habe auch keinen gefragt.‘ — ‚Und darum also hast du kein Ansehen im Dorfe?‘ — ‚Die Leute meinen, es hätte nicht so mit Brita zu gehen brauchen. Sie sagen, wenn ich so klug gewesen wäre, wie Ihr, Vater, dann hätte ich mit ihr gesprochen und herausgebracht, worüber sie sich grämte.‘ — ‚Es ist nicht so leicht für einen jungen Mann, sich auf ein schlechtes Frauenzimmer zu verstehen.‘

‚Nein, Vater,‘ sage ich, ‚Brita war nicht schlecht, aber sie war stolz.‘ — ‚Das kommt auf eins heraus,‘ sagt Vater.

„Wie ich nun merke, daß Vater eigentlich meine Partei ergreifen will, sage ich: ‚Es gibt viele, die meinen, ich hätte es so einrichten können, daß niemand etwas anderes erfahren hätte, als daß das Kind tot geboren worden sei.‘ — ‚Warum sollte sie ihre Strafe nicht leiden?‘ sagt

Vater. — ‚Sie sagen, wenn es zu Eurer Zeit geschehen wäre, so hättet Ihr dem Mädchen, das sie gefunden hatte, den Mund gestopft, so daß nichts herausgekommen wäre.‘ — ‚Und würdest du sie dann geheiratet haben?‘ — ‚Nein, dann hätte ich nicht nötig gehabt, sie zu heiraten. Ich hätte nach ein paar Wochen das Aufgebot widerrufen lassen und sie zu ihren Eltern zurückschicken können, weil es ihr nicht bei mir gefallen habe.‘ — ‚Ja, das hättest du allerdings können; aber die Leute konnten doch nicht verlangen, daß du, da du noch jung bist, so klug wie ein Alter sein solltest?‘ —

‚Das ganze Dorf meint, daß ich schlecht an Brita gehandelt habe!‘ — ‚Sie hat wohl noch schlechter gehandelt, sie, die Schande über ehrbare Leute gebracht hat!‘ — ‚Aber ich war es, der sie zur Ehe zwang.‘ — ‚Ja, darüber hätte sie doch nur froh sein sollen,‘ sagt Vater.

‚Ihr meint also nicht, es sei meine Schuld, daß sie ins Gefängnis kam?‘ — ‚Ich meine, daß sie sich selbst dahin gebracht hat.‘ — Da richte ich mich auf und sage langsam: ‚Ihr meint also nicht, Vater, daß ich etwas für sie zu tun brauche, wenn sie nun zum Herbst herauskommt?‘ — ‚Was wolltest du tun, willst du sie etwa heiraten?‘ — ‚Ja, das müßte ich wohl?‘ — Vater sieht mich scharf an und fragt mich dann: ‚Hast du sie lieb?‘ — ‚Nein, sie hat meine Liebe getötet.‘ Da schlägt Vater die Augen nieder und sagt nichts, sondern überlegt nur.

‚Seht Ihr, ich kann nicht darüber hinwegkommen, Vater, daß ich das Unglück verschuldet habe,‘ sage ich. Der Alte sitzt ganz still und gibt keine Antwort. — ‚Als ich sie zum letztenmal sah, war es bei der Gerichtsverhandlung, und da war sie ganz unglücklich und weinte bitterlich, daß sie das Kind nicht mehr hatte. — Nicht ein einziges böses Wort gab sie mir, sie nahm alle Schuld auf sich allein. Viele der Anwesenden weinten, Vater, und selbst dem Richter traten beinahe die Tränen in die Augen. Er gab ihr auch nicht mehr als drei Jahre.‘

„Aber Vater sagt kein Wort.

‚Es wird sehr schwer für sie werden, nun im Herbst, wenn sie heimkommt,‘ sage ich. ‚Sie werden sich in Bergskog nicht über ihre Heimkunft freuen. Sie meinen, sie habe Schande über sie gebracht, und man kann nicht sicher

sein, ob sie es ihr nicht auch vorwerfen. Sie wird immer daheim bleiben müssen und sich kaum in die Kirche wagen dürfen. Es wird in jeder Beziehung sehr schwer für sie werden.'

„Aber Vater gibt keine Antwort.

‚Es ist jedoch auch nicht leicht für mich, sie zu heiraten,' sage ich. ‚Für den, der einen großen Hof hat, ist es nicht angenehm, eine Frau zu haben, auf die die Knechte und Mägde herunterſehen. — Mutter würde auch keine Freude daran haben, und ich glaube nicht, daß wir Großbauern zu uns einladen könnten, weder bei Begräbnissen noch zu Hochzeiten.'

„Noch immer schweigt Vater.

‚Seht, beim Thing suchte ich ihr zu helfen, so gut ich konnte; ich sagte zum Richter, daß ich an allem schuld sei, weil ich sie gezwungen hätte. Und ich sagte auch, ich hielte sie für so unschuldig, daß ich sie, wenn sie ihre Gesinnung gegen mich änderte, an demselben Tag noch heiraten würde. Das sagte ich, damit sie eine mildere Strafe bekäme. Aber obgleich sie mir zweimal geschrieben hat, so deutet doch nichts darauf hin, daß sie ihren Sinn geändert hätte. Da könnt Ihr doch wohl verstehen, Vater, daß ich nicht verpflichtet bin, sie wegen dieser Worte zu heiraten.'

„Aber Vater sitzt da und überlegt und ist ganz stumm.

‚Ich weiß, daß man das die Sache nach Menschenweise auffassen heißt, und wir Ingmarssöhne haben immer gut mit dem lieben Gott stehen wollen. Manchmal jedoch denke ich, der liebe Gott würde es vielleicht nicht billigen, daß eine Mörderin so erhöht werde.'

„Aber Vater schweigt nur.

‚Ihr müßt daran denken, Vater,' sage ich, ‚wie schwer es für den ist, der einen anderen leiden läßt, ohne zu versuchen, ihm zu helfen. Ich glaube, daß alle im Dorfe es für unrecht halten würden, aber diese Jahre sind mir zu schwer gefallen, als daß ich nicht versuchen möchte, etwas für sie zu tun, wenn sie nun frei wird.'

„Vater sitzt ganz unbeweglich.

„Da steigt mir fast das Weinen auf, und ich sage: ‚Seht, ich bin ein junger Bursche, und ich verliere sehr viel, wenn ich sie nehme. Die Leute meinen, ich habe zu-

erst schlecht gehandelt, und wenn ich das tue, so werden sie es für noch verkehrter halten.'

„Aber ich kann Vater nicht dazu bringen, ein einziges Wort zu sagen.

‚Und dann habe ich auch gedacht, Vater, es sei doch merkwürdig, daß wir Ingmarssöhne nun seit vielen hundert Jahren auf dem Hofe sitzen, während alle anderen Höfe ihre Besitzer gewechselt haben. Und dann denke ich, es werde wohl darum so sein, weil die Ingmarssöhne immer Gottes Wege zu gehen versuchten. Wir Ingmarssöhne haben nicht nötig, die Menschen zu fürchten, wir wollen nur die Wege Gottes gehen.'

„Nun schlägt der Greis die Augen auf, und dann sagt er: ‚Dies ist eine schwierige Frage, Ingmar, ich glaube, ich will hineingehen und die anderen Ingmarssöhne fragen.'

„Und darauf geht Vater wieder in den Saal hinein, ich aber bleibe draußen sitzen. Und da muß ich warten und warten, und Vater kommt nicht zurück. Nachdem ich dann viele Stunden lang gewartet habe, bin ich des Wartens müde und gehe zum Vater hinein. ‚Gedulde dich draußen, Klein-Ingmar,' sagt Vater, ‚dies ist eine schwierige Frage.' Und ich sehe alle die Alten, wie sie mit geschlossenen Augen dasitzen und nachdenken. Und ich warte und warte, und ich warte wohl noch — — —."

* * *

Der junge Bauer ging lächelnd hinter dem Pfluge her, der nun ganz langsam weiter fuhr, wie wenn die Pferde der Ruhe bedürften. Als er am Grabenrand ankam, zog er die Zügel an und blieb stehen; er war ganz ernst geworden.

„Es ist doch merkwürdig, wenn man jemand um Rat fragt, dann merkt man, schon während man fragt, selbst, was recht und was unrecht ist; da sieht man auf einmal, was man in drei langen Jahren nicht herausgefunden hatte. Nun mag es gehen, wie Gott will."

Er fühlte, daß er es tun müsse. Gleichzeitig erschien es ihm aber so schwer, daß ihn aller Mut verließ, wenn er daran dachte.

„Gott helfe mir," dachte er — — — —

Ingmar Ingmarsson war indes nicht der einzige, der in dieser frühen Morgenstunde unterwegs war.

Auf einem Pfad, der sich zwischen den Kornäckern hinschlängelte, kam ein alter Mann gegangen. Es war nicht schwer zu erraten, was er für ein Gewerbe hatte, denn er trug einen langen Malerpinsel über der Schulter und war von der Mütze an bis hinunter zu den Schuhsohlen mit roter Farbe bespritzt. Er sah sich oft um, wie es die herumwandernden Tüncher zu tun pflegen, um einen unangestrichenen Hof, oder einen, an dem alle Farbe verblaßt oder abgewaschen ist, zu entdecken. Er glaubte bald da, bald dort einen solchen zu sehen, konnte sich aber nicht recht für den einen oder den anderen entscheiden. Schließlich erreichte er eine kleine Anhöhe und erblickte von da den Ingmarshof, der groß und mächtig im Tale lag. „Ach, du lieber Gott!" rief er laut und blieb vor Freude stehen, „das Wohnhaus dort ist seit hundert Jahren nicht frisch angestrichen worden, es ist ja ganz schwarz vor Alter, und die Wirtschaftsgebäude haben noch nie eine Farbe gesehen. Und solch eine Menge Häuser!" rief er aus. „Hier hab ich ja Arbeit bis in den Herbst hinein!"

Er war noch nicht lange weiter gegangen, da nahm er einen Mann wahr, der ein Feld umpflügte. „Sieh, da ist ein Bauer, der hier ansässig ist und die Gegend kennt," dachte der Tüncher, „von ihm kann ich erfahren, was ich über den Hof zu wissen brauche." Er bog vom Weg ab auf das Brachfeld zu und fragte Ingmar, was das für ein großer Hof sei, und ob er glaube, daß der Besitzer ihn anstreichen lassen wolle.

Ingmar Ingmarsson fuhr zusammen und starrte den Mann an, als sei er ein Geist. „Ich glaube wahrhaftig, es ist ein Maler," dachte er „„und er kommt gerade jetzt!" Er war ganz überwältigt und konnte keine Antwort herausbringen.

Er erinnerte sich ganz deutlich daran, daß der Vater, so oft jemand zu ihm sagte: ‚Ihr solltet doch Euer altes häßliches Haus anstreichen lassen,' stets erwidert hatte, er werde es in dem Jahr tun lassen, wo Ingmar Hochzeit mache.

Der Maler fragte ein zweites und noch ein drittes Mal,

aber Ingmar stand ganz still da, als ob er ihn nicht verstehe.

„Sind sie da droben im Himmel nun mit der Antwort fertig geworden?" fragte er sich. „Ist dies eine Botschaft vom Vater, daß ich in diesem Jahr heiraten soll?"

Er war so betroffen von diesem Gedanken, daß er dem Mann ohne weiteres die Arbeit zusagte.

Alsdann ging er tief bewegt und beinahe glücklich hinter seinem Pflug her. „Es wird dir nun nicht so gar schwer werden, es zu tun, jetzt, wo du so gewiß weißt, daß der Vater es will," sagte er.

2

Ein paar Wochen später war Ingmar mit dem Putzen seines Wagengeschirrs beschäftigt. Er sah aus, als sei er schlechter Laune, und die Arbeit ging nur langsam von statten. „Wenn ich der liebe Gott wäre ..." dachte er und faßte ordentlich wieder an; alsdann begann er aufs neue: „Wenn ich der liebe Gott wäre, dann würde ich dafür sorgen, daß eine Sache in demselben Augenblick, wo sie beschlossen ist, auch getan wird. Ich würde den Leuten nicht so lang Zeit lassen, sich zu besinnen, und über alles, was im Weg steht, nachzugrübeln. Mir wär' es einerlei, ob sie Zeit hätten, das Geschirr zu putzen und den Wagen anzustreichen; ich würde sie gerade vom Pflug wegholen."

Er hörte einen Wagen auf der Straße daher rollen, schaute auf und erkannte sofort Pferd und Fuhrwerk. „Der Reichstagsabgeordnete von Bergskog kommt hierher!" rief er in die Küche hinein, wo seine Mutter an der Arbeit war. Gleich darauf hörte man sie das Feuer schüren und die Kaffeemühle in Gang setzen.

Der Reichstagsabgeordnete fuhr auf den Hof; hier blieb er sitzen, ohne abzusteigen. „Nein, ich danke, ich will nicht hinein," sagte er, „denn ich möchte nur ein paar Worte mit dir reden, Ingmar. Ich habe nur wenig Zeit, denn ich muß in die Gemeinderatssitzung." — „Mutter wird gleich mit dem Kaffee fertig sein," sagte Ingmar. — „Danke, aber ich muß zu rechter Zeit da

sein." — „Es ist lange her, seit Sie das letztemal hier waren," sagte Ingmar.

Seine Mutter trat nun auch vor die Tür und bat den Mann, herein zu kommen. „Der Herr Reichstagsabgeordnete wird doch nicht wegfahren wollen, ohne eine Tasse Kaffee getrunken zu haben," sagte sie. Ingmar schlug das Spritzleder zurück, und der Reichstagsabgeordnete stand auf. „Ja, wenn Mutter Märta selbst darum bittet, muß ich wohl gehorsam sein," sagte er.

Es war ein großer, schöner, leicht beweglicher Mann, der einem ganz anderen Menschenschlag anzugehören schien als Ingmar und seine Mutter, die beide häßlich waren, mit schläfrigen Gesichtern und schwerfälligen Gliedmaßen. Aber er hatte eine große Ehrerbietung vor dem altansässigen Geschlecht auf dem Ingmarshof und hätte gerne sein schönes Äußere drangegeben, um so auszusehen wie Ingmar und selbst einer der Ingmarssöhne zu sein. Seiner Tochter gegenüber hatte er stets Ingmars Partei ergriffen, und es wurde ihm ganz leicht ums Herz, als er sich nun so gut aufgenommen sah.

Als Mutter Märta nach einer Weile den Kaffee brachte, rückte er mit seinem Anliegen heraus.

„Ich möchte," begann er und räusperte sich, „ich möchte gern mitteilen, was wir mit Brita zu tun gedenken." Die Tasse, die Mutter Märta in der Hand hielt, zitterte ein wenig, so daß der Löffel auf der Untertasse klirrte; hierauf trat eine drückende Stille ein. — „Wir meinen, es wäre das beste, wenn sie nach Amerika ginge." Er hielt aufs neue inne, und dieselbe Stille trat ein. Da seufzte er über diese schwerfälligen Menschen. „Wir haben schon das Billett für sie gekauft." — „Sie kommt doch wohl zuerst nach Hause?" sagte Ingmar. — „Nein, was sollte sie denn daheim?"

Ingmar verfiel wieder in Schweigen. Seine Augen waren fast geschlossen, und er saß so ruhig da, als ob er schliefe. An seiner Stelle begann nun Mutter Märta zu fragen: „Sie braucht wohl Kleider?" — „Das ist schon alles in Ordnung, es steht ein gepackter Koffer bei Kaufmann Löfberg, wo wir einkehren, wenn wir in der Stadt sind." — „Und ihre Mutter geht nicht hin, um sie noch zu sehen?" — „Doch, sie möchte gern, aber

ich sagte, es sei besser, wenn die beiden sich nicht sähen." — „Ja, das ist wohl möglich." — „Das Billett und das Geld liegen beim Kaufmann Löfberg für sie bereit; sie bekommt also alles, was sie nötig hat."

„Ich dachte, Ingmar müßte dies wissen, so daß er sich die Sache nicht mehr zu Herzen nimmt," sagte der Abgeordnete. Nun schwieg Mutter Märta auch, das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten; sie saß da und betrachtete ihre Schürze. „Nun muß Ingmar an eine neue Heirat denken." Mutter und Sohn schwiegen beide gleich tapfer. „Mutter Märta braucht eine Hilfe in dem großen Haushalt, und Ingmar muß dafür sorgen, daß sie ein ruhiges Alter bekommt." Der Abgeordnete schwieg und fragte sich, ob sie wohl hörten, was er sagte. „Ich und meine Frau möchten ja alles wieder gut machen," sagte er schließlich.

Ingmar aber saß da, und er fühlte eine große Freude in seinem Herzen aufsteigen. Brita sollte nach Amerika, und er brauchte sie nicht zu heiraten. Keine Mörderin würde auf dem alten Ingmarshof die Hausmutter werden. Er hatte so still dagesessen, weil er es nicht für passend fand, sogleich zu zeigen, wie froh er war, nun aber hielt er es an der Zeit, etwas zu sagen.

Der Abgeordnete war nun auch verstummt, er wußte, daß er der Ingmarsfamilie Zeit lassen mußte, sich zu besinnen. Und endlich sagte denn auch Ingmars Mutter: „Ja, nun hat Brita ihre Strafe verbüßt, nun kommt die Reihe an uns andere." Die Alte wollte damit sagen, wenn der Abgeordnete irgendeine Hilfe von den Ingmarssons verlange, und zwar zum Lohn dafür, daß er ihnen den Weg geebnet hatte, so würden sie sich dem nicht entziehen; aber Ingmar faßte die Worte anders auf. Er fuhr zusammen, und es war, als erwache er aus einem Schlaf. „Was würde Vater dazu sagen?" dachte er. „Wenn ich ihm nun die Sache vorlegte, was würde er dazu sagen?" — „Du darfst nicht glauben, daß du Gottes Gerechtigkeit spotten kannst," sagt Vater da. „Du darfst nicht glauben, daß er es ungestraft hingehen läßt, wenn du Brita alle Schuld allein tragen läßt. Wenn ihr Vater sie verstoßen will, um sich dir angenehm zu machen und um Geld von dir zu entlehnen, so sollst

doch du die Wege Gottes gehen, du Klein-Ingmar Ingmarsson."

„Ich glaube wirklich, der alte Vater wacht in dieser Sache über mich," dachte er, „er hat gewiß Britas Vater hierhergeschickt, um mir zu zeigen, wie schlecht es ist, ihr alle Schuld beimessen zu wollen, der Ärmsten. Er wird wohl gesehen haben, daß ich in den letzten Tagen große Lust hatte, davon zu laufen."

Ingmar stand auf, goß etwas Kognak in seinen Kaffee und erhob die Tasse: „Nun danke ich schön, daß der Herr Abgeordnete heute hierhergekommen ist," sagte er und stieß mit ihm an.

3

Den ganzen Vormittag hatte sich Ingmar eifrig an den Birken vor der Haustüre zu schaffen gemacht. Zuerst hatte er ein Gerüst aufgeschlagen und dann bog er die Birkenwipfel so zusammen, daß sie eine Pforte bildeten. Die Bäume ließen sich nur widerwillig biegen, sie rissen sich einmal ums andere wieder los und richteten sich wie eine Kerze gerade auf. „Was machst du hier?" fragte Mutter Märta. — „Ach, ich meine, sie könnten nun auch eine Weile so wachsen," sagte Ingmar.

Es wurde Mittag, und als das Essen vorüber war, gingen die Dienstboten auf den Hofplatz hinaus, um zu schlafen. Ingmar Ingmarsson schlief auch, aber er lag in einem breiten Bett in dem Stübchen hinter dem Saal. Die einzige, die nicht schlief, war die Hausmutter; sie saß im Saal und strickte.

Da öffnete sich leise die Tür, und herein trat ein altes Weib mit zwei großen Körben, die sie an einem Joch über dem Nacken trug. Sie sagte leise guten Tag, setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür und hob, ohne eine Wort zu sagen, den Deckel von den Körben. Der eine war mit Zwieback und Bretzeln gefüllt, der andere mit frisch gebackenen Weißbrötchen. Die Hausmutter trat schnell näher und begann ihre Einkäufe zu machen. Sonst konnte sie mit ihren Groschen recht genau sein,

aber einem guten Kaffeebrot vermochte sie nicht leicht zu widerstehen.

Während sie die Brötchen auswählte, unterhielt sie sich mit dem Weib, das, wie die meisten ihres Schlags, die von einem Hof zum andern wandern und viele Menschen sehen, eine geläufige Zunge hatte. — „Ihr seid eine kluge Frau, Kajsa, auf die man sich verlassen kann," sagte Mutter Märta.

„O ja," entgegnete Kajsa, „wenn ich nicht über das, was ich weiß, schweigen könnte, so würden sich viele in den Haaren liegen." — „Aber manchmal schweigt Ihr zu viel, Kajsa." — Die Alte sah auf und verstand sofort, was Mutter Märta meinte. „Ja, Gott sei mir gnädig," sagte sie, indem ihr die Tränen in die Augen traten. „Ich sprach mit der Frau des Abgeordneten auf Bergskog, aber ich hätte zu Euch gehen sollen." — „Nun, Ihr habt also mit der Frau des Reichstagsabgeordneten gesprochen?" Es lag eine unendliche Verachtung in dem Ton, womit sie das lange Wort aussprach.

Ingmar Ingmarsson fuhr aus dem Schlaf auf, als sich die Tür nach dem Saal leise öffnete. Es trat zwar niemand ein, aber die Tür blieb angelehnt. Er wußte nicht, ob sie von selbst aufgegangen war, oder ob sie jemand geöffnet hatte. Aber schläfrig wie er war, blieb er ruhig liegen und hörte nur, daß in dem äußeren Gemach gesprochen wurde.

„Sagt mir nur, Kajsa, woher Ihr erfahren habt, daß Brita Ingmar nicht lieb hatte," sagte die Mutter. — „Ach, es hieß ja von Anfang an, daß die Eltern sie gezwungen hätten," sagte das Weib ausweichend. — „Sprecht nur gerade heraus, Kajsa; wenn ich frage, braucht Ihr keine Umschweife zu machen, um die Wahrheit zu sagen. Ich glaube, ich werde das schon ertragen können, was Ihr sagen könnt."

„Nun, ich muß sagen, daß sie mir jedesmal so verweint vorkam, so oft ich zu jener Zeit nach Bergskog kam. Und einmal, als sie und ich in der Küche auf Bergskog allein waren, sagte ich zu ihr: ‚Du bekommst einen schönen Mann, Brita!' — Sie sah mich an, als ob sie glaubte, ich wolle sie verspotten. Und dann sagte sie: ‚Ja, das kannst du schon sagen, schön ist er.' Dies sagte

sie auf eine Weise, daß es mir war, als sehe ich Ingmar Ingmarsson vor mir, und schön ist er allerdings nicht, aber daran hatte ich vorher gar nicht gedacht, denn ich habe immer große Achtung vor den Ingmarssons gehabt. Aber nun konnte ich mich nicht enthalten, ein wenig zu lachen. Da sah mich Brita an und sagte noch einmal: ‚Ja, schön ist er;' dann aber wandte sie sich rasch ab, stürzte in die Kammer nebenan, und ich hörte, daß sie weinte.

Aber als ich ging, dachte ich bei mir selbst: Es wird schon recht werden, denn alles wird recht bei den Ingmarssöhnen. Ich wunderte mich nicht über die Eltern, denn wenn ich eine Tochter gehabt hätte, und Ingmar Ingmarsson hätte um sie geworben, dann hätte ich auch nicht nachgelassen, bis sie Ja gesagt hätte."

Ingmar lag auf dem Bett und hörte zu. „Das tut Mutter absichtlich," dachte er. „Sie wundert sich über das Anstreichen des Hauses und die Ehrenpforte und die Reise in die Stadt, die ich morgen antreten will. Mutter denkt, ich wolle hinfahren und Brita holen, sie weiß ja nicht, daß ich ein solcher Tropf bin, der dies gar nicht fertig bringt."

„Als ich dann Brita wiedersah," fuhr das Weib fort, „war sie schon hierher auf den Ingmarshof gezogen. Ich konnte sie nicht gleich fragen, wie es ihr gehe, denn es waren so viele Leute im Zimmer, aber als ich mich entfernte und auf das Gehölz zuging, kam sie mir nach. ‚Kajsa,' sagte sie, ‚bist du kürzlich in Bergskog gewesen?' — ‚Vorgestern war ich dort,' sagte ich. — ‚Ach, du lieber Gott, du warst vorgestern dort, und mir ist es, als sei ich seit vielen Jahren nicht mehr daheim gewesen.' — Ich wußte nicht recht, was ich ihr antworten sollte; sie sah aus, als könne sie nichts hören, sondern würde sofort in Tränen ausbrechen, was ich auch immer sagen mochte. ‚Du kannst doch einmal nach Hause gehen und sehen, wie es ihnen geht,' sagte ich. — ‚Nein,' sagte sie, ‚ich glaube, ich komme nie mehr nach Hause.' — ‚Geh du nur einmal heim,' sagte ich zu ihr, ‚es ist so schön da oben, der ganze Wald ist voller Beeren, und die Brandplätze sind ganz rot von Preißelbeeren.' — ‚Du liebe Zeit!' rief sie, und ihre Augen wurden ganz groß, ‚gibt es schon Preißel-

beeren?' — ‚Ja, und du wirst dich schon einen Tag freimachen können, so daß du hingehen und dich daran satt essen kannst.' — ‚Nein, ich glaube nicht, daß ich es tue,' sagte sie. ‚Gehe ich heim, dann wird es nur schlimmer, wenn ich wieder hierher zurückkomme.'

‚Ich habe immer gehört, daß man es bei den Ingmarssöhnen gut habe,' sagte ich. ‚Es sind gute Leute.' — ‚Ja,' antwortete sie, ‚es sind gute Leute.' — ‚Es sind die besten Leute im Dorf,' sagte ich. ‚Sie sind rechtschaffen.' — ‚Ja, es wird ja nicht als Unrecht angesehen, wenn man eine Frau gegen ihren Willen nimmt.' — ‚Und klug sind sie auch.' — ‚Ja, sie verschweigen das, was sie wissen.' — ‚Sagen sie nie etwas?' — ‚Keines von allen redet mehr als das Allernotwendigste.'

Nun mußte ich gehen, aber da fiel mir noch etwas ein, und ich fragte sie: ‚Soll die Hochzeit hier oder daheim bei dir gefeiert werden?' — ‚Sie soll hier auf dem Hof gefeiert werden, denn hier ist besser Platz dazu.' — ‚Dann sorge nur dafür, daß die Hochzeit nicht allzulange hinausgeschoben wird,' sagte ich. — ‚Sie soll in vier Wochen sein,' erwiderte sie.

Aber als ich Brita verlassen wollte, fiel mir's noch ein, daß man auf dem Ingmarshof eine schlechte Ernte gehabt hatte, und ich sagte ihr, daß ich, offen gestanden, nicht glaube, die Hochzeit werde in diesem Jahre noch stattfinden. — ‚Dann muß ich ins Wasser gehen,' sagte Brita.

Einen Monat später hörte ich, die Hochzeit sei verschoben worden, und ich fürchtete, es könnte schlimm ablaufen, deshalb ging ich nach Bergskog und redete mit der Frau des Abgeordneten. — ‚Sie greifen es ganz verkehrt an da drunten,' sagte ich. — ‚Ja, wir müssen zufrieden sein, wie sie es einrichten,' sagte sie. ‚Wir danken Gott jeden Tag dafür, daß wir unsere Tochter so gut versorgt wissen.'"

„Mutter hätte sich nicht so viele Mühe zu machen brauchen," dachte Ingmar Ingmarsson, „denn hier auf dem Hof ist niemand, der in die Stadt fahren und Brita holen will. Sie hätte nicht nötig gehabt, wegen der Ehrenpforte in Angst zu sein, das ist nur etwas, was ein Mann tut, um zu Gott sagen zu können: ‚Ich war ja

bereit dazu! Du konntest doch daran sehen, daß es meine Absicht war.' Es aber wirklich tun, das ist etwas anderes."

„Als ich Brita zum letztenmal sah," fuhr Kajsa fort, „war es Winter und es lag hoher Schnee. Ich schritt auf einem schmalen Pfad mitten im wilden Wald; es war sehr schwer zu gehen, denn es hatte zu tauen begonnen, und die Füße glitten mir im geschmolzenen Schnee aus. Da erblickte ich einen Menschen, der auf dem Schnee saß und sich ausruhte, und als ich näher kam, erkannte ich Brita. ‚Gehst du allein hier im Wald spazieren?' fragte ich sie. — ‚Ja, ich gehe spazieren,' sagte sie. Da blieb ich stehen und sah sie an, denn ich konnte nicht begreifen, was sie hier wolle. ‚Ich will sehen, ob ich hier nicht irgendwo einen steilen Felsen finde,' sagte Brita dann. — ‚Daß Gott erbarm, du wirst dich doch nicht hinabstürzen wollen!' sagte ich, denn sie sah aus, als ob sie nicht länger leben wolle.

‚Doch,' sagte sie, ‚wenn ich nur einen Felsen fände, der hoch und steil genug wäre, dann würde ich mich hinabstürzen.' — ‚Du solltest dich schämen, Brita, wo du es doch so gut hast.' — ‚Siehst du, Kajsa, ich bin schlecht.' — ‚Ja, es scheint so.' — ‚Ich tue gewiß noch einmal etwas Böses, so daß es besser wäre, ich stürbe.' — ‚Was sind das für Reden, Kind?' — ‚Ja, ich wurde schlecht, als ich da hinunterzog.' Dann trat sie ganz nahe zu mir mit ganz verstörten Augen und sagte: ‚Sie sinnen nur darauf, wie sie mich quälen, und ich denke nur daran, wie ich sie auch quälen kann.' — ‚Gewiß nicht, Brita, es sind gute Leute.' — ‚Sie sinnen nur darauf, wie sie Schande über mich bringen können.' — ‚Hast du ihnen das gesagt?' — ‚Ich spreche nie mit ihnen. Ich denke nur darüber nach, wie ich ihnen Böses zufügen kann.'

‚Ja, ich denke darüber nach, ob ich den Hof anzünden soll; ich weiß, er hängt sehr daran. Ich überlege auch, ob ich den Kühen Gift geben soll; sie sind so häßlich und alt und weiß um die Augen herum, als seien sie verwandt mit ihnen.' — ‚Der Hund, der bellt, beißt nicht,' sagte ich. — ‚Etwas Böses muß ich ihm antun,' sagte sie, ‚eher bekomme ich keine Seelenruhe.' — ‚Du weißt selbst nicht, was du sagst,' sagte ich, ‚ja, du

wirst deiner Seelenruhe schließlich für immer ein Ende machen.'

Da stimmte sie plötzlich einen anderen Ton an und begann zu weinen. Sie wurde weich und sagte, daß es ihr schwer werde, die bösen Gedanken, die sie überfielen, zu bekämpfen. Dann begleitete ich sie zurück auf den Ingmarshof, und als wir uns trennten, versprach sie mir, daß sie nichts Böses tun wolle, wenn ich nur meinen Mund halten würde.

Und dann überlegte ich eifrig, mit wem ich darüber sprechen könne," sagte Kajsa, „denn es kam mir so schwierig vor, zu so vornehmen Leuten zu gehen, wie Ihr..."

In diesem Augenblick läutete die Eßglocke auf dem Stallgebäude; die Mittagsruhe war vorüber. Mutter Märta verabschiedete Kajsa hurtig. „Hört, Kajsa, meint Ihr, daß es jemals zwischen Ingmar und Brita wieder gut werden könnte?" — „Was?" sagt die Alte betroffen. — „Ich meine, — wenn sie nun nicht nach Amerika ginge, ob Ihr glaubt, daß sie ihn nehmen würde?" — „Wie könnte ich das wissen? Nein, ich glaube es eigentlich nicht." — „Würde sie wohl nein sagen?" — „Ja, das würde sie."

Die Beine über die Bettkante heruntergehängt, saß Ingmar drin auf dem Bett. „Nun hast du erfahren, was du zu wissen brauchtest, Ingmar, nun glaube ich, daß du morgen abreisest," sagte er und schlug mit der Faust auf die Bettkante. „Daß aber Mutter glaubt, sie könne mich zurückhalten, indem sie mir zeigt, daß Brita mich nicht liebt."

Wieder und wieder schlug er auf die Bettkante, wie wenn er in seinen Gedanken etwas Hartes niederschlüge, das ihm Widerstand leistete. „Nun will ich es doch noch einmal versuchen. Wir Ingmarssöhne fangen wieder von vorne an, wenn etwas schief gegangen ist. — Kein rechter Kerl kann sich darein finden, daß ein Frauenzimmer aus Groll gegen ihn verrückt wird."

Noch nie hatte er so tief gefühlt, welche Niederlage er erlitten hatte, und er brannte vor Sehnsucht nach irgendeiner Art der Genugtuung.

„Das wäre doch des Teufels, wenn ich Brita nicht

lehren könnte, auf dem Ingmarshof glücklich zu sein," sagte er.

Er versetzte der Bettkante einen letzten Schlag, ehe er aufstand, um an seine Arbeit zu gehen.

„So wahr als ich dastehe, Groß-Ingmar ist es, der Kajsa hergeschickt hat, um mich dazu zu bringen, diese Reise in die Stadt zu machen!"

4

Ingmar Ingmarsson hatte die Stadt erreicht und ging nun langsam den Weg nach dem großen Bezirksgefängnis entlang, das hochaufragend auf einem kleinen Hügel über den städtischen Anlagen stand. Er sah sich nicht um, sondern schleppte sich, die schweren Augenlider tief gesenkt, so mühsam vorwärts, als sei er ein Greis.

In Anbetracht der ernsten Angelegenheit hatte er die schöne Volkstracht seines Heimatdorfs abgelegt und trug schwarze Tuchkleider und ein gestärktes Vorhemd, das er schon etwas zerknittert hatte. Es war ihm sehr feierlich zumut, aber gleichzeitig auch ängstlich und widerwillig.

Nun erreichte Ingmar den kiesbestreuten Platz vor dem Gefängnis; er bemerkte einen Schutzmann und fragte, ob Brita, die Tochter Eriks, wirklich heute entlassen werde. „Ja, ich glaube, es wird heute jemand frei," sagte der Schutzmann. — „Es ist eine, die wegen Kindsmord gesessen hat," klärte ihn Ingmar auf. — „Jawohl, ja; sie wird heute vormittag entlassen."

Ingmar ging nicht weiter, sondern stellte sich neben einem Baum auf, um zu warten; nicht ein einziges Mal wandte er die Augen von dem Gefängnistor ab. „Manche von denen, die da hinein gegangen sind, mögen es nicht allzugut gehabt haben," dachte er. „Ich will zwar nicht zu dick auftragen," fuhr er fort, „aber doch hat es vielleicht mancher, der da hineingegangen ist, leichter gehabt als ich, der hier außen steht."

„Ja, ja, nun hat Groß-Ingmar mich doch hierher gebracht, um die Braut aus dem Gefängnis zu holen," sagte er dann. „Aber ich könnte nicht behaupten, daß Klein-Ingmar froh darüber wäre; es wäre ihm lieber,

wenn die Braut durch eine Ehrenpforte geschritten käme, ihre Mutter neben sich, um sie dem Bräutigam zuzuführen. Und dann hätten sie mit einer großen Hochzeitsgesellschaft in die Kirche fahren sollen. Und die Braut hätte schön geschmückt neben ihm sitzen und unter der Brautkrone lächeln sollen."

Das Tor öffnete sich mehrere Male; es kam ein Pfarrer, es kam die Frau des Gefängnisdirektors sowie deren Mägde, die in die Stadt gingen. Schließlich kam Brita. Als das Tor aufging, fühlte Ingmar, wie sich sein Herz zusammenkrampfte. „Jetzt kommt sie," dachte er. Seine Augen schlossen sich, er war wie gelähmt und rührte sich nicht. Als er sich ermannte und aufsah, stand sie auf der Staffel vor dem Tor.

Er sah, daß sie da einen Augenblick stehenblieb. Sie schob das Kopftuch zurück und schaute mit klaren Augen in die Ferne. Das Gefängnis lag hoch über der Stadt, und über Ortschaften und Wälder hinweg konnte sie die Berge ihres Heimatdorfs sehen.

Nun sah Ingmar, daß sie wie von einer unsichtbaren Macht geschüttelt und gebeugt wurde. Sie schlug die Hände vors Gesicht und setzte sich auf die Staffel.

Von seinem Platz aus hörte er deutlich, daß sie schluchzte.

Da schritt er über den Kiesplatz, stellte sich neben sie und wartete. Sie weinte so heftig, daß sie nichts hörte, und er mußte lange dastehen. — „Weine nicht so, Brita," sagte er schließlich. — „Ach Gott im Himmel, bist du hier?" rief sie. In demselben Augenblick stand all das, was sie ihm getan hatte, deutlich vor ihr, und ebenso deutlich auch, was es ihn gekostet haben mußte, hierher zu kommen. Sie stieß einen Freudenschrei aus, warf sich ihm um den Hals und schluchzte aufs neue.

„Ach, wie sehr habe ich gewünscht, daß du hier sein möchtest!" sagte sie. — Ingmars Herz begann heftig zu klopfen, weil sie sich über sein Kommen freute. — „Was sagst du, Brita, hast du dich nach mir gesehnt?" sagte er gerührt. — „Ja, ich hätte dich gern um Verzeihung gebeten."

Da richtete sich Ingmar in seiner ganzen Größe auf und wurde so kalt wie ein Steinbild. — „Dazu wird

sich schon Gelegenheit finden," sagte er, „ich meine aber, wir sollten jetzt nicht länger hier stehen bleiben." — „Nein, dies ist ja kein Platz zum Verweilen," sagte sie demütig. — „Ich bin bei Kaufmann Löfberg abgestiegen," sagte Ingmar im Weitergehen. — „Dort steht auch mein Koffer." — „Ja, ich habe ihn dort stehen sehen," sagte Ingmar, „er ist zu groß, um ihn hinten auf den Wagen zu stellen, wir müssen ihn hier lassen, bis wir ihn holen lassen können." — Brita blieb stehen und sah Ingmar an. Es war die erste Anspielung, daß er die Absicht habe, sie mit nach Haus zu nehmen. — „Ich habe heute einen Brief von meinem Vater bekommen; er schrieb, du meintest auch, ich solle nach Amerika auswandern." — „Ich meinte, es würde nichts schaden, wenn du die Wahl hättest; es war ja nicht sicher, ob du mit mir gehen wolltest." Sie merkte wohl, daß er nicht sagte, er wünsche es, aber das konnte seinen Grund auch darin haben, daß er sie nicht aufs neue zwingen wollte. Sie wurde sehr bedenklich. Es war gewiß nichts Beneidenswertes, eine solche wie sie auf den Ingmarshof heimzuführen. „Sag ihm, daß du nach Amerika willst, das ist der einzige Dienst, den du ihm leisten kannst," sagte sie zu sich selbst. „Sag es ihm, sag es ihm," trieb sie sich selbst an. Während sie noch so dachte, hörte sie jemand sagen: „Ich fürchte, ich bin nicht stark genug, um nach Amerika auszuwandern, es heißt, man müsse dort sehr hart arbeiten," und dabei kam es ihr vor, als sei es nicht sie, sondern jemand ganz anderes, der so gesprochen hatte. — „Ja, es wurde davon geredet," sagte Ingmar leise. Sie schämte sich über sich selbst, als sie daran dachte, daß sie gerade heute morgen zu dem Pfarrer gesagt hatte, sie gehe nun als ein neuer und besserer Mensch in die Welt hinaus. Sehr unzufrieden mit sich selbst wanderte sie schweigend weiter und überlegte, wie sie ihr Wort wieder zurücknehmen könnte, aber sobald sie ein diesbezügliches Wort sagen wollte, hielt der Gedanke sie zurück, daß ihn wieder zurückzuweisen der schwärzeste Undank von ihr wäre, wo er sie doch offenbar noch immer lieb hatte. „Wenn ich nur in seinen Gedanken lesen könnte," dachte sie.

Da sah Ingmar, daß sie stehenblieb und sich an eine

Mauer lehnte. — „Ich werde ganz verwirrt von all dem Lärm und den vielen Menschen.“ Er streckte die Hand aus, die sie ergriff, und dann gingen sie Hand in Hand durch die Straße. „Nun sehen wir aus wie ein Brautpaar,“ dachte Ingmar, aber er überlegte die ganze Zeit, wie es wohl gehen werde, wenn er nun heimkomme, und wie er wohl mit seiner Mutter und all den andern zurechtkommen werde.

Als sie das Löfbergsche Haus erreicht hatten, sagte Ingmar, daß sein Pferd nun ausgeruht habe und daß er vorschlage, wenn Brita nichts dagegen habe, die ersten Wegstrecken noch heute zurückzulegen. Da dachte sie, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo sie ihm sagen müsse, daß sie nicht wolle. Sie flehte zu Gott, er möge ihr doch kundtun, ob Ingmar nur aus Barmherzigkeit gekommen sei. Mittlerweile zog Ingmar den Wagen aus dem Schuppen heraus. Er war frisch angestrichen, das Spritzleder leuchtete, und die Sitze hatten neue Bezüge bekommen. Vorn am Wagendach steckte ein kleiner halbverwelkter Wiesenblumenstrauß. Als Brita diesen sah, blieb sie stehen und überlegte; Ingmar aber ging in den Stall, schirrte das Pferd an und zog es heraus. Da sah sie einen ebensolchen halbverwelkten Strauß an dem Kummet stecken und begann nun zu glauben, daß er sie wirklich lieb habe, und daß es das beste wäre, zu schweigen. Sonst könnte er vielleicht denken, sie sei undankbar und verstehe nicht, wie groß das war, was er ihr bot.

Sie fuhren auf der Straße dahin, und um dem Schweigen ein Ende zu machen, begann sie ihn über dies und jenes daheim auszufragen. Mit jeder neuen Frage erinnerte sie ihn an irgend jemand, vor dessen Urteil ihm bange war. „Wie der sich verwundern wird,“ dachte er, „wie der sich über mich lustig machen wird!“ Er gab ihr nur einsilbige Antworten, und wieder und wieder war es ihr, als wolle sie ihn bitten, wieder umzukehren. Er will mich nicht haben, er hat mich nicht lieb; er tut es nur aus Barmherzigkeit!

Bald hörte sie auf, zu fragen, in tiefem Schweigen fuhren sie eine Meile um die andere. Aber als sie an ein Wirtshaus kamen, standen Kaffee und neugebackenes Brot für sie bereit, und auf dem Kaffeebrett lagen auch

Blumen. Sie begriff, daß er es so bestellt hatte, als er am vorhergehenden Tage vorbeigekommen war. War das auch nur Güte und Barmherzigkeit? War er gestern froh gewesen? War er seines Entschlusses erst heute überdrüssig geworden, als er sie aus dem Gefängnis kommen sah? Aber morgen, wenn er es wieder vergessen hatte, da würde es schon recht werden!

Brita war weich geworden vor Reue und Demut. Sie wollte ihm keinen Kummer bereiten. Vielleicht, daß er sie doch wirklich — — — —

Sie blieben in einer Herberge über Nacht, brachen aber früh wieder auf, und gegen zehn Uhr waren sie so weit gekommen, daß sie die Kirche ihres Heimatdorfes wahrnehmen konnten. Als sie daran vorüberfuhren, war der Weg voller Kirchgänger, und die Glocken läuteten. „Lieber Gott, es ist Sonntag!" sagte Brita und faltete unwillkürlich die Hände. Sie vergaß alles über dem Wunsche, zur Kirche zu fahren und Gott zu danken.

Das neue Leben, das sie nun führen würde, hätte sie so gern mit einem Gottesdienst in der alten Kirche eingeweiht.

„Ich möchte so gern in die Kirche gehen," sagte sie zu Ingmar. In diesem Augenblick dachte sie gar nicht daran, daß es ihm schwer werden könnte, sich mit ihr in der Kirche zu zeigen; sie war ganz von Andacht und Dankbarkeit erfüllt. — Ingmar war nahe daran, es ihr rundweg abzuschlagen, er traute sich den Mut nicht zu, den scharfen Blicken und klatschsüchtigen Zungen zu begegnen. „Aber einmal muß es ja doch sein," dachte er und bog in den Kirchenweg ein. „Es wird gleich schlimm, wann es auch sein mag."

Als sie den Hügel zur Kirche hinanfuhren, saßen da auf dem Steinmäuerchen eine Menge Menschen, die auf den Beginn des Gottesdienstes warteten und indes die Ankommenden betrachteten. Als sie nun Ingmar und Brita erkannten, begannen sie zu flüstern und einander anzustoßen und auf die beiden zu deuten. Ingmar sah Brita an; sie saß mit gefalteten Händen und sah aus, als wisse sie nicht, wo sie sei. Sie sah die Menschen nicht, aber Ingmar sah sie dafür um so besser, einige davon liefen sogar hinter dem Wagen her. Er verwunderte sich

nicht darüber, daß sie nachliefen und daß sie ihn anstarrten! Sie wußten ja wohl nicht, ob sie recht gesehen hatten, denn sie konnten sich natürlich nicht denken, daß er mit ihr, die sein Kind erwürgt hatte, in Gottes Haus gefahren kommen werde. „Das ist zu viel," dachte er, „ich ertrage es nicht."

„Es ist am besten, du gehst gleich in die Kirche, Brita," sagte er, als er ihr beim Aussteigen half. — „Jawohl," antwortete sie, denn sie war gekommen, um dem Gottesdienst anzuwohnen, und nicht, um andere Menschen zu treffen. Ingmar ließ sich nicht lange Zeit, um das Pferd auszuspannen und es zu füttern. Die Blicke vieler waren auf Ingmar gerichtet, aber niemand redete ihn an. Als er schließlich fertig war und in die Kirche ging, waren die meisten schon an ihren Plätzen und man hatte schon angefangen zu singen. Während er nun den breiten Gang hinaufschritt, schaute er nach der Frauenseite hinüber. Alle Bänke waren besetzt, mit Ausnahme einer einzigen, und in dieser saß nur eine Person. Er sah sogleich, daß es Brita war, und erriet, daß niemand neben ihr sitzen wollte. Er machte noch ein paar Schritte, dann wandte er sich nach der Frauenseite und setzte sich neben Brita. Brita machte große Augen, als er zu ihr trat. Sie hatte vorher gar nichts bemerkt gehabt, jetzt aber erriet sie, daß die andern nicht neben ihr sitzen wollten. Da verwandelte sich die feierliche Sonntagsfreude, die sie vorhin empfunden hatte, in tiefe Traurigkeit. Was sollte nur daraus werden? Ach, sie hätte nie mit ihm zurückkehren sollen!

Die Tränen traten ihr in die Augen, und um nicht zu weinen, nahm sie ein altes Gesangbuch, das vor ihr lag, und begann darin zu lesen. Sie blätterte die Evangelien samt den Episteln durch, konnte aber vor lauter Tränen, die sie nicht zurückhalten konnte, kein Wort unterscheiden. Da leuchtete plötzlich etwas Hochrotes vor ihren Augen auf; es war ein Buchzeichen mit einem roten Herzen darauf, das zwischen den Blättern lag. Sie nahm es und schob es Ingmar hin.

Sie sah, daß er es in seiner großen Hand hielt und es verstohlen betrachtete. Gleich nachher lag es auf dem Boden. „Was soll aus uns werden, was soll aus uns

werden?" dachte Brita und weinte in das Gesangbuch hinein.

Sie verließen die Kirche, sobald der Pfarrer von der Kanzel gestiegen war. Ingmar spannte in aller Eile an, und Brita half auch dabei. Als der Segen gesprochen und die Schlußverse gesungen waren und die Leute allmählich aus der Kirche strömten, waren Brita und Ingmar schon unterwegs. Beide hatten ungefähr denselben Gedanken. Wer ein solches Verbrechen begangen hat, darf nicht mehr unter anderen Menschen leben. Sie fühlten es alle beide, daß sie da in der Kirche gesessen hatten, als stünden sie am Pranger. „Das können wir alle beide nicht aushalten," dachten sie.

Mitten in ihrem Kummer erblickte Brita den Ingmarshof, und sie erkannte ihn fast nicht wieder, so rotleuchtend lag er da. Es fiel ihr ein, daß es immer geheißen hatte, der Hof werde rot angestrichen werden, wenn Ingmar Hochzeit feiere. Und damals war die Hochzeit verschoben worden, weil er das Geld fürs Anstreichen nicht ausgeben wollte. Ach, Brita fühlte, daß er alles recht gut hatte machen wollen, daß es ihm dann aber doch zu schwer geworden war.

Als sie auf den Ingmarshof fuhren, saßen die Bewohner eben beim Mittagessen. „Da ist der Herr," sagte einer der Knechte und schaute hinaus. Mutter Märta stand auf, hob aber kaum die schläfrigen Augenlider. „Ihr bleibt alle hier," befahl sie. „Es braucht keiner vom Tisch aufzustehen."

Die alte Frau ging schwerfällig durch die Stube. Den Leuten, die ihr nachsahen, fiel es auf, daß sie, wie um noch gebieterischer auszusehen, im Sonntagsstaat war, mit einem seidenen Schal um die Schultern und einem seidenen Tuch auf dem Kopf. Sie stand schon an der Haustür, als der Wagen hielt.

Ingmar sprang schnell ab, aber Brita blieb sitzen. Er ging auf ihre Seite hinüber und knöpfte das Spritzleder auf. „Willst du nicht aussteigen?" — „Nein, ich will nicht." — Sie war in Tränen ausgebrochen und hielt die Hände vors Gesicht. — „Ich hätte nie zurückkommen sollen," sagte sie schluchzend. — „Ach, steig jetzt nur aus," sagte Ingmar. — „Laß mich in die Stadt zurück-

fahren, ich bin nicht gut genug für dich." — Vielleicht dachte Ingmar, darin habe sie recht; er sprach es aber nicht aus, sondern hielt das Spritzleder zurück und wartete. — „Was sagt sie?" fragte Mutter Märta von der Haustüre her. — „Sie sagt, sie sei nicht gut genug für uns," sagte Ingmar, denn Brita konnte vor lauter Weinen kein deutliches Wort hervorbringen. — „Und warum weint sie?" fragte die Alte. — „Weil ich eine arme Sünderin bin," schluchzte Brita, die Hände auf das Herz drückend; sie meinte, es müsse ihr vor Schmerz brechen. — „Was sagt sie?" fragte die Alte wieder. — „Weil sie eine arme Sünderin sei," wiederholte Ingmar.

Als Brita hörte, daß er ihre Worte mit kalter, gleichgültiger Stimme wiederholte, ging ihr plötzlich die Wahrheit auf. Nein, er hätte nicht dastehen und ihre Worte der Mutter wiederholen können, wenn er sich etwas aus ihr gemacht, wenn er auch nur die geringste Spur von Liebe für sie gefühlt hätte. Nun hatte sie nicht nötig, noch weiter zu fragen, jetzt wußte sie, was sie zu wissen brauchte.

„Warum steigt sie nicht aus?" fragte die Alte.

Nun unterdrückte Brita ihre Tränen und antwortete selbst mit lauter Stimme: „Darum, weil ich Ingmar nicht ins Unglück bringen will." — „Ich denke, sie hat recht," sagte die Mutter, „laß sie gehen, Klein-Ingmar. Sonst gehe ich, das mußt du wissen, denn mit so einer schlafe ich nicht eine einzige Nacht unter demselben Dach."

„Laß uns um Gottes willen machen, daß wir fortkommen!" jammerte Brita. — Ingmar stieß einen Fluch aus, wandte den Wagen und stieg hinauf. Er war der ganzen Sache überdrüssig und wollte nicht länger dafür kämpfen.

Als sie wieder auf der Fahrstraße waren, begegneten ihnen jeden Augenblick Leute, die aus der Kirche kamen. Das war widerwärtig, und Ingmar bog plötzlich in einen schmalen Waldweg ein, der in früheren Zeiten eine Landstraße gewesen war. Er war steinig und holprig, aber mit einem Einspänner konnte man schon darauf fahren.

Gerade wie er in diesen Weg einbog, rief ihn jemand an. Er sah sich um; es war der Postbote, der ihm einen

Brief übergab. Ingmar nahm ihn, steckte ihn in die Tasche und fuhr in den Wald hinein.

Sobald er so weit gekommen war, daß ihn von der Landstraße aus niemand mehr sehen konnte, hielt er an und zog den Brief hervor. In demselben Augenblick legte Brita die Hand auf seinen Arm. „Lies ihn nicht," sagte sie. — „Soll ich ihn nicht lesen?" — „Nein, er ist nicht des Lesens wert." — „Wie kannst du das wissen?" — „Der Brief ist von mir." — „Dann kannst du mir ja selbst sagen, was darin steht." — „Nein, das kann ich nicht."

Er sah sie an; sie wurde glühend rot, und ihre Augen waren ganz verstört vor Angst. „Ich glaube, ich will den Brief doch lesen," sagte Ingmar. Er wollte ihn öffnen, aber sie versuchte ihn ihm zu entreißen. Er widersetzte sich, und es gelang ihm, den Umschlag aufzuschlitzen. — „Ach du lieber Gott," jammerte sie, „es wird mir doch auch gar nichts erspart!"

„Ingmar," flehte sie, „lies ihn in ein paar Tagen, wenn ich abgereist bin." Er hatte den Brief schon ausgebreitet und begann zu lesen. „Höre mich, Ingmar, der Gefängnispfarrer war es, der mich dazu brachte, den Brief zu schreiben, und er versprach, ihn aufzuheben und erst abzuschicken, wenn ich schon auf dem Dampfschiff sei. Nun hat er ihn zu früh abgeschickt, und du hast kein Recht, ihn jetzt schon zu lesen. Laß mich nur erst fort sein, ehe du ihn liesest."

Ingmar warf ihr einen zornigen Blick zu, er sprang vom Wagen, um Ruhe vor ihr zu haben, und schickte sich an, den Brief zu entziffern. Sie war jetzt in ebenso großer Aufregung wie früher manchmal, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte. — „Es ist nicht wahr, was darin steht! Der Pfarrer hat mich dazu überredet! Ich liebe dich nicht, Ingmar!" Mit einem großen verwunderten Blick schaute er von dem Brief auf. Da verstummte sie, und die Demut, die sie im Gefängnis gelernt hatte, überkam sie von neuem und zwang sie zur Ruhe. Nun, es war ja nicht mehr, als sie verdient hatte.

Ingmar plagte sich mit dem Lesen des Briefs. Plötzlich knitterte er ihn ungeduldig zusammen, und aus seinem Hals drang ein röchelnder Laut. „Ich kann nicht klug

daraus werden!" rief er und stampfte auf den Boden. „Es fließt mir alles ineinander."

Er ging um den Wagen herum, trat zu Brita und faßte sie heftig beim Arm. Seine Stimme klang zornig und rauh, und er sah schrecklich aus. „Ist es wahr, was da in dem Brief steht, daß du mich lieb hast?" wiederholte er mit erregtem Gesicht. — „Ja," antwortete sie tonlos.

Er schüttelte ihren Arm und schleuderte ihn weg. — „Du lügst also, du lügst also!" sagte er. Er brach in ein lautes, rohes Gelächter aus und verzerrte sein Gesicht gräßlich. „Gott weiß es!" sagte sie feierlich, „daß ich ihn jeden Tag darum gebeten habe, dich vor meiner Abreise noch einmal sehen zu dürfen." — „Wo willst du denn hin?" — „Ich soll ja nach Amerika." — „Den Teufel sollst du, ja!"

Ingmar war ganz von Sinnen; er wankte ein paar Schritte in den Wald hinein; hier warf er sich auf den Boden nieder, und nun war die Reihe zum Weinen an ihm. Brita ging ihm nach und setzte sich neben ihn; sie war so froh, daß sie es kaum über sich vermochte, nicht hell aufzulachen. — „Ingmar, Klein-Ingmar," sagte sie und nannte ihn bei seinem Kosenamen. — „Du, die mich für so häßlich hält!" — „Ja, das tue ich wahrhaftig!" — Ingmar stieß ihre Hand zurück. — „Nun will ich dir alles erzählen." — „Ja, tu' das!" — „Erinnerst du dich dessen, was du vor drei Jahren bei der Gerichtsverhandlung sagtest?" — „Ja." — „Daß du mich heiraten wolltest, wenn ich meinen Sinn ändern würde." — „Ja, ich erinnere mich." — „Damals begann ich, dich lieb zu gewinnen, denn ich hätte nie geglaubt, daß irgendein Mensch so etwas sagen könne. Übermenschlich war es, daß du das zu mir sagen konntest, Ingmar, nach allem, was ich getan hatte. Als ich dich damals ansah, Ingmar, dachte ich, du seiest schöner als alle anderen, du seiest klüger als alle die anderen und du seiest der einzige, mit dem es sich gut leben ließe. Ich gewann dich innig lieb, und ich dachte, du gehörtest zu mir, und ich zu dir. Und im Anfang betrachtete ich es als eine ausgemachte Sache, daß du kommen würdest und mich holen; aber später wagte ich nicht mehr, daran zu glauben."

Ingmar hob den Kopf. „Warum haſt du nichts geſchrieben?"

„Ich habe ja geſchrieben." — „Und bateſt mich um Verzeihung; das war doch nichts, um darüber zu ſchreiben." — „Worüber hätte ich denn ſonſt ſchreiben ſollen?" — „Über das andere." — „Hätte ich das tun dürfen, ich?" — „Nun wäre ich beinahe nicht gekommen." — „Aber Ingmar, ich durfte dir doch keinen Antrag machen, nach allem, was ich dir getan hatte! Am letzten Tag im Gefängnis ſchrieb ich dir auch nur, weil der Pfarrer ſagte, ich müſſe es tun. Er nahm den Brief zu ſich und verſprach mir, daß du ihn nach meiner Abreiſe bekommen ſollteſt. Und nun hat er ihn ſchon abgeſchickt."

Ingmar ergriff ihre Hand, legte ſie auf den Boden und ſchlug darauf. „Ich hätte Luſt, dich ſelbſt zu ſchlagen." — „Du darfſt mir tun, was du willſt, Ingmar." Er ſchaute ihr in das Geſicht, dem das Leiden eine neue Schönheit verliehen hatte, dann ſtand er auf und beugte ſich tief über ſie. „Es war aber nahe daran, daß ich dich hätte reiſen laſſen." — „Du konnteſt es aber doch nicht unterlaſſen, zu kommen." — „Ich muß dir ſagen, daß ich dich gar nicht lieb hatte." — „Das verſtehe ich recht wohl." — „Ich war ſo froh, als ich hörte, daß du nach Amerika ſollteſt." — „Ja, Vater ſchrieb, du ſeieſt erfreut darüber." — „Wenn ich Mutter anſah, dachte ich, ich könne ihr eine ſolche wie du nicht als Schwiegertochter bringen." — „Nein, das geht auch nicht, Ingmar." — „Ich habe deinetwegen ſoviel ſchlucken müſſen; niemand wollte mehr etwas mit mir zu tun haben, weil ich dich ſo ſchlecht behandelt hatte." — „Ich glaube, jetzt ſchlägſt du mich, Ingmar, wie du vorhin ſagteſt." — „Ja, kein Menſch kann ſich denken, wie böſe ich auf dich bin."

Sie ſaß ganz ruhig da. „Wenn ich bedenke, wie es mir nun ſeit vielen Tagen und Monaten zumut war," begann er aufs neue. — „Aber Ingmar!" — „Ach, deshalb bin ich nicht böſe, aber ich hätte dich ja abreiſen laſſen können." — „Hatteſt du mich nicht lieb, Ingmar?" — „O nein!" — „Auch während der Reiſe nicht?" — „Nicht einen Augenblick! Du warſt mir nur zuwider!" — „Wann kam es denn wieder?" — „Als

ich den Brief bekam." — „Ja, ich sah ja wohl, daß es bei dir vorbei war; und deshalb meinte ich, es sei eine Schande für mich, daß du erfahren solltest, daß es bei mir begonnen hatte."

Ingmar lachte still vor sich hin. „Was hast du, Ingmar?" — „Ich denke daran, daß wir aus der Kirche geflohen sind und vom Ingmarshof fortgejagt wurden." — „Und darüber lachst du?" — „Ja, ist es nicht zum Lachen? Wir müssen wohl wie andere Landstreicher auf freiem Feld übernachten. Das sollte der Vater sehen!" — „Jetzt lachst du wohl, Ingmar, aber es geht nicht, es geht nicht, und das ist meine Schuld." — „Es wird schon gehen," sagte er, „denn nun kümmere ich mich keinen Pfifferling um jemand anders als um dich."

Brita war dem Weinen nahe vor lauter Angst, aber er wollte nur immer wieder hören, wie sie an ihn gedacht und sich nach ihm gesehnt hatte. Allmählich beruhigte er sich wie ein Kind, das einem Wiegenlied lauscht. Es war eben alles ganz anders, als Brita es sich gedacht hatte. Sie hatte gedacht, wenn er komme, um sie zu holen, dann werde sie sogleich von ihrer Schuld sprechen und ihm sagen, wie sehr diese sie bedrücke und wie schlecht sie selbst sei. Ihm oder der Mutter oder wer auch immer kommen würde, werde sie sagen, daß sie wohl wisse, wie tief sie unter ihnen stehe, und wie sie ja nicht glauben sollten, sie rechne sich ihnen ebenbürtig. Und nun hatte sie von alldem gar nichts zu ihm sagen können.

Da unterbrach er sie plötzlich und sagte leise: „Du möchtest mir etwas sagen." — „Ja, ich möchte gern." — „Etwas, woran du immerfort denkst." — „Ja, Tag und Nacht." — „So sag es jetzt, dann tragen wir es zu zweien." Er sah ihr in die Augen, die einen ängstlichen verstörten Ausdruck hatten, die aber ruhiger wurden, während sie sprach. „Jetzt ist es dir leichter," sagte er, als sie fertig war. — „Ja, nun ist es mir, als sei es ganz verschwunden," sagte sie. — „Das kommt daher, daß wir es nun zu zweien tragen. Nun willst du vielleicht nicht mehr fort gehen." — „Ach nein, ich möchte so gerne bleiben," sagte sie und faltete die Hände.

„Dann fahren wir jetzt heim," sagte Ingmar und

stand auf. — „Nein, das wage ich nicht," sagte Brita. — „Ach, Mutter ist nicht so gefährlich, wenn sie erst begriffen hat, daß man selbst weiß, was man will." — „Nein, niemals will ich sie aus ihrer Heimat vertreiben. Ich weiß mir keinen anderen Rat, als daß ich nach Amerika reise." — „Ich will dir etwas sagen," sagte Ingmar und lächelte geheimnisvoll, „du brauchst keine Angst zu haben, es gibt einen, der uns hilft." — „Wer ist das?" — „Es ist der Vater, er fügt es schon so, daß es geht."

Da kam jemand auf dem Waldpfad gegangen. Es war Kajsa; aber die beiden erkannten sie kaum, denn sie hatte weder Joch noch Körbe bei sich. — „Guten Tag, guten Tag!" begrüßten sie die Alte; und diese trat zu ihnen und drückte ihnen die Hände. „Ja, hier sitzt ihr, während alle Knechte vom Ingmarshof auf der Suche nach euch sind. — Ihr hattet es so eilig, aus der Kirche hinauszukommen," fuhr die Alte fort, „daß ich euch da nicht mehr erreichen konnte, aber ich wollte doch Brita begrüßen, und so ging ich nach dem Ingmarshof, und gleichzeitig mit mir kam auch der Pfarrer, und er trat in den Saal, ehe ich nur guten Tag zu ihm sagen konnte. Und noch ehe er Mutter Märta die Hand gereicht hatte, rief er ihr zu: ‚Jetzt, Mutter Märta, werdet Ihr Freude an Ingmar erleben, jetzt sieht man, daß er vom alten Stamm ist, nun müssen wir anfangen, ihn Groß-Ingmar zu nennen!'

„Mutter Märta sagt ja nie viel, sie stand da und knüpfte nur ihr Kopftuch auf und zu. ‚Was sagt der Herr Pfarrer?' fragte sie schließlich. — ‚Er hat Brita heimgeholt,' sagte der Pfarrer, ‚und glaubt mir, Mutter Märta, dafür wird er geehrt werden, solang er lebt.' — ‚Ach nein, ach nein,' sagte die Alte. — ‚Ich wäre beinahe in der Predigt stecken geblieben, als ich sie in der Kirche sitzen sah, das war eine bessere Predigt, als ich eine halten kann. Ingmar wird uns allen zum guten Beispiel, gerade wie sein Vater es auch war.' — ‚Das sind schwere Nachrichten, die der Herr Pfarrer bringt,' sagte Mutter Märta. — ‚Ist er denn noch nicht heimgekommen?' — ‚Nein, er ist nicht daheim, aber sie sind vielleicht zuerst nach Bergskog gefahren.'"

„Hat Mutter das gesagt?“ rief Ingmar. — „Ja, gewiß, und während wir auf euch warteten, schickte sie einen Boten nach dem anderen auf die Suche nach euch.“

Kajsa sprach noch weiter, aber Ingmar hörte nicht mehr, was sie sagte; seine Gedanken waren weit weg. — „Dann trete ich in den Saal,“ dachte er, „wo der Vater mit all den Ingmarssöhnen sitzt. — ‚Guten Tag, Groß-Ingmar Ingmarsson,‘ sagt Vater und geht mir entgegen. ‚Guten Tag, Vater, und schönen Dank für die Hilfe.‘ — ‚Ja, nun machst du eine gute Heirat,‘ sagt Vater, ‚und dann kommt alles andere von selbst.‘ — ‚Ich wäre nie soweit gekommen, wenn Ihr mir nicht beigestanden hättet,‘ sage ich. — ‚Das war keine Kunst,‘ sagt Vater. ‚Wir Ingmarssöhne brauchen nur die Wege Gottes zu gehen.‘“

Erste Abteilung

Beim Schulmeister

In dem Kirchspiel, wo die alten Ingmarssöhne wohnten, war im Anfang der achtziger Jahre kein Mensch, der sich hätte denken können, daß er je einen neuen Glauben annehmen oder einer neuen Art Gottesdienst anwohnen könnte. Die Leute hatten ja wohl davon reden hören, daß in den anderen Kirchspielen in Dalarne da und dort Sekten erstanden, und daß es Menschen gab, die in die Flüsse und Teiche stiegen, um sich mit der neuen Taufe der Baptisten taufen zu lassen; aber sie lachten alle darüber und sagten: „So etwas paßt vielleicht für die, die in Appelbo und in Gagnef wohnen, aber es wird nie bis zu uns kommen."

Ebenso wie die Leute an allen anderen Gebräuchen festhielten, so hielten sie auch streng darauf, daß man jeden Sonntag in die Kirche ging. Wer kommen konnte, der kam, selbst im Winter bei der allerstrengsten Kälte. Und gerade im Winter war es beinahe notwendig, denn man hätte es nicht aushalten können, bei vierzig Grad Kälte in der ungeheizten Kirche zu sitzen, wenn sie nicht mit Menschen ganz dicht besetzt gewesen wäre.

Aber man darf nicht glauben, daß der Kirchenbesuch so groß gewesen wäre, weil man einen so ausgezeichneten Pfarrer hatte. Der Ortsgeistliche, der auf den alten Propst folgte, der in Groß-Ingmars Jugend dagewesen war, war zwar ein guter Mann, aber niemand hätte von ihm sagen können, daß er eine besondere Gabe habe, das Wort Gottes auszulegen. Zu jener Zeit ging man in die Kirche, um Gott zu ehren, und nicht, um sich an einer schönen Predigt zu erfreuen. Wenn man sich nachher auf der stürmischen Landstraße heimwärts kämpfte, dachte man: „Gott hat es wohl bemerkt, daß du bei diesem strengen Wetter in der Kirche warst."

Das war es, worauf es ankam, im übrigen aber konnte niemand etwas dafür, wenn der Pfarrer wieder ganz genau dasselbe gesagt hatte, was man ihn, seit er ins Dorf gekommen war, an jedem Sonntag wiederholen hörte.

Aber um die Wahrheit zu sagen, so war der Zusammenhang wohl der, daß die meisten mit dem, was sie zu hören bekamen, vollkommen zufrieden waren. Sie wußten, daß das, was der Pfarrer ihnen vorlas, das Wort Gottes war, und deshalb fanden sie es schön. Nur der Schulmeister und der eine oder andere der alten klugen Bauern sagten gelegentlich einmal zueinander: „Unser Pfarrer hier hat eigentlich nur eine einzige Predigt. Er spricht beinahe von nichts anderem, als von Gottes Vorsehung und Gottes Regierung. Das geht nur noch an, so lange die Sekten sich fern halten; denn gegenwärtig ist diese Festung schlecht verwahrt, und beim ersten Angriff wird sie fallen."

Es verhielt sich auch in der Tat so, daß die herumreisenden Prediger immer an dem Kirchspiel vorbeizogen. Es nützte nichts, wenn man dahin komme, sagten sie. Die Leute wollten da nichts von einer Erweckung wissen. Die Laienprediger und die Erweckten der Nachbardörfer hielten denn auch die alten Ingmarssons und die übrigen Dorfbewohner für große Sünder, und wenn sie die Kirchenglocken des Dorfs hörten, sagten sie, sie läuteten die Melodie: „Schlafet in euren Sünden, schlafet in euren Sünden!"

Alle im Dorfe, die Kleinen und die Großen, waren sehr aufgebracht, als sie hörten, wie die Leute über ihre Glocken sprachen. Wußten sie doch, daß kein Mensch im ganzen Kirchspiel es versäumte, ein Vaterunser zu beten, wenn die Kirchenglocken läuteten. Und jeden Abend, wenn die Betglocke erklang, wurde in und außer dem Hause jegliche Arbeit unterbrochen; die Männer nahmen die Hüte ab, die Frauen verneigten sich, und alle standen so lange still, als man braucht, um ein Vaterunser zu beten. Und wer je in diesem Dorfe gewohnt hatte, mußte anerkennen, daß er nie so deutlich gefühlt habe, daß Gott das „Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" gehört, als wenn an den Sommerabenden plötzlich die Sicheln

ruhten, die Pflüge mitten in den Furchen anhielten und die Erntewagen auf dem Wege zur Scheune stehen blieben, und zwar nur um einiger Glockenschläge willen. Es war, als wüßten die Leute, daß gerade da Gott auf einer Abendwolke über das Dorf hinschwebe, groß und mächtig und gut und Segen über die ganze Gegend ausstreuend.

In diesem Dorfe hatte man noch keinen Schullehrer, der auf einem Seminar gewesen war, sondern man hatte einen altmodischen Schulmeister, einen Bauern, der sich das, was er konnte, selbst gelehrt hatte. Er war ein tüchtiger Mann, der ganz allein mit mehr als hundert Kindern fertig wurde; seit mehr als dreißig Jahren war er nun Schulmeister hier und genoß das größte Ansehen. Der Schulmeister war auch nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß er das Wohl und Wehe des ganzen Dorfs auf seinem Gewissen habe, und nun wurde er unruhig, weil man einen Pfarrer hatte, der durchaus nicht predigen konnte. Er verhielt sich indes ruhig, so lange in den Dörfern nur von der Einführung einer neuen Taufe die Rede war, aber als er hörte, daß die Reihe nun auch an das Abendmahl gekommen sei, und daß die Leute sich da und dort in den Häusern versammelten, um das Abendmahl zu nehmen, konnte er nicht mehr gleichgültig zusehen. Er selbst war arm, aber es gelang ihm, einige der ersten Bauern zum Bau eines Missionshauses zu überreden. „Ihr kennet mich," sagte er zu ihnen, „ich will nur predigen, um die Leute in dem alten Glauben zu stärken. Denn wohin soll es kommen, wenn die Laienprediger uns mit der neuen Taufe und dem neuen Abendmahl überfallen und dann niemand da ist, der den Leuten sagt, was wahre und was falsche Lehre ist?"

Der Schulmeister war beim Pfarrer und bei jedermann sonst recht gut angeschrieben. Er und der Pfarrer gingen sehr oft lange zwischen dem Pfarrhof und der Schule auf und ab, als könnten sie mit dem, was sie einander zu sagen hatten, nie fertig werden. Der Pfarrer kam häufig abends zum Schulmeister, saß da in der Küche an dem großen Herd und plauderte mit Mutter Stina, des Schulmeisters Frau. Bisweilen kam er

sogar jeden Abend. Es war immer so traurig bei ihm daheim, seine Frau lag beständig zu Bett, und so war weder Ordnung noch Gemütlichkeit in seinem Hause.

Es war an einem Winterabend. Der Schulmeister und seine Frau saßen sehr still und ernst neben dem Herd, aber in einer Ecke der Stube spielte ein zwölfjähriges Mädchen, das Gertrud hieß und die Tochter des Schullehrers war. Sie war ganz hellblond, beinahe weißhaarig, hatte rosige runde Wangen, aber sie sah weder so aufgeweckt noch so altklug aus, wie es sonst die Art der Schulmeisterkinder ist.

Der Winkel, in dem sie saß, war ihr Spielkämmerchen. Da hatte sie eine Menge verschiedener Sachen aufgespeichert; kleine Scherben farbigen Glases, zerbrochene Tassen und Teller, runde Steine vom Flußufer, dicke Holzklötzchen und vielen andern ähnlichen Kram.

Nun hatte sie schon lange ruhig weiter spielen dürfen; weder Vater noch Mutter hatte sie gestört. Sie saß auf dem Boden, baute sehr eifrig mit ihren Holzklötzen und Glasscherben und fürchtete nur, an ihre Aufgaben und ihre Arbeit erinnert zu werden. Doch nein, das war herrlich, es sah nicht danach aus, als ob aus der besonderen Rechenstunde beim Vater heute abend etwas werden würde.

Sie hatte da in ihrem Winkel eine große Arbeit vor; nämlich nichts weniger, als ein ganzes Dorf zu bauen. Das ganze Kirchspiel samt Kirche und Schule sollte geschaffen werden. Der Fluß und die Brücke mußte auch dabei sein; sie wollte es ganz so machen, wie es war.

Sie hatte auch schon ein großes Stück fertig. Die hohe Bergkette, die das ganze Dorf umgab, war aus großen und kleinen Steinen errichtet. In den Raum dazwischen hatte sie kleine Tannenzweige gesteckt, die den Wald vorstellen sollten, und droben gegen Norden ragten zwei spitzige Steine auf, die stellten den Klackberg und Olofshut vor, die zu beiden Seiten des Flusses einander gerade gegenüber standen und das ganze Tal beschatteten.

Das runde Tal zwischen den Bergen war mit Erde aus einem der Blumentöpfe der Mutter bedeckt, und so weit war alles recht, aber die Kleine brachte es nicht so grün und fruchtbar hin, wie es sein sollte. Da trö-

stete sie sich damit, daß man sich denken könnte, es sei Frühling, ehe Gras und Korn aufgegangen seien.

Den Dalelf, der breit und schön durch das Kirchspiel floß, hatte sie dagegen mit einem langen schmalen Glasscherben ganz deutlich angeben können, und die schwankende Floßbrücke, die die beiden Teile des Dorfes miteinander verband, lag schon lange bereit und schwamm auf dem Wasser.

Die abgelegenen Höfe und Weiler hatte sie auch schon durch rote Ziegelstückchen bezeichnet. Weit im Norden, von Äckern und Wiesen umgeben, lag der Ingmarshof, aber der Kolaaos Weiler lag ganz im Osten droben am Bergabhang und das Berganaer Sägewerk am weitesten gegen Süden, da wo sich der Fluß mit Stromschnellen und Fällen zum Tal hinausdrängte und die Bergkette durchbrach.

Mit dem Äußern war sie nun eigentlich fertig. Die Landstraßen zogen sich, gut mit Kies und Sand bestreut, zwischen den Höfen hin und den Fluß entlang. Bei den Höfen und um die Häuser herum standen da und dort kleine Bäume. Das Mädchen brauchte nur einen Blick auf sein Bauwerk aus Steinen und Erde und Tannenzweiglein zu werfen, und sogleich sah es das ganze Kirchspiel vor sich. Es meinte, es sei über alle Maßen hübsch.

Ein ums andere Mal hob die kleine Gertrud auch den Kopf, um die Mutter zu rufen und ihr das Wunderwerk zu zeigen, aber sie unterließ es jedesmal, denn sie fand es doch am klügsten, die Eltern nicht daran zu erinnern, daß sie da sei.

Was nun noch zu tun blieb, war das schwerste von allem, nämlich das Kirchdorf selbst zu bauen, das sich mitten im Kirchspiel zu beiden Seiten des Flusses ausbreitete. Sie mußte die Steine und Glasscherben oftmals verrücken, ehe sie Ordnung in all den Wirrwarr brachte. Das Haus des Schultheißen wollte den Kaufladen auf die Seite drängen, und das des Landrichters fand keinen Platz neben dem des Doktors. Und wie schwer war es schon allein, sich an all das zu erinnern, was da war: Die Kirche und der Pfarrhof, die Apotheke und das Postbureau, die großen Bauernhöfe mit ihren

Wirtschaftsgebäuden, das Wirtshaus, der Hof des Jägermeisters, die Telegraphenstation — — —

Endlich lag das ganze Dorf mit seinen weißen und roten Häusern zwischen all dem Grün da. Nun fehlte nur noch eins.

Sie hatte sich mit all diesem so sehr beeilt, um an den Bau des Schulhauses zu kommen, das ja auch im Dorfe stehen mußte. Zu der Schule brauchte sie sehr viel Platz. Sie sollte sich am Flußufer erheben; ein mächtiges, weißes, zweistöckiges Haus mit einem großen Garten und einer Flaggenstange mitten im Hof.

Ihre besten Klötze hatte sie zu der Schule aufgehoben, und doch saß sie lange da und überlegte, wie sie damit zustande kommen solle. Am liebsten hätte sie das Schulhaus ganz so gebaut, wie es war; mit einem großen Schulzimmer in jedem Stock und mit der Küche und der Stube, wo sie und die Eltern wohnten.

„Aber das wird sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, und man wird mich wohl nicht so lange in Frieden lassen," dachte sie.

Da erklangen Schritte auf der Flur, jemand schüttelte draußen den Schnee von den Schuhen, und das Mädchen begann plötzlich schnell wieder zu bauen. Nun kam ja der Pfarrer und unterhielt sich mit Vater und Mutter, dachte sie, nun bekam sie den ganzen Abend frei. Und sie begann mit frischem Mut, den Grund zu einem Schulhaus zu legen, das so groß war wie das halbe Dorf.

Die Mutter hatte die Schritte auf der Flur auch gehört. Sie stand auf und rückte einen alten Lehnstuhl an den Herd. Zugleich wandte sie sich an ihren Mann. „Willst du es ihm heute abend sagen?" — „Ja," antwortete der Schulmeister, „sobald ich Gelegenheit finde." Der Pfarrer trat nun ein, verblasen und erfroren und froh, sich in einer warmen Stube an den Ofen setzen zu können. Er war wie gewöhnlich sehr redselig. Man konnte sich wirklich keinen angenehmeren Mann denken, als den Pfarrer, wenn er so kam, um über alles mögliche zu plaudern. Er sprach außerordentlich gewandt und offen über alles, was zu dieser Welt gehörte, und man hätte nicht glauben sollen, daß dies derselbe Mann sei, dem das Predigen so schwer wurde. Aber wenn man von

etwas mit ihm sprach, das der anderen Welt angehörte, dann bekam er einen roten Kopf, suchte nach Worten und sagte nie etwas, das des Anhörens wert war, höchstens wenn er davon sprach, wie Gott regiere.

Als nun der Pfarrer so dasaß, wandte sich der Schulmeister an ihn und sagte erfreut: „Nun muß ich dem Herrn Pfarrer mitteilen, daß ich ein Missionshaus bauen will."

Der Pfarrer erblaßte, er sank in dem Lehnstuhl, den Mutter Stina für ihn hingestellt hatte, förmlich zusammen.

„Was sagen Sie, Storm?" fragte er. „Soll hier ein Missionshaus gebaut werden? Was wird dann aus der Kirche und aus mir? Sollen wir fort?"

„Die Kirche und den Pfarrer haben wir trotzdem noch recht nötig," sagte der Schulmeister vollkommen sicher. „Meiner Ansicht nach wird das Missionshaus die Kirche stützen. Es ziehen so viele Irrlehrer im Land umher, daß die Kirche wahrlich einer Hilfe bedarf."

„Ich glaubte, Sie seien mein Freund, Storm," sagte der Pfarrer mit betrübter Stimme.

Vor ein paar Augenblicken war er sicher und froh hereingekommen, nun war er auf einmal so zusammengefallen, als sei es aus mit ihm.

Der Schulmeister verstand wohl, warum der Pfarrer so verzweifelt war. Er und jedermann sonst wußte, daß der Pfarrer einst einen ausgezeichneten Lernkopf gehabt hatte, daß er aber in seinen jungen Jahren zu stark lebte, so daß er schließlich vom Schlage getroffen wurde und sich davon nie ganz erholt hatte. Oftmals vergaß er selbst, daß er nur noch eine Ruine von einem Menschen war, aber so oft ihn etwas daran erinnerte, bemächtigte sich seiner eine düstere Verzweiflung.

Nun saß er fast wie tot in dem Lehnstuhl, und lange wagte niemand ein Wort zu sagen. Auf diese Weise dürfe der Pfarrer die Sache nicht auffassen, sagte der Schulmeister endlich und versuchte, seine Stimme sehr leise und freundlich zu machen.

„Still, Storm," sagte der Pfarrer, „ich weiß, daß ich kein hervorragender Prediger bin, aber ich hätte nicht geglaubt, daß Sie das Amt von mir nehmen wollten."

Storm streckte abwehrend die Hände aus, wie um zu sagen, daß so etwas gewiß nicht seine Absicht sei, aber er wagte kein Wort laut werden zu lassen.

Der Schulmeister war ein Mann von sechzig Jahren, aber noch in seiner vollen Kraft, trotz aller Arbeit, die er sich auferlegte. Zwischen ihm und dem Pfarrer machte sich ein großer Gegensatz bemerkbar. Storm war so groß als der größte Mann in Dalarne, die Stirne war von schwarzen Locken umrahmt, die Haut so dunkel wie Kupfer und das Gesicht scharf geschnitten. Er sah wie ein Riese aus neben dem Pfarrer, der klein war, mit eingefallener Brust und kahlem Scheitel.

Die Frau Schulmeisterin meinte, daß ihr Mann, weil er der Stärkere sei, auch der Nachgiebige sein müsse. Sie gab ihm ein Zeichen, daß er einlenken solle; aber so betrübt er auch war, so machte er doch keine Miene, von seinem Vorsatz abzustehen.

Der Schulmeister begann nun sehr langsam und deutlich zu sprechen. Er sagte, es sei ganz sicher, es werde nicht lange mehr dauern, bis sich das sektiererische Treiben auch in diese Gemeinde eindränge. Und er sagte, daß man einen Ort brauche, wo man mit dem Volk in einfacherer Weise reden könne, als es sich in der Kirche schicke, einen Ort, wo man sich seinen Text selbst wählen, die ganze Bibel erklären und die Gemeinde über die Bedeutung aller schwierigen Fragen aufklären könne.

Seine Frau machte ihm ein Zeichen, daß er schweigen solle; sie fühlte, wie der Pfarrer bei jedem Wort dachte: „Ich habe also keine Unterweisung gegeben, ich bin kein Schutz gegen den Unglauben gewesen, ich muß wahrlich recht schlecht sein, wenn mein eigener Schullehrer, ein Mann, der nur ein selbstgelehrter Bauer ist, glaubt, daß er besser predigen könne, als ich."

Aber der Schulmeister schwieg nicht, er sprach weiter von all dem, was getan werden müsse, um die Herde zu beschützen, damit die Wölfe nicht darüber herfielen.

„Aber ich sehe gar keine Wölfe," sagte der Pfarrer.

„Ich weiß, daß sie unterwegs sind," erwiderte Storm.

„Und Sie, Storm, Sie sind es, der ihnen die Tür öffnet."

Der Pfarrer richtete sich im Lehnstuhl auf; die Worte

des Schulmeisters hatten ihn erzürnt; er bekam einen roten Kopf und gewann einen Teil seiner Würde zurück.

„Lieber Storm, lassen Sie uns nicht weiter über die Sache reden," sagte er.

Darauf wandte er sich an die Hausmutter und begann mit ihr über die schöne Braut, die sie kürzlich geschmückt hatte, zu scherzen; denn Mutter Stina schmückte alle Bräute des Dorfs zu ihrer Hochzeit. Aber die Bauernfrau verstand, welch furchtbarer Schmerz über sein eigenes Unvermögen in ihm erweckt worden war; sie weinte aus Mitleid und konnte vor lauter Tränen nicht antworten, so daß der Pfarrer die Unterhaltung fast ganz allein führen mußte.

Die ganze Zeit aber dachte der Pfarrer: „Ach, ach, hätte ich doch die Kraft und Stärke meiner Jugend noch! Dann würde ich diesem Bauern bald bewiesen haben, wie schlecht er handelt."

Plötzlich wandte er sich aufs neue an den Schullehrer. „Wo haben Sie denn das Geld her, Storm?"

„Wir haben eine Gesellschaft gegründet," antwortete Storm und nannte einige der Bauern, die ihm ihre Hilfe versprochen hatten, um zu beweisen, daß es lauter Leute seien, die weder dem Pfarrer noch der Kirche zu schaden trachteten.

„Ist Ingmar Ingmarsson auch dabei?" sagte der Pfarrer, und es war, als gebe ihm das einen neuen Todesstoß. „Ebenso sicher, als ich auf Storm vertraut hatte, ebenso sicher bin ich Ingmar Ingmarssons gewesen."

Aber er sagte nichts mehr darüber, sondern wandte sich wieder an die Hausmutter und sprach mit ihr. Er bemerkte wohl, daß sie weinte, tat jedoch, als sehe er es nicht.

Nach einer kleinen Weile fing er aber doch wieder mit dem Schulmeister an:

„Geben Sie es auf, Storm!" bat er. „Geben Sie es um meinetwillen auf. Es würde Ihnen auch nicht gefallen, wenn jemand eine Schule neben der Ihrigen errichtete."

Der Schulmeister schaute zu Boden und überlegte.

„Ich kann nicht, Herr Pfarrer," sagte er dann und versuchte, mutig und ruhig auszusehen.

Der Pfarrer sagte nichts mehr, und wohl zehn Minuten lang war es totenstill im Zimmer.

Dann stand er auf, zog seinen Pelz an, setzte seine Mütze auf und ging nach der Tür.

Den ganzen Abend hatte er nach Worten gesucht, die Storm beweisen sollten, daß er unrecht tue, und zwar nicht allein ihm, dem Pfarrer, sondern der ganzen Gemeinde, die er mit diesem Unternehmen verderben werde. Und obgleich sich die Worte und Gedanken in seinem Gehirn drängten, so konnte er sie doch nicht aussprechen und keine Ordnung hineinbringen, weil er ein gebrochener Mann war.

Indem er nach der Türe ging, bemerkte er Gertrud, die in ihrer Ecke saß und mit ihren Klötzchen und Glasscherben spielte. Er blieb stehen und sah sie an. Sie hatte offenbar kein Wort von der Unterhaltung gehört, ihre Augen glänzten vor Freude, und ihre Wangen waren röter als gewöhnlich.

Der Pfarrer wurde von dem Gegensatz zwischen dieser großen Sorglosigkeit und seinem eigenen schweren Kummer betroffen, und er trat zu ihr. „Was machst du hier?" fragte er.

Das Mädchen war längst mit dem ganzen Dorfe fertig geworden. Sie hatte es sogar schon zerstört und mit etwas Neuem begonnen.

„Wenn der Herr Pfarrer nur ein klein wenig früher gekommen wäre!" sagte das Kind. „Ich hatte so ein schönes Dorf mitsamt der Kirche und dem Schulhaus."

„Wo ist es denn nun?"

„Ach, das Dorf habe ich wieder zerstört, und nun bin ich dabei, Jerusalem zu bauen und — — — —"

„Was sagst du?" rief der Pfarrer. „Willst du damit sagen, daß du das Dorf zerstört habest, um Jerusalem zu bauen?"

„Ja," antwortete Gertrud, „es war ein sehr schönes Dorf, aber wir haben gestern in der Schule von Jerusalem gehört, und nun habe ich das Dorf zerstört, um Jerusalem zu bauen."

Der Pfarrer blieb stehen und betrachtete das Kind.

Er strich sich über die Stirn, um Klarheit in seine Gedanken zu bringen. „Es muß wahrlich ein Größerer sein als du, der durch deinen Mund spricht," sagte er.

Die Worte des Kindes erschienen ihm so merkwürdig, daß er sie einmal übers andere vor sich hinsagte. Während er dies tat, glitt er in seinen gewöhnlichen Gedankengang hinein, und begann, sich darüber zu verwundern, wie Gott die Welt regiere und welche Mittel er anwende, um seinen Willen durchzusetzen.

Er trat wieder zum Schulmeister und sagte mit seiner gewöhnlichen freundlichen Stimme und mit einem ganz neuen klaren Ausdruck in den Augen:

„Ich bin nicht böse auf Sie, Storm, Sie tun wohl nur, was Sie tun müssen. Mein Lebtag habe ich darüber nachgedacht, wie Gott die Welt regiert, aber ich bin nie zu einer rechten Klarheit gekommen. Auch dies hier verstehe ich nicht, aber das verstehe ich, daß Sie tun, was Sie tun müssen."

Sie sahen den Himmel offen

In dem Frühjahr, wo das Missionshaus gebaut wurde, trat plötzlich Tauwetter ein, und das Wasser stieg hoch im Dalelf. Es war erstaunlich, all das Wasser zu sehen, das dieser Frühling brachte. Es regnete vom Himmel herunter, es kam in großen Strömen von den Bergen herabgestürzt, es rieselte aus der Erde heraus, in jedem Wagengeleise und in jeder Pflugfurche stand Wasser. Und alles Wasser suchte sich einen Weg nach dem Flusse, der wuchs und wuchs und immer eiliger dahinrauschte. Er war nicht dunkel und klar und ruhig wie gewöhnlich, sondern gelbgrau von all dem erdigen Wasser, das hineinströmte, und wie er nun daherrauschte, voller Balken und Eisblöcke, sah er merkwürdig unheimlich und drohend aus.

Im Anfang kümmerten sich die Erwachsenen nicht viel um die Frühlingsgewässer; nur die Kinder eilten zum Strand, sobald sie eine freie Stunde hatten, und besahen den rasenden Strom und all das, was er mit sich führte.

Bald waren es auch nicht mehr bloß Balken und Eis-

klötze; da kam noch ganz anderes! Es kamen Waschbrücken und Badehäuser, und eine kleine Weile später kamen Boote und Stücke von zerstörten Floßbrücken.

„Er nimmt wohl bald auch unsere Brücke mit! Ja, ganz gewiß!" sagten die Kinder. Sie waren ein wenig ängstlich, aber die Freude darüber, daß etwas so Merkwürdiges geschehen konnte, war doch überwiegend.

Plötzlich kam eine große Tanne mit allen Wurzeln und Zweigen dahergesegelt, und hinter ihr schwamm eine Espe mit weißem Stamm; vom Ufer aus konnte man sehen, daß die dicken Zweige große Knospen hatten, die in dem langen Bade aufgequollen waren. Und dicht hinter den Bäumen kam ein kleiner umgestürzter Heuboden. Er war noch mit Heu und Stroh gefüllt und schwamm auf seinem Dach wie ein Boot auf seinem Kiel.

Aber als solche Dinge vorbeigetrieben wurden, kamen die Erwachsenen auch in Bewegung. Man begriff, daß der Fluß irgendwo weiter nördlich über seine Ufer getreten sein mußte, und eilte zum Strand hinunter mit Stangen und Bootshaken, um Hausgeräte und Gebäude ans Land zu ziehen.

Weit droben im Norden des Bezirks, wo das Land nur spärlich bebaut war und nur wenige Menschen wohnten, stand Ingmar Ingmarsson einsam am Flußufer. Er war nun nahe an sechzig und sah sogar noch etwas älter aus. Das Gesicht war grob geschnitten und gefurcht, der Rücken war gebeugt, und er sah noch ebenso unbeholfen und hilflos aus wie früher.

Er stand da und stützte sich auf einen langen schweren Bootshaken, während er mit einem trägen und schläfrigen Blick über den Fluß hinschaute.

Der Fluß brauste und schäumte und zog mit all dem, was er von den Ufern geraubt hatte, stolz an ihm vorüber. Es war, als wollte er den Bauern wegen seiner Langsamkeit verhöhnen, und er schien zu sagen: „Du bist nicht der, der mir von dem, womit ich mich beladen habe, etwas entreißt."

Ingmar Ingmarsson ließ Floßbrücken und Bootsrümpfe dicht an sich vorüber schwimmen, ohne einen Versuch zu machen, sie heraus zu ziehen. „Das wird schon drunten im Kirchdorf geborgen werden," dachte er.

Trotzdem verwandte er kein Auge vom Fluß, sondern beobachtete alles, was vorüber kam. Plötzlich erschien ein gutes Stück weiter droben, auf dem Strom etwas glänzendes Gelbes auf ein paar zusammengenagelten Brettern, und er entdeckte es augenblicklich. „Ja, darauf habe ich schon lange gewartet," sagte er dann laut zu sich selbst. Er konnte noch nicht erkennen, was das Gelbe war, aber für den, der weiß, wie die kleinen Kinder in Dalarne gekleidet sind, war es leicht zu erraten. „Das sind ein paar Kinder, die auf einer Waschbrücke saßen und spielten," dachte er, „und nicht genug Verstand hatten, ans Land zu gehen, ehe der Fluß sie ergriff."

Es dauerte auch nicht lange, bis der Bauer sah, daß er recht geraten hatte. Er konnte deutlich drei kleine Kinder in gelben Frieskleidern und gelben runden Mützen erkennen, die auf dem Fluß daher gesegelt kamen, und zwar auf einer schlecht gezimmerten Brücke, die von der Strömung und von anprallenden Eisstücken langsam auseinandergerissen wurde.

Die Kinder waren zwar noch weit entfernt, aber Ingmar wußte, daß sich ziemlich nahe an der Stelle, wo er stand, eine Stromschnelle befand. Wenn es nun Gottes Wille war, daß die Brücke, auf der die Kinder saßen, in diese Strömung hineingeriet, dann war es nicht unmöglich, daß er sie ans Land ziehen konnte.

Er stand unbeweglich da und schaute auf den Fluß. Da war es, als habe jemand der Brücke einen Stoß gegeben, sie drehte sich und wandte sich seinem Ufer zu. Die Kinder kamen so nahe, daß er ihre kleinen angstvollen Gesichter sehen und ihr Weinen hören konnte.

Aber trotzdem waren sie weiter draußen, als daß er sie vom Ufer aus mit dem Bootshaken hätte erreichen können. Da eilte er hinunter ins Wasser und begann, in den Fluß hinaus zu waten.

Während er dies tat, hatte er ein sonderbares Gefühl; es war ihm, als ob ihm jemand zurufe: „Du bist kein junger Mann mehr, Ingmar, du setzest vielleicht dein Leben aufs Spiel!"

Er besann sich einen Augenblick und überlegte, ob er recht tue, wenn er sein Leben wage. Seine Frau, sie, die er einst aus dem Gefängnis geholt hatte, war im letzten

Winter gestorben, und seit sie von ihm gegangen war, hatte er sehr gewünscht, ihr bald nachzufolgen. Aber auf der anderen Seite war der Sohn, der den Hof übernehmen sollte, noch nicht erwachsen. Er müßte wohl um des Sohnes willen das Leben ertragen.

„Es mag nun jedenfalls gehen, wie Gott will," sagte er.

Und nun war er nicht mehr unbeholfen und langsam, er, Groß-Ingmar. Als er in den brausenden Strom hineinschritt, stieß er beständig die Stange in den Boden, um nicht von der Strömung mit fortgerissen zu werden, und gab genau acht auf die Eisblöcke und Balken, die an ihm vorbeischwammen, damit sie ihn nicht umrissen. Und als dann die Brücke kam, stemmte er seine Füße fest in den Flußgrund, streckte den Bootshaken aus und schlug ihn in die Brücke ein.

„Haltet euch gut fest!" rief er den Kleinen zu, denn in demselben Augenblick machte die Brücke eine große Wendung, und es krachte in allen ihren Fugen. Aber das ärmliche Machwerk hielt, und Groß-Ingmar brachte es aus der schlimmsten Strömung heraus. Dann ließ er es los, denn er wußte, daß es nun von selbst vollends ans Land treiben würde.

Wieder stieß er die Stange fest in den Boden und wandte sich, um selbst ans Land zurückzugehen. Aber dabei gab er nicht acht auf einen großen Balken, der dahergesaust kam. Er prallte auf ihn auf und stieß ihn in die Seite gerade unter den Arm. Es war ein furchtbarer Stoß; der Balken war mit gewaltiger Wucht dahergekommen, und Groß-Ingmar schwankte im Wasser hin und her. Aber er stützte sich noch immer auf den Bootshaken und erreichte das Ufer. Als er auf dem Strand stand, wagte er es kaum, seinen Körper zu befühlen, er meinte, der ganze Brustkasten müsse ihm eingedrückt sein. Sein Mund füllte sich schnell mit Blut. Nun ist es aus mit dir, Groß-Ingmar, dachte er. Er konnte keinen Schritt mehr machen, sondern sank am Ufer nieder.

Die kleinen geretteten Kinder waren es, die ein Angstgeschrei ausstießen, so daß Leute herbeikamen und Groß-Ingmar nach Hause geschafft wurde. — — —

Vom Ingmarshof aus wurde der Pfarrer geholt, der dann den ganzen Nachmittag dort blieb. Als er am Abend

zurückkam, ging er zu Schulmeisters hinüber. Er hatte im Lauf des Tags etwas gehört, worüber er noch mit jemand sprechen mußte.

Der Schulmeister und Mutter Stina waren tiefbetrübt, denn sie hatten schon gehört, daß Ingmar Ingmarsson tot sei. Der Pfarrer dagegen schritt mit leichten Schritten einher, und es lag etwas Freudiges und Klares über ihm, als er bei den beiden eintrat.

Der Schulmeister fragte ihn sogleich, ob er noch zur rechten Zeit gekommen sei. — „Ja," antwortete der Pfarrer, „aber man hatte mich da nicht nötig." — „Nicht?" fragte Mutter Stina. — „Nein," sagte der Pfarrer und lachte geheimnisvoll, „er konnte ebensogut ohne mich fertig werden!"

„Es ist oft recht schwer, an einem Sterbebett zu sitzen," sagte der Pfarrer. — „Jawohl, jawohl," stimmte der Schulmeister bei. — „Ja, und besonders wenn es der erste Mann im Dorf ist, der stirbt." — „Jawohl." — „Aber es kann auch ganz anders sein, als man sich gedacht hat."

Hierauf schwieg der Pfarrer eine Weile und sah geradeaus, seine Augen leuchteten etwas heller als sonst hinter der Brille.

„Haben Sie, Storm, oder Sie, Mutter Stina, auch von dem merkwürdigen Erlebnis gehört, das Groß-Ingmar in seiner Jugend gehabt hat?" fragte der Pfarrer. — Der Schulmeister antwortete, daß man ja allerlei von Groß-Ingmar gehört habe. — „Jawohl, aber dies ist das allermerkwürdigste; ich habe es erst heute droben auf dem Ingmarshof gehört."

„Groß-Ingmar hat einen guten Freund, der ein Häusler auf seinem Hof ist," fuhr der Pfarrer fort. — „Ja, das weiß ich," sagte der Schulmeister. „Er heißt Ingmar, und die Leute nennen ihn Stark-Ingmar, um einen Unterschied zwischen den beiden zu machen." — „Ja, der ist es," sagte der Pfarrer, „der Vater nannte ihn Ingmar aus Hochachtung für seinen Herrn."

„Aber da geschah es einmal, als Groß-Ingmar noch jung war — es war im Mitsommer und an einem Sonntagabend, und er und sein Freund Stark-Ingmar hatten eben Feierabend gemacht — daß sie ihre Sonntagskleider

anzogen und ins Kirchdorf hinabgingen, um sich einen vergnügten Abend zu machen."

Der Pfarrer hielt inne und dachte nach. „Ich kann mir denken, welch ein herrlicher Abend das gewesen sein muß," sagte er; „ganz still und klar, ein Abend, wo Erde und Himmel die Farbe vertauschen, so daß der Himmel in ein helles Grün übergeht und die Erde sich mit einem leichten Nebel bedeckt, der allem ein weißes oder bläuliches Aussehen verleiht.

„Aber als Groß-Ingmar und Stark-Ingmar ins Dorf kamen und über die Brücke gehen wollten, war es ihnen, als ob jemand zu ihnen sagte, sie sollten die Augen aufheben. Das taten sie, und da sahen sie den Himmel offen über sich. Das ganze Himmelsgewölbe war wie ein Vorhang auf die Seite geschoben, und die beiden standen Hand in Hand und sahen in die Herrlichkeit des Himmels hinein.

„Haben Sie je so etwas gehört, Mutter Stina, oder Sie, Storm?" fragte der Pfarrer. „Die beiden, Groß-Ingmar und Stark-Ingmar, standen da auf der Brücke und sahen den Himmel offen.

„Sie haben eigentlich niemals mit jemand darüber gesprochen, was sie gesehen hatten, sondern nur zu ihren Kindern und nächsten Anverwandten gesagt, daß sie einmal dagestanden und den Himmel offen gesehen hätten. Kein Fremder hat es je früher erfahren, und es ist ihr größter Schatz und ihr unentweihtes Heiligtum gewesen, daß sie des Himmels Herrlichkeit gesehen hatten."

Wieder schaute der Pfarrer eine Weile zu Boden und dann seufzte er tief auf. „Ich habe noch nie so etwas erzählen hören," sagte er, und seine Stimme bebte ein wenig, als er fortfuhr: „Ich hätte gern mit Groß-Ingmar und Stark-Ingmar dort auf der Brücke gestanden und hätte den Himmel offen gesehen."

„Heute nun, sobald man Groß-Ingmar auf den Hof geschafft hatte," sagte der Pfarrer, „befahl er, daß man Stark-Ingmar holen solle; das tat man sofort, und gleichzeitig schickte man auch nach dem Doktor und nach mir. Aber Stark-Ingmar war nicht daheim. Er war weit droben im Walde beim Baumfällen und nicht leicht zu finden. Man schickte einen Boten nach dem andern aus,

und Groß-Ingmar war in großer Angst, daß er ihn vor seinem Tode nicht mehr sehen würde.

Es dauerte sehr lange; ich kam, und der Doktor kam, aber Stark-Ingmar war nicht zu finden.

Groß-Ingmar kümmerte sich nicht viel um uns andere; er war dem Tode nahe. „Nun sterbe ich bald, Herr Pfarrer," sagte er. „Ich wünsche nur, daß ich Ingmar vorher noch sähe."

„Er lag auf dem breiten Bett im Stübchen, und die kostbarste Decke, die sie hatten, war über ihn gebreitet worden. Er lag mit offenen Augen da und schaute die ganze Zeit nach etwas aus, das weit entfernt war und das niemand anders sah. Die drei Kindlein, die er gerettet hatte, hatte man zu ihm aufs Bett gehoben, und sie saßen zusammengekauert und ruhig zu seinen Füßen. Wenn er dazwischen einmal die Blicke von dem abwandte, was er in weiter Ferne sah, fielen sie auf die Kinder, und dann zog ein Lächeln über sein ganzes Gesicht.

Schließlich hatte man den Häusler doch gefunden, und Groß-Ingmar schaute lächelnd vor sich hin, als er Stark-Ingmars schwere Schritte auf dem Flur vernahm.

Als der Mann an sein Bett trat, ergriff der Kranke seine Hand und streichelte sie sachte; dann fragte er ihn:

„Weißt du es noch, du, Stark-Ingmar, wie wir da drunten auf der Kirchenbrücke standen und den Himmel offen sahen?"

„Ja, wahrlich weiß ich es noch, wie wir beide in den Himmel hineinsahen," antwortete Stark-Ingmar.

Da wandte sich Groß-Ingmar ganz zu ihm hin; er lächelte, und sein Gesicht strahlte, als habe er die größte Freude zu verkündigen. — „Ich gehe nun dorthin, ich," sagte er zu Stark-Ingmar.

Da beugte sich der Häusler vor und sah ihm tief in die Augen. „Und ich komme nach, ich," sagte er. Groß-Ingmar nickte ihm zu. „Aber du weißt, daß ich nicht kommen kann, ehe dein Sohn von der Wallfahrt zurück ist."

„Ja, das weiß ich," sagte Groß-Ingmar und nickte ihm zu.

Nachdem er dies gesagt hatte, tat er noch ein paar tiefe Atemzüge, und dann war er tot.

Die Schulmeistersleute stimmten mit dem Pfarrer überein, daß dies ein schöner Tod sei. Alle drei saßen lange Zeit still da.

„Aber," sagte Mutter Stina plötzlich, „was meinte denn Stark-Ingmar mit dem, was er von der Wallfahrt gesagt hat?"

Ein wenig verwirrt sah der Pfarrer auf. „Ich weiß es nicht, Groß-Ingmar starb gleich nachher, und ich habe noch nicht Zeit gehabt, darüber nachzudenken," sagte er und versank in Gedanken.

„Es waren recht merkwürdige Worte, da haben Sie recht, Mutter Stina."

„Der Pfarrer weiß doch, daß es heißt, Stark-Ingmar könne in die Zukunft sehen."

Der Herr Pfarrer strich sich nachdenklich über die Stirne, wie um seine Gedanken zu ordnen. „Es gibt nichts Merkwürdigeres, als wenn man bedenkt, wie Gott die Welt regiert," sagte er dann. „Nein, es gibt nichts Merkwürdigeres auf der Welt."

Die Ingmarstochter Karin

Es war an einem Vormittag im Herbst. Die Schule hatte angefangen, aber es war gerade Vormittagspause. Der Schulmeister und Gertrud traten in die Küche; sie setzten sich an den Tisch, und Mutter Stina schenkte ihnen Kaffee ein.

Ehe sie ihre Tassen geleert hatten, bekamen sie Besuch. Halfvor Halfvorsson war es, der kam, ein junger Bauer, der einen Kaufladen im Kirchdorf eröffnet hatte. Er stammte vom Timshof und wurde deshalb meistens Tims Halfvor genannt. Er war ein großer hübscher Mensch, sah aber niedergeschlagen aus. Mutter Stina bot ihm auch Kaffee an; er setzte sich an den Tisch und begann ein Gespräch mit dem Schulmeister.

Die Hausmutter saß auf dem Kanapee am Fenster und strickte. Sie saß so, daß sie auf die Straße hinausschauen konnte. Auf einmal errötete sie und beugte sich vor, um besser zu sehen. Aber sie versuchte sofort, wieder ruhig auszusehen und sagte gleichgültig: „Ich glaube,

wir bekommen vornehme Gäste." Der Kaufmann hörte, daß ein ungewohnter Ton in ihrer Stimme lag; er stand auf und sah hinaus. Da sah er eine große, etwas vorgebeugte Frau mit einem halbgewachsenen Jungen auf die Schule zukommen.

„Wenn ich nicht falsch sehe, so ist es die Ingmarstochter Karin," sagte Mutter Stina. — „Ja, gewiß ist es Karin," sagte der Kaufmann. Er sagte nichts weiter, sondern wandte sich vom Fenster ab und sah sich in der ganzen Stube um, als spähe er nach einem Ausgang. Aber im nächsten Augenblick ging er ruhig an seinen alten Platz zurück.

Die Sache verhielt sich nämlich so, daß im vergangenen Sommer, als Groß-Ingmar noch lebte, Halfvor um die Ingmarstochter Karin gefreit hatte. Er hatte zwar schon viel früher um sie geworben, aber es hatte viele Wenn und Aber gegeben. Das alte Geschlecht hatte nicht gewußt, ob er genüge, und zwar nicht um des Geldes willen, denn Halfvor war reich, sondern weil sein Vater dem Trunke ergeben gewesen war, und man fürchtete, dies könnte sich vererben. Schließlich aber war es doch bestimmt worden, daß er Karin bekommen sollte.

Der Hochzeitstag war festgesetzt und das Aufgebot beim Pfarrer bestellt, aber ehe das Brautpaar zum erstenmal ausgerufen wurde, machten Karin und Halfvor eine Reise nach Falun, um die Eheringe und das Gesangbuch zu kaufen. Sie waren drei Tage unterwegs, und als sie zurückkamen, sagte Karin zu ihrem Vater, sie könne Halfvor nicht heiraten. Sie konnte sich über nichts weiter beklagen, als daß sich Halfvor während der Reise einmal betrunken hatte, und deshalb fürchtete sie, er könne gerade wie sein Vater werden. Groß-Ingmar sagte, daß er seine Tochter nicht zwingen werde, und so wurde Halfvor verabschiedet.

Aber Halfvor war ganz außer sich. „Du tust mir eine Schmach an, die ich nicht ertragen kann," sagte er zu Karin. „Was müssen die Leute von mir denken, wenn du mich so verwirfst? Auf diese Weise darf man nicht mit einem ehrenhaften Mann verfahren."

Aber Karin ließ sich nicht erweichen, und Halfvor war seither mißmutig und unglücklich gewesen; er konnte

das Unrecht, das ihm die Ingmarssöhne angetan hatten, nicht vergessen.

Und da kam nun Karin, und hier saß Halfvor, was sollte jetzt daraus werden?

Soviel war gewiß, daß von einer Versöhnung keine Rede sein konnte, denn seit dem vorigen Herbst war Karin mit Elias Elof Ersson verheiratet. Sie und ihr Mann wohnten auf dem Ingmarshof und bewirtschafteten ihn, seit Groß-Ingmar im Frühjahr gestorben war. Groß-Ingmar hatte fünf Töchter und einen Sohn hinterlassen, aber der Sohn war noch zu jung, um den Hof zu übernehmen.

Jetzt trat Karin in die Küche. Sie war erst im Anfang der zwanzig, aber sie hatte gewiß nie richtig jung ausgesehen. Von vielen anderen Leuten wäre sie wohl für häßlich erklärt worden, denn sie schlug ihrem Geschlecht nach, hatte schwere Augenlider, rötliches Haar und einen strengen Zug um den Mund; aber den Schulmeistersleuten gefiel es, daß sie den alten Ingmarssöhnen gleich sah.

Karin verzog keine Miene, als sie Halfvor erblickte, sondern ging langsam und ruhig von einem zum andern, um die Anwesenden zu begrüßen. Als sie Halfvor die Hand reichte, streckte er die seinige nur so weit vor, daß sich ihre äußersten Fingerspitzen berührten.

Karin hatte immer eine etwas vorgebeugte Haltung, und als sie nun zu Halfvor trat, schien sie den Kopf noch tiefer zu senken als für gewöhnlich, aber Halfvor stand aufrechter und größer da, als es sonst seine Gewohnheit war.

„So, Ihr seid also heute unterwegs, Karin?" sagte Mutter Stina und rückte den pfarrherrlichen Lehnstuhl für sie herbei. — „Ja," antwortete sie, „die Wege sind jetzt nicht so schwierig, seit es gefroren hat." — „Ja, es hat heute nacht fest gefroren," sagte der Schulmeister.

Aber danach wurde es still in dem Gemach, keines wußte noch etwas zu sagen, und die Stille währte mehrere Minuten.

Dann erhob sich Halfvor, und die andern fuhren auf, als erwachten sie aus einem tiefen Schlaf.

„Nun muß ich in meinen Laden zurück," sagte Halfvor. — „Ach, es wird wohl keine so große Eile haben," sagte Mutter Stina. — „Ich werde Halfvor doch nicht etwa vertreiben," sagte Karin, und ihre Stimme klang sehr demütig, als sie dies sagte.

Sobald sich Halfvor entfernt hatte, war der Bann gebrochen, und der Schulmeister wußte sofort, wovon er reden sollte. Er betrachtete den Jungen, der mit Karin gekommen war, und den vorher niemand beachtet hatte. Es war ein kleiner Bursche, der nicht viel älter sein konnte als Gertrud. Er hatte ein offenes weiches Kindergesicht, aber zugleich auch etwas Altkluges, und es war nicht schwer zu erraten, welchem Geschlecht er angehörte.

„Ich glaube, Ihr kommt mit einem Schuljungen, Karin," sagte der Schulmeister. — „Es ist mein Bruder, er ist jetzt der Ingmar Ingmarsson," antwortete Karin. — „Er ist freilich etwas klein für diesen Namen," bemerkte der Schulmeister. — „Ja, Vater starb viel zu früh." — „Das ist ein wahres Wort," sagten der Schulmeister und seine Frau wie aus einem Munde.

„Er ist in die Lateinschule in Falun gegangen," sagte Karin. „Deshalb ist er nicht früher hierher zum Herrn Schulmeister gekommen." — „Könnt Ihr es denn nicht einrichten, daß er jetzt im Herbst auch wieder dorthin kommt?" — Karin senkte die schweren Augenlider und seufzte tief, gab aber keine Antwort. „Es heißt, er lerne recht gut," sagte sie dann. — „Ja, ich fürchte nur, daß er hier bei mir nichts mehr lernen kann. Er weiß gewiß ebensoviel als ich selbst." — „Ach, ich weiß wohl, daß der Herr Schulmeister mehr weiß, als so ein kleiner Bursche."

Wieder trat eine Stille ein, bis Karin aufs neue begann. „Ich meine nicht nur, daß er hier in die Schule gehen soll, ich möchte den Herrn Schulmeister und Mutter Stina auch fragen, ob er hier wohnen dürfte."

Der Schulmeister und seine Frau sahen sich ganz betroffen an, und keines wußte etwas zu antworten. — „Aber wir haben ja selbst so wenig Platz," sagte Storm schließlich.

„Ich dachte, ich könnte vielleicht Butter und Milch und Eier an Bezahlungsstatt geben." — „Ach, was das

anbelangt ..." — „Es wäre ja eine sehr große Gefälligkeit," sagte die reiche Bauernfrau.

Aber Mutter Stina begriff, daß Karin sie nicht um etwas so Außerordentliches bitten würde, wenn sie die Hilfe nicht dringend nötig hätte. Deshalb entschied sie die Sache rasch.

„Ihr habt nicht nötig, uns länger darum zu bitten," sagte sie. „Für die Ingmarssöhne tun wir alles, was wir können."

„Ich danke Euch," sagte Karin.

Mutter Stina und Karin sprachen dann noch lange miteinander darüber, wie Ingmar es haben solle, aber Storm nahm Ingmar mit in die Schule. Da setzte sich dieser auf die Bank neben Gertrud. An dem ganzen ersten Tag sprach er nicht ein einziges Wort.

Tims Halfvor hielt sich eine ganze Woche lang vom Schulhaus entfernt, als fürchte er sich, dort wieder mit Karin zusammenzutreffen. Aber eines Vormittags, als es in Strömen regnete und keine Kunden zu erwarten waren, überfiel ihn eine tiefe Niedergeschlagenheit. „Ich tauge zu gar nichts, niemand hat Achtung vor mir," dachte er und quälte sich selbst damit, was ihm, seit Karin die Verlobung aufgelöst hatte, zur Gewohnheit geworden war.

Zuletzt entschloß er sich, zu Mutter Stina hinüber zu gehen, um mit einem frohen und freundlichen Menschen ein wenig zu plaudern.

Er verschloß seinen leeren Kaufladen, knöpfte seinen Mantel fest zu und arbeitete sich durch Regen und Wind und patschende Wasserlachen nach dem Schulhaus durch.

Halfvor fühlte sich so behaglich im Schulhaus, daß er noch dasaß, als es zur Vormittagspause läutete und Storm mit den zwei Kindern zum Kaffee hereinkam.

Sie begrüßten ihn alle drei, und Halfvor stand vor dem Schulmeister auf, aber als Ingmar ihm die Hand reichen wollte, hatte er sich schon wieder gesetzt und sprach so eifrig mit Mutter Stina, daß er den Jungen gar nicht zu bemerken schien. Ingmar blieb einen Augenblick ganz ruhig stehen, dann trat er an den Tisch und setzte sich. Er seufzte ein paarmal, gerade wie seine Schwester an jenem Tage, wo sie hier saß, auch geseufzt hatte.

„Halfvor will uns seine neue Uhr zeigen," sagte Mutter Stina. Darauf zog Halfvor eine neue silberne Uhr aus der Tasche und zeigte sie. Sie war sehr schön, ganz klein und mit einer vergoldeten Blume auf dem Deckel. Der Schulmeister machte die Uhr auf, ging dann in die Schule hinauf und holte ein Vergrößerungsglas, klemmte es in das Auge und betrachtete das Uhrwerk genau. Er war ganz entzückt davon, blieb lange davor stehen und hatte große Freude daran, zu sehen, wie die Räder ineinander griffen. Noch nie habe er eine so gute Arbeit gesehen, meinte er. Endlich gab er Halfvor die Uhr zurück, und dieser steckte sie wieder ein, sah aber weder so vergnügt noch stolz aus, wie die Leute es sonst zu sein pflegen, wenn man das lobt, was sie sich angeschafft haben.

Ingmar schwieg, während er aß, aber als er seine Kaffeetasse ausgetrunken hatte, fragte er Storm, ob er sich auf Uhren verstehe. — „Ja," antwortete der Schulmeister, „du weißt doch, daß ich mich auf alles verstehe."

Da zog Ingmar eine Uhr aus seiner Westentasche; es war eine große, runde silberne Zwiebel, häßlich und klobig, besonders jetzt, wo man eben Halfvors neue Uhr gesehen hatte. Die Kette, an der die Uhr hing, war ebenfalls häßlich und plump. Auf dem Deckel war keine Verzierung, sondern nur eine große Beule. Die Uhr war überhaupt nicht mehr viel wert; das Glas fehlte über den Zeigern, und die Emaille auf dem Zifferblatt war ebenfalls schadhaft.

„Sie steht," sagte der Schulmeister und hielt sie ans Ohr. — „Ja," sagte der Junge, „ich möchte auch nur wissen, ob Sie glauben, daß man sie wieder in Stand setzen könnte?"

Der Schulmeister öffnete die Uhr, und da rasselte es in ihr, als ob alle Räder los wären. „Du hast gewiß Nägel mit dieser Uhr eingeschlagen," sagte er, „der kann ich nicht mehr helfen." — „Meinen Sie, daß der Uhren-Erich ihr helfen könnte?" — „Ebensowenig als ich, das beste wäre, sie nach Falun zu schicken und ein neues Werk einsetzen zu lassen." — „Ja, das dachte ich auch," sagte Ingmar und steckte die Uhr wieder ein.

„Was hast du nur mit der Uhr gemacht?" fragte der

Schulmeister. Der Junge saß da und schien etwas zu verschlucken; es war, als steige ihm das Weinen auf. — „Es ist Vaters Uhr," sagte er. „Sie wurde so zugerichtet, als der Balken den Vater traf." Nun wurden plötzlich alle ganz still und aufmerksam, Ingmar aber überwand sich und fuhr fort:

„Wir hatten gerade Pfingstferien, so daß ich daheim war, als es geschah, und ich war der erste, der zu dem Vater an den Strand kam. Vater lag da und hielt die Uhr in der Hand. ‚Nun ist es aus mit mir, Ingmar,' sagte Vater, ‚es tut mir leid, daß die Uhr entzwei ist, denn ich wünsche, daß du sie jemand gibst, dem ich einmal unrecht getan habe, und daß du ihn von mir grüßest.' Dann sagte er mir, wer es sei, der die Uhr haben solle.

„Er gebot mir, dafür zu sorgen, daß sie in Falun hergerichtet werde, ehe ich sie dem, der sie bekommen solle, gäbe. Aber ich kam ja gar nicht mehr nach Falun, und nun weiß ich nicht, was ich tun soll."

Der Schulmeister dachte sogleich darüber nach, ob er nicht jemand wisse, der in der nächsten Zeit in die Stadt reisen würde, aber Mutter Stina unterbrach ihn fast augenblicklich mit den Worten:

„Wer ist es, Ingmar, der die Uhr haben soll?" — „Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf?" sagte der Junge. — „Ist es nicht Tims Halfvor, der hier sitzt?" — „Ja, der ist es," antwortete Ingmar leise. — „Dann gib Halfvor die Uhr so, wie sie ist," sagte Mutter Stina, „das wird ihm am liebsten sein." Ingmar stand gehorsam auf, nahm die Uhr, fuhr mit dem Rockärmel ein paarmal darüber hin, um sie so schön als möglich zu machen, und ging dann mit langen Schritten zu Halfvor hin. — „Ich soll dich von Vater grüßen, und dir dies geben," sagte er und reichte ihm die Uhr.

Halfvor hatte die ganze Zeit still und düster dagesessen, und als der Junge nun mit der Uhr zu ihm trat, legte er die Hand über die Augen, als ob er nichts sehen wolle. Ingmar stand ziemlich lange vor ihm und hielt ihm die Uhr hin. Schließlich schaute er die Hausmutter an, als ob er sie um Hilfe bäte. — „Selig sind die Friedfertigen," sagte diese. Da machte Halfvor eine Be-

wegung mit der Hand, wie um die Uhr zurückzuweisen. Aber nun versuchte auch der Schulmeister, sich ins Mittel zu legen. — „Ich meine, Ihr könntet keine bessere Genugtuung verlangen, Halfvor," sagte er, „und ich habe immer gesagt, daß Ingmar Ingmarsson, wenn er am Leben geblieben wäre, Euch längst die Ehrenrettung hätte zuteil werden lassen, die Ihr verdient habt."

Nun sahen die übrigen Anwesenden, daß Halfvor mit der Hand, die er nicht vor die Augen hielt, fast widerwillig die Uhr ergriff und sie an sich zog. Und sobald er sie in der Hand hielt, steckte er sie unter den Rock und die Weste hinunter.

„Diese Uhr entreißt ihm niemand mehr," sagte der Schulmeister lachend, als er sah, wie fest Halfvor Wams und Rock über ihr zuknöpfte. — Halfvor begann auch zu lachen, indem er aufstand, und, sich hoch aufrichtend, einen tiefen Atemzug tat. Ein helles Rot überzog seine Wangen, und mit großen glänzenden Augen schaute er sich um. — „Ich glaube, Halfvor hat das Gefühl, als ob ihm neues Leben geschenkt worden sei," sagte die Schulmeisterin.

* *
*

Elof Ersson vom Eliashof, der die Ingmarstochter Karin geheiratet hatte, war der Sohn eines Geizhalses. Er hatte es sehr schlecht bei seinem Vater gehabt. Als Kind hatte er sich kaum satt essen dürfen, und auch als erwachsener junger Mann wurde er noch immer recht unter dem Daumen gehalten. Der Alte jagte ihn unaufhörlich an die Arbeit, nie durfte er auf den Tanzboden gehen, und selbst am Sonntag hatte er keine Ruhe. Und auch nachdem Elias Elof schließlich geheiratet hatte, war er nicht sein eigner Herr, denn da mußte er auf den Ingmarshof ziehen und hatte den Schwiegervater über sich. Und auf dem Ingmarshof kannte man auch nichts als Arbeit und Sparsamkeit. Aber solange Ingmar Ingmarsson lebte, schien Elias Elof ganz zufrieden zu sein, er plagte sich vom Morgen bis zum Abend und verlangte nichts Besseres. Es hieß allgemein, nun hätten die Ingmarssons einen Schwiegersohn nach ihrem Herzen be-

kommen, denn Elof Ersson wisse nicht, daß es außer der Arbeit noch etwas anderes auf der Welt gäbe.

Aber sobald Groß-Ingmar tot war, fing der Schwiegersohn das Trinken an und begann auch sonst, ein wildes Leben zu führen. Er machte mit allen leichtsinnigen Burschen des Kirchspiels Bekanntschaft, lud sie auf den Ingmarshof ein oder trieb sich mit ihnen in Spielstuben oder Wirtshäusern umher. Er versäumte die Arbeit vollständig und betrank sich jeden Tag. Im Verlauf von wenigen Monaten wurde er ein regelrechter Trunkenbold.

Als seine Frau Karin ihn zum erstenmal betrunken sah, wurde sie wie versteinert. „Das ist die Strafe Gottes, weil ich Halfvor unrecht getan habe," dachte sie sogleich.

Ihrem Manne machte sie nicht viel Vorwürfe und hielt ihm auch keine Strafpredigten. Sie sah bald, daß er ein Baum war, dem die Art schon an die Wurzel gelegt war, und daß sie von ihm nie Schutz oder Schirm zu erwarten hatte.

Aber Karins Schwestern waren nicht ebenso klug. Sie schämten sich über das ausschweifende Leben des Schwagers und konnten sich nicht darein finden, daß man vom Ingmarshofe bis auf die Straße hinaus Lärmen und Trinklieder hörte. Bald verspotteten, bald ermahnten sie ihn, und obgleich der Schwager im Grunde ein gutmütiger Mensch war, geriet er doch bisweilen in heftigen Zorn. So gab es viel Unfrieden im Haus.

Nun dachte Karin nur daran, ihre Schwestern aus dem Hause zu schaffen, damit diese von dem Elend, in dem sie selbst lebte, befreit würden. Im Lauf des Sommers feierte sie die Hochzeit der beiden ältesten, die beiden jüngsten aber schickte sie nach Amerika, wo sie reiche Verwandte hatten.

Allen Schwestern wurde ihr Erbteil, das sich auf 20000 Kronen belief, ausbezahlt. Karin selbst hatte den Hof bekommen, aber es war bestimmt, daß der junge Ingmar mit seinen 20000 Kronen den Hof einlösen solle, sobald er mündig sei, und dann sollten Karin und Elias Elof ihren Wohnsitz anderswo aufschlagen.

Es war merkwürdig, daß Karin, die so unentschlossen und schüchtern aussah, die Kraft hatte, nicht allein so

viele Vögel aus dem Neste hinauszusenden, sondern ihnen auch noch Männer und Aussteuern und Billette nach Amerika zu verschaffen. Denn sie mußte dies alles allein besorgen; von ihrem Mann hatte sie nicht die geringste Hilfe.

Aber wer Karin am meisten Sorge machte, das war ihr Bruder, er, der nun Ingmar Ingmarsson war. Dieser trat Karins Mann schärfer entgegen, als eines der anderen Geschwister, und zwar tat er es nicht mit Worten, sondern mit der Tat. Einmal goß er allen Branntwein aus, den Elias Elof ins Haus geschafft hatte, und ein anderes Mal ertappte ihn der Schwager dabei, wie er seine Getränke mit Wasser verdünnte.

Als es Herbst wurde, wollte Karin, daß Ingmar, wie schon seit mehreren Jahren, wieder in die Lateinschule nach Falun gehen solle, aber ihr Mann, der Ingmars Vormund war, schlug es rundweg ab.

„Ingmar soll ein Bauer werden wie ich und sein Vater und mein Vater," sagte Elias Elof. „Was soll er in der Lateinschule? Im Winter gehen er und ich in den Wald und setzen Kohlenmeiler, das ist die beste Gelehrsamkeit, die er erwerben kann. Als ich so alt war wie er, schlief ich den ganzen Winter hindurch in der Kohlenbrennerhütte."

Karin konnte ihn nicht bewegen, seine Ansicht zu ändern, sondern mußte sich darein finden, daß Ingmar auf dem Hof verblieb.

Elias Elof gab sich nun alle Mühe, Ingmar zu gewinnen. Besonders nahm er ihn jetzt oft mit sich, wenn er ausfuhr. Der Junge tat es nur ungern, denn er wollte nicht an den Trinkgelagen des Schwagers teilnehmen. Aber dann schwor dieser darauf, daß er gewiß nicht weiter fahren werde als bis zur Kirche oder bis zum Kaufladen; wenn er jedoch Ingmar erst sicher auf dem Wagen hatte, fuhr er weit fort, zum Schmied bei der Bergsanaer Kirche oder ins Wirtshaus in Karmsund.

Karin freute sich darüber, daß der Mann den Jungen mitnahm. Sie betrachtete es als eine gewisse Sicherheit, daß er nicht in einem Straßengraben liegen bleiben oder das Pferd zuschanden fahren werde.

Aber einmal, als Elias erst morgens um acht Uhr

heimkam, saß Ingmar neben ihm auf dem Wagen und schlief fest.

„Komm und hilf mir, ihn hineintragen," sagte Elias zu Karin. „Der arme Junge hat sich betrunken; er kann auf keinem Fuße stehen."

Karin war so entsetzt, daß sie förmlich zusammensank. Sie mußte sich einen Augenblick auf die Staffel setzen, ehe sie helfen konnte, Ingmar hineinzutragen.

Als sie ihn aufhob, sah sie, daß er nicht schlief, sondern wie tot war, ganz kalt und vollständig ohne Bewußtsein. Karin nahm ihn auf den Arm und trug ihn ins Stübchen. Da schloß sie sich mit dem Knaben ein und versuchte ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Bald nachher kam Karin in den Saal, wo Elias beim Frühstück saß. Sie trat ganz nahe zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. — „Es ist am besten, du ißt dich noch ordentlich satt," sagte sie, „denn wenn mein Bruder stirbt, so kannst du bald eine geringere Kost bekommen, als die auf dem Ingmarshof." — „Ach, Unsinn," sagte der Mann, „so ein bißchen Branntwein kann ihm nichts schaden." — „Aber es ist doch so, wie ich sage," erwiderte Karin, während sie ihre harten mageren Hände auf seine Schulter preßte. „Stirbt er, dann bekommst du deine zwanzig Jahr Zuchthaus, Elias."

Als Karin wieder zu dem Jungen hineinkam, war er zum Bewußtsein gekommen, aber er war noch ganz wirr im Kopf, konnte kein Glied rühren und litt große Schmerzen. „Glaubst du, daß ich sterben muß, Karin?" fragte er. — „Nein, gewiß nicht," sagte sie und setzte sich neben ihn. — „Ich wußte nicht, was das war, was sie mir gaben," sagte er. — „Gott sei gedankt dafür," antwortete Karin ernst. — „Schreib es den Schwestern, wenn ich sterbe," sagte der Junge. „Schreib, ich hätte nicht gewußt, daß es Branntwein war." — „Ja," sagte Karin. — „Ich wußte es nicht, ich schwöre es dir."

Ingmar fieberte den ganzen Tag und redete irre.

„Sag es nur Vater nicht," sagte er zu der Schwester. — „Nein, niemand wird es ihm sagen." — „Aber wenn ich nun sterbe, dann erfährt es Vater doch, und ich muß mich vor ihm schämen." — „Es war ja nicht deine Schuld," sagte Karin. — „Aber Vater denkt vielleicht,

ich hätte mich vor allem, was Elias mir gab, hüten sollen."

„Meinst du, das ganze Dorf weiß, daß ich betrunken gewesen bin," fragte er wieder. „Was sagen die Knechte, und was sagt die alte Lisa? Und was sagt Stark-Ingmar?" — „Nichts sagen sie," erwiderte Karin. — „Aber du, Karin, du mußt ihnen erklären, wie es zugegangen ist. Siehst du, sie hatten die ganze Nacht hindurch getrunken, und ich saß im Halbschlummer in der Ecke auf einer Bank. Es war im Wirtshaus zu Karmsund. Da weckte mich Elias und sagte ganz freundlich: ‚Wach auf, Ingmar, da hast du etwas, um dich zu erwärmen. Hier trink dies, es ist nur Wasser und Zucker!' — Mich fror tüchtig, als ich aufwachte, und als ich dann das kostete, was er mir reichte, konnte ich nichts anderes finden, als daß es warm und süß schmeckte. Und dann war es doch etwas anderes gewesen, das er für mich zusammengebraut hatte. Ach, was wird der Vater nun sagen!"

Karin öffnete die Tür. Elias saß noch draußen, und sie dachte, es könne ihm gut tun, wenn er hörte, was hier gesprochen wurde.

„Wenn nur der Vater noch lebte, Karin! Wenn doch nur der Vater noch lebte!" — „Was dann, Ingmar?" — „Glaubst du nicht, daß er Elias totschlüge?" Da brach Elias in ein rohes Gelächter aus, und der Junge wurde totenblaß, als er es hörte, so daß Karin schnell die Tür wieder schloß.

Nach diesem Vorfall wurde Elias indes so zahm, daß er sich nicht widersetzte, als Karin Ingmar bei den Schulmeistersleuten unterbrachte.

* *
*

In der ersten Zeit, nachdem Tims Halfvor die Uhr bekommen hatte, waren immer viele Leute in seinem Laden. Kein Bauer kam in das Kirchdorf, ohne daß er einen Einkauf bei Halfvor machte, um die Geschichte von Ingmar Ingmarssons Uhr zu hören. Stundenlang lehnten sich die Bauern, die durchfurchten ernsten Gesichter

auf Halfvor gerichtet, in ihren langen weißen Pelzmänteln über den Ladentisch und lauschten eifrig der Erzählung. Und zum Schluß zog dann Halfvor die Uhr aus der Tasche und zeigte das verbogene Uhrgehäuse und das zersprungene Zifferblatt. — „Na, also da hat ihn der Balken getroffen?" sagten die Bauern, und es war, als sähen sie den ganzen Vorgang von Ingmars Tod vor sich. „Ja, der Besitz dieser Uhr, das ist etwas Großes für dich, Halfvor."

Wenn Halfvor die Uhr vorzeigte, gab er sie nie aus der Hand, sondern hielt sie die ganze Zeit an der Kette fest; nicht einen einzigen Augenblick ließ er sie los.

Eines Tages war Halfvor auch wieder wie gewöhnlich von einem Haufen Bauern umgeben. Er erzählte und erzählte, schließlich wurde die Uhr vorgezeigt. Und sogleich überkam es alle wie Andacht, und es herrschte eine fast lautlose Stille, während einer nach dem andern die Uhr betrachtete.

Gerade während dies geschah trat Elias in den Laden; die Uhr nahm jedoch die Aufmerksamkeit aller so in Anspruch, daß niemand auf ihn achtgab. Und da er die Geschichte von seines Schwiegervaters Uhr auch gehört hatte, begriff er augenblicklich, was hier vorging. Er war nicht neidisch auf Halfvor, sondern es kam ihm nur sehr lächerlich vor, ihn und die andern so andächtig um die alte schlechte silberne Uhr versammelt zu sehen.

Elias schlich sich hinter den, der über den Tisch gebeugt dastand, tat einen raschen Griff, erfaßte die Uhr und zog sie an sich. Es war nur ein Scherz von Elias; er dachte nicht daran, Halfvor die Uhr zu rauben, sondern wollte ihn nur ein wenig ärgern.

Halfor wollte die Uhr wieder ergreifen, aber Elias ging ein paar Schritte rückwärts, indem er sie hoch in der Hand hielt, wie man einem Hund ein Stück Zucker hoch hält. Halfvor stützte die Hand auf den Ladentisch und schwang sich hinüber. Er sah so böse aus, daß Elias Angst bekam und auf die Tür zustürzte, anstatt stehenzubleiben und ihm die Uhr zurückzugeben.

Vor der Tür war eine hölzerne Treppe mit ausgetretenen Stufen. Elias geriet mit einem Fuß in ein Loch, glitt aus und stürzte rücklings die Treppe hinunter. Half-

vor warf sich über ihn, entriß ihm zuerst die Uhr und und gab ihm dann ein paar tüchtige Rippenstöße.

„Du brauchst nicht so hart zuzuschlagen," sagte Elias. „Sieh lieber nach, was mit meinem Rücken geschehen ist."

Da hörte Halfvor auf, zu schlagen, aber Elias rührte weder Arm noch Bein, um sich aufzurichten. — „Hilf mir auf," bat er. — „Du wirst dir wohl selbst helfen können, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen hast," sagte Halfvor. — „Ich bin nicht betrunken," erwiderte Elias, „aber als ich auf der Treppe herauskam, war es mir, als ob Groß-Ingmar mir entgegentrete und mir die Uhr nehme, und deshalb fiel ich so unglücklich zu Boden."

Halfvor bückte sich nun, den Armen, der da vor ihm lag, aufzuheben. Hierauf mußte Elias nach Hause gefahren werden; er hatte sich das Rückgrat verletzt, und es war zweifelhaft, ob er den Gebrauch seiner Beine je wieder erlangen würde.

Von dieser Zeit an lag Elias immer zu Bett; er war gelähmt und konnte sich nicht bewegen. Aber sprechen konnte er, und den lieben langen Tag hindurch bettelte er um Branntwein.

Der Doktor hatte Karin strengstens verboten, ihrem Manne geistige Getränke zu geben, weil er sich sonst in kurzer Zeit den Hals abtrinken würde. Da versuchte Elias sich das, wonach ihn verlangte, zu erzwingen, indem er besonders bei Nacht immerfort schrie und johlte. Er führte sich wie ein Wahnsinniger auf, so daß niemand schlafen konnte.

Dies war Karins schwerstes Lebensjahr. Ihr Mann quälte sie oft dermaßen, daß sie meinte, es nicht mehr ertragen zu können. Er erfüllte den Hof mit bösen, giftigen Worten und Flüchen, so daß man wie in der Hölle war.

Da bat Karin die Schulmeistersleute, Ingmar ganz zu sich zu nehmen. Sie wollte den Bruder nicht einen einzigen Tag auf dem Hofe haben, nicht einmal zu Weihnachten.

Alle Dienstleute auf dem Ingmarshof standen in irgendeiner Verwandtschaft mit den Ingmarssons und hatten ihr ganzes Leben auf dem Hofe zugebracht. Und

wenn sie nicht so fest mit den Ingmarssons verwachsen gewesen wären, hätten sie es jetzt nicht aushalten können, dazubleiben.

Denn es gab nicht viele Nächte, an denen Elias sie ruhig schlafen ließ, und immer wieder verfiel er auf etwas Neues, womit er Karin so quälte, daß sie schließlich seinen Bitten nachgeben mußte.

In diesem Elend verbrachte Karin einen Winter, einen Sommer und noch einen Winter.

Es gab einen Ort, an den sich die Ingmarstochter Karin flüchtete, um allein zu sein und über ihr Unglück nachzugrübeln. Das war ein schmales Bänkchen hinter dem kleinen Hopfengarten; tief vorgebeugt, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände gestützt, saß sie hier oft und schaute ins Land hinein, ohne irgend etwas zu sehen. Man konnte übrigens von hier aus weit herum schauen. Die Kornfelder erstreckten sich von dem Platz aus, wo sie saß, bis zu dem Walde mit seinen aufragenden Felsmassen und dem Klackgebirge.

An diesem Platz saß Karin auch an einem Abend im April. Sie fühlte sich schwach und mutlos, wie es den Menschen oft geht, wenn der Schnee erst halb geschmolzen ist und so recht naß und schmutzig aussieht, und die Erde von dem Frühlingsregen noch nicht rein gewaschen worden ist. Die Sonne schien warm, aber der Nordwind wehte gleichzeitig ungehindert über Karin hin, denn die beschützenden Hopfenranken wuchsen noch nicht in die Höhe, sondern lagen noch im Winterschlaf unter ihrer Decke aus Tannenzweigen. Es war ein recht scharfer Wind, und allerlei Fetzen und Papierschnitzel und vertrocknetes Gras wirbelte über das Feld hin. Drüben über den Bergen stand der Taunebel, die Birken begannen sich in den Wipfeln braun zu färben, aber am Waldrand lag noch hoher Schnee. „Ja, nun wird überall bald der Frühling anbrechen," dachte Karin und fühlte sich dabei müder als je; es war ihr, als könne sie nicht noch einen Sommer durchmachen.

Sie dachte daran, wie nun alles auf sie eingestürmt

kommen würde. Das Säen und die Heuernte, die Frühjahrsbäckerei und die Frühjahrswäsche, das Weben und Kleidermachen; nein, es erschien ihr unmöglich, dies alles fertig zu bringen.

„Nun, es tut ja nichts, wenn ich sterbe," sagte sie leise. „Mir kommt es vor, als lebte ich nur dafür, um ihn zu hindern, sich zu Tode zu trinken."

Plötzlich schaute sie auf, es war ihr, als hätte jemand ihren Namen gerufen. Gerade vor ihr stand Halfvor Halfvorsson. Er lehnte sich an den Zaun und sah sie an.

Karin wußte nicht, wann er gekommen war; es sah aus, als hätte er schon lange hier gestanden.

„Ich dachte es mir, daß du hier sitzen würdest," sagte Halfvor. — „So, dachtest du dir's?" — „Ja, ich erinnerte mich aus alten Tagen, daß du dich, wenn du eine freie Stunde hattest, hierher flüchtetest, um dich zu grämen." — „Ach, damals gab es nicht viel, worüber ich mich hätte grämen müssen." — „Den Kummer, den du damals nicht hattest, den bildetest du dir ein."

Wie nun Karin Halfvor so vor sich sah, dachte sie, er werde wohl denken, sie sei recht dumm gewesen, daß sie ihn nicht geheiratet habe, solch einen stolzen und stattlichen Mann, wie er einer war. „Nun hat er mich da, wo er mich haben will," dachte sie, „und er ist hierher gekommen, um sich über mich lustig zu machen."

„Ich bin drin gewesen und habe mit Elias gesprochen," sagte Halfvor. „Eigentlich wollte ich auch nur mit ihm sprechen."

Karin gab keine Antwort, aufrecht und steif, mit niedergeschlagenen Augen, und die Hände übereinandergelegt, saß sie da und wartete auf all den Hohn, den Halfvor nun über sie ausgießen würde.

„Ich sagte zu ihm," fuhr Halfvor fort, „daß ich mich teilweise für sein Unglück verantwortlich fühle, weil er doch bei mir zu Hause zu Schaden gekommen ist." — Halfvor hielt inne, als warte er auf ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung; aber Karin rührte sich nicht. — „Deshalb fragte ich ihn," fuhr Halfvor fort, „ob er nicht eine Zeitlang zu mir kommen wolle. Das wäre doch eine Veränderung für ihn, und er würde dort mehr Leute sehen als hier."

Nun schlug Karin die Augen auf, sonst aber blieb sie unbeweglich sitzen.

„Wir haben nun ausgemacht," sagte Halfvor, „daß du ihn morgen zu mir fahren läßt. Ich weiß, er willigt ein, weil er denkt, er könne sich bei mir Branntwein verschaffen, aber das verstehst du doch, Karin, daß davon keine Rede ist, nein, nicht einen Tropfen, so wenig bei mir wie bei dir. Nun, morgen kommt er also. Ich gebe ihm die Stube hinter dem Laden und habe ihm versprochen, daß die Tür nach dem Laden offen stehen soll, so daß er die Leute sehen kann."

Bei den ersten Worten, die Halfvor sagte, hatte sich Karin gefragt, ob das wohl etwas sei, was er sich ausgedacht hatte, um sie zu verhöhnen, aber allmählich ging ihr doch ein Licht darüber auf, daß er es ernst meinte.

Karin war immer der Ansicht gewesen, Halfvor habe nur um sie geworben, weil sie reich war und aus einer guten Familie stammte. Nie hatte sie an die Möglichkeit gedacht, daß er sie um ihrer selbst willen lieb haben könne, sie wußte recht wohl, daß sie nicht zu den Mädchen gehörte, die den Männern gefallen, und sie selbst war auch weder in Halfvor noch in Elias verliebt gewesen.

Aber als Halfvor nun kam und ihr helfen wollte, diese Last zu tragen, da wurde Karin von etwas so Großem und Unerhörtem ganz überwältigt.

Halfvor mußte sie also lieben, ja, er mußte sie lieben, wenn er auf diese Weise seinen Beistand anbot.

Karins Herz begann plötzlich sehr heftig und unruhig zu klopfen. Sie erwachte zu etwas, das sie noch nie empfunden hatte. Sie wußte nicht, was es war, bis sie plötzlich begriff, daß Halfvors Güte ihr erfrorenes Gemüt erwärmt hatte, so daß die Liebe zu ihm nun in ihr aufzulodern begann.

Halfvor erklärte ihr nun seinen Plan näher — er fürchtete, sie könnte Einwendungen machen. „Es ist ja auch schwer für Elias," sagte er, „er kann schon eine Veränderung brauchen. Und so ungebärdig, wie er gegen dich gewesen ist, wird er gegen mich nicht sein. Es ist etwas anderes, wenn ein Mann im Haus ist, vor dem er sich fürchtet."

Karin wußte nicht, was sie tun sollte, es war ihr, als könne sie nicht ein Wort sagen und keine Bewegung machen, ohne Halfvor merken zu lassen, daß sie ihn liebte. Aber etwas mußte sie doch sagen.

Schließlich schwieg Halfvor und sah sie an.

Karin erhob sich wie widerwillig, trat zu Halfvor und streichelte ihm sanft die Hand.

„Gott segne dich, Halfvor!" sagte sie mit gebrochener Stimme. „Gott segne dich!"

Wie vorsichtig sie aber auch war, so mußte doch Halfvor etwas gemerkt haben, denn er ergriff rasch ihre beiden Hände und zog sie an sich. — „Nein, nein!" rief sie entsetzt, indem sie sich losriß und davoneilte.

Elias zog nun zu Halfvor und lag den ganzen Sommer in der Ladenstube. Er fiel übrigens Halfvor nicht allzulang zur Last, denn er starb schon im Herbst.

Kurz nachher sagte Mutter Stina zu Halfvor: „Nun mußt du mir etwas versprechen." Halfvor fuhr zusammen und schaute auf. „Du mußt mir versprechen, Geduld mit Karin zu haben." — „Gewiß werde ich Geduld mit ihr haben," sagte Halfvor verwundert. — „Ja, es ist der Mühe wert, sie zu gewinnen, und sollte man auch sieben lange Jahre auf sie warten müssen."

Aber es war nicht so leicht für Halfvor, Geduld zu haben; denn bald hörte er davon reden, daß der und jener um sie werbe; ja, das Gerede begann schon vierzehn Tage nach Elias Begräbnis.

An einem Sonntagnachmittag saß Halfvor auf seiner Staffel und betrachtete die Vorübergehenden. Es kam ihm vor, als ob ungewöhnlich viele schöne Gefährte nach dem Ingmarshof führen. In einem davon saß der Inspektor vom Bergsanaer Sägewerk, dann fuhr der Sohn des Wirts in Karmsund vorüber, und schließlich kam Berger Sven Persson, ein Hofbauer aus dem Nachbardorf. Dies war der reichste Bauer in Westdalarne, ein kluger und hochangesehener Mann. Jung war er allerdings nicht mehr; er war schon zweimal verheiratet gewesen und nun wiederum Witwer.

Als Berger Sven Persſon vorüberfuhr, konnte Halfvor nicht mehr ruhig hier ſitzen bleiben. Er begann die Straße entlang zu gehen, und bald hatte er die Brücke überſchritten und war auf der Seite des Fluſſes, wo der Ingmarshof lag. „Ich möchte wohl wiſſen, wo all dieſe Wagen hinfahren?“ ſagte er. Er ging den Spuren nach, und je weiter er ging, deſto erregter wurde er. „Ich weiß, daß dies dumm iſt,“ ſagte er, und Mutter Stinas Warnung fiel ihm ein. „Ich will auch nur bis zur Pforte gehen und ſehen, was ſie da droben vorhaben.“

Berger Sven Persſon und ein paar andere junge Männer ſaßen im Saal auf dem Ingmarshof und tranken Kaffee. Ingmar Ingmarsſon, der noch immer in der Schule wohnte, war an dieſem Sonntag daheim. Er ſaß mit den andern am Tiſch und mußte den Wirt machen, denn Karin war nicht gegenwärtig; ſie hatte ſich damit entſchuldigt, daß ſie in der Küche zu tun habe, weil die Mägde ins Miſſionshaus gegangen ſeien, um den Schulmeiſter predigen zu hören.

Es war totenſtill im Zimmer; alle tranken ihren Kaffee, ohne ein Wort zu ſagen. Die Freier waren einander faſt ganz fremd, und jeder wartete nur auf eine Gelegenheit, um in die Küche hinaus zu gehen und allein mit Karin ſprechen zu können.

Da ging die Tür auf, und es trat noch ein Gaſt ein. Ingmar Ingmarsſon ging ihm entgegen und führte ihn an den Tiſch. „Dies iſt Tims Halfvor Halfvorsſon,“ ſagte er zu Berger Sven Persſon. Sven Persſon ſtand nicht auf, er grüßte ihn nur mit einer leichten Handbewegung und ſagte in ſcherzhaftem Ton: „Es iſt ja ſehr angenehm, mit einem ſo berühmten Mann zuſammenzutreffen.“ Ingmar Ingmarsſon rückte Halvfor einen Stuhl hin, und zwar mit ſolchem Geräuſch, daß Halfvor nicht zu antworten brauchte.

Von dem Augenblick an, wo Halfvor eingetreten war, wurden alle Freier auf einmal geſprächig und großſprecheriſch. Sie begannen, ſich gegenſeitig zu loben und einander Schmeicheleien zu ſagen, es war, als hätten ſie verabredet, daß ſie zuſammenhalten wollten, bis ſie Halfvor verſcheucht hätten. — „Das iſt ein prächtiges Pferd, mit dem Sie heute gefahren ſind, Herr Gemeinderatsvor-

steher," begann der Inspektor. Berger Sven Persson ging auf das Spiel ein und sprach von einem Bären, den der Inspektor im vergangenen Winter erlegt hatte. Hierauf priesen beide dem Wirtssohn von Karmsund gegenüber das neue Wohnhaus, das sein Vater baute. Schließlich vereinigten sich alle drei und rühmten Berger Sven Perssons Reichtum. Sie wurden sehr beredt, und mit jedem Wort gaben sie Halfvor zu verstehen, daß er ein viel zu geringer Mann sei, um sich mit ihnen messen zu können. Halfvor fühlte sich auch sehr unbedeutend, und er bereute bitter, daß er gekommen war.

Nun trat Karin ein und bot noch mehr Kaffee an. Als sie Halfvors ansichtig wurde, freute sie sich im ersten Augenblick über sein Kommen, aber gleich darauf dachte sie, wie schlecht es sich doch ausnehme, daß er gleich nach dem Todesfall zu ihr komme.

Wenn er es so eilig hatte, würden die Leute wohl sagen, er habe Elias schlecht gepflegt, um ihn bald los zu werden und Karin zu bekommen.

Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn er zwei, drei Jahre gewartet hätte, dies wäre lang genug gewesen, um den Leuten verständlich zu machen, daß er Elias aus Ungeduld nicht Böses zugefügt habe. „Was braucht er solche Eile zu haben?" dachte sie. „Er muß doch wissen, daß ich keinen andern nehme als ihn."

Als Karin eintrat, wurde es wieder still in der Stube, und keiner dachte nunmehr an etwas anderes, als aufzupassen, wie sie und Halfvor einander begrüßten. Aber sie taten nichts weiter, als daß sich ihre Fingerspitzen gerade berührten. Als der Gemeinderatsvorsteher dies sah, machte er seiner Freude in einem leisen, scharfen Pfeifen Luft, während der Inspektor in ein lautes Gelächter ausbrach. Halfvor wandte sich ruhig an ihn: „Warum lacht der Herr Inspektor?" fragte er leise. Und der Inspektor wußte nicht gleich, was er antworten solle. Etwas Verletzendes wollte er nicht sagen, weil Karin dabei war. — „Er dachte an einen Jagdhund, der einen Hasen aufgestöbert hat, den aber dann ein anderer erschießt," sagte der Wirtssohn bedeutungsvoll.

Karin war dunkelrot geworden, während sie den Kaffee einschenkte. Nun sagte sie in entschuldigendem Ton:

„Berger Sven Persson und ihr andern müßt mit Kaffee allein vorlieb nehmen, wir geben keine geistigen Getränke mehr auf dem Hof." — „Das tue ich bei mir daheim auch nicht," sagte der Gemeinderatsvorsteher. Der Inspektor und der Wirt schwiegen, aber es war ihnen klar, daß der Gemeinderatsvorsteher einen großen Schritt vorwärts gemacht hatte. Und sogleich begann dieser auch von der Enthaltsamkeitsfrage und ihrem Nutzen zu sprechen. Karin blieb stehen und hörte zu; sie stimmte in allem, was er sagte, mit ihm überein. Der Bauer erkannte sofort, daß dies die Art und Weise sei, auf die sie gewonnen werden konnte, und verbreitete sich daher mit großer Weitläufigkeit über Branntwein und Trunksucht. Karin erkannte alle ihre eigenen unausgesprochenen Worte wieder, die in den letzten Jahren in ihr aufgestiegen waren, und freute sich darüber, daß so ein mächtiger und kluger Mann diese Gedanken mit ihr teilte.

Mitten im Gespräch sah der Gemeinderatsvorsteher zu Halfvor hinüber. Niedergeschlagen und ärgerlich saß dieser da, die Kaffeetasse stand unberührt vor ihm. „Ja, gewiß ist es hart für ihn," dachte Berger Sven Persson, „besonders wenn es wahr ist, was die Leute sagen, daß er nämlich Elias ein wenig nachgeholfen habe, und eigentlich war es doch nur eine gute Tat, daß er Karin von dem schrecklichen Menschen befreite." Und weil er dachte, er habe das Spiel nun beinahe gewonnen, fühlte er sich freundlich gegen Halfvor gestimmt. Er erhob seine Tasse, hielt sie ihm hin, und sagte: „Dein Wohl, Halfvor! Du bist Karin sicherlich eine große Hilfe gewesen, indem du dich des erbärmlichen Kerls, mit dem sie verheiratet war, angenommen hast." Halfvor blieb ruhig sitzen, und den andern starr ansehend, besann er sich, wie er diese Worte aufnehmen solle. Aber der Inspektor brach wieder in ein Gelächter aus. „Ja, eine gute Hilfe," rief er lachend, „eine recht gute Hilfe!"

Ehe das Lachen wieder verstummte, war Karin verschwunden; wie ein Schatten war sie zu der Tür, die nach der Küche führte, hinausgeglitten.

Vor der Tür blieb sie stehen, gerade so weit entfernt, um alles, was in dem Saal geredet wurde, verstehen zu können. Sie war nur ärgerlich über Halfvor, weil er zu

früh gekommen war. Auf diese Weise kam es ja so, daß sie ihn nie heiraten konnte; die Verleumdung war ja schon unterwegs. „Ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll, ihn noch einmal zu verlieren," dachte sie, indem sie die Hand aufs Herz drückte.

Im Anfang war es ganz still im Saal, dann aber hörte sie, daß ein Stuhl zurückgeschoben wurde und jemand aufstand. „Willst du schon gehen, Halfvor?" fragte der junge Ingmar. — „Ja," antwortete Halfvor, „ich kann nicht länger bleiben, grüße Karin von mir zum Abschied." — „Du kannst doch selbst in die Küche gehen und dich verabschieden, Halfvor." — „Nein," hörte sie nun Halfvor sagen, „wir beide haben uns nichts mehr zu sagen."

Karins Herz begann heftig zu klopfen, und die Gedanken jagten sich, wie nie vorher. Jetzt war Halfvor böse auf sie, und das war gar nicht zum Verwundern. Sie hatte ja kaum gewagt, ihm die Hand zu geben, und als die anderen ihn verspotteten, hatte sie ihn nicht verteidigt, sondern geschwiegen und sich davongeschlichen.

Und nun glaubte er, sie habe ihn nicht lieb; nun ging er davon und kam nie wieder!

Nein, sie wußte nicht, wie sie sich hatte so aufführen können, nach allem, was Halfvor für sie getan hatte.

Da war es ihr plötzlich, als höre sie die Worte, die ihr Vater zu sagen pflegte, daß die Ingmarssöhne nichts nach den Menschen zu fragen hätten, sondern nur auf Gottes Wegen zu wandeln brauchten.

Da machte Karin rasch die Tür wieder auf und stand vor Halfvor, ehe er die Stube verlassen hatte.

„Gehst du schon, Halfvor? Ich dachte, du würdest zum Abendbrot dableiben!" Halfvor sah sie verwundert an. Sie war ganz verwandelt, rot und warm stand sie vor ihm und hatte einen rührenden, zärtlichen Ausdruck, den er nie vorher bei ihr gesehen hatte. — „Ich habe die Absicht, zu gehen und nie wieder zu kommen," sagte Halfvor; er verstand nicht, was sie wollte. — „Ach, komm und trink deinen Kaffee aus!" sagte Karin.

Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn an den Tisch. Wohl errötete und erblaßte sie abwechslungsweise bei diesem Gang, der Mut verließ sie mehrere Male, aber

sie gab nicht nach, obgleich Hohn und Verachtung das Bitterste war, das ihr begegnen konnte. „Nun soll er wenigstens sehen, daß ich die Last mit ihm teilen will," dachte sie.

„Berger Sven Persson und ihr andern," sagte Karin, „Halfvor und ich haben zwar noch nicht miteinander darüber gesprochen, weil ich ja erst seit kurzem Witwe bin, aber ich glaube, daß es am besten ist, wenn jedermann erfährt, daß ich Halfvor lieber heirate als irgendeinen andern." Sie hielt inne, weil ihr die Stimme versagte. „Die Leute mögen nun darüber sagen, was sie wollen, aber Halfvor und ich haben nichts Böses getan."

Als sie das gesagt hatte, trat Karin näher zu Halfvor, wie um gegen all die bösen Worte, die sie nun zu hören bekommen würde, Schutz zu suchen.

Alle schwiegen eine Weile, hauptsächlich vor Verwunderung über die Ingmarstochter Karin, die in diesem Augenblick mehr wie ein junges Mädchen aussah, als je vorher in ihrem Leben.

Halfvor sagte mit bebender Stimme: „Als ich deines Vaters Uhr bekam, Karin, da glaubte ich, daß ich nie etwas Größeres erleben könne, aber das, was du jetzt getan hast, ist das Größte, was einem Manne widerfahren kann."

Aber Karin wartete mehr auf die Worte der andern als auf die Halfvors; die Angst verließ sie nicht.

Da erhob sich Berger Sven Persson — er war in vieler Hinsicht ein ausgezeichneter Mann —. „Dann müssen wir alle Karin und Halfvor Glück wünschen," sagte er freundlich, „denn das weiß jeder, wen die Ingmarstochter Karin wählt, der ist ohne Flecken und Tadel."

In Zion

Niemand darf sich darüber verwundern, wenn ein alter Dorfschulmeister manchmal ein wenig selbstbewußt wird. Da hat er nun sein ganzes Leben lang Kenntnisse und Gelehrsamkeiten unter seinen Nebenmenschen verbreitet; er sieht, daß alle Bauern gerade von dem leben, was er

ihnen gegeben hat, und daß keiner mehr weiß, als was er, der Schulmeister, ihn einst gelehrt hat. Kann er da etwas dafür, daß er alle Gemeindeglieder, und wenn sie auch noch so alt werden, als Schulkinder betrachtet, und daß er denkt, er sei klüger als alle anderen. Ja, so einem richtigen alten Schulmeister fällt es hin und wieder geradezu schwer, jemand als erwachsen zu behandeln, denn in seinen Augen sieht jeder noch ebenso aus wie in seinen Kinderjahren, mit runden Kinderwangen und Grübchen darin und frommen ruhigen Kinderaugen.

Es war an einem Sonntag im Winter, gleich nach dem Gottesdienst. Der Pfarrer und der Schullehrer unterhielten sich in der kleinen gewölbten Sakristei noch miteinander, und im Laufe des Gesprächs waren sie auf die Heilsarmee gekommen.

„Das ist doch die allermerkwürdigste Erfindung," sagte der Pfarrer, „nie hätte ich gedacht, daß ich so etwas zu sehen bekäme." Der Schulmeister sah den Pfarrer streng an; es kam ihm vor, als spreche dieser ungebührlich. Er, der Pfarrer, konnte doch wirklich nicht meinen, daß solch eine Verrücktheit in ihrem Dorfe Einlaß fände. „Ich glaube auch nicht, daß der Herr Pfarrer sie zu sehen bekommt," sagte er mit Nachdruck.

Der Pfarrer, der sich wohl bewußt war, daß er ein schwacher und gebrochener Mann sei, ließ zwar meistens den Schulmeister regieren, wie er wollte, aber er konnte es doch nicht unterlassen, ihm zu widersprechen. „Woher wollen Sie denn so sicher sein, daß wir von der Heilsarmee verschont bleiben, Storm?" sagte er. — „Doch," antwortete Storm, „wo der Pfarrer und Schulmeister zusammenhalten, da kann sich ein solches Ungeziefer nicht eindrängen." — „Ich weiß gerade nicht, ob Sie es so ganz mit mir halten, Storm," sagte der Pfarrer ein wenig spitzig. „Sie predigen ja auf eigene Faust drüben in Ihrem Zion." — Der Schulmeister schwieg zuerst zu diesen Worten, dann sagte er sehr leise: „Der Herr Pfarrer hat mich ja noch nie predigen hören."

Das besprochene Missionshaus war ein böser Stein des Anstoßes. Der Pfarrer hatte nie einen Fuß über dessen Schwelle gesetzt. Aber da es nun einmal zur Sprache gekommen war, bekamen die beiden alten Freunde

Angst, sie könnten am Ende etwas Verletzendes gesagt haben. „Ich bin doch wohl ungerecht gegen Storm," dachte der Pfarrer, „während der vier Jahre, wo er am Sonntagnachmittag Bibelstunde im Missionshaus hält, habe ich am Sonntagvormittag mehr Leute in der Kirche als je zuvor, und ich habe auch nie eine Spur von einer Spaltung in der Gemeinde gemerkt. Er hat keine Störung hervorgerufen, wie ich es erwartet hatte, und er ist wirklich ein treuer Freund und Diener; ich will versuchen, ihm zu beweisen, wie hoch ich ihn schätze."

Und dieser kleine Zwist war die Veranlassung, daß der Pfarrer am Nachmittag hinging und Storms Bibelstunde beiwohnte. „Ich will Storm eine recht große Freude machen," dachte er. „Ich will hingehen und hören, wie er dort in seinem Zion predigt."

Auf dem Wege dahin gedachte der Pfarrer der Zeit, als das Missionshaus gebaut wurde. Nein, wie schwirrte es da durch die Luft von Prophezeiungen, und wie sicher war er gewesen, daß Gott etwas Großes damit im Sinn habe! Aber seither hatte man gar nichts mehr davon gehört. „Der liebe Gott mußte sich es anders überlegt haben," dachte er und lachte zugleich in stillen darüber, daß er solch sonderbare Gedanken über den lieben Gott hatte.

Des Schulmeisters „Zion" war ein großer Saal mit hellen Wänden. An der Langseite hingen Holzschnitte von Luther und Melanchton in pelzverbrämten Mützen. An dem Deckengesims waren Bibelsprüche gemalt, die von Blumen und himmlischen Posaunen und Trompeten umgeben waren, und über einer kleinen Erhöhung an dem einen Ende des Saals hing ein Ölfarbendruck, der den guten Hirten vorstellte.

Der große kahle Raum war voller Menschen, und mehr brauchte es nicht, um einen frohen und feierlichen Eindruck hervorzurufen.

Die meisten waren nämlich schön gekleidet; sie trugen die gelbe Tracht des Kirchspiels, und die gestärkten, weitabstehenden weißen Kopftücher der Frauen erweckten die Vorstellung, als ob der Saal voller großer weißbeschwingter Vögel wäre.

Storm hatte seinen Vortrag schon begonnen, als er

den Pfarrer eintreten und sich auf die erste Bank setzen sah. „Du, Storm, du bist doch ein merkwürdiger Mensch," dachte er bei sich selbst. „Alles gelingt dir. Da kommt nun sogar der Pfarrer und erweist dir die Ehre, dir zuzuhören!"

Seit der Schulmeister die Bibelstunde begonnen hatte, hatte er die Bibel von der ersten bis zur letzten Seite durchgenommen. Nun war er an der Offenbarung Johannis, und an diesem Abend sprach er gerade über das himmlische Jerusalem und die ewige Seligkeit. Und so glücklich war er über des Pfarrers Anwesenheit, daß er dachte: „Was mich anbetrifft, so würde ich mir im ewigen Leben kein besseres Los wünschen, als auf einem Katheder zu stehen und kluge und folgsame Kinder zu unterrichten; und wenn Gott der Herr dazwischen einmal hereinkäme und mir zuhörte, wie der Pfarrer eben jetzt, wäre niemand im Himmel glückseliger als ich."

Der Pfarrer aber wurde seinerseits betroffen, als er hörte, daß von Jerusalem die Rede war, und aufs neue wurde er von seinen sonderbaren Ahnungen ergriffen.

Da, mitten unter dem Vortrag, ging plötzlich die Tür auf, und eine Menge Leute traten ein. Es waren ungefähr 20 Personen, die jedoch beim Eingang stehen blieben, um nicht zu stören. „Ei sieh," dachte der Pfarrer, „ich dachte mir's doch, daß heute etwas geschehen würde."

Und sobald Storm Amen gesagt hatte, erhob sich aus der Gruppe an der Tür eine Stimme, die sagte: „Ich bitte um die Erlaubnis, einige Worte reden zu dürfen."

Die Stimme klang außerordentlich sanft und freundlich. „Es muß Hök Matts Eriksson sein," dachte der Pfarrer, und viele andere dachten dasselbe. Im ganzen Dorfe hatte keiner eine so freundliche Kinderstimme.

Im nächsten Augenblick drängte sich ein kleiner Mann mit einem guten Gesicht an die Erhöhung vor, und ihm folgte eine Schar Männer und Frauen, die ihn zu begleiten schienen, um ihn zu unterstützen, und die ihm Mut zuzusprechen schienen. Der Pfarrer, der Schulmeister und die ganze Versammlung saßen unbeweglich da. „Hök Matts kommt, um ein großes Unglück anzuzeigen," dachten sie. „Entweder ist der König gestor-

ben, oder es ist Krieg ausgebrochen, oder vielleicht hat sich irgendein unglücklicher Mensch im Fluß ertränkt."

Hök Matts sah indes nicht aus, als hätte er eine schlimme Botschaft mitzuteilen. Er war feierlich und bewegt, aber doch so froh, daß er ein Lächeln fast nicht unterdrücken konnte. — „Ich möchte mit dem Schulmeister und der Versammlung davon reden," sagte er, „daß am vorigen Sonntag, als ich mit meinen Dienstleuten in der Stube saß, der Geist über mich kam, so daß ich anfing, zu predigen. Das Glatteis hatte uns verhindert, hierher zu kommen und Storm zu hören; wir sehnten uns alle nach dem Wort Gottes, und da kam es über mich, daß ich selbst reden konnte. Nun habe ich an den beiden letzten Sonntagen gepredigt, und nun haben meine Hausgenossen und Nachbarn zu mir gesagt, ich solle hierher gehen und mich vor allen Leuten hören lassen."

Hök Matts sagte ferner, er sei sehr erstaunt, daß die Predigtgabe auf einen so geringen Mann wie ihn gefallen sei. „Aber der Schulmeister ist ja selbst nichts anderes als ein Bauer," sagte er zutraulich.

Nach dieser Einleitung faltete Hök Matts die Hände und wollte sogleich anfangen zu predigen. Aber nun hatte sich der Schulmeister von der ersten Überraschung erholt. — „Ist es deine Absicht, Hök Matts, heute hier zu predigen?" unterbrach er ihn. — „Ja, allerdings, das ist meine Absicht," antwortete der Mann. Er wurde ängstlich wie ein Kind, als er Storms düstere Miene sah. — „Es war meine Absicht, den Schulmeister und die anderen vorher um Erlaubnis zu bitten," sagte er demütig. — „Nein, wir sind für heute fertig," sagte Storm entschieden.

Dem kleinen freundlichen Mann traten die Tränen in die Augen, und er sagte bittend: „Wenn ich nur wenige Worte sagen dürfte. Es ist etwas, das über mich gekommen ist, während ich hinter dem Pflug herging oder den Kohlenmeiler bewachte, und nun will es heraus." — Aber der Schulmeister, der selbst heute einen so ehrenvollen Tag gehabt hatte, fühlte keine Barmherzigkeit. „Matts Eriksson, du kommst mit deinen eigenen Be-

trachtungen hierher und sagst, es sei Gottes Wort," antwortete er zurechtweisend.

Hök Matts wagte nicht zu widersprechen, und der Schulmeister schlug das Gesangbuch auf. — „Wir singen jetzt Nummer 187," sagte er. Mit lauter Stimme las er das Lied vor und begann dann zu singen: „Ich hebe meine Augen auf zu Jerusalem."

Während des Singens aber dachte er: „Es ist nur gut, daß der Pfarrer gerade heute kam, so daß er sieht, daß ich Ordnung in meinem Zion halte."

Aber der Gesang war kaum beendet, da erhob sich einer der Zuhörer — Ljung Björn Olofsson war es, ein stolzer, stattlicher Mann, der mit einer der Ingmarstöchter verheiratet war und einen großen Hof mitten im Dorfe besaß.

„Wir hier unten," sagte Ljung Björn ganz ruhig, „wir meinen, der Herr Schulmeister hätte uns um unsere Meinung fragen sollen, ehe er Hök Matts abwies."

„Meinst du das, mein Junge?" sagte der Schulmeister in eben demselben Ton, in dem er mit einem naseweisen Jüngelchen gesprochen hätte, „dann will ich dir nur mitteilen, daß hier in diesem Saal außer mir niemand etwas zu sagen hat."

Ljung Björn wurde dunkelrot; er hatte ganz gewiß nicht die Absicht gehabt, mit dem Schulmeister Streit anzufangen, sondern nur daran gedacht, den Schlag für Hök Matts, der ein guter Mann war, weniger fühlbar zu machen, und es war natürlich, daß er sich über die Antwort, die ihm zuteil geworden war, etwas ärgerlich fühlte. Aber ehe er sich zu einer Antwort gesammelt hatte, ergriff einer von denen, die mit Hök Matts gekommen waren, das Wort.

„Ich habe Hök Matts schon zweimal predigen hören, und ich muß sagen, daß es ganz merkwürdig ist, wenn man ihm zuhört. Ich glaube auch, es würde für alle, die hier anwesend sind, von Nutzen sein, wenn sie ihn hörten."

Sofort antwortete der Schulmeister in einem freundlicheren und zugleich ermahnenden Ton, gerade als ob er einen Jungen in der Schule zurechtwiese:

„Aber Krister Larsson, du verstehst doch wohl, daß dies unmöglich angeht. Lasse ich Hök Matts heute predigen, dann kommst du, Krister, am nächsten Sonntag und willst uns predigen, und dann du, Ljung Björn, am übernächsten und so fort." Als der Schulmeister dies sagte, lachten mehrere der Zuhörer, aber aus Ljung Björns Mund erklang die Antwort scharf und hart: „Ich weiß nicht, warum Krister oder ich nicht ebenso geschickt zum Predigen sein sollten, wie der Schulmeister."

Da stand Tims Halfvor auf, und um die Leute zu beruhigen und einem Streit zuvorzukommen, sagte er: „Aber die, die das Geld gegeben haben, um diesen Betsaal zu bauen, müssen doch wohl um Erlaubnis gefragt werden, ehe ein neuer Prediger reden darf." — Doch nun war Krister Larsson auch böse geworden und sagte nunmehr, um Hök Matts zu verteidigen: „Ich erinnere mich, daß wir, als wir dies Haus bauten, übereinkamen, daß es ein freier Predigtsaal und keine Kirche sein solle, wo nur ein einziger Mann das Wort Gottes verkündigen darf."

Als Krister das sagte, war es, als ob alle Anwesenden tief aufatmeten. Vor nur einer Stunde wäre es keinem einzigen eingefallen, auch nur den Wunsch zu haben, es möchte ein anderer als der Schulmeister hier predigen, aber nun dachten sie: „Es wäre ganz angenehm, etwas Neues zu hören, wir möchten wohl gern auf der Erhöhung dort hinter dem Katheder neue Worte hören und ein neues Gesicht sehen."

Es wäre aber vielleicht doch nicht zu einem Streit gekommen, wenn nicht auch Kolaas Gunnar anwesend gewesen wäre. Der war auch ein Schwager von Halfvor, ein langer magerer Mensch, von dunkler Gesichtsfarbe und mit stechenden Augen. Er hatte den Schulmeister gern, wie die anderen auch, aber noch lieber war ihm eine ordentliche Streiterei. „Ja, als dies Haus gebaut wurde, war viel von Freiheit die Rede," sagte er, „aber seit es fertig ist, habe ich nicht ein einziges freies Wort hier gehört."

Jetzt bekam der Schulmeister einen roten Kopf. Dies war die erste Äußerung, die von Bosheit und Aufsässigkeit zeugte. „Ich will dir etwas sagen, Kolaas Gunnar,"

sagte er, „hier hast du die Predigt von der wahren Freiheit vernommen, so wie Luther sie gepredigt hat, aber niemals hat hier Freiheit geherrscht, solche Neuigkeiten zu verkündigen, die an einem Tag stehen und am andern wieder fallen."

„Der Herr Schulmeister will uns glauben machen, daß alles Neue falsch sei, sobald es die Lehre angeht," erwiderte der Mann ruhiger, als ob er seine Heftigkeit bereue. „Er will allerdings, daß wir bei der Viehzucht neue Methoden anwenden und bei der Landwirtschaft neue Maschinen anschaffen, aber von den neuen Werkzeugen, womit Gottes Boden umgepflügt wird, erfahren wir nichts."

Der Schulmeister begann zu denken, Kolaas Gunnar habe es nicht so böse gemeint, als es gelautet hatte. „Meinst du damit," sagte er mit einem Versuch zu scherzen, „daß hier eine andere als die lutherische Lehre gepredigt werden soll?" — „Es handelt sich hier nicht um eine neue Lehre," fuhr nun Gunnar mit scharfer Stimme auf, „sondern darum, wer predigen darf, und soviel ich weiß, ist Matts Eriksson ein ebensoguter Lutheraner wie der Herr Schulmeister und der Herr Pfarrer."

Der Schulmeister hatte einen Augenblick den Pfarrer ganz vergessen, nun sah er diesen an.

Der Pfarrer saß, das Kinn auf den Griff seines Stocks gestützt, ruhig und unbeweglich mit einem sonderbaren Glanz in den Augen da, und Storm sah, daß seine Blicke immerfort auf ihm ruhten und ihn keine Sekunde verließen.

„Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn er nicht gerade an diesem Abend gekommen wäre," dachte der Schulmeister.

Es fiel dem Schulmeister ein, daß das, was nun hier geschah, Ähnlichkeit mit etwas habe, das er früher schon erlebt hatte. An einem recht schönen sonnigen Frühlingstag geschah es zuweilen in der Schule, daß sich ein Vögelein vor das Fenster des Schulzimmers setzte und sang und sang. Und auf einmal begannen alle Kinder um einen freien Nachmittag zu bitten, sie hörten auf zu lernen, wurden unruhig und lärmend und waren kaum mehr zu bändigen. Etwas Ähnliches war es, was die Versammlung nach Hök Matts Ankunft heute überfallen

hatte. Aber der Schulmeister dachte, nun wolle er dem Pfarrer und allen miteinander zeigen, daß er der Mann dazu sei, den Aufruhr zu unterdrücken.

„Fürs erste will ich sie sich selbst überlassen und die Rädelsführer sich müde schreien lassen," dachte er und setzte sich ganz ruhig auf den Stuhl, der hinter dem Tisch mit dem Glas Wasser stand.

Aber gleichzeitig brach ein rasender Sturm um ihn her los, denn nun wurden alle von dem Gedanken ergriffen: Wir sind ja alle ebensogut wie der Schulmeister. Warum soll er allein uns sagen dürfen, was wir glauben, und was wir nicht glauben sollen?

Dies waren zwar bei den meisten ganz neue Gedanken, aber man hörte es doch ihren Worten an, daß sie in ihnen gekeimt und gesproßt hatten, seit der Schulmeister das Missionshaus gebaut und ihnen gezeigt hatte, daß auch ein einfacher und geringer Mann das Wort Gottes auslegen könne.

Nach einer Weile dachte der Schulmeister: „Nun hat sich die Jugend wohl ausgetobt, jetzt ist es Zeit, ihnen zu zeigen, wer Herr in diesem Haus ist."

Er stand auf, schlug mit der Hand fest auf den Tisch und rief mit starker Stimme: „Nun ist es genug! Was ist das für ein Spektakel! Ich gehe jetzt fort, und ihr müßt auch gehen, damit ich abschließen kann."

Einige erhoben sich wirklich, denn sie waren alle zu Storm in die Schule gegangen und wußten, wenn er auf den Tisch schlug, so war das ein Zeichen, dem alle gehorchen mußten; aber die meisten blieben trotzdem sitzen.

„Der Herr Schulmeister vergißt, daß wir jetzt erwachsene Männer sind," sagten sie. „Er glaubt, wir müßten folgen, nur weil er auf das Katheder schlägt."

Sie fuhren fort, darüber zu reden, daß sie neue Prediger hören wollten, und sie verhandelten, wen man berufen solle, ja, sie stritten sich schon darüber, ob es einer von den Waldenströmianern oder ein Laienprediger der evangelischen Nationalvereinigung sein sollte.

Der Schulmeister starrte die Versammlung an, als sähe er etwas Gräßliches. Bis jetzt hatte er in jedem menschlichen Gesicht immer nur das Kind gesehen. Aber

nun verschwanden alle die runden, weichen Kinderwangen und die hellen Kinderlocken und die frommen Kinderaugen, und der Schulmeister sah nur noch eine Schar erwachsener Menschen mit ernsten, barschen Gesichtern und fühlte, daß er über diese keine Macht hatte. Er wußte kaum noch, wie er mit ihnen reden sollte. Der Lärm dauerte fort und wurde immer lauter. Der Schulmeister schwieg und ließ sie toben. Kolaas Gunnar und Ljung Björn und Krister Larsson waren die Anführer. Hök Matts, der ja den Anlaß zu dem Aufruhr gegeben hatte, erhob sich wieder und wieder und bat sie, zu schweigen, aber niemand hörte auf ihn.

Wieder richtete der Schulmeister seinen Blick auf den Pfarrer. Der saß noch ebenso ruhig da, mit demselben Glanz in den Augen, und sah ihn noch immer an. „Er denkt wohl an den Abend vor vier Jahren, wo ich ihm enthüllte, daß ich ein Missionshaus bauen wolle," dachte der Schulmeister.

„Ja, er hatte recht," dachte Storm weiter, „nun sind sie da, die Irrlehren und der Aufruhr und die Zersplitterung, und dies alles wäre vielleicht nie gekommen, wenn ich nicht so darauf versessen gewesen wäre, das Missionshaus zu bauen."

In demselben Augenblick, wo dem Schulmeister dies klar geworden war, hob er den Kopf und richtete sich gerade auf. Aus der Tasche zog er einen kleinen Schlüssel aus glänzendem Stahl, mit dem er das Missionshaus auf- und zuzuschließen pflegte. Er hob den Schlüssel gegen das Licht, so daß er glänzte und im ganzen Saal gesehen werden konnte.

„Nun lege ich diesen Schlüssel hier auf den Tisch," sagte er, „und nehme ihn nicht wieder zu mir. Denn ich sehe, daß ich allem, was ich damit ausschließen wollte, gerade Einlaß verschafft habe."

Hierauf legte der Schulmeister den Schlüssel nieder, nahm seinen Hut und ging direkt auf den Pfarrer zu. „Ich muß Ihnen recht vielmals danken, Herr Pfarrer, daß Sie heute abend kamen, um mich zu hören," sagte er, „denn wenn Sie heute nicht gekommen wären, hätten Sie mich niemals predigen hören."

Es gab viele, die meinten, Elias Elof Ersson dürfte eigentlich keine Ruhe im Grabe haben, weil er sich so schlecht gegen Karin und den jungen Ingmar Ingmarsson benommen habe.

Wie absichtlich schien er Karins Geld verschleudert zu haben, damit sie es nach seinem Tode recht schwer haben solle. Den Hof hatte er so mit Hypotheken belastet, daß ihn Karin den Gläubigern hätte überlassen müssen, wenn nicht Halfvor Halfvorsson reich genug gewesen wäre, den Hof zu kaufen und die Schulden zu bezahlen. Aber Ingmar Ingmarssons 20000 Kronen, die Elias zu verwalten gehabt hatte, waren vollständig verschwunden. Niemand hatte eine Ahnung davon gehabt, wie die Dinge standen; erst bei der Inventur war es an den Tag gekommen. Die Gerichtsvollstrecker hatten das Geld tagelang gesucht, aber es war und blieb verschwunden.

Als Ingmar erfuhr, daß er nun arm sei, beratschlagte er mit Karin, was er jetzt anfangen solle. Ingmar sagte, er möchte am liebsten Schullehrer werden. Er bat Karin, ihn auch ferner beim Schulmeister zu lassen, bis er alt genug sei, um ins Lehrerseminar einzutreten. Drunten im Kirchdorf, sagte er, könne er vom Schulmeister und vom Pfarrer die nötigen Bücher entlehnen, und er könne auch Storm in der Schule beim Unterricht helfen; das sei eine gute Übung.

Karin besann sich lange, ehe sie ihre Einwilligung gab, schließlich aber sagte sie:

„Du hast wohl keine Lust mehr, hier zu bleiben, da du jetzt nicht mehr der Herr des Hofes werden kannst."

Als Schulmeisters Gertrud erfuhr, daß Ingmar wieder zu ihnen komme, machte sie ein verdrießliches Gesicht. Sie dachte, wenn überhaupt ein Junge bei ihnen wohnen solle, dann hätte es ebensogut der hübsche Bertil des Notars, oder der lustige Gabriel, Hök Matts Eriksſons Sohn, sein können.

Gabriel und Bertil konnte Gertrud nämlich recht gut leiden, aber was Ingmar anbetraf, so war sie sich selbst nie recht klar darüber, was sie über ihn dachte. Sie hatte ihn gern, weil er die Aufgaben mit ihr lernte und ihr wie

ein Sklave gehorchte, aber manchmal war sie seiner auch vollständig überdrüssig, weil er so schwerfällig und langsam war und es nicht verstand, mit ihr zu spielen. Bald bewunderte sie ihn, weil er fleißig und gelehrig war, bald verachtete sie ihn, weil er sich nie verteidigte, wenn er angegriffen wurde.

Gertrud hatte immer den Kopf voll lustiger Einfälle und allerlei Phantasien, die sie Ingmar anvertraute, und wenn er dann einmal ein paar Tage weg war, wurde sie unruhig und meinte, sie habe niemand, mit dem sie sich unterhalten könne. Kam er dann aber zurück, so wußte sie nicht recht, wonach sie sich eigentlich gesehnt hatte.

Das Mädchen hatte nie die geringste Rücksicht darauf genommen, daß Ingmar reich war und zu den besten Familien des Dorfes gehörte; sie behandelte ihn eher so, als sei er ein wenig geringer als sie. Aber als sie nun hörte, daß er arm geworden war, weinte sie, und als er ihr sagte, daß er nicht daran denke, den Hof wiederzugewinnen, sondern Schulmeister werden wolle, wurde sie so böse, daß sie sich kaum beherrschen konnte.

Gott mochte wissen, wie hoch er in ihren Träumen schon gestiegen war!

Die Kinder im Schulhaus erhielten eine sehr sorgfältige Erziehung.

Sie wurden streng zur Arbeit angehalten und hatten selten ein Vergnügen. Darin trat indes doch in dem Frühling, wo Storm aufhörte, im Missionshaus zu predigen, eine Veränderung ein. Da sagte nämlich bisweilen Mutter Stina zu ihrem Mann: „Storm, nun dürfen wir die Jungen jung sein lassen. Denk an dich und mich! Als wir siebzehn Jahre alt waren, tanzten wir manches Mal von Sonnenuntergang bis zum Tagesanbruch."

An einem Sonnabend, als der junge Hök Gabriel Mattsson und des Schultheißen Gunhild zu Besuch gekommen waren, wurde sogar im Schulhaus getanzt.

Gertrud war ganz ausgelassen vor Freude darüber, daß sie tanzen durften, aber Ingmar wollte nicht mittun. Er nahm ein Buch in die Hand, setzte sich auf das Kanapee am Fenster und begann zu lesen. Gertrud kam einmal ums andere, um ihn von seinem Buch wegzulocken, aber immer saß er mürrisch und schüchtern da und

weigerte sich, mitzugehen. Mutter Stina seufzte, wenn sie ihn ansah. „Man merkt, daß er aus einem alten Geschlecht stammt," dachte sie. „Es heißt, solche Menschen könnten nie so recht jung sein."

Die andern drei aber waren so vergnügt gewesen, daß sie davon sprachen, am nächsten Sonnabend auf einen Tanzboden zu gehen, und schließlich fragten sie die Schulmeistersleute, was sie dazu sagten.

„Ja, wenn ihr auf Stark-Ingmars Tanzboden geht, dann habt ihr von mir aus die Erlaubnis dazu," sagte Mutter Stina, „denn ich weiß, daß ihr dort anständige und bekannte Leute trefft."

Storm stellte noch eine andere Bedingung auf. „Ich lasse Gertrud nicht zum Tanz gehen, wenn nicht Ingmar mitgeht und auf sie aufpaßt."

Da stürmten alle drei auf Ingmar los. Er aber schlug es ihnen rundweg ab, hielt die Augen auf das Buch geheftet und las weiter. „Ach, es hat keinen Wert, wenn wir ihn auch darum bitten," sagte hierauf Gertrud in einem so sonderbaren Ton, daß er die Augen aufschlug und sie ansah. Nein, wie hübsch doch Gertrud nach dem Tanz aussah! Aber ihr Mund lachte spöttisch, und die Augen funkelten, als sie sich von ihm abwandte. Man konnte ihr deutlich ansehen, wie tief sie ihn verachtete, ihn, der häßlich und sauertöpfisch dasaß und es nicht verstand, jung zu sein. Ingmar mußte schnell einwilligen — einen andern Ausweg gab es nicht für ihn.

Ein paar Tage später saßen Gertrud und ihre Mutter in der Küche bei ihrer Arbeit. Auf einmal merkte Gertrud, daß die Mutter unruhig wurde. Sie hielt den Spinnrocken an und lauschte zwischen jedem Wort, das sie sagte. — „Ich begreife nicht, was das ist," sagte sie. „Hörst du nichts, Gertrud?" — „Ja," antwortete Gertrud, „es ist jemand in der Schulstube." — „Wer kann denn um diese Zeit dort sein? Und höre nur, wie es schlurft und raschelt und von einer Ecke in die andere fährt."

Ja, es raschelte und schlurfte und fuhr in der großen leeren Stube herum, daß es Gertrud und ihrer Mutter ganz unheimlich zumut ward. „Es muß doch jemand droben sein," sagte Gertrud. — „Das ist aber doch nicht

möglich," antwortete Mutter Stina, „und ich kann dir sagen, daß es jeden Abend so getan hat, seit ihr droben getanzt habt."

Gertrud sah der Mutter an, daß sie glaubte, es spuke im Schulzimmer nach dem Tanz. Und das wußte sie, wenn Mutter Stina einmal diesen Glauben hatte, dann war es vorbei mit allem, was Tanz und Tanzboden hieß.

„Jetzt gehe ich hinauf und sehe, was es ist," sagte Gertrud; aber die Mutter hielt sie am Kleid fest. — „Ich weiß nicht, ob ich dich gehen lassen soll." — „Doch, Mutter, es ist am besten, wir erfahren, was es ist." — „Dann wollen wir wenigstens zusammen gehen."

Ganz leise schlichen die beide die Treppe hinauf; die Tür wagten sie aber nicht aufzumachen, sondern Mutter Stina bückte sich und sah durchs Schlüsselloch.

Lange stand sie so, und einmal war es, als ob sie lache. „Was ist es, Mutter?" fragte Gertrud. — „Du kannst selbst sehen, aber sei nur recht leise."

Gertrud bückte sich und sah hinein. Die Tische und Bänke, die sonst die ganze Stube einnahmen, waren zusammengerückt, es war ein fürchterlicher Staub im ganzen Zimmer, und mitten drin stand Ingmar und drehte sich mit einem Stuhl im Arm im Kreise herum.

„Ist Ingmar verrückt geworden?" rief Gertrud. — „Still!" sagte die Mutter und zog sie mit sich die Treppe hinunter. „Ich glaube, er versucht, tanzen zu lernen. Er wird es lernen wollen, damit er auch auf den Tanzboden gehen kann," fuhr sie schmunzelnd fort.

Und dann lachte Mutter Stina, daß es ihren ganzen Körper erschütterte. „Er hat mir fast einen Todesschrecken eingejagt," sagte sie. „Gott sei Dank, daß er auch einmal jung sein kann!" Und nachdem sie sich wieder gefaßt hatte, fuhr sie fort: „Nun sagst du keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon, hörst du, Gertrud!"

Es wurde Sonnabend, und die vier jungen Leute standen zum Gehen bereit auf der Staffel des Schulhauses. Mutter Stina musterte sie; sie waren so schön, daß sie förmlich glänzten. Die jungen Burschen trugen gelbe Lederhosen und grüne Frieswesten mit roten Ärmeln. Gertrud und Gunhild hatten weite weiße Puffärmel,

große rosa Tücher bedeckten fast den ganzen Oberkörper, die Röcke waren aus gestreiftem Stoff mit einem Saum von rotem Tuch und die großen Schürzen von derselben rosa Farbe wie die Halstücher.

Während die vier durch den schönen Sommerabend dahinwanderten, waren sie zuerst ganz still. Gertrud sah bisweilen Ingmar verstohlen an und dachte daran, wieviele Mühe er sich gegeben hatte, um das Tanzen zu erlernen. Woher es nun auch kommen mochte, ob der Gedanke an Ingmar oder die Aussicht auf das Tanzvergnügen schuld daran waren, aber Gertrud begann zu träumen und zu phantasieren, und sie ließ die andern ein wenig vorausgehen, um ihren Träumen nachhängen zu können. Sie dachte sich eine kleine Geschichte aus, wie es zugegangen sei, als die Bäume neue Blätter bekamen.

„Es ist wohl so zugegangen," dachte sie, „daß die Bäume, die den ganzen Winter hindurch in Frieden und Ruhe geschlafen hatten, plötzlich anfingen, zu träumen. Und da haben sie geträumt, daß es vollständig Sommer sei. Sie sahen die Felder mit grünem Gras und wogendem Getreide bedeckt, an den Rosenbüschen leuchteten frisch erblühte Rosen. Die Blätter der Wasserlilie verhüllten Gräben und Dämme, die feinen kletternden Ranken der Linnäen bedeckten die Steine, und der Waldboden verschwand ganz unter den Sternmieren und Anemonen. Und zwischen all dem, das bekleidet und bedeckt war, sahen sich die Bäume nackt und bloß, und sie schämten sich ihrer Nacktheit, wie man es so oft im Traume tut.

In ihrer Verwirrung dachten die Laubholzbäume, alles mache sich über sie lustig. Die Hummeln kamen brummend daher und verhöhnten sie, die Krähen lachten sie aus, und die andern Vögel sangen Spottlieder. „Wo sollen wir etwas hernehmen, um uns zu bedecken?" dachten die Bäume ganz verzweifelt. Aber kein einziges Blättchen konnten sie entdecken, weder an Zweig noch Ast, und ihre Angst wurde so groß, daß sie erwachten.

Als sie sich nun ganz schlaftrunken umschauten, war ihr erster Gedanke: „Gott sei Dank, daß es nur ein Traum war! Nirgends ist eine Spur vom Sommer zu erblicken. Es ist nur gut, daß wir nicht verschlafen sind."

Aber als sie sich weiter umschauten, merkten sie, daß

das Eis auf den Seen verschwunden war. Grashalme und Anemonen sproßten aus der Erde hervor, und es gärte und trieb unter ihrer eigenen Rinde. „Nun sind wir doch verschlafen, wenn es auch noch nicht Sommer ist; wie gut war es, daß wir erwachten, nun haben wir für ein Jahr genug geschlafen, und wir müssen jetzt unsere Kleider anziehen!"

Und dann hatten die Birken in aller Eile kleine gelbgrüne, klebrige Blätter herausgestreckt, während sich die Ahornbäume nur mit grünen Blüten bekleideten. Die Blätter der Erlen krochen so unfertig und kraus heraus, daß sie wahren Mißgeburten glichen, während die Weidenblätter sogleich glatt und wohlgeformt aus den Knospen glitten."

Gertrud lächelte, während sie sich dies ausmalte, und sie wünschte nur, allein mit Ingmar zu sein, um ihm gleich alles erzählen zu können.

Es war ein weiter Weg bis zum Ingmarshof, und sie mußten mehr als eine Stunde zu Fuß gehen. Es ging den Fluß entlang, und Gertrud blieb die ganze Zeit eine Strecke hinter den andern zurück. Jetzt spielten ihre Gedanken mit dem roten Schein des Sonnenuntergangs, der über den Fluß und das Ufer hinleuchtete. Graue Erlenbüsche und lichtgrüne Birken waren wie in rosige Glut getaucht, sie flammten einen Augenblick auf und nahmen ebenso schnell ihre natürliche Farbe wieder an.

Plötzlich blieb Ingmar stehen. Er hatte gerade etwas erzählt, brach aber mitten drin ab und konnte kein Wort weiter hervorbringen. „Was gibt es?" fragte Gunhild, aber Ingmar starrte nur totenbleich gerade aus. Die andern sahen nichts, als eine weite, von Kornfeldern durchschnittene Ebene, die von einem Höhenzug begrenzt war. Mitten auf der Ebene lag ein großer Bauernhof. In diesem Augenblick fiel der rote Abendschein auf den Hof, alle Fenster blinkten, und die alten Dächer und Mauern leuchteten in roter Glut.

Gertrud trat rasch näher und warf einen schnellen Blick auf Ingmar, dann zog sie geschwind die andern mit sich fort. „Ihr dürft ihn nicht fragen, was er habe," flüsterte sie. „Das dort ist der Ingmarshof, und es wird ihm gewiß recht schwer, ihn zu sehen. Er ist seit

zwei Jahren nicht mehr daheim gewesen, nicht ein einziges Mal, seit er arm geworden ist."

Um Stark-Ingmars Hütte am Waldessaum zu erreichen, mußten sie nun quer über die Ebene am Ingmarshof vorüber.

Ingmar holte sie bald ein und rief ihnen zu: „Es ist besser, wir schlagen diesen Weg hier ein!" Damit führte er sie auf einen Fußpfad, der am Waldessaum hinlief und zu der Hütte führte, ohne daß man den Hof selbst berührte.

„Du kennst doch wohl Stark-Ingmar?" sagte Hök Gabriel Mattsson zu Ingmar. — „Ja, wir sind früher recht gute Freunde gewesen." — „Ist es wahr, daß er hexen kann?" fragte nun Gunhild. — „Ach nein," antwortete Ingmar ein wenig zögernd, als ob er doch halb daran glaube. — „Du darfst schon sagen, was du weißt," fuhr Gunhild fort. — „Der Schulmeister hat gesagt, wir sollen dergleichen nicht glauben." — „Der Schulmeister kann keinem Menschen verbieten, zu glauben, was er sieht, und zu glauben, was er weiß."

Da bekam Ingmar große Lust, von seiner Heimat zu sprechen. Alle Erinnerungen aus seiner Kindheit tauchten vor ihm auf, als er den alten Hof sah.

„Ich kann euch etwas erzählen, was ich selbst erlebt habe," sagte er.

„Es war in einem Winter, wo Vater und Stark-Ingmar weit drin im Walde bei den Kohlenmeilern waren. Als Weihnachten kam, bot sich Stark-Ingmar an, allein bei den Kohlenmeilern draußen zu bleiben, damit Vater die Festtage daheim verbringen könne. Es wurde denn auch so beschlossen, und am heiligen Abend schickte Mutter mich mit dem Weihnachtsmahl zu Stark-Ingmar in den Wald. Ich ging sehr früh fort und erreichte den Kohlenmeiler um die Mittagszeit. Als ich ankam, hatten Vater und Stark-Ingmar eben einen Kohlenmeiler fertig gebrannt; sie hatten ihn geöffnet, und alle die heißen Kohlen lagen zum Abkühlen auf dem Boden ausgebreitet. Es rauchte aus den Kohlenhaufen, und wo die Kohlen dicht beieinander lagen, waren sie am Aufflammen, was aber nicht geschehen durfte. Dies war die gefährlichste Zeit des ganzen Kohlenbrennens. So-

bald Vater mich erblickte, sagte er auch: ‚Ich fürchte, du mußt allein wieder heimgehen, Ingmar, denn ich kann Stark-Ingmar bei dieser Arbeit nicht verlassen.‘ Stark-Ingmar stand auf der andern Seite des Kohlenhaufens mitten im dichten Rauch. ‚Jawohl kannst du gehen, Groß-Ingmar, ich habe schon Schwierigeres vollbracht.‘

Nach einer Weile rauchte es doch etwas weniger aus dem Kohlenhaufen heraus. ‚Nun will ich doch sehen, was für ein Weihnachtsgericht Mutter Brita mir geschickt hat,‘ sagte Stark-Ingmar und nahm mir den Speisetopf ab. ‚Komm mit, dann kannst du sehen, wie fein dein Vater und ich hier wohnen,‘ sagte er. Er zeigte mir die Hütte, wo er und der Vater schliefen. Ein großer Stein bildete die hintere Wand, aber die andern Wände waren aus Tannenzweigen und Schlehdorn zusammengefügt. ‚Ja, mein Junge,‘ sagte Stark-Ingmar, ‚das hast du wohl nicht gedacht, daß dein Vater so ein königliches Schloß hier mitten im Wald hat. Hier kannst du Wände sehen, die Kälte und Unwetter aushalten,‘ sagte der Alte und streckte den Arm durch die Tannenzweige ins Freie hinaus.

Vater kam nun auch herein und lachte. Beide waren ganz schwarz vor Ruß und rochen nach dem säuerlichen Kohlenmeilerrauch, aber noch nie hatte ich Vater so vergnügt und lustig gesehen. Keiner von den beiden konnte aufrecht in der Hütte stehen, und es fanden sich nur ein paar Lagerstätten aus Tannenreis und einige Steine, worauf ein Feuer brannte, aber trotzdem waren sie seelenvergnügt. Sie setzten sich nebeneinander auf das Tannenreislager und öffneten den Eßkorb. ‚Ich weiß nicht, ob ich dir etwas davon abgebe,‘ sagte Stark-Ingmar zu Vater, ‚das ist mein Weihnachtsessen.‘ — ‚Du mußt barmherzig sein, denn es ist ja heiliger Abend,‘ sagte Vater. — ‚Ja, ja, da darf man so einen armen Kohlenbrenner nicht hungern lassen,‘ sagte Stark-Ingmar.

Auf diese Weise machten sie fort. Es war auch ein wenig Branntwein im Körbchen, und ich verwunderte mich, daß man am Essen und Trinken so eine Freude haben könne. ‚Du mußt deiner Mutter sagen, daß Groß-Ingmar mir alles weggegessen hat,‘ sagte Stark-Ingmar

zu mir. ‚Sie muß morgen noch mehr schicken.‘ — ‚Ja, ich sehe, daß das ein wahres Wort ist,‘ sagte ich.

In demselben Augenblick fuhr ich heftig zusammen, denn es knisterte im Feuer, beinahe, als hätte jemand eine Handvoll Kiesel auf die Steinplatte, worauf es brannte, geworfen. Vater merkte es gar nicht, aber Stark-Ingmar sagte schnell: ‚Aha, steht es so?‘ doch aß er ruhig weiter. Da prasselte es aufs neue, nur viel stärker. Ich sah nichts, aber es war, als habe jemand kleine Steine mitten ins Feuer geworfen. ‚Ja, ja, hat es denn solche Eile?‘ sagte Stark-Ingmar und ging hinaus. ‚Ja, die Kohlen haben Feuer gefangen,‘ rief er gleich darauf, ‚aber bleib du nur sitzen, Groß-Ingmar, ich werde schon allein fertig!‘ Vater und ich saßen ganz still, keiner hatte Lust, etwas zu sagen.

Da kam Stark-Ingmar wieder herein, und das Necken begann aufs neue.

‚Ich glaube, ich habe seit vielen Jahren keinen so vergnügten heiligen Abend gefeiert,‘ sagte er. Während er noch sprach, begann das Prasseln wieder. ‚Ach so, ist es schon wieder so weit?‘ sagte er. Er ging hinaus, und da hatten die Kohlen aufs neue Feuer gefangen. Als er zurückkam, sagte Vater: ‚Du hast wirklich recht gute Hilfe, und ich sehe ein, daß du hier bei den Kohlenmeilern gut allein fertig werden kannst.‘ — ‚Ja, geh du nur ruhig heim, Groß-Ingmar, es gibt hier schon welche, die mir helfen.‘ Und so ging der Vater mit mir heim, und alles lief gut ab, und weder früher noch später ist jemals einer von Stark-Ingmars Kohlenmeilern in Brand geraten.“

Gunhild bedankte sich bei Ingmar für seine Erzählung, aber Gertrud schritt schweigend weiter, wie wenn sie Angst bekommen hätte. Die Dämmerung war mittlerweile angebrochen, und alles, was vorhin rot gewesen war, hatte nun eine bleiche graue Färbung angenommen, nur drin im Walde saß da und dort ein einzelnes rotes Blatt, das wie das rote Auge eines Kobolds leuchtete.

Aber Gertrud war ganz erstaunt über Ingmar, der so lang und so ausführlich erzählt hatte. Und unwillkürlich dachte sie, er trage den Kopf etwas höher und schreite mit schnelleren Schritten dahin. Er sei gleich-

sam ein anderer geworden, seit er den heimatlichen Boden betreten habe. Gertrud wußte nicht, warum sie das beunruhigte, warum es ihr eigentlich nicht gefiel. Sie nahm sich aber schnell zusammen und begann Ingmar zu necken, indem sie ihn fragte, ob er die Absicht habe, zu tanzen.

Endlich erreichten sie eine kleine graue Hütte. Es brannte Licht drinnen; die kleinen Fenster ließen wohl nicht genug Tageslicht hineindringen. Violinspiel und Tanzschritt drang zu den Ankommenden heraus, aber trotzdem blieben die jungen Mädchen stehen und fragten: „Ist es hier? Kann man denn hier tanzen?"

Es kam ihnen vor, als ob in dem Häuschen höchstens für ein einziges Paar Platz sein könne.

„Ach," sagte Gabriel, „nur immer zu! Das Haus ist gar nicht so klein, als es aussieht."

Die Tür stand offen, und davor standen einige junge Paare, die sich warm getanzt hatten. Die Mädchen hatten die Kopftücher abgenommen und fächelten sich damit, und die Burschen zogen die kurzen schwarzen Jacken aus, um in den hellgrünen Westen mit den roten Ärmeln zu tanzen.

Die Neuangekommenen drängten sich durch die verschiedenen Gruppen an der Tür hindurch und traten in die Stube. Der erste, den sie sahen, war Stark-Ingmar. Er war ein kleiner dicker Mann, mit einem großen Kopf und einem langen Bart. „Ja, er sieht wirklich aus, als sei er mit Kobolden verwandt," dachte Gertrud. Stark-Ingmar stand mit der Geige auf dem Herd, wahrscheinlich um den Tanzenden nicht im Wege zu sein.

Das Häuschen hatte mehr Raum, als es von außen den Anschein hatte. Aber es war verfallen und ärmlich, die nackten Bretterwände waren wurmstichig und die Decke rußgeschwärzt. Es gab weder Vorhänge an den Fenstern noch einen Teppich auf dem Tisch, man sah gleich, daß Stark-Ingmar ein einsamer Mann war. Seine Kinder waren nach Amerika ausgewandert und des alten Mannes einziges Vergnügen in seiner Einsamkeit bestand darin, am Sonnabend die Jugend um sich zu versammeln und ihnen auf der Violine zum Tanz aufzuspielen.

Im Zimmer war es dunkel und schwül, Paar auf Paar

drehte sich im Kreise. Gertrud wurde zuerst fast ohnmächtig, und sie wollte rasch wieder hinausgehen, aber es war ganz unmöglich, sich durch die lebendige Mauer von Menschen, die den Eingang versperrten, hindurchzudrücken.

Stark-Ingmar spielte taktfest und sicher, aber als Ingmar Ingmarsson an der Tür erschien, fuhr er mit dem Fiedelbogen über die Saiten, daß es kratzte und die Tanzenden anhielten. „Nein, nein!" rief er, „es war nichts, tanzt nur weiter!"

Ingmar legte den Arm um Gertrud, um mit ihr den Tanz zu beginnen, und Gertrud tat selbstverständlich sehr überrascht, daß er tanzen wolle. Aber dann blieben sie stehen, denn ein Paar folgte dem andern so dicht auf dem Fuße nach, daß es nicht möglich war, sich dazwischen zu schieben, wenn man nicht von Anfang an dabei gewesen war.

Da unterbrach der alte Stark-Ingmar sein Spiel, schlug mit dem Fiedelbogen auf den Rand des Herds und rief mit gebieterischer Stimme: „Groß-Ingmars Sohn muß Platz haben, wenn in meinem Hause getanzt wird!" Alle sahen auf Ingmar, da wurde er verlegen und kam nicht vom Fleck. Gertrud mußte ihn fest anfassen und ihn in die Reihe hineinziehen.

Sobald der Tanz vorüber war, trat der Häusler zu Ingmar und begrüßte ihn. Als nun Ingmars Hand in der seinigen lag, tat der Alte, als erschrecke er und ließ sie schnell los. „Ei, ei," sagte er, „man muß sich wohl in acht nehmen vor den feinen Schulmeistershänden, so ein alter Klodrian wie ich könnte sie leicht zerquetschen."

Hierauf zog er Ingmar, und die mit ihm waren, an den Tisch, und ein paar Bauernweiber, die daran saßen und den andern zusahen, jagte er einfach weg. Dann ging er an einen Schrank und nahm Brot, Butter und ungegorenes Bier heraus. „Ich warte sonst den Leuten nicht auf," sagte er, „die andern müssen sich mit Spiel und Tanz begnügen, aber Ingmar Ingmarsson soll doch einen Bissen Brot unter meinem Dach essen."

Während die jungen Leute aßen, zog er ein niederes dreibeiniges Stühlchen herbei, setzte sich Ingmar gerade

gegenüber und starrte ihn an. „Und du willst also Schulmeister werden?" fragte er. Eine Weile saß Ingmar mit niedergeschlagenen Augen da; seine Mundwinkel verzogen sich ein wenig, als ob er lachen wolle, aber doch antwortete er in einem ganz betrübten Ton: „Man braucht mich daheim nicht." — „So, braucht man dich nicht daheim?" sagte der Alte. „Was weißt du, ob der Hof dich nicht nötig hat? Elias lebte noch zwei Jahre, wer weiß, wie lange Halfvor noch am Leben bleibt?" — „Halfvor ist ein gesunder kräftiger Mann," sagte Ingmar. — „Aber du weißt recht wohl, daß dir Halfvor den Hof überläßt, sobald du ihn zurückkaufen kannst." — „Er wird nicht so verrückt sein, den Ingmarshof wieder herzugeben, nun er ihn einmal in der Hand hat."

Während dieser Reden hatte Ingmar die Tischkante erfaßt. Es war ein einfacher tannener Tisch mit einer dicken Platte. Plötzlich ertönte ein Krach; Ingmar hatte ein Stück von der Ecke abgebrochen.

Stark-Ingmar saß da und sprach mit aufgehobener Hand. — „Nein, niemals wird er dir den Hof abtreten, wenn du Schulmeister wirst." — „Glaubst du das?" — „Glauben, glauben," sagte der Alte. „Da hört man, wo du erzogen worden bist. Bist du je hinter dem Pflug hergegangen?" — „Nein," antwortete Ingmar. — „Hast du je einen Kohlenmeiler aufgerichtet, hast du einmal eine hundertjährige Tanne gefällt?"

Noch immer saß Ingmar ruhig da, aber die Tischkante krachte unter seinen Fingern. Schließlich wurde der Alte aufmerksam und verstummte plötzlich. „Ei, ei," sagte er, als er die zersplitterte Tischplatte sah, „ich muß dich doch noch einmal in die Hand nehmen." Er hob einige der abgebrochenen Stücke auf und hielt sie an die Stelle, wo sie hingehörten. „Nein, so einer! Du kannst dich ja auf dem Jahrmarkt für Geld sehen lassen! Du Schelm!" Er schlug Ingmar auf die Schulter. „Ja, du bist wirklich zu einem Schulmeister wie geschaffen!"

Und in einem Nu war er wieder droben auf dem Herd und begann zu spielen. Und nun war eine ganz andere Kraft in seinem Spiel. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und spielte den Tanz in einem rasenden

Tempo. „Das ist Jung-Ingmars Polka!“ rief er. „Juhe! nun tanzen alle in der Stube für Jung-Ingmar!“

Gertrud und Gunhild waren beide hübsche Mädchen, und es fehlte ihnen kein einziges Mal an Tänzern. Ingmar tanzte nicht viel; er unterhielt sich meistens mit einigen der älteren Burschen ganz hinten in der Stube. In den Pausen versammelte sich eine Menge Leute um Ingmar, als mache es ihnen Freude, ihn nur anzusehen.

Gertrud kam es vor, als habe Ingmar sie vollständig vergessen, und es wurde ihr ganz ängstlich zumut. „Jetzt merkt er, daß er der Sohn des großen Ingmar ist, ich aber nur des Schulmeisters Gertrud bin,“ dachte sie.

Und sie war selbst erstaunt darüber, daß ihr dieser Gedanke so weh tat.

In den Pausen gingen die jungen Leute in die Frühlingsnacht hinaus, wo es indes bitter kalt war, so daß man sich leicht erkälten konnte. Es war stockfinster hier draußen, aber da niemand Lust bezeigte, sich auf den Heimweg zu machen, sagten alle: „Wir wollen noch ein wenig dableiben, bald geht der Mond auf, jetzt ist es zu dunkel.“

Einmal, als Ingmar gerade neben Gertrud unter der Tür stand, trat der Häusler zu ihnen und zog ihn mit sich fort. „Komm, ich will dir etwas zeigen,“ sagte er.

Er nahm Ingmar bei der Hand und führte ihn durch ein Gebüsch nach der hinteren Seite der Hütte. „Bleib nun stehen und sieh hier hinunter,“ sagte er. Ingmar sah in eine Schlucht hinab, auf deren Boden etwas Weißes undeutlich schimmerte.

„Das ist gewiß der Langfors,“ sagte er. — „Ja, du kannst dich darauf verlassen, daß es der Langfors ist,“ sagte der Häusler; „aber was meinst du wohl, wozu solch ein Wasserfall benützt werden könnte?“ — „O, man könnte ein Sägewerk oder eine Mühle hier errichten,“ sagte Ingmar. — Der Alte klopfte Ingmar lachend auf die Schulter und puffte ihn in die Seite, so daß er ihn beinahe in die Schlucht hinuntergestoßen hätte. „Aber wer soll hier ein Sägewerk errichten? Wer soll hier reich werden, wer soll den Ingmarshof zurückkaufen?“ —

„Ja, ja, ich denke eben auch darüber nach," sagte Ingmar. Da begann der Häusler einen großen Plan zu entwickeln, den er sich ausgedacht hatte. Ingmar solle Tims Halfvor überreden, an dem Wasserfall ein Sägewerk zu errichten, und dann solle Ingmar es pachten. Schon seit mehreren Jahren hatte der Alte über nichts anderes nachgegrübelt, als etwas ausfindig zu machen, wobei Groß-Ingmars Sohn wieder zu Reichtum gelangen könnte.

Ingmar sah lange in die Schlucht hinunter. „Nein, nun komm, nun wollen wir wieder hineingehen und tanzen," sagte Stark-Ingmar. Aber Jung-Ingmar rührte sich nicht von der Stelle, und der alte Häusler wartete geduldig. „Wenn er von der rechten Sorte ist, dann gibt er weder heute noch morgen eine Antwort; die Alten müssen sich gedulden."

Während sie so dastanden, ertönte plötzlich das laute zornige Bellen eines Hundes. „Hörst du etwas, Ingmar?" fragte der Häusler. — „Ja, ein Hund treibt sich im Wald umher," antwortete Ingmar. Sie hörten, daß das Bellen näher kam; es kam rasch auf sie zu, als ob die Jagd gerade über die Hütte weggehen sollte. Der Alte ergriff Ingmar beim Handgelenk. „Komm, komm," sagte er, „mach, daß du hineinkommst, sag ich!" — „Was gibt es denn?" fragte Ingmar. — „Komm ins Haus hinein," antwortete der Häusler, „sei ganz still und geh hinein."

Während sie die paar Schritte nach dem Hause eilten, erklang das heftige Bellen ganz in ihrer Nähe. „Was ist das für ein Hund?" fragte Ingmar einmal ums andere. — „Hinein mit dir, nur hinein!" Der Häusler puffte Ingmar in die kleine Flur hinein, er selbst blieb auf der Schwelle stehen und machte sich daran, die Haustür zu schließen. „Wenn noch jemand draußen ist," rief er mit lauter Stimme, dann soll er hereinkommen!" Er hielt die Tür halb offen, die Leute eilten von allen Seiten herbei. „Macht nur, daß ihr hereinkommt!" rief er. „Rasch!" Er stampfte vor Ungeduld auf den Boden.

Mittlerweile wurde es den Menschen in der Stube ganz ängstlich zumut, und alle wollten wissen, was denn bevorstehe. Endlich war der letzte hereingekommen, und der Häusler schloß die Tür und legte den Riegel vor. „Seid

ihr verrückt, daß ihr draußen bleiben wollt, wenn sich der Berghund hören läßt!" sagte er. Zugleich erklang das Bellen dicht vor der Hütte; es lief ein paarmal rund ums Haus herum; ein heftiges, unheimliches Bellen. — „Ist es kein richtiger Hund?" fragte ein Bursche. — „Du kannst hinausgehen und ihn locken, wenn du Lust dazu hast, du, Nils Jansson."

Jedermann horchte schweigend auf das Bellen, das unaufhörlich rund um das Haus herumlief. Es kam ihnen vor, als werde es nun wild und unheimlich; sie schauderten, und viele wurden totenblaß. Nein, das war kein gewöhnlicher Hund, das konnte man wohl hören. Es war gewiß irgendein Höllenhund, der der Hölle entsprungen war.

Der kleine alte Häusler war der einzige, der sich zu bewegen wagte; zuerst zog er die Läden zu, und dann blies er die Lichter aus. „Nein, nein," riefen die Frauen, lösch nicht aus!" — „Ihr müßt mir erlauben, das zu tun, was für uns alle das Beste ist," sagte der Alte. Jemand hielt ihn am Rock fest. — „Tut er uns etwas, dieser Berghund?" — „Der nicht," antwortete der Alte, „aber das, was nachkommt." — „Was kommt denn nach?" — Der Alte blieb stehen und lauschte. „Nun müssen wir alle ganz still sein," sagte er.

Sofort wurde es totenstill in der Stube, so daß man nicht einen Atemzug hörte. Noch einmal erklang das Bellen des Hundes rund um das Haus herum. Dann nahm es an Stärke ab, und man konnte verfolgen, wie der Hund über das Langforsmoor hinweg und den Berg auf der andern Seite des Tals hinaufjagte. Dann wurde es ganz still.

Da konnte einer der Burschen sich nicht enthalten, zu sagen: „Nun ist der Hund fort." Ohne ein Wort zu erwidern, streckte Stark-Ingmar die Hand aus und gab ihm eine Maulschelle. Hierauf wurde es wieder ganz still.

Weit entfernt, ganz droben auf dem Gipfel des Klackbergs erklang nun ein lauter Ton. Es war wie ein Windstoß, aber es konnte auch der Ton eines Hornsignals sein. Ab und zu hörte man einen langgezogenen Ton, dann Lärm und Hufschlag und Schnauben. Vom Berge herunter kam es mit großem Getöse. Sie hörten es am

Bergabhang, sie hörten es am Waldessaum, sie hörten es, als es über ihnen war. Es war wie ein Donner, der über die Oberfläche der Erde hinrollt, es war, als komme der ganze Berg herunter und stürze sich ins Tal. Und als es ganz dicht bei ihnen war, senkten alle die Köpfe und kauerten sich zusammen. „Sie zerschmettern uns, sie zerschmettern uns!" dachten sie.

Aber es war weniger Angst vor dem Tod, die sie empfanden, sondern vielmehr ein Grauen, daß es der Fürst der Hölle sein könnte, der mit seinem ganzen Heer durch die Nacht dahinsauste. Was sie am meisten entsetzte, war, daß sie mitten in dem Getöse Angst- und Klagerufe vernahmen. Es heulte und jammerte, es brüllte und lachte, es pfiff und johlte. Und als das, was soeben noch wie ein heftiges Gewitter geklungen hatte, ganz nahe herbeigekommen war, da hörte man, daß es aus Klagen und Verwünschungen zusammengesetzt war, aus Heulen und Raserei, aus schriller Hornmusik, aus knisterndem Feuer, aus dem Heulen der Geister, dem Hohnlachen der Teufel und dem Sausen großer Flügel.

Sie fühlten, daß alle Schrecken des Abgrundes in dieser Nacht losgelassen waren und sich über sie herstürzten.

Die Erde erbebte unter ihnen, und das Haus schwankte einen Augenblick, als würde es darunter begraben. Es war, als ob wilde Pferde über die Hütte hinwegsetzten — ihre Hufe schlugen dröhnend auf die Dachfirst — als ob Geister heulend um die Ecken stiebten und Fledermäuse und Eulen mit schweren Flügelschlägen gegen den Schornstein schlügen.

Während dies vor sich ging, legte plötzlich jemand seinen Arm um Gertrud und zwang sie auf die Knie nieder. Und sie hörte Ingmar flüstern: „Laß uns auf die Knie fallen, Gertrud, und zu Gott beten."

Einen Augenblick vorher hatte Gertrud gemeint, sterben zu müssen, so entsetzlich war die Angst, die sie ergriffen hatte. „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben," dachte sie, „aber das Entsetzliche ist, daß die bösen Mächte über uns und uns nahe sind." Aber sobald sie Ingmars Arm um ihre Schulter fühlte, begann ihr Herz wieder zu schlagen, und ihr Körper war nicht länger steif und

unbeweglich. Sie drückte sich ganz dicht an ihn an. Wenn er sie nur hielt, dann fürchtete sie sich nicht mehr. Es war sonderbar; er selbst fürchtete sich wohl auch, und doch ging eine solche Sicherheit von ihm aus. Dann endlich nahm der entsetzliche Lärm ab, und man hörte, wie er davonzog. Er nahm denselben Weg, wie vorhin der Hund, über das Langforsmoor und nach den Wäldern unter dem Olofhut hinauf. Aber trotzdem blieb es still und ruhig in Stark-Ingmars Haus; niemand bewegte sich, niemand sagte ein Wort, es war, als ob niemand die Kraft hätte, ein Glied zu rühren. Beinahe hätte man sich versucht fühlen können, zu glauben, das Entsetzen habe alles Leben ausgelöscht, nur ab und zu ließ sich ein schwerer Atemzug vernehmen, so daß man doch hörte, daß noch jemand lebte. Aber lange, lange bewegte sich niemand. Die einen lehnten sich an die Wände, andere waren auf die Bänke gesunken, die meisten aber knieten in angstvollem Gebet auf dem Boden. Alle aber waren unbeweglich, vom Schrecken gelähmt.

Stunde auf Stunde verging, und während dieser Zeit ging mancher in sich und beschloß, von nun an ein neues Leben zu führen; ein Leben, das Gott näher und weiter entfernt von dessen Feinden wäre. Denn jeder einzelne der Anwesenden dachte: „Ganz gewiß ist etwas, was ich getan habe, die Ursache, daß dies über uns kommt. Es geschieht um meiner Sünde willen. Ich habe wohl gehört, wie die Vorüberjagenden mich riefen, mich verhöhnten, meinen Namen schrien."

Und was Gertrud anbetrifft, so hatte sie nur den einen Gedanken: „Nun weiß ich, daß ich nicht ohne Ingmar leben kann, sondern immer mit ihm zusammen sein muß, und zwar um der Sicherheit willen, die von ihm ausgeht."

Allmählich begann der Tag zu grauen, die schwache Morgendämmerung drang in die Stube herein und beleuchtete die vielen bleichen Gesichter. Dann begann ein Vogel zu zwitschern, und dann noch einer, Stark-Ingmars Kuh brüllte nach Futter, und seine Katze, die an den Tanzabenden nie in der Stube schlief, kam an die Tür und miaute.

Aber niemand bewegte sich, ehe die Sonne hinter den

Bergen im Osten aufgegangen war. Da schlich sich der eine nach dem andern fort, ohne ein Wort zu sagen, oder sich zu verabschieden. Vor dem Hause trat ihnen die Häßlichkeit des Verderbens entgegen. Eine große Tanne, die dicht neben dem Hauseingang gestanden hatte, war mit den Wurzeln ausgerissen und lag am Boden; Zweige und Heckenpfähle lagen ringsumher auf der Erde zerstreut, ein paar Fledermäuse und Eulen hatten sich an den Mauern zerschmettert.

Weit hinauf am Klackberg waren die Bäume umgerissen, so daß es aussah, als führe eine breite Straße aufwärts.

Niemand wagte, sich lange umzuschauen, alle beeilten sich, ins Dorf hinabzukommen. Während sie dahinschritten, erwachte der Morgen ringsumher. Es war Sonntag, und die Leute standen spät auf, aber da und dort war doch schon jemand auf und fütterte das Vieh. Die Sonntagskleider über dem Arm, trat ein alter Mann vor seine Türe, um den Staat auszulüften und auszubürsten. Aus einem anderen Haus kamen Vater und Mutter und Kinder schon sonntäglich gekleidet heraus; sie wollten wohl im nächsten Dorf einen Besuch machen. Es war ein großer Trost, zu sehen, daß die Leute alle so ruhig waren und keine Ahnung hatten von dem Entsetzlichen, das sich in dieser Nacht im Wald zugetragen hatte.

Endlich kamen sie an den Fluß, wo die Wohnhäuser dichter standen, und schließlich erreichten sie das Dorf. Wie froh waren sie doch, als sie die Kirche und alles andere sahen! Es war ihnen eine große Beruhigung, daß sie hier unten alles unverändert fanden. Das Schild am Kaufladen glänzte gerade wie sonst auch, das Horn auf dem Posthaus saß auf seinem alten Platz, und der Hund des Wirts lag wie gewöhnlich vor seiner Hütte und schlief.

Es war auch ein Trost, ein wildes Kirschenbäumchen zu sehen, das ausgeschlagen hatte, seit sie zuletzt hier vorübergegangen waren, sowie auch die grünen Bänke im Pfarrgarten, die gestern Abend spät noch herausgesetzt worden sein mußten.

All dies war unbeschreiblich beruhigend, aber trotzdem wagte niemand ein Wort zu sprechen, ehe die Heimat erreicht war.

Als Gertrud auf der Staffel des Schulhauses stand, sagte sie zu Ingmar:

„Nun habe ich zum letztenmal getanzt, Ingmar!"

„Ja," antwortete Ingmar, „ich auch."

„Und Ingmar," sagte Gertrud, „du wirst Pfarrer werden, nicht wahr? Und wenn du kein Pfarrer werden kannst, so mußt du wenigstens Schullehrer werden. Gegen die Macht des Bösen sollte aus allen Kräften gekämpft werden."

Ingmar sah Gertrud fest an. „Diese Stimmen," sagte er feierlich, „was sagten diese Stimmen zu dir, Gertrud?"

„Sie sagten zu mir, ich sei in das Netz der Sünde verstrickt, und die Teufel würden kommen und mich holen, weil ich so gerne tanze."

„Nun will ich dir sagen, was ich gehört habe," sagte Ingmar. „Mir war, als ob all die alten Ingmarssöhne mir drohten und mich verfluchten, weil ich etwas anderes werden wollte als ein Bauer und mir ein anderes Arbeitsfeld suchen wollte, als den Wald und das Ackerfeld."

Hellgum

In der Nacht, wo die Jugend bei Stark-Ingmar tanzte, war Halfvor von seinem Hofe abwesend, und die Ingmarstochter Karin lag allein in ihrem Stübchen. Mitten in dieser Nacht hatte sie einen schweren Traum. Ihr träumte, Elias sei noch am Leben und halte ein großes Trinkgelage. Sie hörte, daß drin im Saal die Gläser klangen, lautes Lachen ertönte, und Trinklieder wurden angestimmt.

Es kam ihr vor, als ob der Lärm, den Elias und seine Kameraden machten, immer lauter würde, und schließlich hörte es sich an, als ob sie Tische und Bänke entzweischlügen. Darüber erschrak Karin so sehr, daß sie erwachte.

Aber obgleich sie wachte, hörte das Getöse um sie herum doch nicht auf. Die Erde erbebte, die Fenster klirrten, die Ziegel flogen von den Dächern herunter, der alte

Birnbaum an der Giebelseite schlug mit seinen dürren Zweigen gegen die Mauer.

Es war, als breche der Morgen des Jüngsten Tages an.

Da, gerade als das Getöse am heftigsten war, zersprang eine Fensterscheibe, und die Glasscherben flogen klirrend zu Boden. Ein heftiger Wind sauste ins Zimmer herein, und Karin hörte dicht an ihrem Ohr ein Lachen, dasselbe Lachen, das sie eben im Traum gehört hatte.

Karin glaubte, sie müsse sterben; solch ein Entsetzen hatte sie noch nie empfunden. Ihr Herz hörte auf zu schlagen, und ihr ganzer Körper wurde steif und eiskalt.

Das Getöse hörte indes schnell auf, und Karin kam wieder zu sich. Die kalte Nachtluft strömte in die Stube herein, und nach einer Weile entschloß sie sich, aufzustehen, um das Loch in der Fensterscheibe zu verstopfen. Aber als sie aus dem Bett steigen wollte, versagten ihr die Beine, und sie merkte, daß sie nicht gehen konnte.

Karin rief nicht um Hilfe, sondern legte sich ruhig wieder nieder. „Wenn ich mich beruhigt habe, werde ich schon wieder gehen können," dachte sie. Nach einer Weile machte sie einen neuen Versuch, aber ihre beiden Beine waren vollständig kraftlos und versagten den Dienst. Sie konnte sich nicht darauf stützen, sondern fiel um und blieb neben dem Bett liegen.

Am nächsten Morgen, sobald die Dienstboten aufgestanden waren, wurde nach dem Doktor geschickt. Er kam auch schnell, konnte aber nicht verstehen, was mit Karin vorgegangen war. Sie war weder krank noch gelähmt, und er meinte, es sei wohl eine Folge des Schreckens, den sie gehabt habe. „Es wird Ihnen bald wieder besser werden," sagte er.

Karin hörte den Doktor an, ohne ein Wort zu erwidern. Sie wußte, daß Elias in der Nacht im Zimmer gewesen war, und daß er es war, der ihr das angetan hatte, und sie war überzeugt, daß sie nie wieder würde gehen können.

Den ganzen Vormittag war Karin schweigsam und nachdenklich. Sie versuchte zu ergründen, warum Gott diese Heimsuchung hatte über sie kommen lassen, und sie ging streng mit sich selbst ins Gericht, konnte aber nicht

finden, daß sie eine Sünde begangen habe, die eine solch harte Strafe verdient hätte. „Gott ist ungerecht gegen mich," dachte sie.

Am Nachmittag ließ sich Karin in Storms Missionssaal fahren, wo der Prediger Dagson predigte. Sie hoffte, Dagson werde ihr erklären können, warum sie so hart gestraft werde.

Dagson war ein angesehener Prediger, aber noch nie hatte er so viele Zuhörer gehabt, als an diesem Tage. Nein, welch eine große Versammlung stand rings um das Missionshaus herum! Und niemand sprach von etwas anderem, als davon, was in der vergangenen Nacht bei Stark-Ingmar geschehen war.

Die ganze Gemeinde war aufgeschreckt worden und nun zusammengekommen, um ein Wort Gottes zu hören, das imstande wäre, die Furcht zu verjagen.

Nicht der vierte Teil der Anwesenden konnte ins Haus selbst hineingelangen, aber die Fenster und Türen standen weit offen, und Dagson hatte eine laute Stimme, so daß ihn auch die Draußenstehenden hören konnten.

Der Prediger wußte, was geschehen war und wonach die Leute sich sehnten. Er begann seine Rede mit furchtbaren Worten über die Hölle und den Fürsten der Finsternis. Er erinnerte an den, der in der Dunkelheit umhergehe und die Seelen fange, der die Schlingen des Lasters lege und die Netze der Sünde ausbreite.

Die Zuhörer schauderten und sahen die Welt von Teufeln erfüllt, die die Menschen lockten und versuchten. Überall war Sünde und Gefahr. Man wanderte auf Fallgruben, und man war wie die Tiere des wilden Waldes, die gejagt und gehetzt werden.

Als Dagson darüber redete, hallte seine Stimme durch den Saal wie ein wilder heulender Sturm, und seine Worte waren wie Feuerflammen.

Dagsons Rede erinnerte an einen Waldbrand; mitten unter diesen Teufeln und in all diesem Rauch und Feuer hatte man das Gefühl, als ob der Wald ringsum in Flammen stünde, als ob Feuer durch das Moos kröche, wo man den Fuß hinsetzte, und als ob Rauchwolken aufstiegen, die man einatmen müsse; es war, als ob die Hitze einem das Haar versenge, das Knistern des Feuers

einem in den Ohren töne, und als ob die Funken jeden Augenblick die Kleider in Brand setzen würden.

Auf solche Weise jagte Dagson seine Zuhörer durch Feuer, Rauch und Verzweiflung hindurch. Feuer vor sich, Feuer hinter sich und Feuer auf allen Seiten; nirgends etwas anderes als Verderben.

Aber durch all diese Schrecken hindurch führte er sie dann schließlich zu einem grünen Platz mitten im Walde, da war nur Ruhe, Kühle und Sicherheit. Und mitten auf der blühenden Waldwiese saß Jesus. Er streckte seine Arme den gehetzten Menschen entgegen, und sie ließen sich zu seinen Füßen nieder, und alle Gefahr war vorüber, und es gab keinen Schrecken und keine Verfolgung mehr.

Dagson sprach so, wie er es selbst fühlte. Wenn er sich nur zu Jesu Füßen niederlegen durfte, kam Ruhe und Frieden über ihn, und er fürchtete sich vor keiner Gefahr des Lebens mehr.

Nachdem Dagson geendet hatte, ging eine heftige Bewegung durch die Zuschauer. Mehrere traten vor und dankten ihm, während andern die Tränen aus den Augen stürzten. Sie sagten, durch diese Predigt seien sie zum rechten Glauben an Gott erweckt worden.

Aber die Ingmarstochter Karin saß unbeweglich da, und als Dagson seine Rede schloß, hob sie die schweren Augenlider und sah ihn mit einem Blick an, der ihm vorzuwerfen schien, daß sie leer ausgegangen sei.

Da erhob sich draußen vor dem Missionshaus eine starke Stimme und rief so laut, daß die ganze Versammlung die Worte verstand:

„Weh weh, weh über die, die Steine statt Brot geben!"

Karin konnte nicht sehen, wer gesprochen hatte, sie mußte still sitzen bleiben, während die andern hinausstürmten.

Nach einer Weile kamen ihre Hausgenossen und sagten ihr, daß es ein großer dunkler Mann gewesen sei, den niemand gekannt habe. Er und eine schöne blonde Frau seien während der Predigt in einem Einspänner vorübergefahren. Sie hätten angehalten und zugehört, und als sie dann weiterfuhren, sei der Mann aufgestanden und habe jene Worte gerufen.

Einige meinten, die Frau sei ihnen bekannt vorgekommen. Sie sagten, es müsse eine der Ingmarstöchter gewesen sein, die in Amerika verheiratet waren, und der Mann neben ihr sei also wohl ihr Mann gewesen. Aber es sei nicht so leicht, jemand wieder zu erkennen, den man in der gewöhnlichen Dorftracht als junges Ding gekannt habe und der nun erwachsen und in städtischen Kleidern zurückkomme.

Karin dachte über Dagson ganz dasselbe wie der Fremde; das konnte man daraus entnehmen, daß sie sich nie mehr ins Missionshaus fahren ließ.

Eine große geistliche Bewegung ging durch das Kirchspiel. Bei allen Versammlungen geschahen Erweckungen und Bekehrungen, alle schienen gerade das zu finden, wonach sie getrachtet hatten.

Aber keiner von all denen, die Karin hörte, konnte sie lehren, sich mit dem Strafgericht, das Gott über sie hatte kommen lassen, auszusöhnen.

Birger Larsson war ein Schmied, dessen Schmiede neben der Landstraße lag. Die Schmiede war klein und dunkel mit einer Luke anstatt des Fensters und einer niederen Tür. Birger Larsson verfertigte grobe Messer, besserte Schlösser aus, setzte Radschienen auf und beschlug Schlittenkufen. Wenn er keine andere Arbeit hatte, machte er auch Nägel.

Eines Sommerabends war die Arbeit in der Schmiede noch in vollem Gang. Birger Larsson selbst stand an einem Amboß und schlug Köpfe auf die Nägel, während sein ältester Sohn, der siebzehn Jahre alt war, vor einem andern stand, eine dünne Eisenstange nach der andern hämmerte und dann abkippte. Ein zweiter Sohn zog den Blasbalg, während ein dritter Kohlen herbeitrug oder die Eisen umwandte, die in der Esse glühten, und sie den Schmieden hintrug. Der vierte Sohn war kaum sieben Jahr alt; er las die fertigen Nägel auf, warf sie in einen Kübel Wasser und band sie schließlich zusammen.

Mitten unter der Arbeit kam ein fremder Mann vorüber und blieb an der offenen Tür stehen. Es war ein hoher, dunkler Mann, und er mußte sich fast auf die

Knie herunterlassen, um in die Schmiede hineinsehen zu können.

Birger Larsson hielt in seiner Arbeit inne, um zu fragen, was der Fremde wolle.

„Ihr müßt es nicht übelnehmen, wenn ich hereinschaue, obgleich ich keine Bestellung machen will," sagte der Mann. „Ich bin in meiner Jugend selbst Schmied gewesen, und deshalb wird es mir immer schwer, an einer Schmiede vorüberzugehen, ohne hineinzuschauen."

Birger Larsson warf unwillkürlich einen Blick auf die Hände des Fremden; sie waren groß und sehnig, richtige Schmiedsfäuste.

Nun begann der Schmied den Fremden zu fragen, wer er sei und woher er komme. Der Mann gab freundlich Antwort, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Birger dachte, es sei ein kluger Mann, und er fand Gefallen an ihm. Er ging mit ihm auf den schwarzen Vorplatz hinaus und prahlte da mit seinen Söhnen. Er sagte, im Anfang habe er schwere Zeiten gehabt, bis die Söhne herangewachsen seien und bei der Arbeit hätten mithelfen können. Aber nun, wo sie alle mit Hand anlegten, gehe es gut. „Und du wirst sehen, in ein paar Jahren bin ich ein reicher Mann," schloß Birger seine Erzählung.

Der Fremde lächelte und sagte, es freue ihn, daß Birger an seinen Söhnen eine so gute Hilfe habe. „Nun aber möchte ich dich etwas fragen," fuhr er fort, indem er seine Hand schwer auf Birgers Schulter legte und ihm tief in die Augen sah. „Da du in den weltlichen Dingen eine so gute Hilfe an deinen Söhnen hast, läßt du sie dir wohl auch in den geistlichen beistehen?" Birger starrte ihn verständnislos an. Da sagte der Fremde: „Ich sehe, daß dies eine neue Frage für dich ist, so denke denn darüber nach, bis wir uns wiedersehen."

Lächelnd ging er seiner Wege. Birger Larsson aber trat wieder in seine Schmiede; er kratzte sich im Haar, das steif, schlicht und gelb wie Messing war, und begab sich dann wieder an seine Arbeit.

Die Frage des Fremden beschäftigte ihn mehrere Tage lang unausgesetzt. Eine solche Frage kam ihm sehr sonderbar vor. „Es ist etwas darunter versteckt, was ich nicht verstehe," dachte er. —

Es war am Tage, nachdem der Fremde mit Birger Larsson gesprochen hatte, drunten im Dorf in Tims Halfvors früherem Laden, den er nach seiner Verheiratung mit Karin seinem Schwager Kolaas Gunnar überlassen hatte.

Gunnar war verreist, und indessen besorgte seine Frau, die Ingmarstochter Brita, den Laden.

Schön und stattlich stand Brita hinter dem Ladentisch. Sie hatte sowohl den Namen als auch das Aussehen von ihrer Mutter geerbt, von Groß-Ingmars schöner Gattin. Ein so schönes Mädchen wie Brita war noch nie auf dem Ingmarshof aufgewachsen.

Aber wenn auch Brita ihrem Äußern nach nicht dem alten Geschlecht nachschlug, so war sie doch ebenso gut, rechtschaffen und gewissenhaft, wie irgendein anderes Glied ihrer Familie.

Wenn Gunnar fort war, besorgte Brita den Laden auf ihre eigene Art. Wenn zum Beispiel der alte Korporal Fält betrunken und schwankend hereinkam, und eine Flasche Bier verlangte, dann schlug es ihm Brita rundweg ab, und als die arme Lena Kolbjörn eine hübsche Brosche kaufen wollte, schickte sie Brita mit fünf Pfund Roggenmehl wieder fort.

Solange Brita im Laden regierte, wagte sich kein Kind herein, um seine mageren Pfennige für Rosinen oder Süßigkeiten zu vergeuden. Und eine Bauernfrau, die gekommen war, um von den leichten, dünnen, städtischen Stoffen zu kaufen, wurde von Brita mit der Ermahnung weggeschickt, haltbareres, starkes, dauerhaftes Zeug auf ihrem eigenen Webstuhl zu weben.

An diesem Tag hatte Brita nicht viele Kunden; stundenlang saß sie allein da. Sie sank zusammen und starrte vor sich hin, während Verzweiflung in ihren Augen brannte.

Endlich richtete sie sich auf, suchte einen Strick hervor, rückte die Leiter aus dem Laden in die Ladenstube und knüpfte aus dem Strick eine Schlinge, die sie an einem Kloben an der Decke befestigte.

Brita arbeitete mit fieberhafter Eile; sie war bald mit der Schlinge fertig und wollte eben den Kopf hindurchstecken, als sie einen Blick zurück warf.

Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und ein hoher, dunkler Mann trat herein. Er war in den Laden gekommen, ohne daß sie ihn gehört hatte, und als er niemand darin fand, war er um den Ladentisch herumgegangen und hatte die Tür nach der Hinterstube geöffnet.

Brita stieg schweigend die Leiter wieder herunter. Der Mann sagte nichts zu ihr, sondern zog sich langsam wieder in den Laden zurück, und Brita folgte ihm dahin. Sie hatte den Mann noch nie gesehen, er hatte schwarzes, lockiges Haar, einen dichten Vollbart, scharfe Augen und ungewöhnlich große Hände. Es war nicht leicht zu erraten, ob er ein Herr oder ein Bauer sei, denn er war gut angezogen, bewegte sich aber wie ein Bauer. Er setzte sich auf einen zerfetzten Stuhl in der Nähe der Tür und sah Brita unverwandt an.

Die Bauernfrau stand ruhig hinter dem Ladentisch und stellte keine Frage an ihn, sondern wünschte nur, daß er wieder gehe. Der Mann aber sah sie nur immerfort an, und es war Brita, als hielten seine Augen sie fest, so daß sie sich nicht bewegen könne.

Schließlich wurde Brita doch ungeduldig, und sie sagte zu sich selbst: „Ich bin erstaunt, daß du denkst, es werde etwas helfen, wenn du dasitzest und mich bewachst. Du wirst doch wohl begreifen, daß ich das, was ich vorhabe, doch tue, sobald ich allein bin."

Ruhig stand Brita da und hielt ein stummes Zwiegespräch mit dem Mann. „Wenn es sich um etwas handelte, das ein Ende nähme oder einen Übergang bildete, dann dürftest du mich schon daran hindern, aber es ist ganz hoffnungslos."

Aber der Mann blieb sitzen und sah sie noch immer unverwandt an.

„Ich will dir etwas sagen — es schickt sich für uns vom Ingmarshofe nicht, daß wir einen Laden halten," fuhr Brita in ihren Gedanken fort. „Du kannst dir nicht denken, wie schön ich es mit Gunnar hatte, ehe wir den Laden übernahmen. Die Leute rieten mir freilich ab, ihn zu heiraten, denn sie konnten ihn nicht leiden wegen seiner schwarzen Haare, seiner stechenden Augen und seiner scharfen Zunge. Aber wir hatten uns lieb und gaben

uns nie ein böses Wort, bis Gumar den Laden übernahm.

„Erst da," fuhr Brita in ihrer stummen Rede fort, „ging es nicht mehr so gut bei uns. Ich wollte, er solle den Laden nach meiner Art führen, denn ich kann es nicht leiden, wenn er Wein und Bier an die Trinker verkauft, und ich meine, er sollte die Leute nur das kaufen lassen, was ihnen nützlich und notwendig ist, aber das hält Gunnar für unvernünftig. Und da keins von uns nachgeben will, streiten wir uns nun immerfort, und nun liebt er mich nicht mehr."

Sie sah den Mann mit ihren verstörten Augen an, gleichsam erstaunt darüber, daß er ihren Bitten nicht nachgebe.

„Aber das wirst du doch begreifen können, daß ich die Schande nicht überleben kann, daß er die armen Leute durch den Vogt ausspfänden läßt und ihnen die einzige Kuh oder ihre wenigen Schafe nimmt?

„Das kann nie wieder gut werden, verstehst du das denn nicht? Warum machst du denn nicht, daß du fortkommst, damit ich ein Ende machen kann?"

Aber während der Mann so dasaß und Brita anstarrte, wurde diese immer ruhiger, und schließlich begann sie leise vor sich hinzuweinen. Sie war gerührt darüber, daß er sitzenblieb und sie bewachte. Das war sehr viel von jemand, der sie gar nicht kannte.

Sobald der Mann sah, daß Brita weinte, stand er auf und ging nach der Tür, und als er auf der Schwelle stand, wandte er sich um, sah Brita noch einmal durchdringend an, räusperte sich und sagte mit tiefer Stimme: „Tu dir nicht selbst ein Leid an, die Zeit ist nahe, wo du in Gerechtigkeit leben wirst."

Hierauf ging er. Seine Schritte dröhnten auf der Staffel und auf dem Weg, während er sich entfernte.

Brita eilte in die Hinterstube, nahm den Strick ab und stellte die Leiter wieder in den Laden. Dann setzte sie sich still auf eine Truhe und rührte sich mehrere Stunden lang nicht von der Stelle.

Sie hatte das Gefühl, als sei sie lange, lange in dunkler Nacht umhergewandert, und zwar in einer so dunklen Nacht, daß man die Hand nicht vor den Augen

sehen konnte. Sie hatte sich verirrt, wußte nicht, wohin sie gekommen war, und fürchtete bei jedem Schritt, den sie machte, in einem Sumpf zu versinken oder in einen Abgrund zu stürzen. Aber nun hatte ihr jemand zugerufen, daß sie nicht weitergehen, sondern sich niedersetzen solle und warten, bis es Tag würde. Sie freute sich, daß sie die gefährliche Wanderung nicht fortsetzen mußte, und nun saß sie da und wartete, daß der Tag anbreche.

Stark-Ingmar hatte eine Tochter, die hieß Anna Lisa. Sie war seit vielen Jahren in Chicago und hatte sich dort mit einem Schweden namens Hellgum verheiratet, der einer kleinen Gemeinde vorstand, die einen ganz besonderen Glauben und Lehre hatte. Am Tage nach der vielbesprochenen Nacht, wo die jungen Leute bei Stark-Ingmar getanzt hatten, war Anna Lisa mit ihrem Mann heimgekehrt, um ihren alten Vater zu besuchen.

Hellgum benützte seine freie Zeit, um lange Fußwanderungen in der Umgegend zu machen, und da ließ er sich mit allen Menschen, denen er begegnete, in ein Gespräch ein. Zuerst sprach er immer von ganz alltäglichen Dingen mit ihnen, aber beim Abschied legte er ihnen seine große Hand schwer auf die Schulter und sagte ein paar Worte zur Ermunterung und zur Erweckung.

Stark-Ingmar sah nicht viel von seinem Schwiegersohn. In jenem Jahr war der Alte eifrig beschäftigt, mit dem jungen Ingmar Ingmarsson, der wieder auf den Hof gezogen war, ein Sägewerk im Langfors zu errichten. Das war ein stolzer Tag für Stark-Ingmar, als die Sägemühle fertig war und der erste Balken von den knirschenden Sägeblättern in weiße Bretter zerschnitten wurde.

Eines Abends, als der Alte von der Sägemühle nach Hause ging, begegnete ihm Anna Lisa. Sie sah ängstlich aus, und es schien, als ob sie sich vor ihm verstecken möchte.

Stark-Ingmar beschleunigte seine Schritte, kam an sein Haus und blieb plötzlich mit gerunzelter Stirn davor stehen. Dicht neben dem Eingang hatte von jeher ein großer Rosenstrauch gestanden. Der war ihm lieber ge-

wesen als sein Augapfel, und er hatte nie erlaubt, daß auch nur eine einzige Blüte oder ein Blatt gepflückt oder sonst etwas an ihm gemacht werde.

Stark-Ingmar hatte ihn so gut verpflegt, weil er wußte, daß unterirdische Geistchen darunter wohnten.

Aber nun war der Busch abgehauen, und selbstverständlich hatte es der Schwiegersohn getan, dieser Prediger, der den Strauch nicht hatte leiden können.

Stark-Ingmar hatte seine Art in der Hand, und seine Finger umschlossen den Stiel fester, als er ins Haus trat.

Hier saß Hellgum, die Bibel vor sich. Er schlug die Augen auf und sah Stark-Ingmar durchdringend an. Dann fuhr er mit lauter Stimme fort, aus der Bibel vorzulesen:

„Dazu, daß ihr gedenket, wir wollen tun wie die Heiden und, wie andere Leute in Ländern, Holz und Stein anbeten; das soll euch fehlen.

„So wahr ich lebe, spricht der Herr Herr, ich will über euch herrschen mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm und mit ausgeschüttetem Grimm ..."

Ohne ein Wort zu sagen, verließ Stark-Ingmar das Haus und schlief in dieser Nacht in der Scheune. Zwei Tage später zog er mit Ingmar hinauf in den Wald zum Kohlenbrennen und Baumfällen. Die beiden hatten im Sinn, den ganzen Winter fortzubleiben.

Ein paarmal war Hellgum bei Bauernversammlungen aufgetreten und hatte seine Lehre verkündigt, die, wie er sagte, das einzig richtige Christentum sei. Aber Hellgum war nicht so beredt wie Dagson, und er hatte nicht einen einzigen Anhänger gewonnen. Wer ihm auf Wegen und Stegen begegnet war und ihn nur ein paar Worte hatte sagen hören, hatte allerdings große Dinge von ihm erwartet, aber als Hellgum dann einen langen Vortrag halten sollte, drückte er sich schwerfällig aus, der Atem versagte ihm, und er wirkte ermüdend auf die Zuhörer.

Gegen das Spätjahr war die Ingmarstochter Karin äußerst niedergedrückt, und nur selten hörte man sie ein Wort sagen. Sie konnte noch immer nicht gehen und saß den ganzen Tag unbeweglich in ihrem Stuhl. Sie

suchte auch keine weiteren Prediger auf, sondern blieb einsam daheim und grübelte über ihr Unglück nach. Dazwischen sagte sie wohl einmal zu Halfvor, sie habe ihren Vater immer sagen hören, die Ingmarssons brauchten sich vor nichts zu fürchten, wenn sie nur Gottes Wege gingen, aber nun wisse sie, daß selbst dies nicht wahr sei.

In seiner Ratlosigkeit schlug ihr Halfvor einmal vor, sie solle doch mit dem neuen Prediger reden, aber Karin entgegnete schnell, daß sie keine Hilfe mehr bei solchen suchen wolle.

Eines Sonntags, Ende August, saß Karin allein am Fenster der großen Stube. Eine tiefe Stille herrschte über dem ganzen Hofe, und Karin wurde es schwer, sich wach zu erhalten. Immer tiefer sank ihr Kopf auf die Brust nieder, und schließlich schlief sie ein.

Sie erwachte davon, daß jemand gerade unter ihrem Fenster sprach. Wer es war, konnte sie nicht sehen, aber es war eine starke und tiefe Stimme, und Karin meinte, noch nie eine so schöne Stimme gehört zu haben.

„Ich sehe, du hältst es für undenkbar, daß ein armer, ungelehrter Mann die Wahrheit gefunden habe, an der so viele gelehrte Herren Schiffbruch gelitten haben," sagte die Stimme.

„Ja," antwortete Halfvor, „ich verstehe nicht, wie du so sicher sein kannst."

„Hellgum ist es, mit dem Halfvor redet," dachte Karin. Sie versuchte das Fenster zu schließen, konnte es aber von ihrem Platz aus nicht erreichen.

„Aber es steht ja geschrieben," fuhr Hellgum fort, „wenn jemand dich auf den rechten Backen schlägt, so biete ihm den andern auch dar, desgleichen, daß wir dem Bösen nicht widerstreben sollen, und noch vieles von derselben Art. Das sind aber lauter Vorschriften, die niemand halten kann. Wenn du es versuchen würdest, so würden die Leute kommen und dir deine Acker und deinen Wald nehmen, sie würden dir deine Kartoffeln stehlen und deinen Roggen auf dem Rücken davon tragen, ja, ich glaube, sie würden dir den ganzen Ingmarshof nehmen."

„Das könnte schon sein," erwiderte Halfvor.

„Aber dann hat wohl Christus gar nichts mit diesen Worten gemeint, sondern nur so ins Blaue hineingeredet."

„Ich weiß nicht, wo du hinaus willst."

„Ja, siehst du, da ist auch noch etwas anderes, was man bedenken muß," sagte Hellgum. „Und das ist, daß wir so unendlich weit mit unserm Christentum gekommen sind. Keiner stiehlt mehr, keiner übervorteilt mehr die Witwen und Waisen, keiner haßt oder verfolgt den andern mehr. Es kommt nie vor, daß einer unter uns unrecht tut, weil wir ja eine so gute Religion haben."

„Nun, es ist allerdings vieles da, was nicht so ist, wie es sein sollte," gab Halfvor leise zu; seine Worte klangen schläfrig und teilnahmslos.

„Aber wenn du eine Dreschmaschine hast, die nicht ordentlich arbeitet, so siehst du doch nach, wo der Fehler steckt? Und du beruhigst dich nicht, bis du weißt, was nicht in Ordnung daran ist. Und da du nun siehst, daß die Leute gar nicht dazu zu bringen sind, ein richtiges christliches Leben zu führen, so müßtest du eigentlich nachsehen, ob sich bei diesem Christentum nicht irgendwo ein Fehler findet."

„Ich kann nicht glauben, daß Christi Lehre unrichtig sei," sagte Halfvor.

„Nein, von Anfang an war sie ganz gut, aber es könnte ja sein, daß sie aus dem Geleise gekommen wäre. Es könnte ja ein Rad zerbrochen sein, siehst du, nur ein einziges kleines Rädchen, und dann steht gleich das ganze Werk still."

Er schwieg eine Weile, wie wenn er nach Worten und Beweisen suche:

„Nun will ich dir erzählen, wie es mir vor ein paar Jahren ergangen ist. Damals versuchte ich es zum erstenmal, getreu nach den Vorschriften Jesu zu leben, und weißt du, womit es endete? Damals arbeitete ich in einer Fabrik, und als die Kameraden herausfanden, wie es mit mir bestellt war, luden sie mir zuerst einen großen Teil ihrer eigenen Arbeit auf, dann nahmen sie mir meinen Platz, und schließlich verdächtigten sie mich bei einer Betrügerei, die einer von ihnen begangen hatte, so daß ich ins Gefängnis kam."

„Man kommt nicht immer mit so schlechten Menschen zusammen," meinte Halfvor noch immer gleichgültig.

„Da sagte ich zu mir selbst: ‚Es wäre nicht so schwer, ein Christ zu sein, wenn man ganz allein auf der Welt wäre und keine Nebenmenschen hätte.' Ich war geradezu froh, daß ich im Gefängnis saß, denn da konnte ich ein rechtschaffenes Leben führen, ohne daß ich von andern verhindert worden wäre oder unrecht dafür hätte leiden müssen. Aber dann dachte ich, in der Einsamkeit ein rechtschaffenes Leben führen, das sei wie eine Mühle, die sich drehe, ohne Korn zwischen ihren Steinen zu haben. Ich dachte, da Gott so viele Menschen auf die Welt gesetzt habe, so werde es doch wohl auch seine Absicht sein, daß sie einander zur Hilfe und zum Schutz sein sollten und nicht zum Verderben. Und da endlich, da verstand ich, daß der Teufel etwas aus der Bibel entfernt haben müsse, damit das Christentum auf Abwege gerate."

„Dazu hätte der Teufel gar nicht die Macht," sagte Halfvor.

„Doch, denn er hat wirklich etwas weggenommen, nämlich die Worte: ‚Ihr, die ihr ein christliches Leben führen wollt, sollt Hilfe bei euren Nebenmenschen suchen.'"

Halfvor gab keine Antwort, aber Karin nickte beifällig. Sie hatte sehr aufmerksam zugehört, und es war ihr kein Wort entgangen.

„Sobald ich aus dem Gefängnis entlassen worden war," fuhr Hellgum fort, „ging ich zu einem Kameraden und bat ihn, mir beizustehen, um ein rechtschaffenes Leben zu führen, und sobald wir zu zwei waren, ging es gleich besser. Und bald kam ein dritter und dann ein vierter, die sich uns anschlossen, und es ging immer besser. Jetzt sind wir zu dreißig, die in Chicago beieinander wohnen. Wir teilen alles miteinander, und einer wacht über den andern, und der Weg der Gerechtigkeit liegt eben und gerade vor uns. Wir können echt christlich gegeneinander handeln, denn der eine Bruder mißbraucht die Güte des andern nicht und tritt ihn in seiner Demut nicht nieder."

Als Halfvor noch immer schwieg, fuhr Hellgum überredend fort: „Du weißt doch, Halfvor, wer irgend etwas

Großes vollbringen will, der tut sich mit andern zusammen und läßt sich von ihnen helfen. Du kannst den Hof hier auch nicht allein besorgen, und wenn du eine Fabrik einrichten wolltest, müßtest du viele Aktionäre auftreiben, und bedenke doch, wieviel Menschen du nötig hättest, wenn du eine Eisenbahn bauen wolltest.

„Aber das schwierigste von allem, das ist das christliche Leben selbst, und das willst du auf eigene Faust ohne die Hilfe anderer führen? Oder du versuchst es vielleicht gar nicht, weil du im voraus weißt, daß es dir nicht gelingt.

„Die einzigen nun, die den rechten Weg eingeschlagen haben, das sind die, die drüben in Chicago mit mir zusammenhalten. Diese Vereinigung ist das richtige neue Jerusalem, das vom Himmel herniedergekommen ist. Und du kannst es daran erkennen, daß die Gaben des Heiligen Geistes, die über die ersten Christen ausgegossen waren, auch über uns ausgegossen sind. Denn einige von uns hören Gottes Stimme; andere sagen wahr, und wieder andere heilen Kranke."

„Kannst du Kranke gesund machen?" unterbrach ihn Halfvor rasch.

„Ja," sagte Hellgum, „ich kann die gesund machen, die an mich glauben."

„Es ist sehr schwer, etwas anderes zu glauben, als das, was man als Kind gelernt hat," sagte Halfvor nachdenklich.

„Ich sage dir aber ganz gewiß, Halfvor, daß du uns bald helfen wirst, das neue Jerusalem aufzubauen," sagte Hellgum.

Darauf wurde es ganz still, und kurz nachher hörte Karin, daß Hellgum sich verabschiedete.

Nach einer Weile kam Halfvor zu Karin herein. Als er sie am offenen Fenster sitzen sah, sagte er: „Du hast gewiß alles gehört, was Hellgum gesagt hat?" — „Ja," antwortete seine Frau. — „Hast du auch gehört, daß er sagte, er könne den heilen, der an ihn glaube?"

Karin errötete ein wenig; Hellgums Lehre hatte ihr besser gefallen als alles, was sie im Lauf des Sommers gehört hatte. Es war ein gewisser praktischer Verstand darin, der ihr einleuchtete. Da handelte es sich um Tätig-

keit und Arbeit und nicht um eine Empfindsamkeit, auf die sie sich nicht verstand. Aber sie wollte es nicht zugestehen; sie wollte nun einmal nichts mehr mit Predigern zu tun haben. „Ich will keinen andern Glauben haben als Vater," sagte sie.

Ein paar Wochen später saß Karin wieder im Saal. Der Herbst war nun angebrochen, der Wind brauste um das Haus, und das Feuer knisterte im Herd. Niemand war außer ihr im Zimmer, als ihr Töchterchen, das beinahe ein Jahr alt war und eben das Gehen gelernt hatte. Das Kind saß zu den Füßen der Mutter und spielte.

Als Karin nun so dasaß, ging die Tür auf, und ein großer dunkler Mann trat herein. Er hatte lockiges Haar, scharfe Augen und große sehnige Schmiedsfäuste. Ehe ihn Karin ein Wort sagen hörte, erriet sie schon, daß es Hellgum war.

Nachdem der Mann guten Tag gesagt hatte, frug er nach Halfvor, und die Bauernfrau sagte ihm, daß er zu einer Versammlung gefahren sei, aber bald zurückkommen werde.

Hellgum setzte sich; er verhielt sich schweigsam, nur ab und zu warf er einen raschen Blick auf Karin.

„Ich habe gehört, daß du krank bist," begann er nach einer Weile. — „Ja," antwortete Karin, „seit einem halben Jahr kann ich keinen Schritt mehr machen." — „Ich habe mir vorgenommen, mit dir zu beten," sagte der Prediger. Karin gab keine Antwort, sie schlug die Augen nieder und verschloß sich gleichsam in sich selbst. „Du hast vielleicht gehört, daß ich die Gnadengabe habe und Kranke heilen kann?"

Nun schlug Karin die Augen auf und warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. „Ich danke Euch, daß Ihr an mich gedacht habt, aber daraus kann nichts werden, denn ich wechsle meinen Glauben nicht leicht," sagte sie. — „Es ist aber möglich, daß dir Gott trotzdem hilft, weil du immer versucht hast, ein rechtschaffenes Leben zu führen," sagte er. — „Ach, ich bin gewiß nicht so gut bei Gott angeschrieben, daß er mir hülfe."

Darauf schwiegen beide eine Weile, dann fragte Hellgum: „Hast du dich noch nie gefragt, warum diese

Heimsuchung über dich gekommen ist?" Karin antwortete nicht auf diese Worte, sie schien sich von neuem in sich selbst verschlossen zu haben. — „In meinem Innern ist eine Stimme, die mir sagt, daß Gott dies getan hat, damit sein Name noch mehr geehrt werde," sagte Hellgum.

Als Karin dies hörte, geriet sie in Zorn. Ein paar scharfe rote Flecken zeigten sich auf ihren Wangen, und sie fand es höchst anmaßend von Hellgum, zu glauben, daß die Krankheit über sie gekommen sei, damit er Gelegenheit finde, ein Wunder zu tun.

Der Prediger stand auf, trat zu Karin und legte ihr seine Hand auf den Kopf. „Willst du, daß ich für dich bete?" fragte er. In demselben Augenblick fühlte Karin einen Strom von Leben und Gesundheit durch ihren Körper dringen, aber sie war so zornig über Hellgums Aufdringlichkeit, daß sie heftig seine Hand abschüttelte und den Arm erhob, als wolle sie ihn schlagen; Worte fand sie in der Eile keine.

Hellgum zog sich an die Tür zurück. „Man soll nicht zurückweisen, was Gott einem schickt," sagte er. — „Nein," erwiderte Karin, „was Gott schickt, das muß man annehmen."

„Ich sage dir, heute wird diesem Haus Heil widerfahren," sagte der Mann. Karin erwiderte nichts darauf. „Denk an mich, wenn dir geholfen wird," sagte Hellgum, als er ging.

Karin saß aufrecht in ihrem Stuhl; die roten Flecken brannten noch lange auf ihren Wangen. Sie war sehr erzürnt. „Kann man mich nicht einmal in meinem eigenen Haus in Frieden lassen!" dachte sie. „Es ist schrecklich, wie viele Menschen glauben, sie seien von Gott berufen."

Da sah Karin plötzlich, daß sich ihr kleines Mädchen vom Boden aufgerichtet hatte und zum Herd hinkroch. Die Kleine hatte soeben das dort brennende Feuer entdeckt, sie jauchzte vor Freude und lief und kroch, so schnell sie konnte, darauf zu.

Karin rief sie zurück, aber das Kind hörte nicht; es gab sich alle Mühe auf den Herd hinaufzusteigen, fiel zwar ein paarmal zurück, erreichte aber doch endlich den Stein, wo das Feuer brannte.

„Ach Gott, ach Gott, hilf mir!" schrie Karin. Sie begann laut zu rufen, obgleich sie wußte, daß kein Mensch in der Nähe war.

Das Kind beugte sich lachend über das Feuer; da fiel ein brennendes Holzscheit vom Herd herunter und gerade auf ihr gelbes Kleidchen.

Aber plötzlich stand Karin aufrecht da, und rasch an den Herd laufend, riß sie das Kind weg.

Erst als sie alle Funken von dem Kleidchen abgeschüttelt, das Kind untersucht und unverletzt gefunden hatte, besann sie sich auf das, was geschehen war. Daß sie auf ihren Beinen stand, daß sie gegangen war und daß sie noch immer gehen konnte!

Karin befand sich in der größten Gemütsbewegung, die sie je in ihrem Leben empfunden hatte, gleichzeitig aber empfand sie diese auch als das größte Glück.

Sie fühlte, daß sie unter Gottes besonderer Obhut und Fürsorge stehe, und daß er einen heiligen Mann Gottes in ihr Haus geschickt hatte, um ihr zu helfen.

In diesen Tagen stand Hellgum oft in der kleinen Laube vor Stark-Ingmars Haus und sah über die Gegend hin. Die Landschaft ringsum wurde mit jedem Tag schöner. Die ganze Erde war gelb, und alle Bäume waren leuchtend rot oder glänzend gelb. Da und dort winkte ein ganzer Laubwald, der wie ein wogendes Meer von flüssigem Gold leuchtete. Überall auf den mit Tannen bedeckten Höhen sah man gelbe Stellen, die von Laubholzbäumen herrührten, die sich zwischen die Nadelhölzer verirrt hatten.

Wie selbst eine ärmliche graue Hütte leuchten und strahlen kann, wenn ein Feuer darin brennt, so flammte diese arme schwedische Landschaft in einer seltenen Pracht. Alles war gelb und so wunderbar strahlend, wie man sich nur eine Landschaft auf der Oberfläche der Sonne denken könnte.

Aber als Hellgum dies sah, dachte er, die Zeit werde nun bald herbeigekommen sein, wo Gott dies Land von Heiligkeit erstrahlen lassen werde, und wo alle die Worte, die er im Lauf des vergangenen Sommers ausgestreut

hatte, aufgehen und die herrliche Erstlingsfrucht der Gerechtigkeit tragen würden.

Und siehe da, eines Abends kam Halfvor zu ihm und lud ihn und Anna Lisa auf den Ingmarshof ein.

Als sie den großen Hofplatz betraten, war da alles fein geputzt und geschmückt. Alle dürren Blätter unter den Birken waren weggekehrt, und die Gerätschaften und Arbeitswagen, die sonst den Hof füllten, waren auf die Seite gestellt. „Es kommen gewiß recht viele Gäste," dachte Anna Lisa. Zugleich öffnete Halfvor die Tür.

Es waren viele Leute drin, die alle feierlich auf den Bänken saßen und aussahen, als erwarteten sie jemand. Und Hellgum sah sogleich, daß es die vornehmsten Leute des Dorfes waren.

Die ersten, die er bemerkte, waren Ljung Björn und seine Frau, die Ingmarstochter Märta, sowie Kolaas Gunnar und seine Frau. Dann sah er Krister Larsson und Israel Tomasson mit ihren Frauen, die auch zu der Ingmarsfamilie gehörten. Dann bemerkte er Hök Matts Eriksson und dessen Sohn Gabriel, des Bürgermeisters Gunhild und viele andere. Es waren im ganzen wohl zwanzig Personen.

Nachdem Hellgum und Anna Lisa bei allen herumgegangen waren und sie begrüßt hatten, sagte Tims Halfvor: „Hier sind einige von denen versammelt, die darüber nachgedacht haben, was Hellgum uns im Sommer gesagt hat. Die meisten von uns gehören einer alten Familie an, die immer Gottes Wege gehen wollte, und wenn uns Hellgum dabei helfen kann, dann wollen wir ihm folgen."

Am nächsten Morgen verbreitete sich das Gerücht im Dorf, daß auf dem Ingmarshof eine Sekte gegründet worden sei, die behaupte, im Besitz des einzig wahren Christentums zu sein.

Es war im nächsten Frühling, gleich nachdem der Schnee geschmolzen war. Ingmar und Stark-Ingmar waren eben ins Dorf herabgekommen, um die Sägemühle in Gang zu setzen. Den ganzen Winter hindurch hatten sie droben im Wald gewohnt und waren eifrig beschäftigt gewesen, Kohlen zu brennen und Bäume zu fällen, und als Ingmar nun wieder in die Ebene herunterkam, kam er sich vor wie ein Bär, der eben aus seiner Höhle herausgekrochen ist. Er konnte sich kaum daran gewöhnen, die Sonne am weiten Himmel strahlen zu sehen, und blinzelte mit den Augen, als ob er das Licht nicht ertragen könne. Auch das Tosen des Wasserfalls und die menschlichen Stimmen anzuhören, war ihm eine Aufgabe, und all der Lärm, der ihm drunten auf dem Hof um die Ohren brauste, tat ihm förmlich weh. Gleichzeitig war er aber doch außerordentlich glücklich über alles miteinander. Zwar zeigte er es beileibe nicht in seinem Gang und in seinem Wesen, Gott bewahre! aber in diesem Frühling fühlte er sich ebenso jung, wie die jungen frischen Triebe an den Birken.

Es war nicht zu sagen, wie gut es ihm schmeckte, wieder in einem frischgemachten Bett zu schlafen und wohlzubereitete Speisen zu verzehren. —

Und dann daheim zu sein, bei Karin, die zärtlicher für ihn sorgte als eine Mutter. Sie hatte ihm neue Kleider machen lassen, und oft kam sie von der Küche herein und steckte ihm einen Leckerbissen zu, gerade als sei er noch ein ganz kleiner Junge.

Und welch merkwürdige Dinge waren geschehen, während er droben im Wald gehaust hatte! Ingmar war am Tag nach der großen Versammlung fortgegangen und seither nicht wieder daheim gewesen, und über Hellgums Lehre waren nur einige unbestimmte Gerüchte zu ihm gedrungen. Wenn er aber jetzt Halfvor und Karin davon reden hörte, wie glücklich sie seien, und sah, wie sie und ihre Freunde einander zu helfen versuchten, Gottes Wege zu gehen, so war es geradezu erbaulich. „Wir hoffen ganz sicher, daß du dich auch an uns anschließt," sagte Karin. Und Ingmar antwortete, er habe auch wirklich

Lust dazu, wolle es sich aber doch vorher noch reiflicher überlegen. „Den ganzen Winter hindurch habe ich mich danach gesehnt, daß du kommen solltest und auch an unserer Glückseligkeit teilnehmen," sagte Karin, „denn wir leben nun nicht länger auf der Erde, sondern in dem neuen Jerusalem, das vom Himmel herabgekommen ist."

Ingmar war auch recht erfreut, als er hörte, daß sich Hellgum noch immer in der Gegend befand. Im vergangenen Sommer war dieser nämlich oft zum Sägewerk gekommen und hatte sich mit Ingmar unterhalten, und da waren die beiden recht gute Freunde geworden. Ingmar bewunderte Hellgum und hielt ihn für den vorzüglichsten Mann, den er je kennen gelernt hatte. Noch nie hatte er jemand getroffen, der so männlich, so großsprecherisch und seiner selbst so sicher gewesen war.

Manchmal, wenn Ingmar sehr viel zu tun hatte, zog Hellgum den Rock aus und half ihm in der Sägemühle; dann verstummte Ingmar vollständig vor lauter Verwunderung, denn noch nie hatte er jemand gesehen, der so fest angreifen konnte.

Jetzt war Hellgum auf ein paar Tage verreist, aber er wurde bald zurück erwartet.

„Ja, wenn du erst mit Hellgum darüber gesprochen hast, dann wirst du schon zu uns übertreten," sagte Karin. Und das glaubte Ingmar auch, obgleich es ihm nicht ganz wohl dabei war, daß er sich an etwas anschließen sollte, wozu der Vater seinen Beifall nicht gegeben hätte.

„Aber gerade Vater war es ja, der uns lehrte, daß wir immer die Wege Gottes gehen sollen," sagte Karin.

Ja, alles miteinander war recht und gut, und Ingmar hätte nie geglaubt, daß es so herrlich sei, wieder unter Menschen zu sein. Nur eins vermißte er, nämlich, daß gar niemand von Schulmeisters Gertrud sprach. Das tat ihm leid, denn er hatte Gertrud nun seit einem ganzen Jahr nicht mehr gesehen. Früher hatte er nie darauf zu warten brauchen. Im vorigen Jahr verging kaum ein Tag, ohne daß er jemand von Storms gesprochen hätte.

Es war wohl nur Zufall, daß jedermann so schweigsam in dieser Beziehung war; aber es kann doch höchst unbehaglich sein, wenn man sich scheut, nach etwas zu

fragen und niemand von selbst das Gespräch auf das bringt, was man am liebsten hören möchte.

Aber wenn auch Ingmar glücklich und zufrieden war, so war dies bei Stark-Ingmar durchaus nicht der Fall. Der Alte war sauertöpfisch und mürrisch, und es war schwer, ihm etwas recht zu machen. — „Ich glaube, du sehnst dich in den Wald zurück," sagte Ingmar eines Abends zu ihm, als sie auf ihren Balken saßen und das Vesperbrot verzehrten. — „Ja, weiß Gott, das tue ich," sagte der Alte. „Ich wollte, ich wäre gar nicht heruntergekommen."

„Was ist dir denn nicht recht daheim?" fragte Ingmar.

„Und das fragst du?" erwiderte Stark-Ingmar. „Ich glaubte, du wüßtest ebenso gut wie ich, daß es mit Hellgum schlimm steht." — Aber Ingmar sagte, er habe im Gegenteil gehört, Hellgum sei ein großer Mann geworden. — „Ja, er ist ein so großer Mann geworden, daß er das ganze Dorf durcheinander gebracht hat."

Ingmar dachte, es sei doch merkwürdig, daß Stark-Ingmar gar keine Spur von Liebe zu seinem eigenen Geschlecht zeige, sondern sich nur immer um den Ingmarshof und die Ingmarssöhne kümmere, und da hielt er es für seine Pflicht, den Schwiegersohn in Schutz zu nehmen.

„Ich glaube, es ist eine gute Lehre," sagte Ingmar. — „So, das glaubst du?" sagte der Alte und sah ihn grimmig an. „Meinst du, daß Groß-Ingmar auch so gedacht hätte?" — Darauf antwortete Ingmar, der Vater wäre sicher damit einverstanden gewesen, daß man ein rechtschaffenes Leben führe. — „So, du glaubst also, Groß-Ingmar hätte mitgetan, alle Leute für Teufel und Antichristen zu erklären, die nicht zu dieser Sekte gehören, und daß er sich geweigert hätte, mit seinen alten Freunden umzugehen, weil diese ihren alten Glauben beibehielten?" — „Ich kann nicht glauben, daß sich Leute wie Hellgum und Halfvor und Karin so aufführen," sagte Ingmar. — „Du kannst es ja versuchen, dich ihnen zu widersetzen, dann wirst du schon sehen, was du ihnen wert bist."

Ingmar schnitt große Stücke von seinem Butterbrot

ab und stopfte sich den Mund damit voll. Es war recht verdrießlich, daß Stark-Ingmar in so schlechter Laune war.

„Ach ja," sagte der Alte nach einer Weile, „so geht es. Hier sitzest nun du, der Sohn des großen Ingmar, und hast nichts dabei zu sagen. Aber meine Anna Lisa und ihr Mann, sie leben unter vornehmen Leuten. Die Großen des Dorfs bücken und verneigen sich vor ihnen, und sie gehen von einer Einladung zur andern."

Ingmar aß ruhig weiter, er dachte, darauf brauche er keine Antwort zu geben.

Aber Stark-Ingmar begann aufs neue: „Ja, eine schöne Lehre ist es, das ist ganz gewiß wahr, deshalb hat sich auch das halbe Dorf an Hellgum angeschlossen. Eine solche Macht wie Hellgum hat noch nie jemand hier im Dorf gehabt, nicht einmal Groß-Ingmar. Er scheidet das Kind von seinen Eltern, indem er predigt, wer ihn anhöre, könne nicht unter Sündern leben. Hellgum braucht nur zu winken, so verläßt der Bruder den Bruder, der Freund den Freund und der Bräutigam die Braut. Er hat es so weit gebracht, daß im vergangenen Winter in jedem Hof Zank und Streit war. Ja, Groß-Ingmar wäre über so etwas erfreut gewesen, jawohl! Er wäre mit Hellgum durch dick und dünn gegangen. Ja, ja, ganz sicher!"

Ingmar schaute die Schlucht hinauf und hinab, am liebsten wäre er davongelaufen. Er fühlte ja wohl, daß Stark-Ingmar übertrieb, aber es verdarb ihm immerhin die gute Laune.

„O ja," sagte der Alte, „ich will nicht leugnen, daß Hellgum große Dinge tut, wie er es ja auch fertig bringt, daß die Leute so zusammenhalten, und daß solche, die früher nichts voneinander wissen wollten, nun Freunde sind. Und wie er von den Reichen nimmt und den Armen gibt, und wie er sie dazu bringt, übereinander zu wachen! Ich meine ja nur, es sei schade für die andern, daß sie Teufelskinder genannt werden und nicht auch mitspielen dürfen, aber das denkst du natürlich nicht."

Ingmar war böse über den Alten, weil er so schlecht von Hellgum sprach.

„Und wie friedlich haben wir früher hier im Dorfe gelebt!" sagte Stark-Ingmar. „Das ist nun alles vor-

bei. Zu Groß-Ingmars Zeiten hielt man hier so fest zusammen, daß es hieß, hier wohnten die einträchtigsten Leute in ganz Dalarne. Aber nun sind sie alle geschieden in Engel und Teufel, in Schafe und Böcke."

„Wenn wir nur die Säge in Gang setzen könnten," dachte Ingmar, „damit ich dieses Geschwätz nicht mehr anzuhören brauchte."

„Es wird auch nicht mehr lange dauern, bis es zwischen dir und mir aus ist," fuhr Stark-Ingmar fort. „Wenn du zu den andern übergehst, dann darfst du nicht mehr mit mir verkehren."

Ingmar stieß einen Fluch aus und stand auf. „Ja, wenn du so weiter faselst, dann ist es nicht unmöglich, daß es so geht," sagte er. „Du müßtest doch einsehen, daß es nichts nützen kann, mich gegen die Meinigen aufzuhetzen, sowie gegen Hellgum, denn er ist der ausgezeichnetste Mann, den ich kenne."

Damit brachte Ingmar den Alten zum Schweigen; nach einer Weile hörte Stark-Ingmar auf zu arbeiten und ging fort. Er wolle ins Dorf hinunter gehen und mit seinem Freund, dem Korporal Fält reden, sagte er. Er habe schon lange mit keinem vernünftigen Menschen mehr geredet. — Ingmar war froh, daß er ging. Es ist gewiß immer so, wenn man lange fortgewesen ist, daß man dann nichts Unangenehmes hören will, sondern nur wünscht, daß um einen herum alles hell und froh und vergnügt sein soll, dachte er.

Am nächsten Tag kam Ingmar schon morgens um fünf Uhr zum Sägewerk, aber Stark-Ingmar war schon vor ihm da. „Heute kannst du mit Hellgum reden," sagte der Alte. „Er und Anna Lisa sind gestern Abend zurückgekommen. Ich glaube, sie sind von dem Festmahl weggeeilt, nur um dich zu bekehren."

„Fängst du jetzt wieder damit an?" fragte Ingmar. Die Worte des Alten hatten ihm die ganze Nacht in den Ohren geklungen. Er konnte es nicht unterlassen, darüber nachzugrübeln, wer recht habe; aber über seine nächsten Verwandten wollte er nun nichts Böses mehr hören.

Stark-Ingmar schwieg eine Weile, dann begann er vor sich hin zu lachen. „Worüber lachst du?" fragte

Ingmar. Er war eben im Begriff, die Schleuse aufzumachen, um die Säge in Gang zu setzen. — „Ach, ich denke bloß an Schulmeisters Gertrud." — „Was ist mit ihr?" — „Ja, es hieß gestern im Dorf drunten, sie sei die einzige, die etwas über Hellgum vermöge." — „Was hat denn Getrud mit Hellgum zu tun?"

Ingmar zog die Schleuse nicht auf; war die Säge erst im Gang, konnte er nichts mehr verstehen. Der Alte sah ihn prüfend an. — „Ich soll ja nichts mehr von diesen Sachen reden," sagte er. — Ingmar lachte ein wenig. „Du weißt es schon so einzurichten, daß du deinen Willen bekommst," sagte er.

„Das verrückte Ding, Gunhild, Bürgermeister Lars Elementssons Tochter, ist schuld daran." — „Sie ist kein verrücktes Ding," unterbrach ihn Ingmar. — „Du kannst sie nennen, wie du willst, jedenfalls war sie zufälligerweise auf dem Ingmarshof, als diese Sekte gegründet wurde. Sobald sie nach Hause kam, sagte sie zu ihren Eltern, sie habe den einzig richtigen Glauben angenommen, und nun müsse sie ihr Heim verlassen und auf den Ingmarshof ziehen. Die Eltern fragten sie natürlich, warum sie denn wegziehen wolle, und sie antwortete, damit sie ein rechtschaffenes Leben führen könne. Sie sagten, das werde sie wohl auch daheim können. — Nein, das könne niemand, wenn er nicht bei denen leben dürfe, die desselben Glaubens seien. — Ja, ob denn dann jedermann auf den Ingmarshof ziehen solle? fragte der Bürgermeister. — Nein, nur sie, denn die andern hätten wahre Christen bei sich daheim.

„Der Bürgermeister ist ja ein braver Mann, und er und seine Frau versuchten Gunhild im Guten wieder zurecht zu bringen, aber Gunhild gab nicht nach, und der Bürgermeister wurde schließlich so aufgebracht, daß er Gunhild ins Stübchen einschloß und zu ihr sagte, da müsse sie bleiben, bis ihr die Torheit vergangen sei."

„Ich glaubte, du wolltest von Gertrud sprechen," unterbrach ihn Ingmar. — „Ich komme schon noch zu Gertrud, wenn du Geduld hast. Übrigens kann ich dir ebensogut jetzt als nachher mitteilen, daß am darauffolgenden Tag, als Gertrud und Mutter Storm in der Küche spannen, die Bürgermeisterin zu ihnen kam. Sie

erschraken, als sie sie sahen. ‚Was gibt es, was ist geschehen, und warum siehst du so betrübt aus?‘ fragte Mutter Stina. — Da antwortete die Frau: ‚Man kann nicht anders aussehen, wenn man das Liebste, das man besaß, verloren hat.‘

„O ich hätte große Lust, sie durchzuprügeln,“ sagte der Alte. — „Wen?“ fragte Ingmar. — „Ach, Hellgum und Anna Lisa,“ antwortete Stark-Ingmar, „denn sie waren in der Nacht beim Bürgermeister gewesen und hatten Gunhild entführt.“ Nun stieß Ingmar einen Schrei aus. „Ja, ich glaube beinahe, Anna Lisa ist an einen Räuber verheiratet,“ sagte der Alte.

„Mitten in der Nacht kamen sie, klopften ans Fenster des Stübchens und fragten Gunhild, warum sie nicht auf den Ingmarshof gekommen sei. Sie sagte, daß ihre Eltern sie eingeschlossen hätten. Und da sagte Hellgum: ‚Das sei der Teufel, der die Eltern dazu gebracht habe.‘ Die Eltern aber hörten alles mit an.“

„Hörten sie es?“ — „Ja, sie lagen in der Stube nebenan, und die Tür war nur angelehnt, und da hörten sie alles, was Hellgum sagte, um die Tochter zu verlocken.“ — „Aber sie hätten ihn doch hinauswerfen können.“ — „Nein, sie hielten es für besser, Gunhild selbst entscheiden zulassen; sie hätten ja nie geglaubt, daß diese sie wirklich verlassen wolle, denn sie waren immer so gut gegen sie gewesen. Sie erwarteten, daß sie sagen werde, sie wolle ihre alten Eltern nicht verlassen.“ — „Und dann ging sie doch?“ — „Ja, Hellgum ließ nicht nach, bis sie mit ihm ging. Und als die Eltern hörten, daß sie ihm nicht widerstehen konnte, ließen sie ihre Tochter ziehen. Es gibt eben auch solche Leute.

„Aber am Morgen bereute es die Mutter und bat ihren Mann, auf den Ingmarshof zu fahren und die Tochter wieder zu holen.“ — „Nein,“ sagte er, „ich hole sie nicht wieder; ich will sie auch nicht wieder sehen, und sollte sie auch aus freien Stücken wiederkommen.“

„Da ging die Mutter zu Schulmeisters und bat Gertrud, auf den Ingmarshof zu gehen und mit Gunhild zu reden.“ — „Und tat es Gertrud?“ — „Ja, sie ging hin und redete mit Gunhild, aber Gunhild kümmerte sich nicht um das, was sie sagte.“ — „Ich habe aber

Gunhild daheim bei uns gar nicht gesehen," sagte Ingmar nachdenklich. — „Nein, denn nun ist sie wieder bei ihren Eltern daheim.

„Es traf sich nämlich, daß Gertrud, als sie von Gunhild wegging, Hellgum begegnete. ‚Sieh, da ist der, der all das Elend verschuldet hat,' dachte sie. Dann ging sie gerade auf ihn zu und redete ihm ordentlich ins Gewissen. Sie war so zornig, daß sie sich nicht davor gefürchtet hätte, ihn zu schlagen." — „Ja, Gertrud ist nicht auf den Mund gefallen," sagte Ingmar bewundernd.

„Sie sagte zu Hellgum, sie habe einmal ein Bild gesehen, wo ein heidnischer Krieger eine Jungfrau mit sich fortschleppte, die er geraubt hatte, und es komme ihr vor, als ob er sich auch gerade so aufführe." — „Was sagte dann Hellgum darauf?" — „Er hörte ihr eine Weile zu, und dann sagte er, sie habe ganz recht, er sei wirklich zu gewalttätig vorgegangen. Und am Nachmittag brachte er Gunhild zu den Eltern zurück und machte es wieder gut."

Als Stark-Ingmar seine Erzählung beendet hatte, sah ihn Ingmar lächelnd an. „Ja, Gertrud ist ein Prachtmädel," sagte er, „aber Hellgum ist auch ein Prachtkerl, obgleich er ein wenig wild ist." — „Ach so, du faßt es auf diese Weise auf?" sagte Stark-Ingmar. „Ich glaubte, du werdest dich darüber verwundern, daß Hellgum so nachgiebig gegen Gertrud gewesen ist." Darauf schwieg Ingmar.

Stark-Ingmar schwieg auch eine Weile, dann aber begann er von neuem. „Es haben drunten im Dorf viele nach dir gefragt. Sie wollten wissen, auf welche Seite du dich zu stellen gedächtest." — „Das ist doch wohl einerlei, wohin ich gehöre." — „Ja, das sollte man meinen," sagte der Alte.

„Aber ich will dir etwas sagen," fuhr er gleich darauf fort. „In diesem Dorfe sind die Leute daran gewöhnt, daß einer da ist, der sie führt und leitet. Nun aber ist Groß-Ingmar nicht mehr da, der Schulmeister hat seine Macht verloren, und der Pfarrer hat niemals die Kraft dazu gehabt, im Dorf zu regieren. Deshalb folgen sie Hellgum, solange du dich zurückhältst." — Ingmar ließ

die Hände sinken, er sah ganz unglücklich aus. „Aber ich weiß doch gar nicht, wer recht hat." — „Die Leute hoffen, du werdest sie von Hellgum befreien."

„Glaube mir, uns beiden, die wir im Winter nicht hier unten waren, ist viel Böses erspart worden. Im Anfang war es wohl am schwersten, bis sich die Leute an dieses Bekehrungssystem gewöhnt hatten, sowie auch daran, Teufel und Höllenhunde geheißen zu werden. Aber am schlimmsten war es doch, als auch bekehrte Kinder zu predigen anfingen." — „Wie, haben denn auch Kinder gepredigt?" fragte Ingmar mißtrauisch. — „Ja, Hellgum hatte ihnen vorgehalten, daß sie Gott dienen sollten, anstatt zu spielen, und da begannen sie, die Erwachsenen bekehren zu wollen. Sie legten sich in den Hinterhalt und überfielen die Leute, die des Weges daher kamen. Und dann klang es denen um die Ohren mit: ‚Willst du nicht anfangen, dem Teufel zu widerstehen? Willst du in deinen Sünden weiterleben?'"

Ingmar wehrte sich in seinem Herzen gegen das, was er vernommen hatte. Er konnte nicht glauben, daß all dies, was der Alte ihm erzählte, wahr sei. — „Ach, nun kommst du gewiß mit etwas, das dir der Korporal weisgemacht hat," sagte er.

„Ja, das wollte ich dir gerade erzählen," sagte der Alte. „Mit Fält ist es auch vorbei. Ach, wenn ich daran denke, daß all dies vom Ingmarshof ausgegangen ist, dann wage ich den Leuten kaum noch in die Augen zu sehen!"

„Ist denn Fält etwas Böses widerfahren?" fragte Ingmar. — „Ach, diese Kinder sind schuld daran. Eines Abends, als sie nichts anderes zu tun wußten, fiel es ihnen ein, Fält bekehren zu wollen. Sie hatten ja natürlich die andern sagen hören, Fält sei ein großer Sünder." — „Aber früher hatten doch alle Kinder vor Fält ebenso große Angst als vor den Hexen," sagte Ingmar. — „Ja, sie hatten auch tüchtig Angst, aber sie wollten nun eben eine Heldentat verrichten."

„So drangen sie eines Abends bei Fält ein, als dieser gerade in seiner Hütte saß und sich Grütze kochte. Als sie die Tür öffneten und Fält sahen, wie er mit seinem borstigen Schnurrbart und seiner gespaltenen Nase dasaß

und mit seinem einen Auge ins Feuer starrte, da bekamen sie alle miteinander Angst, und ein paar von den Kleinsten liefen davon. Aber zehn bis zwölf an der Zahl wagten sich hinein, knieten rings um den alten Mann nieder und begannen zu singen und zu beten."

„Warf er sie denn nicht hinaus?" fragte Ingmar. — „Hätte er es doch nur getan!" sagte Stark-Ingmar. „Ich verstehe gar nicht, was über ihn gekommen war. Der Ärmste hatte vielleicht eben daran gedacht gehabt, daß er nun in seinem Alter einsam und verlassen sei, und dann schonte er sie wohl auch, weil es lauter Kinder waren. Es war ihm wahrscheinlich doch zu Herzen gegangen, daß sie sich immer so sehr vor ihm gefürchtet hatten. Und als er dann alle die aufgehobenen Augen sah, die voller Tränen standen, da war er entwaffnet.

„Die Kinder erwarteten natürlich nichts anderes, als daß er auffahren und sie schlagen würde. Sie sangen und beteten zwar, aber sie waren vollkommen bereit, davonzulaufen, sobald er sich rührte.

„Da sahen plötzlich ein paar von ihnen, daß es in Fälts Gesicht sonderbar zuckte. ‚Nun kommt's, nun kommt's,' dachten sie und standen auf, um zu entfliehen. Aber der Alte blinzelte, und dann rollte ihm eine Träne aus den Augen. Da riefen die Kinder Halleluja, und nun ist es, wie gesagt, aus mit Fält. Jetzt läuft er immerzu in die Betstunden, fastet und betet und hört Gottes Stimme."

„Ich kann nicht einsehen, daß dies ein Unglück wäre," sagte Ingmar. „Fält war ja nahe daran, sich den Hals abzutrinken." — „Nun, und du hast ja auch so viele Freunde, daß es dir nichts ausmacht, wenn du einen davon verlierst. Du würdest es vielleicht auch ganz hübsch finden, wenn die Kinder den Schulmeister bekehren würden." — „Das glaube ich nun und nimmer, daß die armen Kinder sich bis zu Storm wagen würden." Ingmar war ganz atemlos vor Verwunderung. Es mußte doch wirklich etwas Wahres daran sein, wenn Stark-Ingmar sagte, das Dorf sei von oberst zu unterst gekehrt. — „Aber sie haben es doch gewagt; eines Abends, als Storm gerade in der Schulstube saß und in seine Bücher schrieb, kamen so ein Stücker zwanzig und be-

gannen ihm zu predigen." — „Und was tat Storm?" fragte Ingmar; er konnte nicht anders, er mußte laut hinauslachen. — „Zuerst war er so verblüfft, daß er gar nichts sagen noch tun konnte. Aber da war zufälligerweise Hellgum gleichzeitig in die Küche gekommen, um mit Gertrud zu reden." — „War Hellgum bei Gertrud?" — „Ja, Hellgum und Gertrud sind ja sehr gute Freunde, seit er ihr damals wegen Gunhild nachgegeben hat.

„Als Gertrud den Lärm in der Schulstube hörte, sagte sie zu Hellgum: ‚Nun kommen Sie gerade recht, um etwas Neues zu sehen. In Zukunft werden, scheint's, die Kinder den Schulmeister in die Schule nehmen.' Da lachte Hellgum; er verstand wohl, daß dies zu weit ging; rasch jagte er die Kinder aus der Schule hinaus, und damit hatte dieser Unfug ein Ende."

Ingmar fühlte, daß ihn Stark-Ingmar, während er dies sagte, mit einem ganz eigenen Blick betrachtete. Es war gerade, wie wenn ein Jäger vor einem angeschossenen Bären steht und überlegt, ob es nötig sei, ihm noch einen Schuß zu geben.

„Was erwartest du denn eigentlich von mir?" fragte Ingmar. — „Was sollte ich von dir erwarten, du bist ja nur ein Junge, der nichts besitzt, du hast nur zwei leere Hände anzubieten." — „Ich glaube wahrhaftig, du möchtest, ich solle Hellgum totschlagen." — „Drunten im Dorfe heißt es, daß allen geholfen wäre, wenn du Hellgum dazu bringen könntest, die Gegend zu verlassen." — „Aber es ist doch von jeher so gewesen, daß Spaltungen und Streit ausbrachen, wenn eine neue Lehre verkündigt wurde," sagte Ingmar. — „Ja, aber es wäre jedenfalls eine gute Gelegenheit für dich, den Leuten zu zeigen, was du taugst," sagte Stark-Ingmar eigensinnig.

Ingmar wandte dem Alten den Rücken und setzte die Säge in Gang. Vor allem hätte er gern erfahren, wie es Gertrud gehe, und ob sie sich schon den Hellgumianern angeschlossen habe; aber er war zu stolz, um seine Unruhe zu verraten.

Um acht Uhr ging Ingmar auf den Ingmarshof, um zu frühstücken. Wie gewöhnlich war ein besonders gutes

Essen für ihn hergerichtet, und Halfvor und Karin waren ganz besonders freundlich gegen ihn. Sobald Ingmar die beiden sah, war es ihm, als könne er von all dem, was Stark-Ingmar erzählt hatte, kein Wort glauben. Es wurde ihm leicht ums Herz, und er war fest überzeugt, daß der Alte übertrieben hatte.

Aber bald ergriff ihn die Unruhe um Gertrud aufs neue mit solcher Gewalt, daß er keinen Bissen essen konnte. „Bist du in der letzten Zeit nicht bei Schulmeisters gewesen, Karin?" fragte er plötzlich. „Nein," antwortete Karin schnell, „mit solch gottlosen Leuten gehe ich nicht um."

Ingmar schwieg lange, denn das war eine Antwort, die ihm viel zu denken gab. War es nun richtiger zu schweigen oder zu reden? Wenn er sprach, so überwarf er sich mit seiner Familie; aber das wollte er doch auch nicht, daß sie glaubten, er sei mit dem einverstanden, was ihm unrecht vorkam. — „Ich habe bei Schulmeisters noch nie etwas von Gottlosigkeit bemerkt," sagte er so leise, daß man es kaum verstehen konnte, „und ich habe doch vier Jahre lang dort gewohnt."

Nun dachte Karin beinahe ganz dasselbe, was Ingmar vorhin gedacht hatte; auch sie wußte nicht, ob sie schweigen oder sprechen solle. Aber sie mußte ja die Wahrheit sagen, selbst wenn es Ingmar weh tat, und deshalb sagte sie, wenn die Menschen dem Rufe Gottes nicht folgten, dann müßten sie doch gottlos sein.

Doch nun fiel ihr Ingmar ins Wort und sagte: „Es ist unaussprechlich wichtig, welche Erziehung die Kinder bekommen, und Storm hat das ganze Dorf erzogen und dich auch, Halfvor." — „Ja, aber er hat uns doch nicht gelehrt, ein rechtschaffenes Leben zu führen," sagte Karin. — „Ich meine, danach hättest du doch immer getrachtet, Karin." — „Ich will dir sagen, Ingmar, was ein Leben nach der alten Lehre bedeutete. Es war, als gehe man auf einem runden Balken, auf dem man den einen Augenblick steht und im andern fällt. Aber wenn ich mich von meinen Mitchristen an den Händen nehmen und mich von ihnen stützen lasse, dann kann ich auf dem schmalen Weg der Gerechtigkeit fortschreiten, ohne zu fallen." — „Ja," sagte Ingmar, „aber dann ist es

auch keine Kunst." — „Es ist immer noch schwer genug, aber es ist nicht mehr unmöglich."

„Aber wie ist es denn nun mit den Schulmeistersleuten?" — „Ja, wer zu uns gehört, nahm seine Kinder aus der Schule. Wir wollen nicht haben, daß die Kinder in der alten Lehre unterrichtet werden." — „Aber was sagte denn der Schulmeister dazu?" — „Er sagte, das Gesetz verlange, daß die Kinder in die Schule gingen." — „Ja, das meine ich auch." — „Dann schickte er den Landvogt zu Israel Tomassons und zu Krister Larssons und ließ die Kinder holen." — „Und nun seid ihr mit Storms zerfallen?" — „Ja, wir halten fest untereinander zusammen." — „Ihr seid wohl mit dem ganzen Dorfe zerfallen?" — „Wir halten uns von denen fern, die nur zur Sünde verlocken wollen."

Je länger die drei miteinander redeten, desto leiser sprachen sie. Alle wogen sehr vorsichtig jedes Wort ab, das sie sagten, denn alle drei hatten das Gefühl, daß die Unterhaltung im Begriff sei, eine betrübende Wendung zu nehmen.

„Aber von Gertrud kann ich dich grüßen," sagte Karin, indem sie einen fröhlicheren Ton anzuschlagen versuchte. „Hellgum hat im Winter oft mit ihr gesprochen, und er sagt, sie wolle sich heute abend noch an uns anschließen."

Ingmars Lippen begannen zu beben. Ihm war, als habe er den ganzen Tag darauf gewartet, daß er angeschossen würde, und nun kam der Schuß. — „So, sie will sich also an euch anschließen," sagte er mit beinahe unhörbarer Stimme. „Hier unten geschieht manches, während man droben in der Dunkelheit des Waldes haust."

Ingmar bekam den Eindruck, daß Hellgum die ganze Zeit versucht hatte, sich bei Gertrud wohl daran zu machen, und daß er ihr Schlingen gelegt hatte, um sie einzufangen.

„Aber was soll nun aus mir werden?" fragte Ingmar plötzlich in einem merkwürdig sonderbar hilflosen Ton. — „Du sollst dich unserem Glauben anschließen," sagte Halfvor schnell. „Hellgum ist nun zurück, und wenn du erst mit ihm gesprochen hast, da wirst du bald

bekehrt sein." — „Es könnte aber doch sein, daß ich mich nicht bekehren ließe," sagte Ingmar. Da schwiegen Karin und Halfvor, und es wurde totenstill im Zimmer.

„Es könnte sein, daß ich keinen andern Glauben haben wollte, als den meines Vaters," fuhr Ingmar fort. — „Du darfst nichts sagen, bis du mit Hellgum gesprochen hast," sagte Karin. — „Aber wenn ich nicht zu euch übertrete, dann werdet ihr mich wohl nicht mehr unter eurem Dach haben wollen?" sagte Ingmar und stand von seinem Stuhl auf.

Als ihm die beiden darauf keine Antwort gaben, da war es Ingmar, als ob alles um ihn herum auf einmal einstürze. Er richtete sich jedoch sogleich auf und sah mutiger aus. „Es ist am besten, ich komme auf der Stelle hier ins reine," dachte er.

„Ich möchte gern wissen, wie es mit der Sägemühle werden soll," fuhr Ingmar fort. Da sahen Halfvor und Karin einander an, beide fürchteten sich, etwas zu sagen. — „Du darfst nicht vergessen, Ingmar, daß wir außer dir niemand auf der Welt haben," sagte Halfvor. — „Ja, aber wie soll es mit dem Sägewerk werden?" fragte Ingmar eigensinnig. — „Vor allem sollst du alle deine Bretter fertig machen," sagte Halfvor.

Als Ingmar diese ausweichenden Antworten vernahm, ging ihm plötzlich ein Licht auf. — „Wollt ihr vielleicht Hellgum die Sägemühle in Pacht geben?" Halfvor und Karin waren verwirrt bei Ingmars Heftigkeit; seit er das über Gertrud gehört hatte, war er ganz unzugänglich geworden. — „Laß nur Hellgum zuerst mit dir reden," sagte Karin besänftigend. — „Er wird schon Gelegenheit bekommen, mit mir zu reden, aber es wäre mir lieb, zu wissen, wonach ich mich zu richten habe." — „Du weißt doch, daß wir es gut mit dir meinen." — „Aber ihr wollt Hellgum die Mühle in Pacht geben?" fragte Ingmar. — „Wir hätten Hellgum gern eine passende Arbeit verschafft, damit er hier in Schweden bleiben könnte, und da dachten wir, du und er, ihr könntet euch zusammen tun, im Fall du zu dem rechten Glauben kommst; Hellgum ist ein sehr tüchtiger Arbeiter."

„Ich weiß nicht, seit wann du dich fürchtest, offen

zu reden, Halfvor," sagte Ingmar. „Ich möchte jetzt bloß wissen, ob Hellgum die Sägemühle bekommen soll oder nicht." — „Ja, er soll sie haben, wenn du Gott widerstrebst," sagte Halfvor. — „Ich danke dir, Halfvor, nun weiß ich doch, wie gut es für mich wäre, wenn ich zu eurem Glauben überträte." — „Du weißt wohl, daß es nicht so gemeint ist," sagte Karin. — „O ich verstehe recht gut, wie es gemeint ist," sagte Ingmar, „nämlich daß mir Gertrud und die Sägemühle und die alte Heimat hier verloren gehen, wenn ich nicht zu euch übertrete."

Und nach diesen Worten verließ Ingmar schnell das Zimmer. Er wagte es nicht, noch länger zu bleiben.

Als er vom Hof ins Freie hinaus kam, dachte er wieder: „Es ist am besten, die Sache wird gleich entschieden. Ich muß wissen, wonach ich mich zu richten habe."

Mit langen Schritten schlug er die Richtung nach dem Schulhaus ein.

Als Ingmar das Gartenpförtchen des Schulhauses öffnete, fiel ein leichter Regen, ein richtiger, milder, dichter Frühlingsregen. In dem schönen Garten hatte es schon angefangen zu knospen und zu sprossen. Die Wiese wurde so rasch grün, daß man wirklich das Gras wachsen zu sehen meinte. Gertrud stand auf der Staffel und betrachtete den Frühlingsregen, und zwei große Faulbäume, an denen überall die jungen Blätter hervorsprossen, breiteten ihre Zweige über sie.

Verwundert blieb Ingmar stehen; alles hier war so schön und friedlich, und noch einmal legte sich die Erregung, in der er sich befand. Gertrud hatte ihn noch nicht gesehen; leise schloß er das Pförtchen und ging auf sie zu.

Aber plötzlich blieb er wieder stehen und betrachtete Gertrud betroffen. Als er sich von ihr getrennt hatte, war sie nicht viel mehr als ein Kind gewesen, aber in dem einen Jahr, wo er sie nicht gesehen hatte, war sie eine stolze hochgewachsene Jungfrau geworden. Nun war sie groß und schlank und vollständig erwachsen. Der Kopf saß schön auf dem feinen Hals, ihre Haut war weiß und weich wie Flaum, mit einem frischen Rot auf

den Wangen. Die Augen waren tief und sehnsüchtig geworden, und der ganze Ausdruck, der früher so schelmisch und froh gewesen war, hatte sich in Ernst und milde Träumerei verwandelt.

Als Ingmar Gertrud so sah, wurde sein Herz von einer großen Wonne erfüllt; es wurde still und feierlich um ihn her, und es war ihm, als läuteten große Glocken den Sonntagsfrieden ein. Es war so herrlich, daß er sich versucht fühlte, auf die Knie zu fallen und Gott zu danken.

Aber als Gertrud Ingmar sah, wurden ihre Züge plötzlich starr, die Augenbrauen zogen sich zusammen, und es zeigte sich eine feine Falte dazwischen.

An diesem Tage waren Ingmars Gedanken rascher als sonst. Er sah sogleich, daß sich Gertrud nicht über das Wiedersehen mit ihm freute, und da fühlte er plötzlich, daß ihn ein scharfer Schmerz durchfuhr. „Sie wollen sie dir nehmen," dachte er; „sie haben sie dir schon genommen."

Der Sonntagsfrieden war weg und seine Aufregung und Unruhe kehrten zurück.

Ohne irgendeine Einleitung fragte Ingmar nun Gertrud, ob es wahr sei, daß sie im Sinn habe, sich an Hellgum und seine Anhänger anzuschließen? Und Gertrud antwortete, daß dies wirklich der Fall sei. Ingmar fragte sie, ob sie auch bedacht habe, daß die Hellgumianer ihr nicht erlauben würden, mit andern als mit Gesinnungsgenossen zu verkehren. Und Gertrud antwortete leise, daß sie auch das bedacht habe.

„Hast du von deinem Vater und deiner Mutter die Erlaubnis dazu bekommen?" fragte Ingmar. — „Nein," antwortete Gertrud, „sie wissen noch nichts davon." — „Aber Gertrud....." — „Still, Ingmar, ich muß es tun, um Ruhe zu bekommen. Gott selbst zwingt mich dazu." — „Ach," fuhr Ingmar auf, „das ist nicht Gott, sondern es ist...." Da wandte sich Gertrud heftig nach Ingmar um, und er sagte: „Ich will dir nur sagen, daß ich mich niemals an die Hellgumianer anschließen werde. Wenn du also zu ihnen übergehst, dann sind wir für alle Zeiten geschieden."

Gertrud sah aus, als ginge sie das nichts an.

„Tu es nicht, Gertrud!“ bat Ingmar. — „Glaube ja nicht, ich handle im Leichtsinn, ich habe es mir reiflich überlegt.“ — „Du mußt es dir noch einmal überlegen.“ — Ungeduldig wandte sich Gertrud ab. — „Du mußt wohl die Sache auch um Hellgums willen überlegen,“ sagte Ingmar in wachsendem Zorn und ergriff Gertrud am Arm, um sie festzuhalten. — Aber Gertrud schüttelte seine Hand ab. — „Bist du denn ganz von Sinnen, Ingmar?“ — „Ja,“ antwortete Ingmar, „Hellgum und all sein Treiben macht mich verrückt, es muß ein Ende damit haben.“ — „Was muß ein Ende haben?“ — „Das werde ich dir ein andermal sagen.“

Gertrud zuckte die Achseln. „Leb wohl, Gertrud,“ sagte Ingmar, „und das kann ich dir sagen, nie und nimmer kommst du unter die Hellgumianer, merke dir das.“ — „Was hast du denn im Sinn?“ fragte das Mädchen, das anfing unruhig zu werden. — „Leb wohl, Gertrud, und denk an das, was ich dir gesagt habe!“ Er war schon drunten auf dem Kiesweg.

Ingmar lenkte seine Schritte nun heimwärts. „Wenn ich nur so klug wäre wie mein Vater,“ dachte er unterwegs. „Wenn ich so viel Macht hätte, wie mein Vater hatte. Was soll ich tun? Ich verliere alles, was ich lieb habe, und sehe nirgends einen Ausweg.“

Aber das eine stand fest und sicher vor ihm, wenn ihn all dies Unglück wirklich traf, dann sollte Hellgum nicht mit heiler Haut davonkommen.

Ingmar ging nach Stark-Ingmars Hütte, um Hellgum aufzusuchen. Als er sich der Tür näherte, hörte er mehrere Stimmen laut und eifrig reden. Es schien, als seien mehrere Fremde drinnen, und Ingmar drehte sogleich wieder um. Aber gerade als er sich zum Gehen wandte, hörte er einen Mann mit sehr lauter Stimme sagen: „Wir sind drei Brüder, die von weit hergekommen sind, um dich, Johann Hellgum, zur Verantwortung zu ziehen, wegen unseres jüngsten Bruders, der vor zwei Jahren nach Amerika gegangen ist. Dort ließ er sich in deine Gemeinde aufnehmen, und in den letzten Tagen haben wir einen Brief bekommen, daß er wahnsinnig geworden sei, weil er zu viel über deine Lehre nachgegrübelt hätte.“

Rasch ging Ingmar davon. Es gab also noch andere Leute, die über Hellgum Klage zu führen hatten, und auch diese standen ihm ebenso hilflos gegenüber wie er.

Nun ging Ingmar zum Sägewerk hinunter. Stark-Ingmar war schon in voller Arbeit. Während die Säge knirschte und der Wasserfall tobte, meinte Ingmar von der Hütte her einen Schrei zu hören. Er gab aber nicht weiter acht darauf. In diesem Augenblick hatte er für nichts anderes Sinn, als für den starken Haß, den er gegen Hellgum fühlte. Er rechnete sich immerfort vor, was Hellgum ihm genommen hatte: Gertrud und Karin, die Sägemühle und die Heimat.

Noch einmal war es ihm, als höre er einen Schrei, und zugleich fiel ihm ein, daß die Fremden und Hellgum am Ende in Streit geraten sein könnten. Es wäre kein Schade, wenn sie einander tot schlügen, dachte Ingmar.

Da ertönte ein lauter Hilferuf, und nun lief Ingmar hurtig den Abhang hinauf.

Je näher er kam, desto deutlicher hörte er Hellgums Hilferufe, und als er die Hütte erreicht hatte, war es ihm, als ob die Erde unter dem Streitgetöse erbebe.

Ingmar öffnete die Türen immer sehr leise, und diesmal tat er es mit doppelter Vorsicht. Ganz leise glitt er ins Zimmer hinein. Hier stand Hellgum an die eine Wand gedrückt und verteidigte sich mit einer kurzen Axt. Die drei Fremden, lauter starke kräftige Männer, drangen mit Holzscheiten, die sie wie Keulen schwangen, auf ihn ein. Flinten hatten sie nicht bei sich, und daraus konnte Ingmar entnehmen, daß sie nur gekommen waren, um Hellgum eine ordentliche Tracht Prügel zu geben, aber als er sich zur Wehr gesetzt hatte, waren sie von Mordlust ergriffen worden, so daß es nun Hellgums Leben galt.

Sie sahen Ingmar kaum an; es war ja nur ein langer linkischer Junge, der in die Stube getreten war.

Einen Augenblick blieb Ingmar stehen und sah zu. Das war ja gerade wie in einem Traum, wo das, was man sich am meisten wünscht, vor den Blicken ersteht, ohne daß man begreift, woher es kommt. Ab und zu stieß Hellgum einen Hilferuf aus. „Du mußt nicht glau-

ben, daß ich so dumm sein werde und dir helfe," dachte Ingmar.

Nun schlug einer der Männer Hellgum mit so großer Wucht auf den Kopf, daß dieser die Axt losließ und zu Boden fiel. Sogleich warfen die andern die Holzscheite weg und stürzten sich auf Hellgum. Da durchzuckte Ingmar ein Gedanke. Es ging eine alte Sage in seiner Familie, daß jedes Glied der Familie einmal in seinem Leben etwas Gemeines oder etwas Böses tun müsse. War vielleicht die Reihe nun an ihm?

Plötzlich fühlte sich einer der Brüder von zwei starken Armen von hinten ergriffen, die ihn aufhoben und zum Zimmer hinauswarfen. Der zweite hatte kaum Zeit, zu denken, daß er sich aufrichten wolle, als es ihm ebenso ging, und der dritte, dem es gelang, auf die Beine zu kommen, bekam einen Stoß, daß er rückwärts den andern nachflog.

Als alle drei hinausgeworfen waren, stellte sich Ingmar unter die Tür. „Wollt ihr nicht noch einmal kommen?" rief er lachend. Er hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn sie ihn selbst angegriffen hätten. Es hätte ihm wohl getan, alle seine Kräfte brauchen zu müssen.

Die drei Brüder schienen auch ganz dazu aufgelegt, noch einmal anzufangen, aber plötzlich rief einer von ihnen, sie müßten fliehen, denn er sehe jemand auf dem Pfad hinter dem Erlengebüsch daherkommen.

Aber sie waren wütend darüber, daß sie Hellgum nicht überwunden hatten, und gerade, als sie sich umwandten, um davonzulaufen, sprang einer zurück, fuhr wie ein Habicht auf Ingmar los und stieß ihm das Messer in den Nacken. — „Das bekommst du, weil du dich in unsere Angelegenheiten gemischt hast!" rief er. Ingmar sank zu Boden, und mit einem Hohngelächter sprang der Bauer davon.

Ein paar Minuten später stand Karin in der Hütte. Sie fand Ingmar mit einer Wunde im Nacken auf der Schwelle sitzen, und innen im Zimmer sah sie Hellgum. Er hatte sich wieder aufgerichtet, lehnte sich aber an die Wand. Die Axt hielt er noch in der Hand, das Gesicht war mit Blut überströmt.

Karin hatte die Flüchtlinge nicht gesehen, und sie

glaubte, Ingmar sei es, der Hellgum überfallen und verwundet habe.

Sie erschrak so, daß ihr die Knie zitterten. „Nein, es ist nicht möglich," dachte sie, „aus unserer Familie kann keiner zum Mörder werden." Da fiel ihr plötzlich die Geschichte ihrer Mutter ein, und sie murmelte: „Ja, ja, daher stammt es."

An Ingmar vorbei eilte sie nun auf Hellgum zu. — „Nein, nein, Ingmar zuerst!" rief dieser. — „Man darf sich doch nicht um den Mörder annehmen, ehe man nach dem Opfer sieht," sagte Karin. — „Ingmar zuerst! Ingmar zuerst!" brüllte Hellgum. Er war in einer solchen Aufregung, daß er die Art vor Karin schwang. „Er ist es ja, der die Mörder geschlagen, und mir das Leben gerettet hat!"

Als Karin endlich den Zusammenhang begriff und sich nach Ingmar umwandte, war dieser aufgestanden und hinausgegangen. Karin sah ihn über den Hofplatz hinwanken.

Sie eilte ihm nach. „Ingmar! Ingmar!" rief sie. Aber Ingmar ging weiter, ohne auch nur den Kopf zu drehen.

Ohne große Mühe holte ihn Karin ein und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Bleib da, Ingmar," sagte sie, „damit ich dich verbinden kann."

Aber Ingmar riß sich los und ging weiter. Ganz wie ein Blinder taumelte er vorwärts, ohne auf Weg oder Steg zu achten. Das Blut aus seiner Wunde hatte sich einen Weg unter den Kleidern hervor gebahnt; es rieselte herunter und in den einen Schuh, der bald mit Blut gefüllt war. Bei jedem Schritt, den Ingmar machte, wurde das Blut aus dem Schuh herausgedrückt und hinterließ eine rote Spur auf dem Feld.

Händeringend lief Karin hinter Ingmar her. „Bleib da, Ingmar! Bleib da! Wohin willst du? Bleib da, Ingmar!"

Ingmar ging geradenwegs in den Wald hinein, wo doch keine Menschen waren, die ihm hätten helfen können.

Karin heftete ihre Augen unverwandt auf seine Schuhe, die voller Blut waren. Mit jedem Augenblick wurden die Fußstapfen röter.

„Nun geht er in den Wald hinein, um sich niederzulegen und sich zu verbluten," dachte Karin.

„Gott segne dich, Ingmar, daß du Hellgum geholfen hast!" sagte Karin mit weicher Stimme. „Dazu gehörte wirkliche männliche Kraft und ein männlicher Mut."

Ingmar ging weiter, ohne auf sie zu hören.

Da eilte Karin an ihm vorüber und stellte sich ihm in den Weg. Er wich auf die Seite, ohne die Augen zu ihr aufzuschlagen, ja er murmelte sogar: „Geh und hilf Hellgum!"

„Höre, was ich dir sage, Ingmar. Halfvor und ich waren sehr betrübt über das, was wir heute morgen gesagt hatten, und ich war eben auf dem Weg zu Hellgum, um ihm zu sagen, daß du die Mühle jedenfalls behalten solltest."

„Ja, nun kannst du sie ja Hellgum geben," erklang Ingmars Stimme.

Er ging immer weiter und stolperte öfters, aber er ging und ging.

Karin lief hinter ihm her und versuchte ihn zu erreichen. „Du mußt mir verzeihen, daß ich mich einen Augenblick irrte und glaubte, du hättest mit Hellgum Streit gehabt. Es war nicht so leicht, etwas anderes zu glauben."

„Ja, es wurde dir leicht, deinen Bruder für einen Mörder zu halten," sagte Ingmar, ohne ihr sein Gesicht zuzuwenden.

Er ging immer weiter, ohne anzuhalten. Wenn das Gras, das seine Füße niedertraten, sich wieder aufrichtete, dann tropfte Blut von den Halmen.

Als nun Ingmar den Namen Hellgum immer wieder aussprach, da erst wurde es Karin klar, wie sehr er diesen haßte. Und gleichzeitig erkannte sie auch, wie groß das war, was Ingmar getan hatte.

„Es wird überall bekannt werden, was du heute getan hast, und jedermann wird dich dafür loben, Ingmar," sagte Karin. „Nun wirst du doch nicht von all dieser Ehre wegsterben wollen!"

Sie hörte Ingmar höhnisch lachen. Er wandte ihr ein bleiches, verzerrtes Gesicht zu. „Wirst du denn nicht gehen! Ich weiß ja doch, wem du zuerst helfen möchtest."

Sein Gang wurde immer schwankender, und auf dem Boden zeigte sich nun eine zusammenhängende Blutspur.

Dieser Blutstrom brachte Karin ganz außer sich. Die große Liebe, die sie von jeher für Ingmar gehabt hatte, flammte mit neuer Stärke auf, wie wenn sie von den Blutstreifen Nahrung erhielte. Und nun war sie auch stolz auf Ingmar und betrachtete ihn als einen kräftigen Sproß an dem alten Stamme.

„Ingmar," sagte Karin, „ich glaube nicht, daß du es vor Gott und den Menschen verantworten kannst, dein Leben auf diese Weise aufs Spiel zu setzen. Und das sage ich dir, wenn es irgend etwas gibt, was dir neue Lust zum Leben geben kann, und es in meiner Macht steht, so brauchst du es nur zu sagen."

Da blieb Ingmar stehen; er umschlang einen Baumstamm, um sich aufrecht zu erhalten, und sie hörte, daß er mißtrauisch lachte, indem er sagte:

„Du würdest vielleicht auch Hellgum nach Amerika zurückschicken?"

Karin sah auf die Blutlache, die sich um Ingmars linken Fuß herum ansammelte. Sie versuchte ihre Gedanken zu ordnen, damit sie sich klar machen könne, was der Bruder verlangte. Das war wohl dasselbe, als sollte sie den schönen Paradiesgarten, in dem sie nun den Winter über gelebt hatte, wieder verlassen und das Leben in der armen, elenden Welt der Sünde, die sie doch hinter sich gelassen hatte, von neuem beginnen.

Ingmar wandte sich ganz um; sein Gesicht war wachsgelb, und die Haut war an den Schläfen und an der Nase ganz starr, wie bei einem Toten. Aber die große Unterlippe stand gebieterischer heraus als je, und der scharfe Zug um den Mund trat sehr deutlich hervor. Es war nicht wahrscheinlich, daß er seine Forderung aufgeben würde.

„Ich glaube nicht, daß Hellgum und ich hier im Dorf miteinander leben können," sagte Ingmar, „aber ich sehe schon, daß ich der bin, der weichen muß."

„Nein," sagte Karin schnell, „wenn ich dich nur pflegen darf, so daß du am Leben bleibst, dann verspreche ich dir, dafür zu sorgen, daß Hellgum abreist."

„Gott kann schon einen andern Helfer für uns fin-

den," dachte Karin, während sie dies sagte, „ich aber sehe keinen andern Ausweg, als das zu tun, was Ingmar will."

Ingmar war verbunden und zu Bett gebracht worden. Die Wunde war nicht gefährlich; er sollte sich nur ein paar Tage ruhig verhalten. Er lag droben in der Oberstube, und Karin saß neben seinem Bett.

Den ganzen Tag hindurch redete Ingmar im Fieber, er lebte alles noch einmal durch, was ihm am Tage widerfahren war, und Karin wurde es bald klar, daß es nicht allein Hellgum und die Sägemühle waren, die ihm so viel Kumer gemacht hatten.

Am Abend war er wieder klar und ruhig, und da sagte Karin zu ihm: „Es ist jemand da, der gerne mit dir reden möchte." Ingmar antwortete, er sei zu müde, um mit jemand sprechen zu können. — „Aber ich glaube, daß dir dies gut tun würde."

Gleich darauf trat Gertrud ins Zimmer. Sie sah sehr feierlich und bewegt aus. Ingmar hatte Gertrud von jeher lieb gehabt, er hatte sie auch schon geliebt, als sie noch neckisch und launisch gewesen war, damals jedoch war bei ihm stets etwas dagewesen, das sich gegen die Liebe gesträubt hatte. Jetzt aber war ein schweres Jahr voller Sehnsucht und Unruhe über Gertrud hingegangen, und das hatte sie so verändert, daß Ingmar, wenn er sie nur ansah, schon ein mächtiges Verlangen empfand, sie zu gewinnen.

Als Gertrud an das Bett trat, bedeckte er die Augen mit der Hand.

„Willst du mich nicht sehen?" fragte Gertrud.

Ingmar schüttelte den Kopf, nun war er wie ein launisches Kind.

„Ich möchte dir nur ein paar Worte sagen," sagte Gertrud.

„Du kommst wohl, um mir mitzuteilen, daß du dich an die Hellgumianer angeschlossen hast?"

Gertrud ließ sich neben dem Bett auf die Knie nieder; sie zog Ingmars Hand von seinen Augen weg.

„Es ist etwas, wovon du nichts weißt, Ingmar."

Ingmar sah sie fragend an, sagte aber nichts. Gertrud errötete und zögerte, dann aber sagte sie: „Im vorigen Jahr, gerade als du von uns wegzogst, hatte ich angefangen, dich auf die richtige Weise lieb zu haben."

Ingmar wurde ganz rot und lächelte ein wenig vor Freude, aber sogleich wurde er wieder ernst und mißtrauisch. — „Ich habe sehr großes Heimweh nach dir gehabt, Ingmar." — Ingmar lächelte ungläubig, streichelte aber die Hand zum Dank dafür, daß sie gut gegen ihn sein wollte. — „Und du kamst nicht ein einziges Mal zu mir," klagte sie; „es war, als sei ich gar nicht mehr für dich da."

„Ich wollte dich nicht wiedersehen, ehe ich ein wohlhabender Mann war, der um dich freien könnte," sagte Ingmar, als ob das etwas sei, das sich ganz von selbst verstehe.

„Aber ich glaubte, du hättest mich vergessen." Gertrud traten die Tränen in die Augen. „Du weißt gar nicht, was ich für ein Jahr durchgemacht habe. Hellgum ist sehr gut gegen mich gewesen und hat mich getröstet. Er sagte, mein Herz würde still werden, wenn ich es ganz Gott hingäbe."

Nun sah Ingmar sie mit einer ganz neuen Erwartung im Blick an.

„Als du heute morgen kamst, erschrak ich. Ich fürchtete, ich würde dir nicht widerstehen können, und dann würde der Kampf von neuem beginnen müssen."

Nun verbreitete sich ein strahlendes Lächeln über Ingmars Gesicht. Aber noch immer schwieg er.

„Heute abend jedoch erfuhr ich, daß du dem beigestanden hast, den du hassest, Ingmar. Und da konnte ich nicht mehr." Gertrud wurde dunkelrot. „Ich fühlte, daß ich nicht die Kraft habe, etwas zu tun, das mich von dir scheiden würde."

Und zugleich neigte sie sich über Ingmars Hand und küßte sie.

Aber in Ingmars Ohren klang es, als ob große Glocken einen hohen Festtag einläuteten. Sonntagsfrieden und Sonntagsruhe erfüllten sein Herz; süß wie Honig lag die Liebe auf seiner Zunge und verbreitete sich erfrischend und heilend durch sein ganzes Sein.

Zweite Abteilung

L'Univers' Untergang

In einer nebligen Sommernacht des Jahres 1880, also ein paar Jahre, bevor der Schulmeister sein Missionshaus zu bauen begann und Hellgum von Amerika nach Schweden zurückkehrte, fuhr der große französische Passagierdampfer „L'Univers" auf der Fahrt von Neuyork nach Havre über das Atlantische Meer.

Es war gegen vier Uhr morgens, und die meisten der Passagiere und der Schiffsmannschaft lagen in ihren Kojen und schliefen. Das große Verdeck war fast ganz leer. Gerade vor Tagesanbruch drehte und wandte sich ein französischer Matrose in seiner Hängematte, ohne noch einmal einschlafen zu können. Die See war etwas bewegt, und das Holzwerk des Schiffes krachte und ächzte unaufhörlich, aber sicherlich war es nicht dies, was den Franzosen am Wiedereinschlafen hinderte.

Er und seine Kameraden lagen in einem großen, aber sehr niederen Raum, der durch eine Bretterwand vom Zwischendeck abgeteilt war. Es brannten ein paar Laternen, so daß der Matrose die grauen Hängematten unterscheiden konnte, die in dichten Reihen nebeneinander hingen und mit den schlafenden Matrosen hin- und herschwankten. Ab und zu fuhr ein Windstoß durch eine der Luken so feucht und kühl herein, daß das ganze Meer, das sich da draußen unter dem Nebel in kleinen grünen Wogen kräuselte, vor dem inneren Auge des Matrosen aufstieg.

„Es geht doch nichts über das Meer," dachte der alte Seemann.

Während er dies dachte, wurde es plötzlich sonderbar still ringsum. Er hörte nichts mehr, weder das Stampfen der Maschine noch das Rasseln der Ketten am Steuer noch das Plätschern der Wellen noch das Rauschen des

Windes noch sonst irgend etwas. Er glaubte, das Schiff sei am Ende plötzlich untergegangen und er und seine Kameraden würden nun nie in ein Leichentuch gehüllt noch in einen Sarg gelegt werden, sondern sie müßten in ewigen Zeiten hier in diesen grauen Kojen tief unten im Meere hängen bleiben.

Früher hatte er sich immer davor gefürchtet, sein Grab in den Wellen finden zu müssen. Nun aber war ihm der Gedanke ganz angenehm. Er freute sich, daß das bewegliche, durchsichtige Wasser über ihm war und keine schwarze, schwere Kirchhofserde.

„Es geht doch nichts über das Meer," dachte er noch einmal.

Aber dann stieg ein Gedanke in ihm auf, der ihn beunruhigte. Er hatte ja die letzte Ölung nicht empfangen, und nun grübelte er darüber nach, ob wohl seine Seele Schaden nehmen werde, weil sie auf dem Meeresgrunde lag, ohne die heiligen Sterbesakramente empfangen zu haben, und es wurde ihm angst, sie werde am Ende den Weg zum Himmel nicht finden.

Da nahm sein Auge plötzlich ganz vorne, da, wo der Schlafraum schmäler wurde, einen schwachen Lichtschein wahr; er richtete sich auf und beugte sich über die Hängematte hinaus, um zu sehen, was es sei. Da sah er, daß ein paar Personen mit brennenden Lichtern daherkamen, und er beugte sich noch weiter vor, um die sich Nähernden genau zu sehen.

Die Hängematten hingen so dicht nebeneinander und so nahe am Boden, daß jemand, der durch den Raum gehen wollte, ohne die Schlafenden zu wecken oder zu stoßen, förmlich hindurchkriechen mußte. Der alte Matrose konnte nicht begreifen, wer sich hier einen Weg durchbahnen wollte.

Aber bald sah er, daß es zwei Chorknaben waren, jeder mit seinem Wachslicht in der Hand. Er sah ihre langen schwarzen Mäntel und das kurzgeschnittene Haar ganz deutlich.

Der Matrose war gar nicht erstaunt über das, was er sah; er dachte sogar, es sei ganz natürlich, daß solche kleine Chorknaben mit brennenden Lichtern unter den Kojen hindurchgehen könnten.

„Ob sie wohl auch einen Priester bei sich haben?" fragte er sich. Zugleich hörte er das Klingeln einer durchdringenden Glocke und sah, daß noch jemand hinter den Knaben kam. Aber es war kein Priester, sondern eine alte Frau, die nicht viel größer war, als die Chorknaben.

Die alte Frau kam ihm bekannt vor. „Es muß meine Mutter sein," dachte er. „Ich kenne niemand, der kleiner wäre als meine Mutter. Und außer ihr könnte niemand so still unter den Kojen hindurchschlüpfen, ohne die Matrosen zu wecken."

Er sah, daß die Mutter ein mit breiten Spitzen besetztes Batisthemd, das genau wie das Chorhemd eines Priesters aussah, über ihrem schwarzen Kleid trug. In der Hand hielt sie das große Meßbuch mit dem goldenen Kreuz darauf, das er unzählige Male daheim in der Kirche auf dem Altar hatte liegen sehen.

Die kleinen Chorknaben stellten die Lichter neben seiner Hängematte auf, dann knieten sie nieder und schwangen ihre Rauchfässer. Der Matrose roch den leichten Duft des Weihrauchs, sah die blauen Rauchwölkchen aufsteigen und hörte die Ketten der Rauchfässer klirren.

Mittlerweile schlug seine Mutter das große Meßbuch auf, und er meinte, sie die Gebete der Sterbesakramente lesen zu hören.

Nun kam es ihm ganz friedlich und angenehm vor, daß er hier unten auf der Meerestiefe begraben lag. Das war viel besser als auf dem Kirchhof.

Er streckte sich in seiner Hängematte aus, und noch lange hörte er die Stimme seiner Mutter lateinische Worte murmeln. Der Weihrauchduft zog über ihn hin, und er lauschte dem Klirren der Ketten an den Räuchergefäßen.

Dann hörte auf einmal alles auf; die Chorknaben nahmen die Lichter und gingen der Mutter voraus, die das Buch mit einem lauten Schlag zuklappte und ihnen folgte. Er sah, daß alle drei unter den grauen Kojen verschwanden.

Aber in dem Augenblick, wo sie aus seinem Gesichtskreis verschwanden, war es aus mit der Stille ringsum. Er hörte wieder die Atemzüge der Kameraden, das Holz-

werk krachte, der Wind heulte und die Wogen plätscherten. Und er wurde sich bewußt, daß er noch immer zu den Lebenden auf der Oberfläche des Meeres gehörte.

„Jesus Maria, was bedeutet doch das, was ich heute nacht gesehen habe?" fragte er sich.

Zehn Minuten nachher wurde L'Univers durch einen heftigen Stoß erschüttert, es war, als würde das ganze Schiff mitten durchgeschnitten.

„Das habe ich erwartet," dachte der alte Matrose.

Während der entsetzlichen Verwirrung, die nun folgte, als alle die andern Matrosen sich halbnackt aus ihren Kojen stürzten, zog er bedächtig seine besten Kleider an. Er hatte einen Vorgeschmack des Todes auf seinen Lippen, aber dieser war mild und lieblich. Da unten auf dem Meeresgrund kam er sich schon wie daheim vor.

Als der furchtbare Stoß das Schiff erschütterte, schlief ein kleiner Kajütenjunge in einer kleinen Kabine auf dem Verdeck neben dem Speisesaal.

Er richtete sich halbwach in seiner Koje auf. Gerade über seinem Kopf war eine kleine runde Glasscheibe, durch die er hinauslugte. Er konnte aber nichts weiter sehen als Nebel und etwas unförmliches Graues, das wie aus dem Nebel herausgewachsen zu sein schien. Der kleine Schiffsjunge glaubte große Flügel zu sehen; das war gewiß ein schrecklich großer Vogel, der sich in der Dunkelheit auf dem Verdeck niedergelassen hatte. Nun ächzte und schwankte das Schiff unter seinen heftigen Angriffen, indem das große Ungetüm mit seinen Krallen und seinem Schnabel und sausenden Flügelschlägen darauf losschlug.

Der kleine Schiffsjunge glaubte vor Entsetzen sterben zu müssen.

Aber im nächsten Augenblick war er vollständig wach, und da sah er, daß ein großes Segelschiff vor dem Dampfschiff lag und immer dagegen schlug. Er sah große Segel und ein fremdes Verdeck, wo Männer in langen ledernen Jacken wie in wahnsinniger Angst hin und her liefen. Der Wind hatte sich erhoben, und all die unzähligen Segel waren so stark geschwellt, daß man auf ihnen hätte trommeln können wie auf einem Trommelfell. Die

Masten schwankten, und Rahen und Taue zersprangen mit einem Geknall, das wie Schüsse klang.

Das Bugspriet des großen Dreimasters, der im Nebel gerade auf L'Univers aufgelaufen war, hatte sich so in die Seite des Dampfers eingekeilt, daß es nicht mehr loskommen konnte. Der Passagierdampfer neigte sich stark auf die Seite, aber seine Schraube arbeitete weiter, so daß er mit dem Segelschiff fortgetrieben wurde.

„Lieber Gott!" rief der kleine Kajütenwächter, indem er auf das Verdeck hinausstürzte. „Das arme Schiff ist mit uns zusammengestoßen und muß nun untergehen."

Nicht einen Augenblick dachte er daran, daß der Dampfer in Gefahr sein könne, denn der war ja so ungeheuer groß und stark.

Nun kamen auch die Offiziere des Schiffes herbeigeeilt. Aber als sie sahen, daß es nur ein Segelschiff war, das mit L'Univers zusammengestoßen war, beruhigten sie sich vollständig und trafen in größter Sicherheit die nötigen Vorbereitungen, um die beiden Fahrzeuge voneinander loszumachen.

Der kleine Schiffsjunge stand auf dem Verdeck; er war barfuß, und sein Hemd flatterte im Winde, aber er winkte den unglücklichen Leuten auf dem Segelschiff zu, daß sie auf den Dampfer herüberkommen sollten, um sich zu retten.

Im Anfang schien niemand auf ihn achtzugeben, aber bald sah er, daß ihm von drüben ein großer rotbärtiger Mann zuwinkte.

„Komm herüber, Junge!" rief der Mann und lief dicht an die Reling vor. „Das Dampfschiff sinkt!"

Aber der kleine Schiffsjunge dachte keinen Augenblick daran, auf das Segelschiff hinüberzugehen. Er schrie so laut er konnte, die Schiffbrüchigen sollten sich doch auf L'Univers herüberretten.

Die andern Matrosen auf dem Segelschiff arbeiteten eifrig mit Stangen und Bootshaken, um von dem Dampfer loszukommen, aber den Rotbärtigen schien ein merkwürdiges Mitleid mit dem kleinen Schiffsjungen überkommen zu haben. Er hielt die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und schrie: „Komm herüber! Komm herüber!"

Der Kleine stand ängstlich und in seinem dünnen Hemde frierend auf dem Verdeck; er stampfte mit seinen bloßen Füßen auf den Boden und ballte die Fäuste gegen die Mannschaft des Segelschiffs, weil sie ihm nicht folgte und auf das Dampfschiff herüberkam. Ein so großes Dampfschiff wie L'Univers, mit sechshundert Passagieren und zweihundert Mann Besatzung, konnte doch unmöglich untergehen! Und er sah ja, daß der Kapitän und die Matrosen ebenso beruhigt waren wie er selbst.

Plötzlich ergriff der Rotbärtige einen Bootshaken und langte damit nach dem Knaben. Er hakte ihn in dessen Hemd ein und wollte ihn nun auf das Segelschiff herüberziehen. Der Junge wurde auch bis an die Reling herangezogen, aber da gelang es ihm, sich wieder frei zu machen. Er wollte sich doch nicht auf das fremde Schiff, das am Untergehen war, hinüberziehen lassen!

Gleich darauf ertönte ein neuer entsetzlicher Krach. Das Bugspriet des Segelschiffs war zerbrochen, und dadurch wurden die beiden Schiffe frei voneinander. Als nun das Dampfschiff weiterrauschte, sah der Junge, daß das ungeheure Bugspriet vorn an dem Segelschiff herunterhing, und gleichzeitig sah er ganze Wolken von Segeln auf die Mannschaft herabstürzen.

Aber der Dampfer arbeitete mit voller Fahrt, und das fremde Schiff wich zurück in den Nebel. Das letzte, was der Junge davon sah, war, daß die Leute sich aus den Haufen von Segeln herausarbeiteten.

Dann verschwand das Schiff schnell, als sei es hinter eine Mauer geglitten. — „Es ist schon untergegangen," dachte der Junge und lauschte, ob er keine Hilferufe vernehme.

Da ertönte eine rauhe, starke Stimme über das Dampfschiff hin: „Rettet die Passagiere! Setzt die Boote aus!"

Wieder wurde es ganz still; wieder lauschte der Junge auf Hilferufe.

Da erklang die Stimme wieder wie aus weiter Ferne: „Betet zu Gott, ihr seid verloren!"

In demselben Augenblick trat ein alter Matrose zu dem Kapitän und sagte leise und feierlich: „Wir haben ein großes Loch in der Mitte des Schiffs, und wir sinken."

Beinahe in demselben Augenblick, wo die Größe der Gefahr bekannt geworden war, erschien eine kleine Dame auf dem Verdeck. Sie war vollständig angekleidet, hatte den Paletot zugeknöpft und die Hutbänder unter dem Kinn zu einer hübschen Schleife gebunden, und mit festen, sicheren Schritten war sie die Kajütentreppe der ersten Klasse heraufgekommen.

Es war eine kleine alte Frau mit grauem lockigen Haar, runden Eulenaugen und einer roten Gesichtsfarbe. Während der kurzen Zeit, die sie an Bord zugebracht hatte, war es ihr gelungen, mit allen Leuten auf dem Schiff Bekanntschaft zu machen. Jedermann wußte, daß die Dame Miß Hoggs hieß, und allen Menschen, sowohl den Seeleuten als auch den Passagieren, hatte sie mitgeteilt, daß sie noch niemals Angst gehabt habe. Sie wisse nicht, wovor sie sich fürchten solle, meinte sie. Sterben müsse man ja doch einmal, und es sei ihr einerlei, ob das früher oder später geschehe.

Auch jetzt hatte sie keine Angst, sie war nur aufs Verdeck geeilt, um zu sehen, ob da etwas Interessantes oder Ergreifendes vor sich gehe.

Das erste, was sie sah, waren zwei Matrosen, die mit wilden, entsetzten Gesichtern an ihr vorbeistürmten. Die Kellner eilten halbangekleidet herbei, um in die Kajüten hinunter zu stürzen und die Passagiere aufs Verdeck zu rufen. Ein alter Matrose kam mit einer ganzen Last Rettungsgürtel, die er auf einen Haufen aufs Verdeck warf. Ein kleiner Schiffsjunge saß im bloßen Hemd weinend in einem Winkel und jammerte, daß er sterben müsse.

Den Kapitän sah sie hoch oben auf der Kommandobrücke, und sie hörte ihn kommandieren: „Die Maschine soll stillstehen! Setzt die Boote aus!"

Die rußigen Treppen, die in den Maschinenraum führten, stürzten die Heizer und Maschinenmeister herauf und schrien, das Wasser dringe schon in den Maschinenraum hinein.

Miß Hoggs war erst einige Augenblicke auf dem Verdeck, als sich dieses auch schon mit Menschen füllte. Aus der dritten und vierten Klasse stürmten sie in wilden Haufen daher und schrien laut durcheinander, daß man

schnell die Boote erreichen müsse, weil sonst die Passagiere der ersten und zweiten Klasse zuerst gerettet werden würden.

Als aber die Verwirrung immer größer wurde und Miß Hoggs begriff, daß wirklich Gefahr vorhanden war, schlich sie sich auf das oberste Deck über dem Speisesaal, wo ein paar Boote außerhalb der Reling hingen.

Hier oben war kein Mensch, und ohne daß es jemand bemerkte, kletterte Miß Hoggs in eins der Boote, die in ihren Gestellen und Tauen über der schwindelnden Tiefe hingen. Sobald sie dies glücklich bewerkstelligt hatte, wünschte sie sich selbst Glück zu ihrer großen Klugheit und Unerschrockenheit. Das hieß man einen klaren und ruhigen Kopf haben.

„Wenn nun das Boot ins Wasser hinabgelassen wird," dachte sie, „dann drängen die Leute von allen Seiten herbei, um hineinzukommen, und dann gibt es einen entsetzlichen Kampf an den Luken und den Fallreptreppen." Sie beglückwünschte sich immer wieder, daß sie darauf gekommen war, das Boot im voraus zu besteigen.

Das Boot, worin Miß Hoggs saß, hing ganz hinten am Schiff, aber wenn sie sich hinausbeugte, konnte sie doch die Fallreeptreppe sehen.

Sie sah nun, daß ein Boot bemannt und zur Treppe hingerudert wurde, damit die Leute einsteigen könnten. Aber plötzlich ertönte ein fürchterlicher Schrei; in der Angst war jemand fehlgetreten und ins Wasser gefallen. Dies mußte die andern erschreckt haben, denn das Schiff widerhallte nun von lautem Geschrei. Die Leute drängten sich in wilder Verwirrung durch die Luken hinaus, stießen einander weg und kämpften sich nach der Fallreeptreppe durch. Während dieses Kampfes stürzten viele ins Meer, und andere, die sahen, daß es unmöglich war, die Treppe zu erreichen, stürzten sich sinnlos ins Wasser, um das Boot schwimmend zu erreichen. Aber dann ruderte das Boot weg; es war schon sehr schwer beladen, und die darin Befindlichen zogen ihre Messer heraus und schnitten denen die Finger ab, die versuchten, hineinzuklettern.

Miß Hoggs sah, wie ein Boot nach dem andern herbeigeschafft wurde. Sie sah auch, wie ein Boot nach dem andern unter der Last derer, die sich hineinstürzten, kenterte.

Die Boote, die neben dem ihrigen hingen, wurden auch hinuntergelassen; aber durch irgendeinen Zufall kam niemand zu dem, worin sie saß.

„Gott sei Dank, daß sie mein Boot hängen lassen, bis das Schlimmste vorüber ist!" dachte sie.

Miß Hoggs sah und hörte entsetzliche Dinge, und es war ihr, als schwebe sie über einer wahren Hölle.

Das Verdeck selbst konnte sie zwar nicht sehen, aber sie meinte, das Getöse eines heftigen Kampfes zu vernehmen. Sie hörte den dumpfen Knall von Revolvern und sah leichte blaue Rauchwolken vom Verdeck aufsteigen.

Endlich kam ein Augenblick, wo alles ganz still wurde. „Nun wäre es Zeit, mein Boot hinunterzulassen," dachte Miß Hoggs.

Sie fürchtete sich durchaus nicht, sondern saß ganz still und ruhig da, bis das Dampfschiff sich schließlich auf die Seite legte. Erst da wurde es Miß Hoggs allmählich klar, daß L'Univers sank und daß ihr Boot vergessen worden war.

Auf dem Dampfschiff war auch eine junge Amerikanerin, eine Mrs. Gordon, die auf dem Weg nach Europa war, um ihre alten Eltern zu besuchen, die seit mehreren Jahren in Paris wohnten.

Sie hatte ihre beiden Kinder bei sich, zwei kleine Jungen, die mit ihr in einer Kajüte lagen und ruhig schliefen, als das Unglück geschah.

Die Mutter erwachte sogleich; es gelang ihr, die Kinder notdürftig anzukleiden, und nachdem sie selbst ein paar Kleidungsstücke übergeworfen hatte, trat sie vor die Kabinentür auf den schmalen Gang hinaus.

Der Gang war voller Menschen, die alle aus ihren Kajüten herausgestürzt waren, um auf das Verdeck zu eilen. Hier war es indes noch nicht schwierig, vorwärts zu kommen. Auf der Treppe war es viel schlimmer, da war ein fürchterliches Gedränge, weil mehr als hundert Menschen auf einmal hinaufstürmten.

Ihre beiden Kinder an der Hand, blieb die junge Amerikanerin stehen. Sehnsüchtig sah sie die Treppe an und

fragte sich, wie sie wohl mit den Kleinen da hinauf gelangen könne. Sie sah, daß die Menschen sich drängten und stießen und nur an sich selbst dachten. Keiner von allen schien sie auch nur zu sehen.

Aber sie mußte sich nach Hilfe umschauen, denn es lag ihr ja doch die Sorge für die Kinder ob. Sie hoffte, jemand zu finden, der den einen Jungen auf den Arm nehmen und die Treppe hinauftragen würde, während sie den andern trug.

Aber sie wagte es nicht, jemand anzusprechen. Die Männer kamen in den sonderbarsten Bekleidungen dahergestürzt, die einen hatten wollene Teppiche um sich geschlagen, die andern die Überzieher über das Nachthemd gezogen. Mrs. Gordon sah, daß mehrere von ihnen einen Stock in der Hand hielten, und als sie die starren Blicke dieser Menschen sah, bekam sie den Eindruck, daß man sich vor allen miteinander in acht nehmen müsse.

Vor den Frauen fürchtete sie sich nicht, aber sie sah nicht eine einzige, der sie ihr Kind hätte anvertrauen mögen. Alle hatten die Besinnung verloren und waren so außer sich, daß sie gar nicht begriffen hätten, was sie von ihnen wollte.

Mrs. Gordon sah sich suchend um, ob sich denn nicht eine einzige finde, die noch einen vernünftigen Gedanken habe. Aber als sie diese Frauen nun daherkommen sah, die einen eifrig darauf bedacht, die Blumen zu retten, die sie zum Abschied von Neuyork bekommen hatten, die andern schreiend und händeringend, da wagte sie es nicht, sich an eine von ihnen zu wenden.

Schließlich machte sie den Versuch, einen jungen Mann anzusprechen, der ihr Tischnachbar gewesen war und ihr viel Aufmerksamkeit erwiesen hatte.

„Ach, Mr. Martens..." Aber er sah sie mit demselben bösen, starren Blick an, den sie in den Augen der andern Männer auch gesehen hatte, ja, er erhob sogar den Stock ein wenig, und wenn sie es versucht hätte, ihn aufzuhalten, so hätte er sie sicher geschlagen.

Gleich nachher hörte sie ein Geheul, das heißt, ein Geheul hätte es eigentlich nicht genannt werden können, sondern ein zorniges Zischen, wie wenn ein gewaltiger Strom plötzlich eingedämmt würde. Es kam von den

Leuten auf der Treppe, die in ihrem Lauf aufgehalten worden waren.

Ein Mann war die Treppe hinaufgetragen worden, ein Krüppel, der nicht gehen konnte. Er war in dem Grad hilflos, daß ihn sein Diener zu den Mahlzeiten hin und wieder weg hatte tragen müssen. Es war ein großer, schwerer Mann, und der Diener hatte ihn mit vieler Mühe auf seinem Rücken die Treppe halb hinaufgetragen. Da hatte er einen Augenblick angehalten, um Atem zu schöpfen, aber die Leute hatten ihn von hinten gestoßen, daß er in die Knie gesunken war. Nun versperrten er und sein Herr die ganze Breite der Treppe und bildeten ein Hindernis, so daß niemand vorwärtskommen konnte.

Da sah Mrs. Gordon, wie ein großer, vierschrötiger Mensch sich bückte, den Krüppel aufhob und ihn über das Treppengeländer hinunterwarf. Aber zugleich sah sie auch, daß sich niemand über die Tat entsetzte oder empörte, so gräßlich sie auch war. Niemand dachte an etwas anderes, als so rasch als möglich die Treppe hinaufzukommen. Es war, als sei nur ein Stein, der im Wege gelegen hatte, in den Graben geworfen worden, weiter nichts.

Die junge Amerikanerin sah ein, daß bei diesen Menschen keine Rettung zu hoffen war; sie und ihre kleinen Kinder waren zum Tode verurteilt.

Ein junges Paar, das sich auf der Hochzeitsreise befand, war auch an Bord. Die beiden hatten ihre Kajüte weit hinten, und sie hatten so gut geschlafen, daß sie vom Zusammenstoß gar nichts gemerkt hatten. Da hinten entstand auch nachher kein großer Lärm, und da niemand daran dachte, sie zu rufen, schliefen sie noch immer, als die andern schon auf dem Verdeck waren und der Kampf um die Rettungsboote begonnen hatte.

Aber sie erwachten, als die Schraube, die die ganze Nacht hindurch unter ihnen gedröhnt hatte, plötzlich stillstand. Der Mann warf ein paar Kleidungsstücke über und eilte hinaus, um zu sehen, was es gäbe.

Nach ein paar Augenblicken kam er wieder zurück. Er machte die Kajütentüre fest zu, ehe er ein Wort sprach.

„Das Schiff geht unter," sagte er dann.

Zugleich setzte er sich nieder, und als seine Frau hinauseilen wollte, bat er sie, dazubleiben.

„Alle Rettungsboote sind schon fort," sagte er, „die meisten Passagiere sind ertrunken, und die, die noch an Bord sind, kämpfen auf dem Verdeck auf Leben und Tod um die letzten Boote."

Auf einer der Stufen war er über eine totgetretene Frau gestolpert, und von allen Seiten war Todesgeschrei an seine Ohren gedrungen.

„Es gibt keine Rettung für uns," sagte er. „Geh nicht hinaus, laß uns hier zusammen sterben!"

Sie fand, daß er recht habe, und setzte sich gehorsam neben ihn.

„Du möchtest doch wohl nicht all diese kämpfenden Menschen sehen?" sagte der Mann. „Und da wir doch sterben müssen, so laß uns lieber einen stillen Tod erleiden."

Sie fand es nicht zuviel verlangt, daß sie diese kurzen Augenblicke, die sie noch zu leben hatten, bei ihm aushalten sollte. Ach, sie hatte ihm ja ihr ganzes Leben geben wollen, von der ersten Jugend an bis ins hohe Alter!

„Ich hatte mir gedacht," sagte er, „daß du, nachdem wir viele Jahre miteinander verlebt hatten, bei mir an meinem Sterbebette sitzen würdest, und daß ich dir dann für ein langes glückliches Leben danken würde."

In dem Augenblick, wo er das sagte, sah sie einen schmalen Streifen Wasser unter der geschlossenen Tür hervorströmen. Das war zuviel für sie.

Verzweifelt streckte sie die Arme aus.

„Ich kann nicht!" rief sie. „Laß mich hinaus! Ich kann hier nicht eingeschlossen sitzen und auf den Tod warten. Ich liebe dich, aber das kann ich nicht!"

Sie stürzte hinaus, in dem Augenblick, wo das Schiff gerade vor dem Untergehen ächzte und schwankte.

Die junge Mrs. Gordon lag im Wasser, der Dampfer war gesunken, ihre Kinder waren ertrunken, und sie selbst war tief, tief drunten im Meer gewesen.

Nun war sie wieder an die Oberfläche heraufgekommen, aber sie wußte, daß sie im nächsten Augenblick wieder sinken würde und daß dann der Tod kam.

Da dachte sie nicht mehr an Mann und Kinder oder an sonst etwas von dieser Welt, sie dachte nur noch daran, ihre Seele zu Gott zu erheben.

Und ihre Seele stieg hinauf wie ein freigelassener Gefangener. Die arme Frau fühlte, wie froh diese Seele war, die schweren Fesseln des menschlichen Lebens abzuwerfen, wie sie sich jubelnd ausbreitete, um nach ihrer wahren Heimat zu ziehen!

„Ist das Sterben so leicht?" dachte Mrs. Gordon.

Und während sie so dachte, hörte sie, daß all der wirre Lärm um sie her, das Rauschen der Wogen, das Sausen des Windes, das Jammergeschrei der Ertrinkenden und das Getöse der auf dem Wasser schwimmenden und gegeneinander stoßenden Wrackstücke und Schiffsgegenstände durcheinandergellte, und es war ihr, als ob sich all das zu Lauten vereinigte, die sie verstehen konnte, und zwar auf dieselbe Weise, wie die formlosen Wolken sich manchmal zusammenziehen und ein Bild vorstellen.

Und das, was sie hörte, klang so:

„Ja, du hast ganz recht, sterben, das ist leicht, aber leben, das ist schwer."

„Ja, so ist es," dachte sie und fragte sich dann, was denn wohl dazu gehörte, um das Leben ebenso leicht zu machen als den Tod.

Ringsum kämpften die Schiffbrüchigen um treibende Trümmer und gekenterte Boote. Aber mitten aus diesem wilden Geschrei und all den Verwünschungen heraus hörte sie wieder, wie sich das Getöse plötzlich zu lauten Worten vereinigte und ihr antwortete:

„Das, was verlangt wird, damit das Leben ebenso leicht sei als der Tod, das ist Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit!"

Und es kam ihr vor, als ob der Herr der Welt selbst all diesen Lärm und das Getöse zu seinem Sprachrohr gemacht habe, um ihr zu antworten.

Während diese Worte ihr noch in den Ohren klangen, wurde sie gerettet. Sie wurde in eine kleine Jolle hineingezogen, worin nur drei Menschen saßen. Ein großer

starker Matrose in seinen Sonntagskleidern, eine alte Frau mit runden Eulenaugen und ein kleiner verweinter Knabe, der nichts auf dem Leibe hatte als ein zerrissenes Hemd.

Am nächsten Tag gegen Abend fuhr ein norwegisches Segelschiff an den großen Fischereiplätzen und Sandbänken bei Neufundland vorüber.

Es war ruhiges, schönes Wetter, die See lag fast spiegelglatt da, und das Schiff kam nur langsam vorwärts. Alle Segel waren aufgezogen, um den letzten Hauch des hinsterbenden Windes aufzufangen.

Die Meeresoberfläche war wunderbar schön; glänzend und himmelblau dehnte sich das Wasser ringsum, und wo die leichte Brise darüber hinstrich, war es silberhell.

Als diese Abendruhe eine Zeitlang gedauert hatte, sahen die Schiffsleute plötzlich einen dunklen Gegenstand auf dem Wasser hintreiben.

Allmählich kam der dunkle Gegenstand näher, und bald zeigte es sich, daß es eine Leiche war. Der Kutter fuhr ganz dicht daran vorüber, und den Kleidern nach war es die Leiche eines Matrosen.

Mit ruhigem Gesicht und offenen Augen schwamm er auf dem Rücken dahin, offenbar hatte er noch nicht so lange im Wasser gelegen, daß der Körper aufgetrieben worden wäre. Er sah aus, als ließe er sich mit Wohlbehagen von den kleinen, leicht gekräuselten Wogen auf und ab wiegen.

Aber als die Seeleute die Blicke von ihm abwandten, hätten sie beinahe laut aufgeschrien, denn ohne daß sie es bemerkt hatten, war ein neuer Leichnam gerade neben dem Vordersteven aufgetaucht. Sie wären fast darüber hinweggefahren, doch im letzten Augenblick wurde sie vom Kielwasser weggeführt. Alles stürzte an die Reling und starrte aufs Wasser hinunter. Diesmal war es ein Kind, ein feingekleidetes kleines Mädchen, mit einem Hut auf dem Kopf und in einem blauen Mäntelchen.

„Lieber Gott!" riefen die Seeleute und trockneten sich die Augen. „Ach du lieber Gott, so ein kleines Ding!"

Das Kind schaukelte vorbei und sah zu ihnen herauf

mit einem altklugen, ernsten Ausdruck, als habe es eine wichtige Besorgung zu machen.

Gleich darauf rief einer der Männer, daß er noch eine Leiche sehe, und in demselben Augenblick verkündigte ein dritter, der nach der andern Seite hinausschaute, noch eine. Sie sahen fünf Leichen auf einmal, dann zehn, und dann war es eine ganze Schar, die sie gar nicht zählen konnten.

Das Schiff glitt ganz langsam zwischen all diesen Toten hin, die sich um es scharten, als wollten sie etwas von ihm.

Die einen kamen in großen Gruppen dahergeschwommen, es sah aus, als seien es Wrackstücke oder etwas Ähnliches, das vom Lande losgerissen worden sei; aber es waren lauter Leichen.

Alle Matrosen betrachteten unverwandt dieses Schauspiel, keiner wagte sich zu rühren. Sie konnten kaum glauben, daß das, was sie sahen, wahr sein könne.

Plötzlich meinten sie, eine ganze Insel aus dem Meere aufsteigen zu sehen. Es sah aber nur aus wie Land, als es näher kam, zeigte es sich, daß es wieder nichts als Leichen waren, die dicht nebeneinander schwammen.

Sie umgaben das Schiff von allen Seiten, sie schienen ihm zu folgen, als wollten sie es auf seiner Fahrt über den Ozean begleiten.

Der Kapitän ließ das Steuer drehen, um Wind in die Segel zu bekommen; aber es half nur wenig. Die Segel hingen schlaff herunter, und die Toten folgten ihnen noch immer.

Die Seeleute wurden immer bleicher und schweigsamer. Der Kutter bewegte sich so langsam vorwärts, daß sie sich nicht von den Toten losmachen konnten. Und die Mannschaft fürchtete, es könne die ganze Nacht hindurch so bleiben.

Da stieg ein schwedischer Matrose auf den Vordersteven; mit lauter Stimme betete er ein Vaterunser, und dann stimmte er ein Kirchenlied an.

Als er mitten drin war, ging die Sonne unter, und die Abendbrise führte das Schiff aus dem Bereich der Toten hinaus.

Hellgums Brief

Eine alte Frau tritt aus einer Hütte mitten im Wald. Obgleich es Werktag ist, trägt sie ihre Sonntagskleider, wie um in die Kirche zu gehen. Sie zieht den Schlüssel aus dem Schloß und legt ihn an seinen gewohnten Platz unter der Türschwelle.

Nachdem die Alte ein paar Schritte gegangen ist, wendet sie sich um und wirft noch einen Blick auf ihre Hütte, die recht klein und armselig unter den mächtigen schneebedeckten Tannen liegt.

Mit großer Zärtlichkeit schaut die Alte auf ihre kleine Hütte zurück. „Viel glückliche Tage habe ich hier verlebt," sagte sie feierlich vor sich hin. „Ja, ja, der Herr gibt, und der Herr nimmt."

Dann geht sie den Waldweg hinunter. Sie ist recht alt und gebrechlich, und doch ist sie eine von denen, die sich aufrecht und gerade halten, wie sehr auch das Alter sie zu beugen versucht.

Sie hat ein schönes Gesicht und weiches weißes Haar und sieht so freundlich aus, daß es ganz sonderbar ist, sie mit einer Stimme reden zu hören, die scharf und feierlich und langsam klingt wie die eines alten Propheten.

Die Alte hat einen langen Weg vor sich, denn sie will zu einer Versammlung der Hellgumianer auf den Ingmarshof. Die alte Ingmarstochter Eva ist eine von denen, die sich am eifrigsten an Hellgums Lehre angeschlossen haben.

„Ach!" denkt sie nun, während sie auf dem Pfad dahingeht, „das war eine schöne Zeit, als alles noch im Werden war, damals, als sich mehr als das halbe Dorf an Hellgum angeschlossen hatte. Wer hätte geglaubt, daß so viele wieder abtrünnig würden, daß nach knapp fünf Jahren, wenn man die unmündigen Kinder nicht mitrechnet, kaum noch zwanzig da sein würden!"

Ihre Gedanken wandern zu der Zeit zurück, wo sie, die so viele Jahre einsam und vergessen im Waldesdunkel gesessen, auf einmal eine Menge Brüder und Schwestern gewonnen hatte, die sie in ihrer Einsamkeit besuchten, die nie vergaßen, nach dem großen Schneefall einen Weg zu ihrer Hütte zu bahnen, und die ihren kleinen Holzstall

mit trockenem, gespaltenen Brennholz füllten, ohne daß sie darum zu bitten brauchte. Sie denkt an die Zeit, wo die Ingmarstochter Karin und ihre Schwestern und viele andere vornehme Leute zu ihr gekommen waren und ihre Liebesmahle in ihrer kleinen grauen Hütte gehalten hatten.

„Ach, daß doch so viele die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkennen!" denkt sie. „Nun kommt die Strafe über uns. Im nächsten Sommer müssen wir alle verderben, weil nur so wenige dem Rufe Folge geleistet haben, und weil die, die dem Rufe gefolgt hatten, im Glauben nicht beständig geblieben sind."

Die Alte grübelte nun über Hellgums Briefe nach, über diese Briefe, die die Hellgumianer als wahre Apostelbriefe betrachten, und die man in ihren Versammlungen vorliest, wie man in anderen religiösen Versammlungen aus der Bibel liest.

„Es gab eine Zeit, da war er wie Milch und Honig," sagte die Alte. „Er ermahnte uns, mit den Unbekehrten Geduld zu haben und den Abgefallenen Sanftmut zu zeigen, und den Reichen legte er ans Herz, ihre Werke der Barmherzigkeit Gerechten und Ungerechten zu erzeigen. Aber seit einiger Zeit ist er wie Galle und Wermut geworden. Er schreibt von nichts anderem, als von Heimsuchungen und Strafgerichten."

Nun hatte die Alte den Waldessaum erreicht, von dem sie auf das Dorf hinabsehen konnte.

Es war ein sehr schöner Tag im Februar. Der Schnee breitete seine weiße Reinheit über die ganze Landschaft aus, alles Pflanzenleben war in den Winterschlaf versunken, und kein Lüftchen regte sich.

Aber die alte Frau dachte daran, daß diese Landschaft, die nun den ruhigen Winterschlaf schlafe, bald erwachen werde, um mit brennenden Schwefelströmen verbrannt zu werden; sie sah im Geist schon alles ringsum in Flammen eingehüllt, gerade so wie jetzt alles in Schnee gehüllt war.

„Er hat es zwar nicht mit klaren Worten gesagt, aber er schreibt immer von einer großen Heimsuchung. Ach ja, ach ja, wer könnte sich darüber wundern, wenn dieses Kirchspiel wie Sodom bestraft und wie Babylon verheert würde!"

Während die Ingmarstochter Eva nun durch das Dorf wanderte, stellte sie sich bei jedem Haus, auf das ihr Auge fiel, schon vor, wie es bei dem kommenden Erdbeben wanken und einstürzen werde, als sei es aus Sand gebaut. Und wenn ihr Menschen begegneten, dachte sie immer, wie bald die Ungeheuer der Hölle sie jagen und verschlingen würden.

„Sieh, da kommt Schulmeisters Gertrud!" dachte sie, als ihr ein schönes Mädchen auf der Straße entgegenkam. „Ihre Augen glänzen und leuchten wie Sonnenschein auf dem Schnee. Sie ist wohl so glücklich, weil sie im Herbst mit dem jungen Ingmar Ingmarsson Hochzeit machen wird. Ich sehe, sie trägt einen Pack Garn unter dem Arm, da will sie wohl Bettvorhänge und Leintücher für ihr eigenes Heim weben. Aber ehe die Tücher fertig sind, ist das Verderben über uns."

Die Alte warf düstere Blicke um sich, während sie durch das Kirchdorf wanderte, das sich zu einer ungeahnten Größe entwickelt hatte. Aber alle diese weißen und gelben Höfe mit ihren Holzverkleidungen und hohen Fenstern mußten fallen, ebenso wie ihre eigene ärmliche Hütte, wo die Fenster nur wie Gucklöcher waren und wo das Moos zwischen den Balken hervorsah.

Mitten im Dorf hielt sie an und stieß ihren Stock hart auf den Boden. Ein heftiger Zorn bemächtigte sich ihrer, und sie rief mit so lauter Stimme, daß die Leute, die in der Nähe waren, stehen blieben und sich umsahen. „Ja, ja, in all diesen Häusern wohnen solche, die Jesum und das Evangelium Christi verachtet haben und sich zu den Feinden des Evangeliums halten! Warum hörten sie die Einladung nicht, warum wandten sie sich nicht von ihren Sünden ab? Darum müssen wir nun alle untergehen! Gottes Hand trifft die Gerechten und Ungerechten mit demselben Strafgericht!"

Als die Alte den Fluß überschritten hatte, wurde sie von einigen Hellgumianern eingeholt. Es war der alte Korporal Fält und Kolaas Gunnar mit seiner Frau, der Ingmarstochter Brita. Kurz nachher gesellten sich auch noch Matts Hök Eriksson und sein Sohn Gabriel sowie des Bürgermeisters Gunhild zu ihnen.

Es war ein ebenso schöner wie fröhlicher Anblick, all

diese Männer und Frauen in den bunten Farben ihrer Dorftracht über den weißen Schnee wandern zu sehen. Aber der Ingmarstochter Eva kamen sie nur wie Gefangene vor, die zum Schafott geführt wurden, wie Tiere, die man zur Schlachtbank führt.

Alle Hellgumianer sahen sehr niedergeschlagen aus. Sie gingen und schauten zu Boden wie von einer schweren Last gedrückt. Sie hatten ja alle geglaubt, daß sich das Reich der Verheißung schnell über die ganze Erde verbreiten würde und daß sie den Tag erleben dürften, wo das neue Jerusalem aus den Wolken des Himmels herabfahren werde. Als aber ihrer nun so wenige geworden waren und sie nicht umhin konnten, einzusehen, daß ihre Hoffnung getäuscht worden war, da schien in ihrem Herzen etwas zerrissen worden zu sein; langsam und mit schleppenden Schritten wanderten sie dahin, sie seufzten oft und hatten einander nichts zu sagen, denn es war ihnen wirklich nicht ernst mit der Sache gewesen. Sie hatten ihr Leben eingesetzt, und nun hatten sie es verloren.

„Warum sind sie denn so betrübt?" dachte das Weib. „Und sie denken erst noch nicht einmal das Schlimmste, denn sie wollen Hellgums Brief nicht richtig verstehen. Ich habe ihnen Hellgums Worte erklärt, aber sie wollen nicht darauf hören. Ja, die in der Ebene unter freiem Himmel wohnen, lernen es nie, sich zu sorgen und sich zu grämen. Sie haben das Verständnis derer nicht, die einsam in dem Dunkel des Waldes sitzen."

Sie merkte, daß die Hellgumianer ängstlich waren, weil Halfvor sie an einem Werktag zusammenberufen hatte. Sie fürchteten, er werde ihnen einen neuen Abfall mitzuteilen haben. Unruhig sahen sie einander an und musterten sich mit ängstlichen, mißtrauischen Blicken, die zu fragen schienen: Wie lange wirst du noch treu bleiben? Und wie lange du, und du?

Wäre es da nicht besser, dem ganzen ein Ende zu machen und die ganze Verbindung aufzulösen, dachten sie, wie es auch besser ist, einen schnellen Tod zu sterben, statt langsam hinzusiechen.

Ach, daß diese Gemeinschaft, dieses Friedensevangelium, dieses selige Leben in Einigkeit und Brüderlichkeit,

das sie so hoch schätzten, daß dies nun dem Untergang geweiht sein sollte!

Während diese betrübten Menschen so ihren Weg fortsetzten, wanderte die Sonne so mächtig und herrlich wie jemals ihre Bahn an dem hohen blauen Himmel hin. Von dem Schnee stieg eine erfrischende Kühle auf, die Mut und Freudigkeit weckte. Und von den mit dunklen Tannen bekleideten grünen Höhen senkte sich eine beruhigende Stille und ein wohltuender Frieden auf die Landschaft nieder.

Endlich hatten die Leute den Ingmarshof erreicht und traten in den Saal.

Im Saal auf dem Ingmarshof hing hoch oben an der Wand ein altes Ölgemälde, das vor mehr als hundert Jahren von einem Dorfkünstler gemalt worden war. Das Bild stellte eine große, von hohen Mauern umgebene Stadt dar, und über den Mauern sah man die Giebel und Dächer vieler Häuser aufragen. Einige dieser Gebäude waren rote Bauernhäuser mit grünen Rasendächern, andere hatten weiße Mauern und Schieferdächer wie die Herrenhöfe, und wieder andere hatten schwere kupferbeschlagene Türme wie die Kristinakirche in Falun.

Außen vor der Stadt gingen Herren in Kniehosen und Schnallenschuhen spazieren, Stöcke mit goldenen Knöpfen in der Hand, und zum Stadttor heraus fuhr eine Kutsche voller Damen mit gepudertem Haar und mit Schäferhüten. Um die Mauer her wuchsen dichtbelaubte Bäume, und durch das hohe, wogende Gras auf dem Felde rieselten kleine glänzende Bächlein.

Unter dem Bild standen mit großen verschnörkelten Buchstaben die Worte gedruckt: Dies ist Gottes heilige Stadt Jerusalem.

Das alte Gemälde hing so hoch an der Wand, daß es nur selten von jemand beachtet wurde; selbst die meisten von denen, die öfter auf den Ingmarshof kamen, wußten kaum, daß es überhaupt da war.

Aber an diesem Tag war ein Kranz von grünen Preißelbeerzweigen um das Bild geschlungen, so daß es den Eintretenden gleich in die Augen fallen mußte. Die Ingmarstochter Eva bemerkte es sofort, und sie dachte: „Sieh, sieh! nun wissen sie hier auf dem Ingmarshof auch schon,

daß wir umkommen müssen, und deshalb sollen wir das himmlische Jerusalem betrachten."

Karin und Halfvor begrüßten die Freunde, aber Eva kamen die beiden heute noch schattenhafter und düsterer vor, als die andern. „Ja, ja, sie wissen, daß das Ende nahe ist," dachte die Alte.

Da Eva die älteste war, bekam sie ihren Platz ganz oben am Tisch, und vor ihr auf der Tischplatte lag ein geöffneter Brief mit einer amerikanischen Briefmarke.

„Ja, es ist wieder ein Brief von unserem lieben Bruder Hellgum gekommen," sagte Halfvor, „und das ist der Grund, aus dem ich die Brüder und Schwestern zusammengerufen habe."

„Der Brief enthält also eine wichtige Botschaft, Halfvor?" sagte Gunnar Kolaas nachdenklich. — „Ja," sagte Halfvor, „wir bekommen nun Aufklärung darüber, was Hellgum meinte, als er neulich schrieb, es stehe uns eine große Heimsuchung bevor." — „Ich denke, keines von uns allen fürchtet sich davor, um des Herrn willen zu leiden," sagte Gunnar.

Mehrere von den Hellgumianern hatten sich verspätet, und man mußte ziemlich lange auf sie warten. Die alte Ingmarstochter Eva betrachtete indessen Hellgums Brief mit sehnsüchtigen Augen. Sie dachte an den Brief mit den vielen Siegeln in der Offenbarung und glaubte, daß in demselben Augenblick, wo eine menschliche Hand den Brief berühre, der Engel der Zerstörung vom Himmel herabfahren werde.

Sie richtete ihren Blick auf das Gemälde von Jerusalem. „Ja," murmelte sie, „ja, sicherlich werde ich in diese Stadt kommen, deren Tore aus Perlen sind und deren Mauern aus lauterem Golde." Und sie begann vor sich hinzusagen: „Und die Gründe der Mauern der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen. Der erste Grund war ein Jaspis, der andere ein Saphir, der dritte ein Chalcedonier, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonich, der sechste ein Sardis, der siebente ein Chrysolith, der achte ein Beryll, der neunte ein Topasier, der zehnte ein Chrysopras, der elfte ein Hyacinth, der zwölfte ein Amethyst."

Die Alte war so tief drin in ihrem lieben Buch der

Offenbarung, daß sie zusammenfuhr, wie wenn sie geschlafen hätte, als Halfvor Halfvorson nun an den Tisch trat, wo der Brief lag. — „Nun wollen wir mit einem Lied beginnen," sagte er. „Ich denke, wir singen Nr. 244."

Und die Hellgumianer erhoben sich und sangen:

„O Jerusalem, du schöne,
Da man Gott beständig ehrt
Und das himmlische Getöne:
Heilig, heilig, heilig! hört;
Ach, wann komm ich doch einmal
Hin zu deiner Bürger Zahl!"

Die Ingmarstochter Eva stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, daß der schwere Augenblick noch etwas hinausgeschoben wurde.

„Ach, ach, daß ich alter Tropf mich so vor dem Sterben fürchte!" dachte sie ganz beschämt.

Als das Lied zu Ende war, ergriff Halfvor den Brief und entfaltete ihn.

Aber in diesem Augenblick kam der Geist Gottes über die Ingmarstochter Eva, so daß sie aufstand und ein langes Gebet sprach, in dem sie um Gnade flehte, daß doch alle die Botschaft, die der Brief enthalte, auf die rechte Weise auffassen möchten. Halfvor wartete geduldig mit dem Brief in der Hand, bis sie fertig war.

Dann begann er zu lesen, mit einer Stimme, als lese er eine Predigt vor:

„Liebe Brüder und Schwestern! Gottes Freude zuvor!

Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß auch ich und ihr, die ihr meine Lehre angenommen habt, mit diesem Glauben allein in der Welt dastünden. Aber Gott sei gedankt, nun haben wir hier in Chicago Gleichgesinnte und Brüder gefunden, die nach denselben Vorschriften denken und leben.

Denn ihr müßt wissen, daß hier in der Stadt Chicago im Anfang der achtziger Jahre ein Mann Namens Edward Gordon wohnte. Er und seine Frau waren gottesfürchtig, und all die viele Not, die sich in der Welt findet, ging ihnen sehr zu Herzen, so daß sie Gott anflehten, er möge ihnen Gelegenheit geben, etwas zu deren Linderung beizutragen. Da geschah es, daß Edwards Frau

eine große Seereise machen mußte, aber sie litt Schiffbruch und versank in den Wellen. Als sie sich nun in der äußersten Not befand, sprach Gottes Stimme zu ihr. Und Gottes Stimme befahl ihr, sie solle die Menschen lehren, in Einigkeit beisammen zu leben.

Und die Frau wurde aus dem Meere und aus der Lebensgefahr errettet und kam wieder zu ihrem Mann und verkündigte ihm die Botschaft des Herrn. Da sagte er: ‚Das ist eine große Botschaft, die Gott uns geschickt hat, nämlich, daß wir einig leben sollen, und wir wollen sie erfüllen. Es ist ein so großes Gebot, daß sich auf dem ganzen Weltkreis nur ein einziger Platz befindet, der würdig wäre, es zu empfangen. Wir wollen deshalb unsere Freunde um uns sammeln, mit ihnen nach Jerusalem ziehen und das heilige Gebot Gottes vom Berge Zion verkündigen.'

Hierauf zogen Edward Gordon und seine Frau mit dreißig andern, die auch dem letzten heiligen Gebot Gottes folgen wollten, nach Jerusalem.

Dort lebten sie alle einträchtig in einem Hause beieinander. Sie teilten ihr Hab und Gut miteinander, hatten alles gemeinsam, dienten einander und wachten einer über den andern.

Und sie nahmen die Kinder der Armen zu sich und pflegten deren Kranke. Sie unterstützten die Altersschwachen und standen allen bei, die in Not waren, ohne irgendeinen Lohn oder eine Gegengabe zu verlangen.

Aber sie predigten nicht in den Kirchen oder auf den Märkten, denn sie sagten: ‚Unser Leben ist es, das für uns reden muß.'

Aber die Leute, die von diesem ihrem Lebenswandel hörten, sagten: ‚Diese Menschen müssen verrückt sein.'

Und die am lautesten gegen sie schrien, waren die Christen, die nach Jerusalem gezogen waren, um die Juden und Mohammedaner durch Lehre und Predigt zu bekehren. Diese sagten: ‚Wer sind die, die nicht predigen? Sicher sind sie hierher gekommen, um ein schlechtes Leben zu führen und ihre Sinnenlust unter den Heiden zu befriedigen.'

Und sie erhoben ein großes Geschrei wider sie, das sogar bis über das Meer und bis in ihre Heimat drang.

Aber unter denen, die nach Jerusalem gezogen waren, befand sich eine Witwe. Sie lebte da mit zwei unmündigen Kindern, und sie war sehr reich. Sie hatte einen Bruder in der Heimat zurückgelassen, und nun sagten alle Leute zu ihm: ‚Wie kannst du zugeben, daß deine Schwester und ihre Kinder unter diesen Leuten leben, die einen schlechten Lebenswandel führen? Es sind lauter Tagediebe, die von ihrem Reichtum leben.' Und der Bruder verklagte seine Schwester vor dem Gericht, damit sie wenigstens gezwungen werde, ihre Kinder in Amerika erziehen zu lassen.

Und um dieses Prozesses willen reiste die Mutter mit ihren Kindern und mit Edward Gordon und seiner Frau nach Chicago zurück. Sie hatten aber vierzehn Jahre lang in Jerusalem gewohnt.

Als sie nun aus dem fernen Lande zurückkehrten, wurde in allen Zeitungen von ihnen berichtet; die einen sagten, sie seien wahnsinnig, die andern aber nannten sie Betrüger."

Nachdem Halfvor dies alles vorgelesen hatte, machte er eine Pause und wiederholte mit einigen Worten den ganzen Bericht, damit ihn alle richtig verstünden.

Dann fuhr er fort: „Aber seht, nun gibt es in Chicago ein Haus, das ihr kennet. In diesem Haus wohnen Leute, die Gott in Gerechtigkeit dienen wollen, und die alles miteinander teilen und übereinander wachen.

Wir nun, die in diesem Hause wohnen, lasen in einer Zeitung von diesen ‚Wahnsinnigen', die von Jerusalem heimgekommen seien, und wir fingen an, untereinander zu sagen: ‚Diese Menschen haben unsern Glauben; sie haben sich zusammengetan, um ein rechtschaffenes Leben zu führen, und wir möchten diese, die unsern Glauben teilen, gerne sehen.'

Und wir schrieben an sie, daß sie uns besuchen sollten. Und die, die von Jerusalem gekommen waren, folgten der Einladung, und wir verglichen unsern Glauben mit dem ihrigen und sagten: ‚Seht, wir denken und glauben dasselbe. Es ist eine Gnade Gottes, daß wir uns gefunden haben.'

Und sie erzählten uns von der Herrlichkeit der Stadt Gottes, wie sie hellglänzend daliegt auf ihrem weißen

Berg, und wir priesen sie glücklich, so auf den Wegen wandelten, die Jesus gewandelt war.

Da sagte einer der Unsrigen: ‚Warum sollten wir nicht mit euch ziehen, wenn ihr nach Jerusalem zurückkehrt?'

Sie aber antworteten: ‚Ihr dürft uns nicht dahin folgen, denn die heilige Stadt Gottes ist voller Streit und Uneinigkeit, Not und Krankheit, Schlechtigkeit und Armut.'

Und schnell rief ein anderer der Unsrigen: ‚Vielleicht hat Gott euch zu uns geführt, daß wir euch dahin folgen und gegen all dies kämpfen sollen.'

Da hörten wir alle zusammen Gottes Stimme durch unsere Herzen brausen: ‚Ja, ja, das ist mein Wille!'

Wir fragten sie, ob sie uns in ihre Versammlung aufnehmen wollten, obgleich wir arm und unwissend seien, und sie antworteten, daß sie es tun wollten.

Da beschlossen wir, daß wir Brüder und Schwestern sein und alles miteinander teilen wollten, und sie nahmen unsern Glauben an, und wir den ihrigen, und die ganze Zeit war der Geist über uns, und wir wurden von großer Freude erfüllt. Und wir sagten: ‚Nun sehen wir, daß Gott uns lieb hat, weil er uns in dasselbe Land schickt, wohin er einst seinen Sohn gesandt hatte. Und nun wissen wir, daß unsere Lehre die rechte ist, nachdem es Gottes Wille ist, daß sie von dem heiligen Berg Zion verkündigt werde.'

Aber dann sagte einer von denen, die zu uns gehörten: ‚Und unsere Brüder daheim in Schweden?' Hierauf sagten wir zu den Jerusalemsfahrern: ‚Wir sind zahlreicher, als ihr hier seht. Wir haben noch Brüder und Schwestern, die daheim in Schweden wohnen. Und sie werden durch Abfall schwer heimgesucht und führen einen harten Kampf um die Gerechtigkeit, weil sie unter Sündern leben müssen.'

Da antworteten die Jerusalemsfahrer: ‚Lasset eure Brüder und Schwestern in Schweden nach Jerusalem nachkommen und an der heiligen Arbeit teilnehmen.'

Und wir waren zuerst sehr erfreut über den Gedanken, daß ihr zu uns kommen und in Jerusalem ein gemeinsames Leben in Freude mit uns führen würdet, gleich darauf aber wurden wir betrübt und sagten: ‚Niemals

werden sie ihre großen Höfe verlassen und ihre guten Acker und ihre gewohnte Arbeit.'

Aber die Jerusalemsfahrer antworteten: ‚Wir haben keine Acker und keine großen Höfe anzubieten, aber wir könnten ihnen die Wege zeigen, worauf Jesu Füße gewandelt haben und wo sie auch wandeln dürfen.'

Aber noch immer waren wir im Zweifel und sagten: ‚Sicherlich werden unsere Brüder und Schwestern in Schweden niemals in ein fremdes Land ziehen, wo niemand ihre Sprache versteht.'

Aber die Jerusalemsfahrer antworteten: ‚Sie werden verstehen lernen, was die Steine des heiligen Landes von ihrem Erlöser reden.'

Wir sagten: ‚Niemals werden sie ihr Eigentum Fremden überlassen und selbst bettelarm werden. Sie werden ihre Macht und ihr Ansehen nicht aufgeben wollen, denn es sind die vornehmsten Männer und Frauen in ihrem Heimatdorfe.'

Die Jerusalemsfahrer antworteten: ‚Wir haben keine Macht und keine Güter anzubieten, aber wir bieten ihnen an, die Leiden Jesu Christi, unseres Heilands, zu teilen.'

Als sie dies gesagt hatten, wurden wir wieder von großer Freude erfüllt und glaubten, daß ihr kommen würdet.

Aber nun sage ich euch, liebe Brüder und Schwestern, sprecht nicht miteinander, wenn ihr das gelesen und gehört habt, sondern seid stille und merket auf. Und was Gottes Stimme euch befiehlt, das tut."

Halfvor faltete den Brief zusammen und legte ihn nieder, indem er sagte: „Nun wollen wir es machen, wie Hellgum uns befiehlt. Wir wollen stille sein und aufmerken."

Da entstand eine lange Stille im Saal auf dem Ingmarshof.

Die alte Ingmarstochter Eva saß wie die übrigen ganz still und wartete, daß Gottes Stimme zu ihr sprechen solle. Sie verstand dies alles auf ihre eigene Weise. „Ja, ja," dachte sie, „Hellgum will, daß wir nach Jerusalem ziehen, um dem großen Verderben zu entgehen. Der Herr will uns aus der Schwefelflut erretten und uns vor dem Feuerregen bewahren. Und die Gerechten

unter uns werden Gottes Stimme hören, die ihnen erlaubt, zu entfliehen."

Die Alte dachte keinen Augenblick daran, daß es für irgend jemand ein Opfer sein könne, von Haus und Heimat wegzuziehen, wenn es sich um so etwas handle. Es fiel ihr durchaus nicht ein, daß irgend jemand im Zwiespalt mit sich selbst sein könne, ob er die grünen Wälder seiner Heimat, den fröhlichen Fluß und die guten Felder verlassen solle. Mehrere der andern dachten mit Schrecken, daß sie ihre ganze Lebensweise ändern und das väterliche Heim, Eltern und Angehörige verlassen müßten, aber Eva dachte nichts dergleichen. Dieses bedeutete ja, daß Gott sie erretten wolle, so wie er einst Noah und Loth errettet hatte. Sie wurden ja zu einem Leben von überirdischer Herrlichkeit in Gottes heilige Stadt gerufen. Es war ihr gerade, als habe Hellgum geschrieben, sie sollten lebendig in den Himmel aufgenommen werden.

Alle saßen mit geschlossenen Augen, ganz in sich selbst versunken. Viele erlitten in ihrem Herzen solche Qual, daß ihnen der helle Schweiß auf der Stirne stand. „Ja, das ist sicher die Prüfung, die uns Hellgum prophezeit hat," seufzten sie.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, so daß sie nun gerade über dem Horizont stand und scharfe Strahlen in das Zimmer warf; der Abendschein legte sich blaurot über die vielen blassen Gesichter.

Endlich erhob sich Ljung Björns Frau, die Ingmarstochter Märta, von der Bank, auf der sie saß, und sank auf die Knie nieder. Und die andern taten auch also, bis alle knieten.

Und auf einmal stießen mehrere von ihnen einen tiefen Seufzer aus, und ihre Gesichter erhellten sich zu einem Lächeln.

Da sagte die Ingmarstochter Karin mit bebender Verwunderung in ihrer Stimme: „Ich höre Gottes Stimme, die mich ruft!"

Bürgermeisters Gunhild streckte die Hände aus vor Entzücken, während ihr die Tränen über die Wangen hinabrollten. „Auch ich darf reisen," sagte sie. „Gottes Stimme ruft mich."

Hierauf sprachen Krister Larsson und seine Frau bei-

nahe wie aus einem Mund: „Es tönt in meinem Ohr, daß ich hinziehen soll. Ich höre, daß Gottes Stimme mich ruft."

Die Berufung kam zu einem nach dem andern, und zugleich verließ sie alle Angst und aller Kummer. Eine große, große Freude erfüllte sie. Sie dachten nicht mehr an ihre Höfe und ihre Anverwandten, sie dachten nur noch daran, daß ihre Gemeinde wieder aufblühen werde, und welch eine Herrlichkeit es sei, dazu berufen zu sein, in Gottes eigener Stadt zu wohnen.

Die meisten hatten nun die Berufung vernommen, aber zu Halfvor Halfvorson war sie noch nicht gekommen. Er kämpfte einen harten Kampf im Gebet, und wurde tief betrübt, indem er dachte: „Gott will mich nicht rufen, wie er die andern berufen hat. Er sieht, daß ich meine Acker und Wiesen mehr liebe als sein Wort. Ich bin nicht würdig dazu."

Da ging die Ingmarstochter Karin zu ihm hin und legte ihm ihre Hand auf die Stirne. „Du mußt ganz ruhig sein, Halfvor, und in der Stille auf Gottes Stimme warten."

Halfvor faltete seine Hände so heftig, daß die Gelenke krachten. „Vielleicht hält mich Gott nicht für würdig, auch mitzuziehen," sagte er.

„Doch Halfvor, du darfst mitziehen, aber du mußt ganz stille sein," sagte Karin. Sie ließ sich neben ihm auf die Knie nieder und legte den Arm um ihn. „Lausche nur in aller Stille und ohne Furcht."

Nach ein paar Augenblicken verschwand die Spannung aus Halfvors Zügen. — „Ich höre — ich höre etwas in weiter Ferne." — „Das sind die Harfen der Engel, die der Stimme Gottes vorangehen." sagte seine Frau. „Sei nun ganz stille!" — Sie drückte sich immer inniger an ihn an, wie sie es in Gegenwart Fremder noch nie getan hatte. „Ach," rief er und schlug die Hände zusammen, „nun habe ich es gehört! Es sagte so laut zu mir, daß es in meinen Ohren gellte: ‚Du sollst nach meiner heiligen Stadt Jerusalem ziehen!' Habt ihr andern es auch so gehört?" — „Ja, ja," riefen alle, „das haben wir alle gehört!"

Aber nun begann die alte Eva zu jammern. —

„Ich habe nichts gehört! Ich darf nicht mit euch ziehen! Ich bin wie Loths Frau, die auf der Flucht zurückgelassen wurde. Ich muß hierbleiben und werde in eine Salzsäule verwandelt."

Sie weinte in großer Angst und Sorge, und die Hellgumianer versammelten sich um sie, um mit ihr zu beten. Aber sie hörte fortgesetzt nichts, und ihr Schmerz verwandelte sich in Verzweiflung. „Ich kann nichts vernehmen. Ihr dürft mich nicht hier zurücklassen, ihr dürft mich nicht im Schwefelregen umkommen lassen!"

„Du mußt warten, Eva," sagten die Hellgumianer. „Die Berufung kann noch kommen. Sie kommt sicher in dieser Nacht oder morgen."

„Ihr antwortet mir nicht," sagte die Alte, „nein, ihr antwortet mir nicht auf meine Frage. Wollt ihr mich etwa nicht mitnehmen, wenn die Berufung nicht zu mir kommt?"

„Sie kommt! sie kommt!" riefen die Hellgumianer.

„Ihr antwortet mir nicht!" sagte die Alte mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

„Liebe Eva," sagten die Hellgumianer, „wir können dich nicht mitnehmen, wenn Gott nicht selbst dich beruft. Aber fürchte dich nicht, die Berufung wird schon kommen."

Da erhob die Alte sich hastig aus ihrer knienden Stellung; sie richtete ihren gebrechlichen Körper gerade auf und stieß den Stock hart auf den Boden.

„Ich sehe, ihr wollt ohne mich fortziehen und mich hier zugrunde gehen lassen," sagte sie. „Ja, ja, ja! Ihr wollt fortziehen und mich hier zugrunde gehen lassen!"

Ein furchtbarer Zorn hatte sie ergriffen, und nun sah man die Ingmarstochter Eva noch einmal so, wie sie in ihrer Jugend gewesen war, stark und heftig und feurig.

„Nie will ich wieder etwas von euch wissen!" schrie sie. „Ich will nicht von euch gerettet werden! Pfui über euch! Ihr wollt Frau und Kinder und Vater und Mutter verlassen, nur um euch selbst zu retten. Pfui, ihr seid verrückt, daß ihre eure guten Höfe verlasset! Ihr seid verführt und verirrt und laufet falschen Propheten nach!

Ihr seid es, über die es Schwefel und Feuer regnen wird! Ihr seid es, die zugrunde gehen werden! Aber wir, die daheim bleiben, wir werden leben!"

Der große Baumstamm

An eben diesem schönen Februartag, aber in später Dämmerstunde, stehen zwei junge Leute auf der Straße und sprechen miteinander.

Der junge Mann kam mit einem großen Baumstamm vom Wald hergefahren; der Baumstamm war so groß, daß ihn das Pferd kaum vorwärts brachte. Trotzdem aber mußte das Tier noch einen weiten Umweg machen, damit der Stamm durch das Dorf und an dem großen weißangestrichenen Schulhaus vorbeikam.

Vor dem Schulhaus hat das Pferd haltmachen müssen, und ein junges Mädchen ist fast augenblicklich aus dem Hause herausgekommen, um den Balken in Augenschein zu nehmen.

Und sie wird es gar nicht müde, ihn zu bewundern. Wie lang und dick er ist, und welch eine hübsche hellbraune Rinde er hat, und solch ein herrliches fehlerloses Holz!

Der junge Mann erzählt mit großem Ernst, daß der Baum auf einer Sandfläche ganz droben im Norden des Bezirks hinter dem Olofshut gestanden habe; er erzählt, wie er ihn gefällt habe und wie lange er zum Austrocknen im Wald gelegen habe. Er prägte ihr auch sehr genau ein, wieviel Zoll er im Umkreis und wieviele er im Durchschnitt messe.

Das junge Mädchen hat schon Tausende und aber Tausende von Bäumen den Fluß herunterfahren oder die Landstraße entlang schleppen sehen, aber dieser Baum scheint ihr merkwürdiger zu sein, als die andern alle zusammen.

„Ach, aber Ingmar," sagt sie, „dies ist doch nur der erste!"

Mitten in ihrer Freude ist sie ängstlich geworden, bei dem Gedanken, daß es fünf Jahre Mühe und Arbeit gekostet hatte, bis Ingmar so weit gekommen war, den

ersten Stamm des Bauholzes heimzuführen, das zum Bau ihres eigenen Hauses verwendet werden soll. Wie lange wird es da wohl dauern, die andern herbeizuschaffen und dann das Haus selbst aufzurichten!

Aber Ingmar glaubt, nun seien alle Schwierigkeiten überwunden.

„Warte nur, Gertrud," sagt er, „wenn ich das Bauholz herunterführen kann, solange der Boden noch gefroren ist, dann wird das Haus bald dastehen."

Es wird allmählich tüchtig kalt, denn die Nacht bricht an, und das Pferd friert; es schüttelt den Kopf und scharrt mit dem Fuß, Mähne und Stirnhaare sind weiß bereift.

Aber die beiden jungen Leute, die frieren wahrlich nicht. Da stehen sie auf der Straße und bauen ihr ganzes Haus vom Keller bis zum Bodenraum.

Und nachdem das Haus fertig ist, fangen sie an, es zu möblieren. „An die lange Wand müssen wir das Sofa stellen," sagt Ingmar.

„Aber wir haben ja gar kein Sofa," entgegnet das Mädchen.

Da beißt sich der junge Mann auf die Lippe. Es ist seine Absicht gewesen, ihr fürs erste nicht zu erzählen, daß das Sofa schon beim Schreiner bestellt ist, aber nun hat er das Geheimnis verraten.

Da muß auch Gertrud beichten, was sie in diesen fünf Jahren vor ihm geheimgehalten hat, und sie erzählt ihm, daß sie feine Haararbeiten gemacht und Bänder gewoben und sie dann verkauft habe. Für das Geld aber habe sie allerlei Hausrat angeschafft: Pfannen und Kacheln, Teller und Schüsseln, Laken und Bettbezüge, Decken und Läufer.

Ingmar ist ganz entzückt über all diese Herrlichkeiten. Aber mitten im Aufzählen bricht er ab. Sein Blick war auf Gertrud gefallen, und wie immer verstummt er auch jetzt vor lauter Erstaunen darüber, daß ein so wunderbar schönes Mädchen ihm zu eigen gehören soll.

„Woran denkst du, Ingmar?" fragt Gertrud.

„Ich denke daran, daß das beste von allem doch du selbst bist."

Gertrud sagt kein Wort, aber sie legt ihre Hand lieb-

kosend auf den großen Baumstamm, der zum Bau eines Hauses verwendet werden soll, in dem sie mit Ingmar wohnen wird. Sie weiß, daß Sicherheit und Glück ihrer da warten, denn der Mann, den sie heiratet, ist gut und klug, edelmütig und treu.

In diesem Augenblick bemerken die beiden eine alte Frau, die in der zunehmenden Dunkelheit an ihnen vorbeieilt. Sie geht sehr schnell und spricht mit sich selbst, wie in heftiger Erregung.

„Ja, ja, ja," sagt die Alte, „ihr Glück wird nicht länger währen, als vom Morgenanbruch bis zum Sonnenaufgang. Wenn die Prüfung kommt, wird ihr Glauben zerreißen wie ein Strick, der aus Moos geflochten ist. Und ihr Leben wird eine fortgesetzte Nacht sein."

„Sie kann doch nicht uns meinen!" sagt das junge Mädchen.

„Nein, wie könnte das denn uns gelten?" sagt der junge Mann.

Auf dem Ingmarshof

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Der Pfarrer war auswärts gewesen und fuhr nun spät abends bei starkem Schneegestöber nach Hause.

Er kehrte von einem Kranken zurück, der ganz im Norden des Bezirks mitten im Walde wohnte, und kam nur langsam und mühselig vorwärts. Das Pferd sank tief in den Schnee ein, der Schlitten war einmal ums andere in Gefahr, umgeworfen zu werden, der Kutscher und auch der Pfarrer mußten oft aussteigen, um den Weg zu suchen. Es war nicht besonders dunkel, der Mond lugte groß und rund hinter den Schneewolken hervor, und der Mondschein erleuchtete die Wolken, so daß sie ganz lichtgrau aussahen. Wenn der Pfarrer aufschaute, konnte er die Schneeflocken umherwirbeln sehen, die die ganze Luft mit kleinen weißen Punkten erfüllten.

Nicht überall war es gleich schwierig, vorwärts zu kommen. Es fanden sich einzelne Wegstrecken, wo kein Schnee lag, und da ging es leicht über den eisglatten festgefrorenen Weg hin. An andern Stellen lag der Schnee

zwar tiefer, aber doch lose und gleichmäßig, so daß er kein Hindernis bildete. Die Hauptschwierigkeit war, da weiter zu kommen, wo der Wind den Schnee zu so hohen Haufen zusammengeweht hatte, daß man kaum darüber hinwegsehen konnte. Da mußte man vom Weg abbiegen und sich über Felder und Hecken zurechtfinden, wobei man immer gewärtig sein mußte, in einen Graben zu versinken, oder daß sich das Pferd an einem Zaunpfahl aufspießte.

Der Pfarrer und der Knecht sprachen sich besorgt über die großen Schneemassen aus, die sich bei jedem Schneegestöber regelmäßig an einem hohen, alten Bretterzaun ganz in der Nähe des Ingmarshofs aufhäuften. „Wenn wir nur den glücklich hinter uns haben, dann sind wir so gut wie daheim," sagten sie.

Dem Pfarrer fiel es ein, wie oft er Groß-Ingmar gebeten hatte, den hohen Bretterzaun niederzureißen, weil er die Ursache sei, daß sich der Schnee an dieser Stelle so hoch anhäufe. Aber es war nie geschehen, und der Zaun stand noch heutigentags. Was sich auch immer auf dem Ingmarshof verändert haben mochte, das war sicher, der Bretterzaun stand noch da, wo er immer gestanden hatte.

Bald konnte man auch vom Schlitten aus den Hof unterscheiden, und auch die Schneemassen fanden sich an dem gewohnten Platz, hoch wie eine Mauer und hart wie Stein. Von Ausweichen konnte hier keine Rede sein, man mußte gerade über das Ungeheuer hinüber. Dies sah aber so unmöglich aus, daß der Knecht sagte, er wolle lieber auf den Hof gehen und um Hilfe bitten.

Aber das wollte der Pfarrer nicht erlauben. Seit fünf Jahren hatte er mit Karin und Halfvor kein Wort mehr gewechselt, und er freute sich jetzt ebensowenig auf ein Wiedersehen mit ihnen, wie andere Menschen sich über die Aussicht freuen, mit früheren Freunden zusammenzutreffen, mit denen man sich entzweit hat.

Das Pferd mußte also auf den Schneewall hinauf. Der Schnee trug es auch, bis der Gipfel erreicht war. Da versank es plötzlich; es verschwand, als sei es in ein Grab gestürzt, und die beiden Insassen des Schlittens saßen da und starrten ihm nach.

Und gerade als das Pferd versank, riß auch einer der Stränge, und man konnte nicht weiterfahren.

Einige Minuten später öffnete der Pfarrer die Tür des Saals auf dem Ingmarshof.

Ein großes Feuer brannte auf dem Herd; auf der einen Seite saß die Hausfrau und spann feingekardete Wolle, hinter ihr aber, in einer langen Reihe, saßen die Frauen und Mädchen und spannen Werg und Flachs. Die andere Seite des Kamins gehörte den Männern. Diese waren noch nicht lange vom Holzfahren heimgekommen, die einen ruhten aus, die andern hatten irgendeine leichte Arbeit vor, die ihnen gleichsam ein Spiel war. Sie schälten Zweige ab, schärften Fuchseisen und schnitzten Artschäfte.

Als der Pfarrer eintrat und sein Mißgeschick berichtete, entstand eine allgemeine Bewegung. Die Knechte gingen sogleich hinaus, um das Pferd aus dem Schnee herauszugraben. Halfvor führte den Pfarrer an den Tisch und bat ihn, auf der langen Bank Platz zu nehmen. Karin schickte die Mägde in die Küche, um Kaffee zu kochen und ein Mahl für den Gast zu bereiten. Sie selbst hängte dessen Pelz zum Trocknen an den Ofen, zündete die Hängelampe an und rückte ihren Spinnrocken an den Tisch, damit sie an der Unterhaltung der Männer teilnehmen konnte.

„Besser hätte ich selbst zu Groß-Ingmars Lebzeiten nicht aufgenommen werden können," dachte der Pfarrer.

Halfvor begann eine bedächtige Unterhaltung über die Beschaffenheit der Wege und fragte dann den Pfarrer, ob ihm seine Frucht gut bezahlt worden sei und ob die Verbesserungen gemacht worden seien, um die er schon so lange eingekommen war. Karin erkundigte sich nach der Pfarrerin und fragte, ob sich denn in der letzten Zeit nicht doch eine Besserung in ihrem kranken Zustand eingestellt habe.

Der Knecht des Pfarrers trat ein und meldete, daß das Pferd herausgegraben, die Zügel in Ordnung und alles zur Abfahrt bereit sei. Aber Karin und Halfvor baten den Pfarrer inständig, doch zum Abendbrot dazubleiben, und sie hörten nicht auf, zu bitten und zu betteln, bis er einwilligte.

Der Kaffee wurde aufgetragen; die größte silberne Kanne, die kaum bei Hochzeiten und Begräbnissen benutzt wurde, blinkte auf dem Brett, und auf drei Tellern war feines Weißbrot hoch aufgehäuft.

Des Pfarrers kleine Augen öffneten sich weit vor Verwunderung. Einmal ums andere strich er sich mit der Hand über die Stirn, wie im Traum saß er da und fürchtete jeden Augenblick, zu erwachen.

Halfvor zeigte dem Pfarrer das Fell eines Elentiers, das im vergangenen Herbst in seinem Wald erlegt worden war. Das Fell wurde auf dem Boden ausgebreitet, und noch niemals hatte der Pfarrer ein größeres und schöneres gesehen. Karin trat zu Halfvor und flüsterte ihm etwas ins Ohr; sogleich bat Halfvor den Pfarrer, das Fell als ein Geschenk anzunehmen.

Karin ging ab und zu und nahm aus den blauangemalten Schränken herrliches altes Silberzeug heraus. Sie breitete eine Decke mit einem breiten Hohlsaum auf den Tisch und legte so viele silberne Löffel darauf, als ob sie zu einem Fest decke. Milch und Getränke goß sie in silberne Kannen.

Als die Mahlzeit vorüber war, wollte der Pfarrer aufbrechen.

Halfvor Halfvorsson selbst nebst zweien seiner Knechte gaben ihm das Geleite; sie schaufelten den Schnee an den schwierigen Stellen auf die Seite, stützten den Schlitten, wenn er am Umfallen war, und verließen ihn nicht, bis er am Pfarrhaus angekommen war.

Nun stand der Pfarrer wohlbehalten auf der Staffel seines Hauses. Er dachte, wie schön es doch sei, alte Freunde wiederzufinden, und verabschiedete sich mit großer Herzlichkeit von Halfvor. Der Bauer blieb stehen und suchte nach etwas in seiner Tasche.

Schließlich brachte er ein zusammengefaltetes Papier zum Vorschein.

Ob er dies wohl jetzt gleich dem Herrn Pfarrer geben dürfe, fragte er. Es sei eine Bekanntmachung, die morgen nach der Predigt verkündigt werden solle. Wenn nun der Herr Pfarrer so gut wäre und sie jetzt gleich in Empfang nähme, dann hätte er nicht nötig, am nächsten Morgen einen besonderen Boten in die Kirche zu schicken.

Als der Pfarrer seine Stube erreicht und ein Licht angezündet hatte, entfaltete er das Papier und las:

„Infolge Wegzugs des Eigentümers nach Jerusalem wird der Ingmarshof dem Verkauf ausgesetzt — — —"

Weiter kam der Pfarrer nicht; er versank in tiefe Gedanken. „Ja, ja, nun ist es also über uns," murmelte er, als spreche er von einem Gewitter. „Das ist es, worauf ich seit Jahren gewartet habe."

Hök Matts Eriksson

Es ist ein schöner Frühlingstag. Ein Bauer und sein Sohn sind auf dem Weg nach dem großen Sägewerk, das im südlichsten Teil des Bezirks liegt.

Die beiden wohnen weit droben im Norden und müssen also fast das ganze Kirchspiel durchwandern. Sie kommen an all den frischgepflügten und eingesäeten Feldern vorüber, wo die Saat schon hervorsprießt, und sie sehen alle die saftig grünen Roggenäcker, all die schönen Wiesen, wo der Klee bald rot erblühen und süß duften wird.

Sie kommen auch an einer Menge Häuser vorbei, die frisch angestrichen werden, und wo man neue Fenster einsetzt oder eine Veranda anbaut, und sie kommen an Gärten vorüber, wo man gräbt und pflanzt. Alle Menschen, denen sie begegnen, haben Erde an den Stiefeln und Erde an den Händen, weil sie draußen auf den Feldern oder in den Gemüsegärten gewesen sind, oder Kartoffeln gelegt oder Rüben und Karotten gesäet haben.

Der Bauer kann es nicht unterlassen, ab und zu stehen zu bleiben und die Leute zu fragen, welche Sorte Kartoffeln sie gelegt, oder wie lange es her sei, daß sie ihren Haber gesäet haben. Sobald er ein Kalb oder ein Füllen sieht, überlegt er, wie alt es wohl sein könne. Er rechnet aus, wieviel Kühe auf diesem oder jenem Hof gehalten werden, und fragt sich, was wohl jenes Füllen dort wert sei, wenn es eingefahren wäre!

Der Sohn versucht es einmal ums andere, die Ge-

danken seines Vaters von all diesem abzuziehen. „Ich denke daran, daß du und ich in kurzem im Tale Saron und in der Wüste Judäas wandern werden," sagt er.

Der Vater lächelt, und sein Gesicht klärt sich einen Augenblick auf. „Ja, es wird schön sein, in den Fußstapfen Jesu zu wandeln," sagt er.

Aber schon im nächsten Augenblick werden seine Gedanken wieder von einer Last ungelöschten Kalks in Anspruch genommen, die an ihnen vorübergefahren wird. „Wer ist es wohl, der Kalk fährt, Gabriel? Es heißt, Kalk gebe ein herrliches Getreide. Da müssen wir in der Ernte doch aufpassen."

„In der Ernte, Vater?" sagt Gabriel vorwurfsvoll.

„Ach, ich weiß ja wohl," antwortete der Bauer, „daß ich zur Zeit der Ernte in den Hütten Jakobs wohnen und im Weinberg des Königs arbeiten werde."

„Ja," antwortete der Sohn, „so ist es. Amen, Amen."

Sie wandern eine Weile schweigend weiter und betrachten den hervorsprießenden Frühling. Das Wasser rieselt in den Bächen, und selbst der Weg ist vom Frühlingsregen ganz aufgeweicht. Wohin man sieht, sind die Leute an der Arbeit, die nun getan werden muß, und jeder bekommt unwillkürlich Lust, mit anzugreifen und mitzuhelfen, selbst wenn er über Felder geht, die ihm nicht zu eigen gehören.

„Nun ja," sagt der Bauer nachdenklich, „ich kann es nicht leugnen, daß ich es vorgezogen hätte, meinen Hof im Spätjahr zu verkaufen, wenn die Arbeit zu Ende ist. Es ist hart, wenn man ihn im Frühjahr verlassen muß, gerade da, wo man mit allen Kräften darin arbeiten möchte."

Der Sohn zuckt nur die Achseln; er sieht ein, daß er den andern schwatzen lassen muß.

„Nun ist es einunddreißig Jahre her, daß ich als junger Bursche ganz droben im Norden des Kirchspiels ein Ödland kaufte," sagt der Bauer. „Noch nie war ein Spatenstich dort oben gemacht worden. Die Hälfte des Guts war ein Moor und die andere Hälfte ein Steinbruch, und es sah ganz entsetzlich aus. In diesem Steinbruch habe ich dann Steine gebrochen, so daß ich oft

glaubte, der Rücken müsse mir entzweibrechen. Und doch glaube ich, daß die Arbeit in dem Moorboden noch schwerer war, ehe ich das Moor dräniert und ausgetrocknet hatte."

„Ja, gewiß habt Ihr fleißig gearbeitet, Vater," sagt der Sohn, „deshalb denkt jetzt Gott auch an Euch und ruft Euch in das heilige Land."

„In der ersten Zeit," fuhr der Bauer fort, „da wohnte ich in einer Behausung, die nicht besser war als eine Kohlenbrennerhütte; sie war aus ungeschälten Stämmen gebaut, und auf dem Dache lag fest zusammengestampfte Erde. Es gelang mir nie, das Dach ganz dicht zu machen, so daß es nicht hereinregnete. Das war sehr schwer, besonders bei Nacht. Und die Kuh und das Pferd hatten es auch nicht besser als ich. Den ganzen ersten Winter hindurch standen sie in einer Höhle, wo es so dunkel war wie in einem Keller."

„Vater," fragt der Sohn, „warum hängt Ihr denn so sehr an einem Ort, wo Ihr Euch doch so hart habt abschinden müssen?"

„Aber du mußt auch bedenken, welche Freude das war, als ich einen großen Stall für das Vieh baute, und daß der Viehstand sich von einem Jahr zum andern vermehrte, so daß ich die Stallgebäude immer erweitern mußte. Wenn ich den Hof nun nicht verkaufen würde, hätte ich das Scheunendach umdecken müssen. Jetzt gerade wäre die richtige Zeit dazu gewesen, sobald ich mit der Aussaat fertig gewesen wäre."

„Vater," sagt der Sohn, „Ihr werdet in jenem Land auch Samen ausstreuen, und etwas davon wird unter die Dornen fallen und etliches auf das Steinichte und auf den Weg und etliches auf das gute Land."

„Und das alte Haus," sagt der Vater, „das ich nach der ersten Hütte baute, das hätte ich gerade in diesem Jahr niedergerissen, um mir ein schönes zweistöckiges Wohnhaus zu bauen. Was soll ich nun mit all dem Bauholz, das wir im Winter heruntergefahren haben? Es war doch eine harte Arbeit, es herbeizuschleppen, die Pferde mühten sich damit ab und wir auch."

Der Sohn wird unruhig; er hat das Gefühl, als ob der Vater von ihm weggleite, und es wird ihm angst,

daß der Alte nicht in der richtigen Gemütsverfassung hingehe, um Gott sein Hab und Gut zu opfern.

„Ja," sagt der Sohn, „aber was ist ein neues Haus und ein neuer Stall im Vergleich zu einem neuen reinen Leben unter Gleichgesinnten?"

„Halleluja!" sagt der Vater, „ja, ich weiß, daß uns ein schönes Los zugefallen ist. Und nun gehe ich ja auch zum Sägewerk hinunter, um mein Besitztum der Aktiengesellschaft dort zu verkaufen. Wenn ich auf diesem Weg wieder zurückkomme, ist alles vorüber, und ich besitze nichts mehr."

Der Sohn erwidert nichts auf diese Worte; er beruhigt sich, als er den Vater so sprechen hört. Kurz nachher kommen sie an einem Hof vorüber, der auf einem Hügel schön daliegt. Er hat ein weißangestrichenes Wohnhaus mit einem Altan und einer Veranda, und rings ums Haus her wachsen hohe Balsampappeln, deren schöne grauweiße Stämme vor Saft strotzen.

„Sieh," sagt der Bauer, „gerade so hätte ich es gern gemacht. Gerade so eine Veranda mit einem Altan darüber und mit vielen Schnitzereien daran. Und gerade so einen grünen Platz davor mit dichtem, feinem Gras. Wäre das nicht schön gewesen, Gabriel?"

Der Sohn gibt keine Antwort, und der Bauer fühlt, daß er es müde ist, von dem Hofe sprechen zu hören. Nun schweigt auch er, aber seine Gedanken sind unaufhörlich bei der Heimat. Er denkt daran, wie es unter einem neuen Eigentümer seinen Pferden und überhaupt dem ganzen Hof gehen werde. „Ach," denkt er, „es ist gewiß dumm von mir, daß ich ihn an eine Aktiengesellschaft verkaufe. Die tut ja doch nichts anderes, als die Bäume fällen und den Wald umhauen und den ganzen Hof läßt sie verfallen. Sie lassen das Moor wieder zu Moor werden und das Birkenwäldchen auf die Acker hinauswachsen."

Nun sind die beiden am Sägewerk angekommen, und da erwacht das Interesse des Alten aufs neue. Er sieht Pflüge und Eggen von ganz neuer Konstruktion, und es fällt ihm ein, wie lange er sich schon gewünscht hatte, eine Mähmaschine anschaffen zu können. Er schielt nach Gabriel hin, der ein hübscher junger Mann ist, und denkt

sich ihn auf einer flotten roten Mähmaschine sitzend, mit der Peitsche knallend und das hohe Korn fällend, gleichwie ein starker Held die Feinde niedermäht.

Als er im Kontor steht, meint er noch immer das Rasseln der Mähmaschine in seinen Ohren zu hören. Er vernimmt den leichten Fall des Grases und das leise Piepen und Zwitschern aufgescheuchter Vögel.

Im Kontor liegt der Verkaufskontrakt schon fix und fertig. Alle Unterhandlungen sind geschlossen, der Preis ist bestimmt, er braucht nur noch zu unterschreiben.

Man liest ihm den Kontrakt vor. Er hört, wie sein Hab und Gut aufgezählt wird: so und so viel Tonnen Wald, so viel Acker und Wiesen, so viel Hausgeräte und so viel Stück Vieh, die er abliefern muß. Sein Gesicht wird hart. „Nein," sagt er zu sich selbst, „nein, das wird nicht geschehen."

Nachdem alles vorgelesen ist, schickt er sich an, zu sagen, daß er es doch nicht tun könne, aber da beugt sich sein Sohn zu ihm hin und flüstert: „Vater, es gilt mich oder den Hof. Was Ihr auch tut, ich ziehe jedenfalls fort."

Der Bauer war von seinen Gedanken an den Hof so in Anspruch genommen gewesen, daß es ihm gar nicht in den Sinn gekommen war, der Sohn könne am Ende ohne ihn abreisen wollen! Ja so, der Sohn würde also jedenfalls fortgehen. Er kann dies allerdings nicht recht verstehen, — er wäre gewiß nicht fortgegangen, wenn der Sohn daheimgeblieben wäre.

Aber das war ja klar, daß er mit dem Sohn ziehen mußte.

Er tritt an das Pult, wo der Kontrakt seiner Unterschrift harrt. Der Fabrikinspektor steckt ihm die Feder zwischen die Finger und deutet auf das Papier. „Hier," sagt er, „hier müssen Sie Hök Matts Eriksson hinschreiben."

Der Alte nimmt die Feder, und zugleich erinnert er sich ganz deutlich daran, wie er vor einunddreißig Jahren auch so einen Kontrakt unterschrieben hat, womit er sich ein Stück Ödland erhandelt hatte.

Er erinnert sich, daß er, nachdem er unterschrieben hatte, hinging und sein Eigentum in Augenschein nahm.

Da hatte er zu sich selbst gesagt: „Sieh, was Gott dir gegeben hat; hier ist Arbeit für ein ganzes Leben.“

Der Fabrikinspektor glaubt, der Bauer zögere, weil er nicht sicher sei, wo er seinen Namen hinsetzen solle, und er deutet wieder auf das Papier, indem er sagt: „Hier muß der Namen stehen. Schreiben Sie hierher: Hök Matts Eriksson.“

Hök Matts Eriksson beginnt zu schreiben. „Diesen Namen,“ denkt er, „schreibe ich um meines Glaubens und meiner Seligkeit willen, um meiner lieben Freunde, der Hellgumianer, und um unseres teuren Zusammenlebens willen, damit ich nicht einsam zurückgelassen werde, wenn alle fortziehen.“

Und er kritzelt seinen ersten Namen hin.

„Und diesen,“ denkt er weiter, „schreibe ich um meines Sohnes Gabriels willen, damit ich einen so guten und teuren Sohn nicht verliere, ja, um der vielen Male willen, wo er gut gegen seinen alten Vater gewesen ist, und um ihm zu zeigen, daß er mir doch das allerliebste auf Erden ist.“ Und so wird der zweite Namen hingekritzelt.

„Aber diesen,“ denkt er, als er wieder anfängt, die Feder zu führen. „Warum schreibe ich diesen?“ Und in demselben Augenblick bewegt sich seine Hand wie von selber und macht dicke Striche die kreuz und quer auf dem verhaßten Papier.

„Ja, dies tue ich, weil ich ein alter Mann bin, der die Erde bebauen muß, der da, wo er immer geschafft und gearbeitet hat, auch ferner pflügen und säen muß.“

Hök Matts Eriksson sieht sehr verlegen aus, als er sich zu dem Fabrikinspektor wendet und ihm das Papier zeigt.

„Der Herr Inspektor muß entschuldigen, es ist zwar meine Absicht gewesen, mich meines Eigentums zu entledigen, aber ich konnte es nicht.“

Im Mai war Auktion auf dem Ingmarshof. Gott, welch ein schöner Tag war es, richtig sommerwarm! Alle Knechte hatten die langen weißen Pelze abgelegt und gingen in kurzen Röcken, und die Frauen trugen schon die weiten weißen Ärmel, die zu ihrem Sommeranzug gehörten.

Die Frau des Schulmeisters machte sich fertig, um zur Auktion zu gehen. Gertrud wollte nicht mitgehen, und Storm mußte Schule halten. Als Mutter Storm fertig war, öffnete sie die Tür der Schulstube und nickte ihrem Mann zum Abschied zu. Er erzählte den Kindern gerade von dem Untergang der Stadt Ninive und hatte dabei eine so barsche Miene angenommen, daß es den armen Kleinen angst und bange wurde.

Auf ihrer Wanderung nach dem Ingmarshof blieb Mutter Stina immer wieder stehen, sobald sie einen blühenden Schlehdornstrauch sah oder einen Erdhügel, der mit duftenden weißen Maiblumen bedeckt war. „Kann man wohl etwas Schöneres sehen, und wenn man auch bis nach Jerusalem reist?" sagte sie.

Es ging Mutter Stina gerade wie noch manchen andern im Dorfe; seit die Hellgumianer dieses ein Sodom nannten und es verlassen wollten, hatten sie ihr Heimatdorf noch einmal so lieb als vorher.

Sie pflückte von den Blumen, die am Wege wuchsen, und betrachtete sie beinahe zärtlich. „Wenn wir so schlecht wären, wie sie sagen, so wäre es Gott ein leichtes, uns zu verderben. Er dürfte ja nur die Kälte anhalten und die Erde mit Schnee bedeckt lassen. Aber da der liebe Gott die Wärme und den Frühling wieder zu uns kommen läßt, so meine ich doch wenigstens, daß wir zu leben verdienen."

Als Mutter Stina auf dem Ingmarshof ankam, blieb sie stehen und schaute sich ängstlich um. „Ich glaube, ich will wieder umkehren; ich kann es nicht mit ansehen, wie das gute alte Heim hier zersplittert wird."

Aber in Wirklichkeit war sie doch zu neugierig, zu erfahren, wie es mit dem Hofe gehen werde, als daß sie wieder umgekehrt wäre.

Sobald es bekannt geworden war, daß der Hof verkauft werde, hatte Ingmar versucht, ihn zu kaufen. Aber Ingmar besaß im ganzen nur etwa sechstausend Kronen, und Halfvor waren von der großen Aktiengellschaft, der das Bergsanaer Sägewerk gehörte, fünfundzwanzigtausend geboten worden. Es war Ingmar zwar gelungen, Geld zusammenzubringen, so daß er eine ebenso große Summe hatte bieten können, aber da hatte die Aktiengesellschaft ihr Angebot auf dreißigtausend erhöht, und eine so große Schuldenlast wagte sich Ingmar nicht aufzuladen.

Das Traurige dabei war nun nicht allein, daß der Hof auf diese Weise für alle Zeiten der Familie verloren ging, denn die große Aktiengesellschaft verkaufte nie wieder etwas, was sie einmal erworben hatte, sondern es kam noch dazu, daß die Aktiengesellschaft auch sicherlich Ingmar die Sägemühle im Langfors nicht verpachten würde, und in diesem Fall wurde er ganz brotlos.

Dann konnte er nicht daran denken, mit Gertrud im Herbst Hochzeit zu machen, wie es seine Absicht gewesen war. Er war vielleicht sogar gezwungen, auswärts Arbeit zu suchen.

Mutter Stina war in ihrem Herzen gegen Karin und Halfvor nicht freundlich gestimmt, wenn sie an all dies dachte. „Ich will nur hoffen," sagte sie zu sich selbst, „daß Karin nicht zu mir herkommt und mit mir sprechen will, denn dann kann ich es nicht unterlassen, ihr zu sagen, wie schlecht sie gegen Ingmar handelt. Nein, dann kann ich es nicht unterlassen, sie daran zu erinnern, daß es doch eigentlich ihre Schuld ist, wenn Ingmar den Hof nicht jetzt schon besitzt.

Ich habe ja freilich sagen hören, daß sie furchtbar viel Geld zu der Reise nötig hätten, aber es ist doch recht verwunderlich, daß Karin das Herz hat, dieses alte Erbgut an die Aktiengesellschaft zu verkaufen, die nur den Wald niederschlägt und die Landwirtschaft zugrunde gehen läßt."

Außer der Aktiengesellschaft war noch ein Liebhaber für den Hof da, nämlich der reiche Gemeinderatsvorsteher Berger Sven Persson. Und auf diesen setzte Mutter Stina ihre Hoffnung, denn Sven Persson war ein edel-

mütiger Mann, und er würde Ingmar gewiß das Sägewerk nicht nehmen.

„Sven Persson vergißt gewiß nicht, daß er hier auf dem Hof als armer Hirtenjunge herumgegangen ist," dachte Mutter Stina, „und daß Groß-Ingmar es gewesen ist, der ihm eine hilfreiche Hand geboten hat, damit er vorwärts kommen konnte."

Die meisten, die zu der Auktion kamen, gingen nicht ins Haus hinein, sondern blieben außen auf dem Hofplatz. Die Schulmeisterin machte es wie die andern, auch sie setzte sich auf einen Haufen Bretter und schaute sich um, wie man es tut, wenn man weiß, daß man einen lieben Ort zum letztenmal sieht.

Auf drei Seiten war der Hof von Wirtschaftsgebäuden umgeben, und in der Mitte stand ein kleines Vorratshaus auf Pfählen. Von all diesen Gebäuden sah eigentlich keines so richtig alt aus, mit Ausnahme des kleinen Vorbaus mit seinen geschnitzten Leisten rings herum am Dach vor dem Eingang zum Wohnhaus, sowie ein anderer, noch älterer, mit dicken, gewundenen Säulen vor dem Brauhaustor.

Mutter Stina dachte an all die Ingmarssöhne, deren Füße diesen Hof ausgetreten hatten. Es war ihr, als sehe sie sie von der Arbeit nach Haus kommen und in den Hof hereintreten, lauter große etwas vorgebeugte Gestalten, die sich immer davor fürchteten, aufdringlich zu sein, oder einen besseren Platz einzunehmen, als der ihnen von Rechts wegen zukam.

Sie dachte an all den Fleiß und die Ehrenhaftigkeit, die ihren Wohnsitz auf diesem Hof gehabt hatten. „Es dürfte nicht geschehen," dachte sie in Beziehung auf die Auktion, „der König müßte es wissen."

Mutter Stina fühlte es schmerzlicher, als wenn es ihr eigenes Haus gegolten hätte.

Die Versteigerung hatte noch nicht begonnen, aber eine Menge Leute waren schon gekommen. Die einen gingen in die Ställe, um den Viehstand und die Gerätschaften zu betrachten, die andern blieben außen auf dem Hofplatz stehen und besahen sich alle die Arbeitswagen und Pflüge und Spaten und Äxte, die hier zusammengestellt und aufgehäuft waren.

Und so oft Mutter Stina wieder ein paar Bauernweiber aus dem Viehstall herauskommen sah, dachte sie: „Ei sieh, Mutter Inga und Mutter Gusta, nun hat sich jede von euch ihre Kuh ausgesucht. Ihr werdet wohl später damit prahlen wollen, daß ihr Kühe von der alten Rasse auf dem Ingmarshof habt."

Sie lächelte ein wenig spöttisch, als sie den Bäcker Nils einen der Pflüge umdrehen sah.

„Der Backhaus-Nils wird sich wie ein richtiger Großbauer vorkommen, wenn er mit einem Pflug pflügen kann, den Groß-Ingmar selbst benutzt hat," murmelte sie vor sich hin.

Allmählich versammelten sich immer mehr Leute um die Sachen, die versteigert werden sollten. Verwundert betrachteten sie die Gegenstände, von denen einige so alt waren, daß niemand mehr wußte, wozu sie eigentlich gebraucht worden waren. Und mehrere der Umstehenden waren sogar so unehrerbietig, daß sie über die alten Schlitten zu lachen wagten. Einige davon waren nämlich uralt; sie waren wunderschön mit Rot und Gold bemalt, und das dazu gehörige Geschirr war mit bunten wollenen Quasten und weißen Schnecken verziert.

Wieder kam es Mutter Stina vor, als sehe sie die alten Ingmarssöhne in diesen alten Schlitten in gemessenem Schritt angefahren kommen. Sie kehrten von Festgelagen heim, oder sie kamen mit einer Braut neben sich von der Hochzeit nach Hause. „Viele gute Leute ziehen aus dem Dorfe fort," sagte sie. Denn Mutter Stina hatte das Gefühl, als ob alle Vorfahren bis auf diesen Tag noch auf dem Hofe wohnten, wo jetzt ihre ganze Habe und ihre Fuhrwerke in alle Winde zerstreut wurden.

„Ich möchte wissen, wo Ingmar sich aufhält und wie es ihm geht," dachte sie. „Wenn es mir schon so schwer wird, wie viel schwerer muß es da ihm ums Herz sein!"

Der Tag war so schön, daß der Auktionator vorschlug, alles, was an beweglicher Habe verkauft werden solle, in den Hof hinauszuschaffen, damit in den Zimmern kein so großes Gedränge sei. Die Knechte und Mägde schleppten daher Kisten und Truhen herbei, die mit Tulipanen und Rosen bemalt waren. Viele davon hatten in unge-

störter Ruhe seit mehreren hundert Jahren in den Kleiderkammern gestanden. Auch silberne Kannen und altertümliche Kupferkessel, Spinnrocken und Krämpelmaschinen und alle Arten sonderbarer Gerätschaften wurden herausgetragen.

Um all diese Gegenstände versammelten sich die Bauernweiber, indem sie sie eifrig betrachteten und in die Höhe hielten.

Mutter Stina hatte nicht im Sinn gehabt, etwas zu kaufen, aber da fiel ihr ein, daß es hieß, auf dem Ingmarshof sei ein Webstuhl, auf dem man den allerfeinsten Faden weben könne, und so trat sie näher, um sich diesen anzusehen. Aber gerade, als Mutter Stina sich dem Platz näherte, schleppte eine Magd zwei mächtige alte Bibeln daher. Sie waren so schwer mit ihrem Ledereinband und ihren Messingbeschlägen, daß das Mädchen kaum beide tragen konnte.

Mutter Stina war ganz bestürzt, es war ihr, als habe sie einen Schlag ins Gesicht bekommen, und sie ging wieder an ihren vorigen Platz zurück. Sie sah ja wohl ein, daß jetzt niemand mehr in den alten Bibeln mit ihrer veralteten Sprache las, aber es war doch sehr sonderbar, daß Karin sie verkaufen wollte.

Dies dort war vielleicht die Bibel, in der Karins Großmutter eben las, als man ihr die Nachricht brachte, daß ihr Mann von einem Bären getötet worden war.

Mutter Stina rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was sie von den alten Ingmarssöhnen gehört hatte. Jedes Stück, das sie hier sah, schien ihr etwas Besonderes zu erzählen.

Diese altertümlichen silbernen Schnallen, die dort auf dem Tisch lagen, waren dem Zauberer im Klackberg von einem Ingmar Ingmarsson geraubt worden.

In der alten Chaise dort drüben war der Ingmar Ingmarsson, der in Mutter Stinas Jugend gelebt hatte, immer in die Kirche gefahren. Und so oft er an ihr und ihrer Mutter auf dem Kirchweg vorübergefahren kam, hatte ihr die Mutter die Hand auf die Schulter gelegt und zu ihr gesagt: „Mach einen Knicks, Stina, denn da kommt Ingmar Ingmarsson."

Sie hatte sich damals darüber gewundert, daß die

Mutter nie vergaß, sie zu ermahnen, sie solle sich vor Ingmar Ingmarsson verneigen, denn die alte Frau nahm es durchaus nicht so genau, wenn es sich um den Kronvogt oder den Landrichter handelte.

Schließlich hatte sie erfahren, daß zu der Zeit, wo die Mutter noch ein kleines Mädchen gewesen und mit ihrer eigenen Mutter den Kirchweg gegangen war, diese ihr auch immer die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt hatte: „Mach einen Knicks, denn da kommt Ingmar Ingmarsson."

„Das weiß Gott," seufzte Mutter Stina, „es wird mir nicht nur darum so schwer, daß dies alles zerstreut wird, weil ich erwartet hatte, Gertrud werde einmal darüber herrschen, sondern mir ist es, als sei es zugleich mit dem ganzen Dorf aus und vorbei."

In diesem Augenblick kam der Pfarrer angefahren. Er sah sehr ernst und niedergedrückt aus. Rasch ging er ins Wohnhaus hinein, und Mutter Stina erriet, daß er gekommen war, um bei Karin und Halfvor Ingmars Sache zu führen.

Kurz nachher kam auch der Inspektor vom Bergsanaer Sägewerk als Vertreter der Aktiengesellschaft und mit ihm der Gemeinderatsvorsteher Berger Sven Persson. Der Inspektor ging rasch ins Haus hinein, aber Berger Sven Persson wanderte eine Weile auf dem Hof herum und betrachtete die umherliegenden Gegenstände. Als er an einem alten Mann mit einem langen Bart vorüberkam, der auf demselben Haufen Bretter wie Mutter Stina saß, blieb er stehen und sagte:

„Du weißt wohl nicht, ob Ingmar Ingmarsson das Bauholz will, das ich ihm angeboten habe?"

„Er hat es abgeschlagen, aber ich glaube beinahe, er ändert seinen Sinn noch."

Gleichzeitig zwinkerte der Alte mit den Augen und deutete auf Mutter Stina, wie um Sven Persson zu warnen, sie etwas von ihrem Gespräch hören zu lassen.

„Ich meine, er könnte mit dem Angebot wohl zufrieden sein," sagte Sven Persson. „Nicht jeden Tag biete ich solche Ware an, und ich tue es nur um Groß-Ingmars willen."

„Ja, ein gutes Angebot ist es, das ist gewißlich wahr,"

sagte der Alte, „aber er sagt, er habe seine Einkäufe schon anderswo gemacht."

„Er hat es sich gewiß nicht recht überlegt, was es ist, das er hinaus läßt," sagte Sven Persson und ging dann langsam weiter.

Noch hatte Mutter Stina niemand von der Herrschaft des Hofs selbst gesehen, aber eben jetzt erblickte sie Ingmar. Dort drüben lehnte er ganz unbeweglich an der Mauer, mit fast geschlossenen Augen.

Mehrere von den Bekannten gingen auf ihn zu, um ihn zu begrüßen, aber als sie näher kamen, wurden sie anderen Sinnes und traten wieder zurück.

Ingmar war totenbleich, und alle, die ihn sahen, fühlten, daß er mit einem übermächtigen Schmerz kämpfe, und deshalb wagte niemand, ihn anzureden.

Ingmar stand so ruhig da, daß ihn viele gar nicht bemerkt hatten; aber wessen Augen auf ihn gefallen waren, der konnte nachher an nichts anderes mehr denken, und von der Lustigkeit, die sonst bei Auktionen zu herrschen pflegte, war diesmal keine Rede. Wie hätte man, solange Ingmar dort an der Mauer der alten Heimat lehnte, die er nun bald verlassen würde, das Herz haben können, zu lachen oder schlechte Witze zu machen?

Dann kam schließlich der Augenblick herbei, wo die Auktion ihren Anfang nehmen mußte. Der Auktionator stieg auf einen Stuhl und begann einen alten Pflug auszurufen. Und noch immer stand Ingmar unbeweglich, als sei er nicht ein Mensch, sondern ein Steinbild.

„Lieber Gott, wenn er doch fortginge!" dachten die Leute. „Er hätte doch nicht nötig, all diesen Jammer mit anzusehen. Aber die Ingmarssöhne machen es eben nie wie andere Menschen."

Dann fiel der erste Hammerschlag. Da sah man Ingmar zusammenzucken, als hätte er ihn getroffen. Doch sofort stand er wieder unbeweglich, aber bei jedem Hammerschlag lief ein Zittern durch seinen Körper.

Zwei Bauernweiber kamen an Mutter Stina vorüber, als sie gerade von Ingmar sprachen.

„Und denk dir, wenn er um eine reiche Bauerntochter hätte freien wollen, dann hätte er Geld genug bekommen,

um den Hof zu kaufen, aber er will ja Schulmeisters Gertrud heiraten," sagte die eine.

„Das muß ein reicher Mann sein, der ihm den Ingmarshof als Aussteuer verspricht, wenn er seine Tochter heiratet," entgegnete die andere. „Siehst du, die Leute machen sich nichts daraus, daß er arm ist, nur weil er aus einer so guten Familie stammt."

„Ja, das ist nicht so ohne, wenn man der Sohn des großen Ingmar ist."

„Es wäre freilich ein rechtes Glück gewesen, wenn Gertrud ein bißchen etwas gehabt hätte, um ihm zu helfen," dachte Mutter Stina.

Allmählich waren die Wirtschaftsgeräte verkauft, und der Auktionator ging nach einer andern Seite des Hofs. Hier wurden selbstgewobene Stoffe verkauft. Es waren Handtücher und Bettumhänge, und er hielt sie in die Höhe, so daß die gestickten Tulipanen und die eingewobenen bunten Kanten über den ganzen Hof hinleuchteten.

Ingmar mußte die Stoffe haben flattern sehen, denn er schlug unwillig die Augen auf. Eine Sekunde lang sah Mutter Stina die matten, blutunterlaufenen Augen, die über die schreckliche Zerstörung hinschauten, dann schlossen sie sich wieder.

„Noch nie habe ich jemand gesehen, der so elend ausgesehen hätte," sagte ein junges Bauernmädchen, „ich glaube, er stirbt. Wenn er doch nur nicht zu seiner eigenen Qual hier stehen bliebe!"

Mutter Stina stand halb auf, um ihnen zuzurufen, daß es nicht so weitergehen könne, und daß sie aufhören sollten; aber dann setzte sie sich wieder. „Ich muß bedenken, daß ich arm und machtlos bin," seufzte sie.

Da wurde es auf einmal ganz still auf dem Hof, daß Mutter Stina unwillkürlich aufschaute. Da entdeckte sie, daß die Stille eingetreten war, weil die Ingmarstochter Karin aus dem Wohnhaus getreten war. Nun zeigte es sich deutlich, was die Leute über Karin und ihre Handlungsweise dachten, denn während sie über den Hof ging, wichen alle vor ihr zurück, nicht eines streckte die Hand aus, um sie zu begrüßen, sondern alle standen schweigend da und schauten ihr mißbilligend nach.

Karin sah müde und abgemagert aus, und ging noch

gebeugter als gewöhnlich. Auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecken, und sie sah ebenso niedergedrückt aus, wie zu der Zeit, wo sie sich mit Elias abkämpfen mußte.

Karin kam, um Mutter Stina zu bitten, mit ihr ins Haus zu kommen. „Ich habe vorher nicht gewußt, daß Ihr da seid, Mutter Storm," sagte sie.

Mutter Stina machte Einwendungen, aber Karin überwand sie, indem sie sagte: „Wir möchten so gern, daß jetzt, wo wir fortziehen, aller Streit vergessen sein soll."

Während dann die beiden miteinander über den Hof wanderten, versuchte Mutter Stina zu sagen, daß dies wohl ein schwerer Tag für Karin sei.

Karin seufzte, antwortete aber doch verneinend.

„Ich kann nicht verstehen, wie Ihr das Herz haben könnt, alle diese Sachen zu verkaufen."

„Gerade das, was man am liebsten hat, muß man vor allem dem Herrn opfern," sagte Karin.

„Die Leute denken, es sei recht sonderbar," begann Mutter Stina, aber Karin unterbrach sie, indem sie sagte: „Der Herr würde es auch wohl recht sonderbar finden, wenn wir etwas von dem, was er uns gegeben hat, auf die Seite tun wollten."

Mutter Stina biß sich auf die Lippen und konnte sich nicht überwinden, noch etwas zu sagen. Und so wurde nichts aus allen Vorwürfen, die sie Karin hatte machen wollen. Es war eine solche Würde über Karin ausgegossen, daß niemand den Mut hatte, sie zu tadeln.

Als die beiden Frauen aber die breiten Stufen zu der Veranda emporstiegen, legte Mutter Stina Karin die Hand auf den Arm. „Habt Ihr gesehen, wer dort steht, Karin?" sagte sie und deutete auf Ingmar.

Es war, als sinke Karin zusammen. Sie hütete sich wohl, nach der Richtung zu schauen, wo Ingmar stand. „Der Herr wird schon einen Ausweg finden," murmelte sie. „Gott wird schon einen Ausweg finden."

Im Saal war um der Auktion willen wenig verändert worden, da die Bänke und Bettstellen, die hier standen, an den Wänden festgemacht waren und nicht verrückt werden konnten. Aber das Kupfergeschirr glänzte nicht mehr von den Wandbrettern herab, die Bettstellen gähn-

ten eine Leere an, ohne Vorhänge und ohne Federbetten, und die blau angestrichenen Schranktüren, die früher oft halb offen standen, damit die Gäste die hohen silbernen Kannen und Becher sehen konnten, die die Borte darin füllten, waren nun geschlossen, zum Zeichen, daß darin nichts mehr verwahrt wurde, das des Vorzeigens wert gewesen wäre.

Das einzige, was noch die Wände schmückte, war das Gemälde von Jerusalem, das auch heute wieder von einem frischen grünen Kranz umgeben war.

Der große Raum war dicht besetzt. Karin und Halfvors Verwandte und Glaubensgenossen hatten sich zahlreich eingestellt. Einer und der andere wurde mit vielen schönen Redensarten vorgeführt und ihm ein Platz an einem großen, gedeckten Tisch angeboten.

Die Tür nach dem Stübchen war geschlossen. Da drin gingen die Verhandlungen wegen des Hofs vor sich. Es wurde laut und heftig gesprochen, besonders von dem Pfarrer.

Aber im Saal ging es darum um so stiller zu, und wenn jemand sprach, so geschah es nur im Flüsterton. Alle waren mit ihren Gedanken und ihrem Herzen drin im Stübchen, wo das Schicksal des Hofs entschieden wurde.

Mutter Stina wandte sich an Gabriel Mattsson und fragte ihn: „Es ist wohl nicht möglich, daß Ingmar auf dem Hof bleibt?"

„Sein Angebot ist längst überschritten," antwortete Gabriel. „Der Wirt von Karmsund soll zweiunddreißigtausend Kronen geboten haben, und die Aktiengesellschaft ist auf fünfunddreißigtausend gegangen. Nun versucht der Pfarrer, sie zu überreden, dennoch dem Wirt den Hof zu geben und nicht der Aktiengesellschaft."

„Aber Berger Sven Persson?" fragte Mutter Stina.

„Er soll heute gar kein Angebot gemacht haben."

Man hörte den Pfarrer lange mit eindringlicher Stimme reden. Die Worte konnte man nicht verstehen; aber so viel wußte man wenigstens, daß nichts entschieden war, solange er sprach.

Da wurde es einen Augenblick ganz still; aber dann hörte man wieder den Wirt sagen, nicht gerade laut, aber

mit solchen Nachdruck, daß es unmöglich war, die Worte zu verstehen:

„Ich biete sechsunddreißigtausend, nicht weil ich glaube, daß das Gut so viel wert sei, sondern weil ich nicht will, daß der Hof Eigentum der Aktiengesellschaft wird."

Gleich darauf klang es, als ob jemand mit der Faust auf den Tisch schlüge, und man hörte den Inspektor der Aktiengesellschaft mit donnernder Stimme rufen:

„Ich biete vierzigtausend, und auf ein besseres Angebot werden Karin und Halfvor wohl kaum hoffen können!"

Ganz bleich stand Mutter Stina von ihrem Stuhl auf und ging wieder hinaus auf den Holzplatz. Es war ihr zwar hier draußen auch schwer und traurig zumut, aber geradezu unerträglich war es ihr, drin in der dumpfigen Stube zu sitzen und dieser Versteigerung zuzuhören.

Hier außen waren die gewobenen Stücke indessen verkauft worden, und der Auktionator wechselte aufs neue den Platz. Er war jetzt eben daran, das alte Silberzeug auszurufen; die großen silbernen, mit goldenen Münzen besetzten Kannen und die Becher mit Inschriften aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Als der Auktionator die erste silberne Kanne in die Höhe hob, machte Ingmar ein paar Schritte vorwärts, wie um den Verkauf zu verhindern. Aber er hielt sogleich inne und ging an seinen früheren Platz zurück.

Ein paar Minuten nachher trat ein alter Bauer mit einer silbernen Kanne in der Hand zu Ingmar. Er stellte sie bescheiden zu dessen Füßen nieder und sagte: „Dies gehört dir, als ein Andenken an all das, was dein hätte sein sollen."

Wieder lief ein Zittern durch Ingmars ganzen Körper. Seine Lippen bebten, und er kämpfte hart, um ein Wort hervorzubringen.

„Du brauchst jetzt nichts zu sagen, das kannst du ein anderes Mal tun," sagte der Bauer. Er entfernte sich ein paar Schritte, trat dann aber noch einmal näher. „Ich höre die Leute davon reden, daß du den Hof hättest übernehmen können, wenn du nur gewollt hättest. Das wäre der größte Dienst, den du dem ganzen Dorf erweisen könntest."

Auf dem Ingmarshof gab es mehrere alte Leute, die ihr Leben lang da gedient hatten, und die nun das Gnadenbrot auf dem Hofe genossen. Diese waren in noch größerer Angst als alle anderen, denn sie fürchteten, daß sie, wenn der Hof einen neuen Besitzer bekam, aus ihrer alten Heimat vertrieben würden und also gezwungen wären, den Bettelstab zu ergreifen. Und wie es auch gehen mochte, dessen waren sie sicher, so gut wie bei ihrer alten Herrschaft bekamen sie es nie wieder.

Diese armen Alten irrten den ganzen Tag auf dem Hof umher, und ihre Angst ließ sie nirgends Ruhe finden. Es war ein Jammer, diese so altersschwachen und verschüchterten Menschen umherschleichen zu sehen, mit einem ängstlichen Ausdruck in den halberblindeten, triefenden Augen.

Schließlich fiel es einem fast hundertjährigen Greis ein, zu Ingmar hinzugehen und sich neben ihm auf den Boden zu setzen. Es war, als sei da der einzige Ort, wo er Ruhe finden könne, denn da blieb er, die alten zitternden Hände auf den Krückstock aufgestützt, ruhig sitzen.

Sobald die alte Lisa und Lagaards Märta sahen, wo Korp Bengt sich niedergelassen hatte, kamen sie auch herbeigehumpelt und setzten sich neben Ingmar. Sie sagten kein Wort zu ihm, aber sie hatten wohl eine unklare Vorstellung davon, daß er imstande sein müsse, sie zu beschützen, er, der jetzt der Ingmar Ingmarsson war.

Von dem Augenblick an, wo sich die Alten um ihn versammelt hatten, hielt Ingmar die Augen nicht mehr geschlossen, sondern sah auf sie hinunter. Es war, als zähle er alle die Jahre und alle die Sorgen, die über deren Köpfe hingegangen waren, während sie seiner Familie gedient hatten. Und er dachte wohl, daß es seine erste Pflicht sei, dafür zu sorgen, daß sie in ihrem alten Neste sterben dürften.

Er schaute sich suchend um, bis sein Auge auf Stark-Ingmar fiel, dem er alsdann bedeutsam zunickte.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Stark-Ingmar in das Wohnhaus und mitten durch den Saal in das Stübchen hinein. Hier blieb er an der Tür stehen und wartete auf den passenden Augenblick, um sein Anliegen vorzubringen.

Als Stark-Ingmar eintrat, stand der Pfarrer mitten im Zimmer und redete auf Karin und Halfvor ein, die so steif und unbeweglich dasaßen, wie aus Stein gehauen. Der Inspektor vom Sägewerk saß am Tisch; er sah sehr selbstbewußt aus, und er wußte ja auch, daß er es tatsächlich in der Gewalt hatte, alle andern zu überbieten. Der Wirt von Karmsund stand am Fenster; er war in großer Aufregung, der Schweiß perlte ihm auf der Stirne, und seine Hände bebten. Berger Sven Persson saß auf dem Sofa in der entferntesten Ecke des Zimmers; sein großes, ausdrucksvolles Gesicht verriet keine Spur von Erregung. Er hatte die Hände über dem Magen gefaltet und schien an nichts anderes zu denken, als wie er seine Daumen möglichst schnell umeinander drehen könnte.

Jetzt hörte der Pfarrer auf zu sprechen. Halfvor sah zu Karin hinüber, als wolle er sie um Rat fragen; aber sie saß unbeweglich und schaute zu Boden.

„Karin und ich sind gezwungen, daran zu denken, daß wir in ein fremdes Land ziehen," sagte Halfvor, „und daß wir und die Brüder von dem Geld leben müssen, das wir für das Gut bekommen. Wir haben erfahren, daß die Reise nach Jerusalem allein schon fünfzehntausend Kronen kostet, und nachher müssen wir doch ein Haus mieten und Kleider und Speisen kaufen."

„Ist es nicht unrecht, von Karin und Halfvor zu verlangen, daß sie den Hof für einen Bettel weggeben sollen, nur damit er nicht an eine Aktiengesellschaft kommt?" sagte der Inspektor. „Ich meine, sie sollten mein Angebot schnell annehmen, und wenn auch nur allein, um von all diesem Hin- und Herreden befreit zu werden."

„Ja," sagte Karin, „es ist wohl am besten, wir halten uns an das höchste Angebot."

Aber der Pfarrer war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Sobald es sich um etwas Weltliches handelte, wußte er sehr gut, wie er seine Worte setzen sollte; da war er ein anderer Mann als auf der Kanzel.

„Aber ihr hängt doch wohl so sehr an dem alten Hof, daß ihr ihn lieber an jemand verkaufet, der ihn ordentlich instand hält, selbst wenn ihr ein paar Tausend Kronen weniger dafür bekommt?" sagte er.

Und mit besonderer Rücksicht darauf, daß Karin da-

beisaß und zuhörte, berichtete er von einem Hof nach dem andern, die ganz verfallen waren, nachdem sie die Aktiengesellschaft in ihre Hände bekommen hatte.

Karin schaute ein paarmal auf, während der Pfarrer also sprach, und dieser fühlte, daß es ihm nun endlich gelungen sei, Eindruck auf sie zu machen. Es wird doch wohl noch ein kleiner Rest von der alten Hofbäuerin übriggeblieben sein, dachte er, während er von verhungertem Vieh und verfallenen Gebäuden sprach.

Endlich schloß er mit den Worten: „Ich weiß recht wohl, daß die Aktiengesellschaft, wenn sie es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, die Bauern überbieten kann, so daß keiner mehr mitkommen kann. Aber wenn es Karin und Halfvor am Herzen liegt, daß dieser alte Hof nicht an die Aktiengesellschaft übergeht, dann müssen sie jetzt einen bestimmten Preis festsetzen, so daß die Bauern wissen, wonach sie sich zu richten haben."

Sobald der Pfarrer ausgeredet hatte, sah Halfvor Karin unruhig an; Karin aber schlug langsam die schweren Augenlider auf und sagte: „Ich glaube, wir beide, Halfvor und ich, sind ganz einig, daß wir den Hof lieber an einen der Unseren verkaufen, wo wir sicher sein können, daß alles so bleibt, wie es war."

„Ja, wenn außer der Aktiengesellschaft noch jemand vierzigtausend böte, dann würden wir uns mit dieser Summe begnügen," sagte Halfvor, der nun verstanden hatte, was seine Frau wünschte.

Nachdem diese Worte gesprochen waren, ging Stark-Ingmar mit langen Schritten mitten durchs Zimmer geradenwegs auf Berger Sven Persson zu und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Da stand der Gemeinderatsvorsteher schnell auf und trat zu Halfvor, indem er sagte: „Da Halfvor versprochen hat, sich an vierzigtausend genügen zu lassen, will ich diese Summe bieten."

Ein Zucken lief über Halfvors Gesicht. Er schluckte ein paarmal, ehe er antworten konnte. „Wir danken dem Gemeinderatsvorsteher," sagte er und reichte ihm die Hand. „Ich freue mich, den Hof so guten Händen zu übergeben."

Auch mit Karin wechselte Sven Persson einen Hände-

druck; sie war sehr bewegt und wischte sich eine Träne aus den Augen.

„Ihr dürft ganz versichert sein, daß hier alles beim alten bleiben wird," sagte der Gemeinderatsvorsteher.

Karin fragte, ob er denn selbst auf den Hof ziehen wolle.

„Nein," antwortete er, und mit feierlichem Nachdruck fügte er hinzu: „Ich verheirate zum Sommer meine jüngste Tochter, und ihr und ihrem Manne gebe ich den Hof."

Hierauf wandte er sich an den Pfarrer und dankte ihm:

„Nun geht es so, wie der Herr Pfarrer es haben wollte," sagte er. „Das hätte ich damals nicht gedacht, wo ich als ein armer Hirtenjunge hier herumlief, daß ich einmal imstande wäre, es durchzusetzen, daß wieder ein Ingmar Ingmarsson auf den Ingmarshof kommt."

Der Pfarrer und die andern Männer starrten ihn an, ohne gleich zu verstehen, was er meinte, aber Karin verließ rasch das Zimmer.

Als sie durch den Saal ging, richtete sie sich hoch auf, band das Kopftuch fest, daß es in den richtigen Falten lag, und glättete ihre Schürze.

Hierauf ging Karin mit großer Würde und Feierlichkeit über den Hof. Sie hielt sich sehr gerade, die Augen waren gesenkt, und sie ging so langsam, daß man kaum sah, daß sie sich bewegte.

So kam sie zu Ingmar hin und reichte ihm die Hand.

„Nun muß ich dir Glück wünschen, Ingmar," sagte sie, und ihre Stimme zitterte vor Freude. „Wir sind einander in dieser Sache hart gegenübergestanden, aber da Gott mir die Freude nicht hat zuteil werden lassen, daß du dich an uns anschließt, danke ich ihm dafür, daß du es bist, der hier über den Hof herrschen wird."

Ingmar erwiderte nichts, seine Hand lag schlaff in Karins. Und als Karin sie wieder losgelassen hatte, stand er noch ebenso betrübt da, wie den ganzen Tag hindurch.

Alle die Männer, die bei der Entscheidung zugegen gewesen waren, traten nun zu Ingmar, schüttelten ihm die Hand und sagten: „Viel Glück und Segen dir, Ingmar Ingmarsson vom Ingmarshof!"

Da fuhr ein Freudenschimmer über Ingmars Gesicht. Er murmelte leise vor sich hin: „Ingmar Ingmarsson vom Ingmarshof," und sah aus wie ein Kind, dem eine langersehnte Gabe zuteil geworden ist. Aber schon im nächsten Augenblick trat ein anderer Ausdruck in sein Gesicht, es war, als möchte er mit unendlichem Widerwillen und Ekel das gewonnene Glück zurückweisen.

In einem Nu hatte sich die Neuigkeit über den ganzen Hof verbreitet. Die Leute fragten und redeten mit lauten Stimmen eifrig durcheinander. Viele wurden so froh, daß ihnen die Tränen in die Augen traten.

Niemand kümmerte sich mehr um das Ausrufen des Auktionators, sondern alle, die Vornehmen und Geringen, Bekannte und Unbekannte, drängten sich um Ingmar.

Als Ingmar von all diesen Menschen umgeben war, schlug er die Augen auf, und da fiel sein Blick auf Mutter Stina, die ein Stück weit von ihm entfernt stand und ihn betrachtete. Sie war sehr bleich und sah ärmlich und alt aus. Als Ingmars Blicke sie trafen, wandte sie sich ab und schlug den Heimweg ein.

Ingmar machte sich von den andern los und eilte ihr nach.

Er beugte sich zu ihr nieder und sagte mit heiserer Stimme, während jeder Zug in seinem Gesicht vor Schmerz bebte:

„Geht heim zu Gertrud, Mutter Stina, und sagt ihr, daß ich sie aufgegeben und mich um den Hof verkauft habe. Sagt ihr, sie soll nie mehr an einen so unglückseligen Menschen denken, wie ich einer bin."

Gertrud

Es war etwas Sonderbares über Gertrud gekommen, über das sie nicht Herr werden und das sie nicht verscheuchen konnte, etwas, das zunahm und ihr beinahe allen Willen raubte.

Es hatte in dem Augenblick begonnen, da sie erfuhr, daß Ingmar sie aufgegeben hatte, und es bestand aus einer großen Angst vor einem Wiedersehen mit ihm, aus

der Furcht, daß sie ihm auf der Straße oder in der Kirche oder sonstwo plötzlich begegnen könnte. Warum dies so entsetzlich wäre, wußte sie nicht, aber sie fühlte, daß es etwas war, das sie nicht ertragen könnte.

Am liebsten hätte sie sich Tag und Nacht eingeschlossen, um sicher zu sein, daß sie ihn nicht sehen werde; aber das war für so ein armes Mädchen wie Gertrud unmöglich. Sie mußte hinausgehen und im Garten arbeiten, sie war gezwungen, mehrere Male am Tag den weiten Weg nach der Viehweide zu machen, um die Kühe zu melken, und sie wurde oft zum Kaufmann geschickt, um Zucker oder Mehl oder andere Waren, die man in einer Haushaltung braucht, einzukaufen.

Wenn Gertrud auf die Straße hinaustrat, zog sie das Kopftuch tief über das Gesicht herein, schlug nie die Augen vom Boden auf und eilte davon, als ob sie von Gespenstern verfolgt würde. So oft es anging, vermied sie die Landstraße und schlug allerlei schmale Pfade ein, die den Gräben entlang und zwischen den Äckern hinführten, wo sie vor einer Begegnung mit Ingmar vollständig sicher zu sein glaubte.

Aber sie hatte trotzdem immer noch große Angst davor. Er konnte ja doch überall hinkommen. Wenn sie auf den Fluß hinausruderte, konnte er ja gerade dort seine Baumstämme abwärtstreiben, und schlich sie sich weit in den Wald hinein, konnte er ihr auf dem Weg zur Arbeit mit der Axt über der Schulter entgegenkommen.

Wenn sie im Garten auf den Knien lag und Unkraut ausjätete, hob sie alle Augenblicke den Kopf, um beizeiten auf und davon laufen zu können, für den Fall, daß er des Wegs daher käme.

Sie dachte mit Bitterkeit daran, daß er bei ihr zu Haus nur allzu gut bekannt sei. Ihr Hund würde nicht bellen, wenn er käme, und ihre Tauben, die auf dem Kiesweg umhertrippelten, würden nicht wegfliegen und sie mit lautem Flügelschlag warnen.

Gertruds Angst nahm auch nicht ab, sie wurde mit jedem Tag eher schlimmer. All ihr Leiden und all ihr Schmerz verwandelte sich in Schrecken und Angst, und ihre Kraft, dagegen anzukämpfen, wurde immer geringer. „Bald wird ein Tag kommen, wo ich nicht mehr vor

die Tür zu treten wage," dachte sie. „Ich werde ganz sonderbar und menschenscheu, wenn ich nicht geradezu den Verstand verliere."

„Ach Gott, ach Gott!" flehte Gertrud, „nimm diese Angst von mir! Ich sehe es Vater und Mutter wohl an, daß sie mich schon für verrückt halten. Ach lieber Gott, hilf mir!"

Und gerade, als diese Angst ihren Höhepunkt erreicht hatte, geschah es in einer Nacht, daß Gertrud einen merkwürdigen Traum hatte.

Ihr träumte, sie gehe eines Mittags mit dem Melkeimer am Arm nach der Viehweide, um die Kühe zu melken. Das Vieh weidete auf einer eingehegten Wiese, die weit drin im Walde lag, und sie ging auf schmalen Pfaden, die den Gräben entlang und zwischen den Äckern hinführten. Sie merkte, daß ihr das Gehen sauer wurde, denn sie fühlte sich so müde und schwach, daß sie kaum die Beine bewegen konnte. „Was ist nur mit mir?" fragte sie sich im Traum. Und sie antwortete sich selbst: „Du bist müde, weil du dich mit einem so schweren Kummer abschleppen mußt."

Endlich glaubte sie die Viehweide erreicht zu haben. Aber als sie auf den umhegten Platz kam, konnte sie die Kühe nirgends entdecken. Sie erschrak sehr und suchte die Tiere im Gebüsch und am Bach und im Birkenwäldchen.

Während sie so nach ihnen suchte, entdeckte sie eine Öffnung in der Hecke auf der Seite, die nach dem Wald führte. Da wurde sie grenzenlos unglücklich und rang die Hände. „Ach, und ich bin doch so müde!" schluchzte sie. „Muß ich nun auch noch im Wald umherlaufen, um die Kühe zu suchen!"

Trotzdem wanderte sie aber doch in den Wald hinein und bahnte sich mühsam einen Weg durch die riesigen Tannen und stechenden Wacholderbüsche hindurch.

Aber schon nach einer ganz kurzen Weile befand sie sich auf einem ebenen, angenehmen Waldpfad, ohne daß sie wußte, wie sie dahin gelangt war. Der Pfad war weich und ein wenig schlüpfrig wegen der braunen Tannennadeln, die ihn bedeckten; die Tannen ragten gerade und himmelhoch zu beiden Seiten empor, und der Son-

nenschein spielte auf dem gelben Moos unter den Bäumen. Es war so schön und so lieblich, daß ihre Angst sich verminderte.

Wie sie nun dahinging, sah sie plötzlich eine alte bucklige Frau zwischen den Bäumen daherschleichen. Das war die alte Finnen-Marit, die hexen konnte. „Es ist doch entsetzlich, daß das alte, böse Weib noch lebt, und daß ich ihr hier im Walde begegnen muß!" dachte Gertrud. Und sie ging so vorsichtig als möglich weiter, damit das Weib sie nicht sähe.

Aber als sie eben an ihr vorbeihuschen wollte, schaute die Alte auf.

„Wart ein wenig, dann zeig ich dir etwas!" rief das Weib. Und gleich darauf lag die Finnen-Marit auf den Knien gerade vor Gertrud mitten auf dem Weg. Sie ritzte einen Kreis in die Tannennadeln, und mitten in den Kreis stellte sie eine flache Messingschale. „Nun will sie gewiß hexen," dachte Gertrud, „es ist also wirklich wahr, daß sie eine Hexe ist."

„Sieh nun in die Schale hinein, dann siehst du vielleicht etwas," sagte das Finnenweib. Gertrud senkte den Blick und fuhr erschrocken zusammen; denn auf dem Grunde der Schale zeigte sich ganz deutlich Ingmars Gesicht. Gleichzeitig steckte ihr die Alte eine Nadel in die Hand. „Sieh," sagte sie, „nimm die Nadel und stich ihm damit die Augen aus. Tu es ihm nur dafür, daß er dich hat sitzen lassen." Gertrud zögerte, aber sie fühlte eine merkwürdige Lust, es zu tun. „Warum soll er es gut haben und reich und glücklich sein, wo du doch so großes Leid trägst?" sagte die Alte. Da überkam Gertrud eine unbezwingliche Lust, der Alten zu folgen. Sie senkte die Nadel. „Gib acht, daß du ihn mitten in die Augen triffst," sagte das Weib. Und Gertrud stieß zweimal ganz schnell mitten in Ingmars Augen hinein. Aber als sie die Nadel hineinstieß, merkte sie, daß diese tief drang, als ob sie nicht auf Messing träfe, sondern sich in etwas Weiches hineinbohre, und als Gertrud die Nadel wieder zurückzog, war diese blutig.

In dem Augenblick, wo Gertrud das Blut an der Nadel sah, war es ihr, als habe sie Ingmar wirklich die Augen ausgestochen, und sie erschrak so sehr über ihre

Missetat, daß sie einen lauten Schrei ausstieß, durch den sie erwachte.

Gertrud brach in so heftiges Weinen aus, daß ihr ganzer Körper davon erschüttert wurde, und es dauerte lange, bis sie sich überzeugen konnte, daß alles nur ein Traum gewesen wäre. „Gott bewahre und behüte mich davor, daß ich Lust bekommen könnte, mich an Ingmar zu rächen!" schluchzte sie.

Doch kaum hatte sie sich beruhigt und war wieder eingeschlafen, als derselbe Traum von neuem begann.

Noch einmal wandelte sie auf den schmalen Pfaden nach der Viehweide. Wieder waren die Kühe verschwunden, und sie ging in den Wald hinein, um sie zu suchen. Und wieder kam sie auf den schönen Weg und sah den Sonnenschein auf dem Moos spielen. Da erinnerte sie sich daran, was ihr vorhin im Traum begegnet war, und sie bekam große Angst, sie könne wieder dem Finnenweib begegnen, und war sehr froh, als sie es nirgends erblickte.

Aber wie sie so dahinging, war es ihr, als ob sich plötzlich der Boden zwischen zwei Rasenhügeln vor ihr öffne. Zuerst hob sich ein Kopf aus der Öffnung heraus, und dann arbeitete sich ein ganz kleiner Mann heraus. Er schnurrte und brummte immerfort vor sich hin, und daran erkannte Gertrud, wer es war. Das war ja der Schnurre-Peter, der nicht ganz richtig im Kopf war. Zuweilen wohnte er drunten im Dorf, aber im Sommer lebte er meist droben im Wald in einer Höhle.

Gertrud fiel es sogleich ein, daß es hieß, wenn jemand seinem Feinde etwas Böses antun wolle, ohne daß es herauskomme, dann sei der Schnurre-Peter zu gebrauchen. Er stand im Verdacht, schon öfters für andere den Mordbrenner gemacht zu haben.

In ihrem Traum ging nun Gertrud zu dem Mann hin und fragte ihn gleichsam im Scherz, ob er den Ingmarshof anzünden wolle; sie möchte es gerne haben, sagte sie, weil Ingmar den Hof lieber habe als sie. Im Traum kam es ihr ganz lustig vor, diesen halbverrückten Menschen um so etwas zu bitten.

Aber zu ihrem großen Schrecken schien der Verrückte sogleich auf ihren Vorschlag einzugehen. Er nickte ihr eifrig zu und begann augenblicklich den Weg nach dem

Dorf hinabzurennen. Sie lief ihm nach, konnte ihn aber nicht einholen. Tannenzweige hielten sie fest, sie sank in Sumpflöcher hinein und glitt auf glatten Steinen aus. Endlich erreichte sie den Waldessaum, aber da leuchtete ihr das Feuer zwischen den Bäumen entgegen. „Ach, er hat es schon getan, er hat den Hof schon angezündet!" rief sie und erwachte aufs neue an dem Entsetzen über ihren Traum.

Gertrud setzte sich im Bett auf, die Tränen strömten ihr die Wangen hinab. Sie wagte es nicht, sich wieder niederzulegen, aus Furcht, der Traum könne noch einmal beginnen.

„Lieber Gott, hilf mir! ach Gott, hilf mir!" schluchzte sie. „Ich weiß gar nicht, wieviel Böses in meinem Herzen ist! Aber du Gott im Himmel, du weißt es, daß ich während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal daran gedacht habe, mich an Ingmar zu rächen. Ach lieber Gott, laß diese Sünde nicht über mich kommen!"

„Das Leid ist gefährlich!" rief sie und preßte die Hände ineinander. „Das Leid ist gefährlich! O, das Leid ist gefährlich!"

Sie verstand sicherlich selbst nicht mit voller Klarheit, was sie damit sagen wollte, sie fühlte nur, daß ihr armes Herz wie ein Garten war, der aller seiner Blumen beraubt worden ist, und in dem nun der Kummer umhergeht und Dornen und Giftblumen pflanzt.

Den ganzen Vormittag hatte Gertrud das Gefühl, als träumte sie noch immer. Sie war gar nicht ganz wach; der Traum war so klar gewesen, daß sie ihn nicht vergessen konnte.

Wenn sie an die Freude dachte, mit der sie in Ingmars Augen gestochen hatte, schauderte sie. „Es ist gräßlich, daß ich so rachsüchtig und schlecht geworden bin," sagte sie zu sich selbst. „Ich weiß nicht, was ich tun soll, um mich davon frei zu machen. Ach, ich bin nicht weit davon entfernt, schlecht und verdorben zu werden!"

Um die Mittagszeit nahm Gertrud wie gewöhnlich ihren Melkeimer an den Arm und ging fort, um die Kühe zu melken.

Wie gewöhnlich zog sie das Kopftuch tief ins Gesicht herein und hob die Augen nicht vom Boden auf.

Sie ging die schmalen Pfade, die sie im Traume gegangen war, und erkannte auch die Blumen wieder, die am Wegrand wuchsen. Und so sonderbar halbwach, wie sie war, konnte sie nun kaum unterscheiden, was sie wirklich sah und was sie sich zu sehen einbildete.

Als Gertrud die Viehweide erreicht hatte, ging es ihr abermals wie im Traum, die Kühe waren nirgends zu sehen. Sie suchte sie, gerade wie sie es im Traum auch getan hatte, suchte am Bach, unter den Birken und im Tannengebüsch. Aber sie fand sie nirgends, hatte jedoch das Gefühl, daß sie da sein müßten, und daß sie sie gleich finden würde, sobald sie ganz wach sei.

Bald entdeckte sie ein großes Loch in der Hecke und erriet, daß das Vieh hier hinausgelaufen war.

Nun machte sich Gertrud auf die Suche nach den Kühen. Sie folgte den tiefen Spuren, die ihre Hufe in dem weichen Waldboden zurückgelassen hatten, und entdeckte bald, daß sie den Weg nach einer entlegenen Sennhütte eingeschlagen hatten.

„Ach, nun weiß ich, wo sie sind!" rief Gertrud. „Die Leute vom Lyckhof haben heute vormittag ihr Vieh zur Sennhütte hinaufgetrieben; als dann unsere Kühe das Läuten der Glocken hörten, sind sie hier ausgebrochen und ihnen durch den Wald nachgelaufen."

Die Unruhe hatte das Mädchen für eine Weile ganz wach gemacht. Sie beschloß, nach der Alm hinaufzugehen und die Kühe zu holen, sonst konnte man nicht wissen, wann sie wieder heimgetrieben würden. Und rasch schlug sie den steilen, steinigen Weg ein, der dorthin führte.

Aber nachdem dieser eine Weile steil aufwärts geführt hatte, machte er eine scharfe Biegung, und nun lag er ganz eben und mit Tannennadeln bestreut weich und glatt vor ihr.

Sie erkannte ihn wieder aus ihrem Traum; da waren dieselben Sonnenflecken drüben auf dem weißgelben Moos und dieselben hohen Bäume.

Als Gertrud den Weg wieder erkannte, versank sie sogleich wieder in denselben halbwachen Zustand, in dem sie sich schon den ganzen Tag befunden hatte, und sie erwartete beinahe, daß ihr etwas Übernatürliches begegnen

werde. Sie spähte zwischen die Tannen, um zu sehen, ob sie nicht einige der sonderbaren Wesen wahrnehmen könne, die im Waldesdunkel umherwandern.

Sie sah indes nicht, daß sich etwas zwischen den Bäumen bewegt hätte, aber in ihrer Seele stiegen wunderliche Gedanken auf. „Wie, wenn ich mich wirklich an Ingmar rächen würde? Vielleicht würde ich dann von meiner Angst befreit? Vielleicht könnte ich dann dem Verrücktwerden entgehen? Vielleicht wäre es ganz angenehm, Ingmar das leiden zu lassen, was ich jetzt selbst leide?" Der schöne Tannenpfad kam ihr endlos lang vor. So wanderte sie wohl eine Stunde lang weiter und war ganz verwundert, daß nichts Wunderbares eintraf. Endlich mündete der Weg in eine ebene Waldlichtung.

Es war ein hübscher kleiner, mit frischem, saftigem Gras und einer Menge Blumen bewachsener Platz. Auf der einen Seite erhob sich eine steile Bergwand, auf der andern standen blühende Vogelbeerbäume zwischen hellgrünen Birken und dunklen Tannen. Ein ziemlich breiter und wasserreicher Bach strömte den Abhang herunter, schlängelte sich durch die Wiese hin und stürzte dann in eine Schlucht hinab, die mit üppigem Buschwerk und Niederwald dicht bewachsen war.

Gertrud blieb plötzlich stehen. Sie wußte auf einmal, wo sie war. Der Bach hieß der Schwarzbach, und es wurden höchst merkwürdige Dinge von ihm erzählt. Schon öfters war es vorgekommen, daß Leute, während sie über den Bach gingen, hellsehend geworden waren und Dinge gesehen hatten, die sich in weiter Ferne zutrugen.

Ein Junge, der hinübergegangen war, hatte einmal einen Hochzeitszug gesehen, der weit droben im Norden gerade in die Kirche wanderte, und ein Kohlenbrenner sah einen König, mit der Krone auf dem Kopf und dem Zepter in der Hand, zu seiner Krönung reiten.

Gertrud meinte, das Herz müsse ihr stille stehen. „Gott sei mir gnädig," seufzte sie, „was ich auch immer sehen mag!"

Beinahe wäre sie wieder umgekehrt. „Aber ich muß ja hinüber, ich armes Kind!" klagte sie. „Ich muß ja weiter, um meine Kühe wiederzubekommen!"

„Lieber Gott!" flehte sie und preßte in großer Angst

die Hände zusammen. „Laß mich nichts Arges oder Böses sehen! Laß mich nicht in schwere Versuchung fallen!"

Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie etwas sehen würde, ja, sie erwartete es so gewiß, daß sie kaum wagte, die flachen Steine zu betreten, die durch den Bach führten.

Als sie in der Mitte des Baches angekommen war, sah sie, daß sich drüben im Dunkel etwas bewegte. Aber es war kein Hochzeitszug, sondern ein einzelner Mann, der langsam über die Wiese schritt.

Er war groß und schlank und trug ein langes, schwarzes Gewand, das ihm bis auf die Füße reichte. Er hatte ein jugendlich schönes Gesicht; das Haupt war unbedeckt, und lange dunkle Locken wallten auf die Schultern herab.

Der Fremde kam geradewegs auf Gertrud zu. Seine Augen leuchteten und strahlten, als ob ein Licht von ihnen ausginge, und als seine Blicke auf Gertrud weilten, fühlte sie, daß er all ihren Schmerz lesen konnte. Und sie sah, daß er Mitleid mit ihr hatte, mit ihr, deren Herz von so großer Sorge um irdische Dinge erfüllt und deren Seele, darin die Disteln und Giftblumen des Kummers wuchsen, von Rachgier beschmutzt war.

Als sein Blick Gertrud traf, da fühlte sie, wie ihr ganzes Wesen von zunehmender Freude und Seligkeit und stiller, wohltuender Ruhe durchströmt wurde. Und als er an ihr vorübergegangen war, da war von all ihrem Kummer, ihrer Bitterkeit nichts mehr übrig geblieben; alles Böse war verschwunden wie eine Krankheit, die geheilt worden ist und nur Gesundheit und Stärke zurückgelassen hat.

Lange blieb Gertrud still stehen. Die Erscheinung glitt weiter, aber noch immer stand Gertrud in träumerischer Glückseligkeit auf derselben Stelle. Als sie sich endlich umschaute, war die Gestalt verschwunden, aber der Eindruck dessen, was sie gesehen hatte, verschwand nicht. Sie faltete die Hände und hob sie entzückt zum Himmel auf. „Ich habe Jesus gesehen!" rief sie hingerissen. „Ich habe Jesus gesehen! Er hat all meinen Schmerz von mir genommen, und ich liebe ihn! Nun kann ich sonst niemand mehr lieben auf dieser Welt!"

Die Sorgen des Lebens verschwanden und wurden un-

endlich klein. Und die langen Jahre des Lebens erschienen ihr wie ein einziger kurzer Tag. Und alles irdische Glück kam ihr arm und schal und wertlos vor.

Und gleichzeitig stand es auch klar vor ihr, wie sie ihr Leben einrichten müsse.

Damit sie nicht aufs neue in düstere Angst versinken und nicht wieder zu Bösem und zur Rache verleitet würde, mußte sie diese Gegend verlassen. Sie mußte mit den Hellgumianern nach Jerusalem ziehen.

Dieser Gedanke war in ihr aufgestiegen, während Jesus an ihr vorüberging. Sie glaubte, daß er von ihm gekommen war; sie hatte ihn in seinen Augen gelesen.

An jenem schönen Junitag, da Berger Sven Persson die Hochzeit seiner Tochter mit Ingmar Ingmarsson feierte, kam eine junge Frauensperson früh am Morgen auf den Hof, wo die Hochzeit gefeiert wurde, und verlangte den Bräutigam zu sprechen. Sie war groß und schlank, hatte aber das Kopftuch so weit hereingezogen, daß von dem Gesicht nichts weiter zu sehen war, als eine weiche Wange und ein paar rote Lippen. Am Arm trug sie einen Korb, in dem kleine Bündel selbstgewobener Bänder, sowie einige Haarketten und Haararmbänder lagen.

Sie sagte ihr Anliegen einer alten Magd, die sie vor dem Hof traf, und diese ging sogleich hinein und sagte es der Hausmutter. Die Hausmutter antwortete: „Geh zu ihr hinaus und sag ihr, daß Ingmar Ingmarsson eben jetzt in die Kirche fährt und durchaus keine Zeit hat, mit ihr zu sprechen."

Sobald die Fremde diesen Bescheid bekommen hatte, entfernte sie sich vom Hof, und sie wurde den ganzen Vormittag hindurch nicht wieder gesehen. Aber als die Hochzeitsleute aus der Kirche zurückkamen, erschien sie wieder und bat noch einmal, Ingmar Ingmarsson sprechen zu dürfen.

Diesmal trug sie ihren Wunsch einem jungen Knecht vor, der an der Stalltür lehnte, und er ging hinein und sagte es dem Hausvater: „Sag ihr," sagte der Hausherr, „daß sich Ingmar Ingmarsson eben jetzt zum Hochzeitsmahl setzt, und daß er keine Zeit hat, mit ihr zu sprechen."

Als die Fremde diesen Bescheid bekam, seufzte sie und entfernte sich aufs neue; sie kam auch erst spät am Abend wieder, als die Sonne schon am Untergehen war.

Diesmal gab sie ihren Auftrag einem kleinen Kinde, das rittlings auf einem Gatter saß, und das Kind ging geradewegs in den Saal hinein und richtete es der Braut aus. — „Sag ihr," antwortete die Braut, „daß Ingmar Ingmarsson mit seiner Braut tanzt, und daß er keine Zeit hat, mit jemand anderem zu sprechen."

Als das Kind mit diesem Bescheid wieder herauskam, lachte die Fremde und sagte: „Nein, nun sprichst du die Unwahrheit, Ingmar Ingmarsson tanzt nicht mit seiner Braut."

Sie ging auch nicht wieder weg, sondern blieb am Tor stehen.

Kurz nachher dachte die Braut: „Nun habe ich an meinem Hochzeitstag gelogen." Sie bereute es, ging zu Ingmar hin und sagte ihm, daß eine Fremde auf dem Hof sei und mit ihm zu sprechen wünsche.

Ingmar ging hinaus und sah Gertrud am Tor auf ihn warten.

Als ihn Gertrud kommen sah, ging sie vor ihm auf den Weg hinaus, und Ingmar folgte ihr. Sie wanderten schweigend weiter, bis sie eine gute Strecke vom Hochzeitshof entfernt waren.

Ingmar sah aus, als sei er in den letzten Wochen ein alter Mann geworden. Jedenfalls hatte sein Gesicht einen entschiedeneren Ausdruck von Vorsichtigkeit und Klugheit angenommen. Er ging auch gebeugter und sah, seit er reich geworden war, demütiger aus, als früher, da er nichts besessen hatte.

Ingmar war sicherlich nicht erfreut, Gertrud zu sehen. An jenem Tag, der seit der Auktion vergangen war, hatte er sich selbst einzureden versucht, daß er mit dem Tausch, den er gemacht hatte, zufrieden sei. „Denn es ist ja so, daß wir Ingmarssöhne uns eigentlich um nichts weiter in der Welt kümmern, als auf dem Ingmarshof zu pflügen und zu säen," hatte er zu sich selbst gesagt.

Aber was ihn noch mehr quälte als Gertruds Verlust, das war das Bewußtsein, daß es nun einen Menschen gab, der von ihm sagen konnte, er habe das nicht

gehalten, was er versprochen hatte, und wie er nun so hinter Gertrud herging, dachte er immerfort an all den Hohn und die Verachtung, die sie über ihn auszugießen ein Recht hatte.

Gertrud setzte sich auf einen Stein am Weg und stellte ihren Korb neben sich. Das Kopftuch zog sie noch tiefer über das Gesicht herein.

„Setze dich," sagte sie zu Ingmar und deutete auf einen andern Stein. „Ich habe viel mit dir zu reden."

Ingmar setzte sich und war froh, daß er sich so ruhig fühlte. „Es geht besser, als ich erwartet hatte," dachte er. „Ich glaubte, es würde viel schlimmer sein, Gertrud wiederzusehen und sie sprechen zu hören. Ich fürchtete, die Liebe würde mich ganz überwältigen."

„Ich hätte dich nicht gerade an deinem Hochzeitstag gestört," sagte Gertrud, „wenn ich nicht dazu gezwungen gewesen wäre, denn ich gehe nun aus dieser Gegend weg und komme nie wieder zurück. Schon vor einer Woche war ich ganz reisefertig, aber da trug sich etwas zu, wodurch ich genötigt wurde, die Reise aufzuschieben, um mit dir zu reden."

Ingmar saß schweigend und wie in sich zusammengesunken da. Er sah aus wie jemand, der die Schultern vorschiebt und den Kopf senkt, in der Erwartung, daß ein schweres Gewitter über ihn hereinbrechen werde.

Er dachte immerfort: „Was auch Gertrud denken mag, so weiß ich doch ganz gewiß, daß ich recht tat, indem ich den Hof wählte. Ich hätte es nicht ohne ihn aushalten können, ich hätte mich vor Kummer verzehrt, wenn er in andere Hände gekommen wäre."

„Ingmar," sagte Gertrud, und sie errötete dabei, so daß der kleine Teil, der von ihrer Wange sichtbar war, ganz dunkelrot wurde. „Ingmar, du wirst dich doch wohl noch erinnern, daß ich vor fünf Jahren die Absicht gehabt hatte, zu den Hellgumianern überzutreten. Damals hatte ich dem Heiland mein Herz gegeben, aber ich nahm es wieder zurück, um es dir zu schenken. Das ist wohl ein großes Unrecht von mir gewesen, und deshalb ist all dies über mich gekommen. So wie ich Christus aufgegeben habe, bin ich nun von dem, den ich liebte, auch aufgegeben worden."

Sobald Ingmar begriff, daß Gertrud mit den Hellgumianern ziehen wolle, machte er eine Bewegung des Unwillens. Er hatte eine heftige Empfindung des Unbehagens. „Ich kann mich nicht darein finden, daß sie sich an diese Jerusalemsfahrer anschließen und in ein fremdes Land ziehen will," dachte er und widersprach ihr dann so eifrig, wie er es getan hätte, wenn sie noch immer seine Braut gewesen wäre.

„So darfst du nicht denken, Gertrud. Es ist niemals Gottes Absicht gewesen, daß dies eine Strafe für dich sein solle."

„Nein, nein, Ingmar, keine Strafe, so meine ich es nicht, sondern nur, um mir zu zeigen, wie schlecht ich das erstemal gewählt hatte. Ach nein, nicht als Strafe! Ich bin ja so glücklich! Ich vermisse gar nichts; ich bin von allem Schmerz erlöst worden. Das wirst du doch begreifen können, Ingmar, wenn ich dir sage, daß Gott selbst mich erwählt und berufen hat."

Ingmar schwieg, sein ganzes Gesicht verhärtete sich in Vorsichtigkeit und Berechnung. „Du bist recht dumm," schalt er sich selbst, „laß doch Gertrud fortziehen, Meer und Land zwischen euch ist das beste. Meer und Land, Meer und Land!"

Aber das, was sich in seinem Innern gegen Gertruds Abreise auflehnte, wurde gleichsam stärker als er, so daß er sagte: „Ich kann nun und nimmer verstehen, daß dir deine Eltern erlauben, fortzuziehen."

„Das tun sie auch nicht," antwortete Gertrud, „und ich weiß das so genau, daß ich sie nicht einmal um die Erlaubnis zu bitten wage; Vater würde nie seine Einwilligung geben. Ich glaube beinahe, er würde mich mit Gewalt zurückhalten. Das wird mir auch am schwersten, daß ich mich von daheim fortschleichen muß. Sie glauben nun, ich gehe herum, um meine Bänder zu verkaufen, und sie werden es erst erfahren, wenn ich mich den Jerusalemsfahrern in Göteborg angeschlossen habe und das Schiff abgefahren ist."

Ingmar war ganz empört, daß Gertrud ihren Eltern einen so furchtbaren Kummer machen wollte. „Weiß sie wohl, wie schlecht sie handelt?" dachte er. Er war schon im Begriff, ihr Vorstellungen darüber zu machen,

besann sich jedoch anders. „Es schickt sich nicht für dich, Ingmar, Gertrud über irgend etwas Vorwürfe zu machen."

„Ich weiß wohl, daß es unrecht gegen Vater und Mutter ist," sagte Gertrud, „aber ich darf nun eben Jesu folgen."

Sie lächelte, als sie den Namen des Erlösers aussprach. „Er hat mich ja aus Angst und Seelennot errettet," sagte sie innig und faltete ihre Hände.

Und als ob sie erst jetzt den Mut dazu gefunden hätte, schob sie das Kopftuch zurück und sah Ingmar gerade in die Augen. Es war Ingmar, als vergleiche sie ihn mit einem andern, der ihr vorschwebte, und er fühlte selbst, wie gering und unbedeutend er sich daneben ausnehmen mußte.

„Ja, es ist sehr unrecht gegen Vater und Mutter, Vater ist nun so alt, daß er seine Entlassung nehmen muß, und dann haben wir ein noch kleineres Einkommen als vorher. Und wenn Vater nicht beschäftigt ist, dann wird er übellaunig und verdrießlich. Mutter wird es recht schwer bei ihm haben, und sie werden gewiß beide sehr traurig sein. Hätte ich daheim bleiben und sie erheitern können, dann wäre alles anders gewesen."

Gertrud hielt inne, wie wenn sie überlegte, ob sie ganz offen reden dürfe, aber Ingmar fühlte, daß ihm selbst das Weinen aufstieg. Er erriet, daß Gertrud ihn bitten wollte, sich ihrer Eltern anzunehmen. „Ich glaubte, sie käme, um mich zu verhöhnen und mir ihre Verachtung zu zeigen," dachte er, „statt dessen beweist sie mir das größte Vertrauen."

„Du hast nicht nötig, mich erst darum zu bitten, Gertrud," sagte Ingmar. „Es ist eine große Ehre, die du mir erweist, mir, der dich verlassen hat! Glaube mir, ich werde gegen deine alten Eltern besser handeln, als ich gegen dich gehandelt habe."

Ingmars Stimme zitterte, und zugleich schien etwas von der Vorsichtigkeit und der Klugheit aus seinem Gesicht zu verschwinden. „Wie gut Gertrud gegen mich ist! Wenn sie mich um dieses bittet, so ist es nicht nur um ihrer alten Eltern willen, sondern auch, um mir zu zeigen, daß sie mir vergibt."

„Ja, das wußte ich, Ingmar, daß du es mir nicht abschlagen würdest, wenn ich dich darum bäte," sagte Gertrud. „Aber nun habe ich dir noch etwas anderes zu sagen." Ihre Stimme wurde stärker und froher. „Ich habe ein großes Geschenk für dich."

„Wie schön Gertrud spricht!" sagte Ingmar plötzlich zu sich selbst. „Ich glaube, ich habe noch nie jemand mit einer so frohen und klangvollen Stimme reden hören."

„Vor acht Tagen ging ich von Hause weg," sagte Gertrud, „und da hatte ich im Sinn, nach Göteborg zu gehen, um dort mit den Hellgumianern zusammenzutreffen. In der ersten Nacht schlief ich am Bergsanaer Hüttenwerk bei einer armen Schmiedswitwe, namens Marie Bouving. Den Namen mußt du dir merken, Ingmar. Und wenn sie je in Not kommen sollte, so mußt du ihr beistehen."

„Wie schön Gertrud ist!" dachte Ingmar, während er nickte und ihr versprach, sich an Marie Bouvings Namen zu erinnern. „Wie schön Gertrud ist! Wie wird es mir gehen, wenn ich sie nie wiedersehen kann! Gott sei mir gnädig, wenn ich unrecht getan habe, als ich sie um eines alten Hofs willen aufgab! Wie können Acker und Wiesen dasselbe für mich sein wie ein Mensch! Sie können nicht mit mir lachen, wenn ich froh bin, noch mich trösten, wenn ich betrübt bin! Nichts auf der Welt kann einen Menschen, den man geliebt hat, ersetzen."

„Marie Bouving," fuhr Gertrud fort, „hat ein Kämmerchen hinter ihrer Küche, in dem sie mich in jener Nacht schlafen ließ. ‚Du wirst sehen, wie gut du hier schläfst,' sagte sie zu mir, ‚denn du liegst in dem Bett, das ich bei der Auktion auf dem Ingmarshof gekauft habe.' Sobald ich mich niedergelegt hatte, fühlte ich einen sonderbar harten Knäuel unter meinem Kopf. ‚Da hat sich Marie aber kein besonders gutes Bett gekauft,' dachte ich. Ich war jedoch so müde von dem langen Gehen am verflossenen Tag, daß ich rasch einschlief.

Mitten in der Nacht wachte ich auf und drehte das Kissen auf die andere Seite, um den Knäuel unter meinem Kopf los zu werden. Da merkte ich, daß es in der Mitte aufgeschnitten und mit großen Stichen schlecht wie-

der zusammengenäht worden war. Innen lag etwas Hartes, das wie Papier knisterte. ‚Ich brauche nicht gerade auf Steinen zu schlafen,' dachte ich und versuchte das Harte herauszuziehen. Schließlich brachte ich es heraus, es war ein mit einem Bindfaden umwickeltes, versiegeltes Päckchen."

Gertrud hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, ob Ingmar neugierig sei; aber Ingmar hatte nicht besonders aufmerksam zugehört. „Wie schön Gertrud beim Sprechen die Hand bewegt!" dachte er. „Ich glaube, ich habe noch nie jemand gesehen, der so geschmeidig in allen seinen Bewegungen ist und so leicht geht wie Gertrud. Ja, ein altes Sprichwort sagt: Der Mensch liebt vor allem den Menschen. Aber ich habe doch recht getan, denn nicht allein der Hof, sondern auch das ganze Dorf hat mich nötig."

Trotzdem fühlte er mit Kummer, daß es ihm jetzt nicht mehr so leicht wurde wie vor einer Weile, sich einzureden, daß er den Hof lieber habe als Gertrud.

„Ich legte das Päckchen neben das Bett," fuhr Gertrud fort, „und hatte im Sinn, es am nächsten Morgen Marie Bouving einzuhändigen. Aber als es hell wurde, sah ich, daß dein Name darauf stand. Ich untersuchte es dann näher, und schließlich entschloß ich mich, es an mich zu nehmen und es dir zu übergeben, ohne Marie oder sonst jemand etwas davon zu sagen. Hier hast du es nun, Ingmar, es ist dein Eigentum."

Und aus ihrem Korb nahm Gertrud nun ein nicht besonders großes Päckchen und übergab es Ingmar, indem sie ihn dabei ansah, als ob sie erwarte, daß er sehr freudig überrascht sein würde.

Ingmar nahm die Gabe in die Hand, ohne viel daran zu denken, was es wohl sein könne. In Gedanken mühte er sich ab, die bittere Reue zu unterdrücken, die ihn zu überwältigen drohte.

„Wenn Gertrud wüßte, wie gefährlich sie mir ist, wenn sie so freundlich und gut gegen mich ist," dachte er. „Ach, wäre es denn nicht viel besser gewesen, wenn sie gekommen wäre, um mich zu schelten!

Ich sollte ja froh darüber sein, aber ich bin es nicht," dachte er, „es ist ja, als wäre mir Gertrud dankbar,

daß ich sie sitzen ließ. Aber das zu denken, ist mir unerträglich."

„Ingmar," sagte Gertrud in einem Ton, der ihm endlich zum Bewußtsein brachte, daß es etwas außerordentlich Wichtiges sei, was sie ihm zu sagen hatte. „Es ist mir eingefallen, daß Elias, während er auf dem Ingmarshof krank lag, dieses Kopfkissen gehabt haben muß."

Zugleich nahm sie Ingmar das Päckchen aus der Hand und wickelte es auf. Ingmar hörte es knistern wie Banknoten. Dann sah er, daß Gertrud zwanzig Scheine abzählte, jeden von tausend Kronen. Sie hielt sie ihm vor die Augen: „Sieh hier, Ingmar, dies ist dein väterliches Erbteil. Du begreifst doch wohl, daß Elias es in das Kissen hineingestopft hat."

Ingmar hörte, daß sie dies sagte, und er sah auch die Banknoten, aber es war ihm, als sehe und höre er wie durch einen Nebel hindurch. Gertrud reichte ihm die Banknoten, aber seine Hände konnten sie nicht festhalten, und das ganze Bündel fiel auf den Boden. Gertrud hob es auf und steckte es ihm in die Tasche. Ingmar fühlte, daß er schwankte, wie wenn er betrunken wäre.

Plötzlich streckte er den einen Arm aus, ballte die Faust und schüttelte sie drohend in der Luft, so wie es ein Betrunkener manchmal tut.

„Ach Gott! Ach Gott!" schluchzte er.

Ach, wie sehr wünschte er, ein Wort mit dem Gott da droben im Himmel sprechen zu können, ihn fragen zu können, warum dieses Geld nicht früher zum Vorschein gekommen sei. Warum es jetzt komme, jetzt, wo er es nicht brauchte, jetzt, wo Gertrud ihm schon verloren war.

Im nächsten Augenblick fielen seine Hände schwer auf Gertruds Schultern nieder.

„Du verstehst dich zu rächen, du!" sagte er.

„Nennst du das Rache, Ingmar?" fragte sie entsetzt.

„Wie soll ich es sonst nennen? Warum kamst du nicht sofort zu mir mit dem Geld?" — „Nein, ich wollte den Hochzeitstag abwarten." — „Wärest du gekommen, ehe ich Hochzeit gemacht hätte, hätte ich den Hof von Berger Sven Persson zurückkaufen können, und dann hätte ich dich heiraten können." — „Ja, das wußte ich."

— „Aber nun kommst du am Hochzeitstag selbst, gerade wo es zu spät ist.“ — „Es war jedenfalls zu spät, Ingmar. Es war zu spät vor acht Tagen, es ist zu spät jetzt, und es ist zu spät für immer.“

Ingmar war wieder auf den Stein niedergesunken; er hielt die Hände vor das Gesicht und jammerte.

„Und ich, der glaubte, daß nirgends Hilfe zu finden sei! Und ich, der glaubte, daß es nicht in menschlicher Macht stehe, es zu ändern! Und nun sehe ich, daß es doch Hilfe gab. Nun sehe ich, daß wir alle glücklich hätten werden können!“

„Eins sollst du aber doch wissen, Ingmar,“ sagte Gertrud, „als ich das Geld fand, sah ich sogleich, daß es uns helfen könne, gerade so, wie du eben gesagt hast, aber es war keine Versuchung mehr für mich, nein, nicht einen einzigen Augenblick, und zwar darum, weil ich jetzt einem andern angehöre.“

„Du hättest das Geld selbst behalten sollen!“ rief Ingmar. „Nun ist es mir, als ob mir ein Wolf die Brust zerreiße und zerfleische. Es war nichts, als ich wußte, daß es unmöglich war, aber jetzt, wo ich weiß, daß ich dich hätte bekommen können ...“

„Ich kam hierher, um dir eine Freude zu machen, Ingmar.“

Doch auf dem Hofe fing man allmählich an, ungeduldig zu werden. Die Leute traten auf die Staffel und begannen zu rufen: „Ingmar! Ingmar!“

„Und die Braut steht dort drüben und wartet auf mich!“ rief Ingmar in größter Herzensangst. „Und daß du es bist, Gertrud, die an all dem schuld ist! Als ich dich aufgab, tat ich es in der äußersten Not, du aber hast alles zerstört, nur um mich unglücklich zu machen. Nun weiß ich, wie es Vater zumut war, als Mutter das Kind umgebracht hatte!“ rief er außer sich.

Er brach in heftiges Weinen aus. „Nie habe ich dich so geliebt, wie heute abend,“ stöhnte er. „Nie habe ich dich auch nur halb so lieb gehabt, wie gerade jetzt. Ach, nie habe ich gewußt, daß die Liebe so bitter und furchtbar sein kann!“

Mild und sanft legte ihm Gertrud ihre Hand auf den Kopf. „Nie, niemals ist es meine Absicht gewesen, mich

an dir zu rächen, Ingmar, aber so lange dein Herz an den Dingen dieser Welt hängt, ist es an den Kummer gebunden."

Ingmar schluchzte noch lange, und als er endlich aufschaute, war Gertrud verschwunden. Vom Hofe her kamen die Leute, die ihn suchten.

Hart ließ er die Hand auf den Stein niederfallen, auf dem er saß, und ein zäher Starrsinn verbreitete sich über sein Gesicht.

„Gertrud und ich treffen vielleicht ein andermal wieder zusammen," sagte er, „und dann könnte es sein, daß es anders ginge als jetzt. Wir Ingmarssöhne sind dafür bekannt, daß wir das erreichen, wonach wir trachten!"

Die alte Pröpstin

Es muß auch noch berichtet werden, wie alle Menschen es versuchten, die Hellgumianer zu überreden, nicht nach dem Orient zu ziehen. Manchmal war es, als ob es von den Bergen und Schluchten wiederhalle: „Ziehet nicht fort! Ziehet nicht fort!"

Und nicht nur ihre eigenen Standesgenossen, sondern auch die Herrenleute versuchten es, die Bauern von ihrem Vorhaben abzubringen. Der Landrichter und der Landvogt ließen ihnen keine Ruhe. Sie fragten sie, woher sie denn wüßten, daß diese Amerikaner keine Betrüger seien. Sie wüßten ja gar nicht, was das für Menschen seien, mit denen sie sich zusammentun wollten.

Es finde sich auch weder Gesetz noch Ordnung in dem Lande da drunten. Jeden Tag könne man von Räubern überfallen werden. Und Straßen gäbe es dort gar nicht, sie würden gezwungen sein, all ihre Habe mit Pferden zu befördern, wie droben in den finnischen Wäldern.

Der Doktor prophezeite ihnen, daß sie das Klima nicht würden ertragen können. Und Jerusalem sei voller Pocken und Fieber; sie zögen nur hin, um dort zu sterben.

Aber die Hellgumianer erwiderten, daß sie das alles schon wüßten, und gerade deshalb zögen sie hin. Sie gingen ja hin, um die Pocken und das Fieber zu be-

kämpfen, um Straßen zu schaffen und die Felder zu bebauen. Das Land Gottes solle nicht länger im argen liegen, sie würden es in ein Paradies umwandeln.

Und niemand war imstande, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Neben der Kirche wohnte eine alte Pfarrerswitwe. Sie war steinalt und wohnte in einer großen Dachkammer im Postgebäude, der Kirche schräg gegenüber. Da wohnte sie, seit sie aus dem Pfarrhaus hatte ausziehen müssen.

Es war von jeher Sitte gewesen, daß die eine und andere der Hofbäuerinnen, wenn sie zur Kirche kamen, der Pfarrerswitwe etwas neugebackenes Brot oder Butter oder Sahne brachte. Dann ließ diese schnell den Kaffeekessel aufsetzen, und die Frau, die am lautesten schreien konnte, sprach mit ihr, denn die alte Pfarrerswitwe war stocktaub. Man versuchte ihr dann zu berichten, was sich unter der Woche im Dorfe zugetragen hatte, aber man bekam nicht recht heraus, wieviel sie von dem, was man ihr sagte, verstand.

Die alte Pfarrerswitwe saß immer in ihrer Stube, und manchmal vergaßen die Menschen beinahe, daß sie noch da war. Aber dann kam es vor, daß irgend jemand, der an ihrem Fenster vorüberging, zufällig ihr altes Gesicht hinter den weißen, faltigen Vorhängen erblickte. Dann dachte er: „Wir dürfen sie nicht ganz vergessen, da sie doch so verlassen ist. Morgen, wenn wir unser Kalb geschlachtet haben, gehe ich zu ihr und bringe ihr eine Metzelsuppe."

Niemand brachte heraus, wieviel sie von dem wußte, was sich im Dorf zutrug. Sie wurde immer älter und gebrechlicher, und schließlich schien sie sich um nichts mehr zu kümmern, was zu dieser Welt gehört. Sie las nur immer in ein paar alten Postillen, die sie schon vorher auswendig konnte.

Die Pfarrerin hatte ein altes Dienstmädchen, die ihr beim Ankleiden half und für sie kochte. Alle beide hatten große Angst vor Dieben und Ratten, und aus Furcht vor Feuersgefahr vermieden sie es meistens, abends ein Licht anzuzünden.

Mehrere von denen, die Hellgumianer geworden waren, hatten die Gewohnheit gehabt, mit kleinen Ge-

schenken zu der alten Pfarrerswitwe zu kommen. Seit sie sich jedoch bekehrt und sich von allen Menschen geschieden hatten, gingen sie nicht mehr zu ihr; aber niemand wußte, ob die Alte verstand, warum sie nicht mehr kamen.

Ebensowenig wußte man, ob sie etwas von der großen Auswanderung nach Jerusalem erfahren hatte.

Da befahl die alte Pröpstin eines Tages ihrer Magd, Pferde und Wagen zu bestellen, weil sie eine Ausfahrt machen wolle.

Wie verwundert die alte Magd da wohl ausgesehen haben mag!

Aber als sie Einwendungen zu machen versuchte, stellte sich die alte Dame stocktaub. Sie hob nur die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe und sagte: „Ich will ausfahren, Sara-Lena, du mußt mir einen Wagen und Pferde verschaffen."

So blieb Sara-Lena nichts anderes übrig, als ihrem Befehl nachzukommen. Sie mußte zum Pfarrer gehen und ihn bitten, der Pröpstin ein anständiges Gefährt zu leihen. Dann hatte sie eine unglaubliche Mühe, einen alten Pelzkragen und einen Samthut auszulüften, die seit zwanzig Jahren wohlverwahrt in Kampfer gelegen hatten.

Dann war es auch kein Spaß, die alte Dame die Treppe hinunter zu geleiten und ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie war so gebrechlich, daß man fürchten mußte, sie werde jeden Augenblick verlöschen, wie eine ausgebrannte Kerze.

Als die Pröpstin endlich im Wagen saß, befahl sie dem Kutscher, nach dem Ingmarshof zu fahren.

Dort waren die Leute nicht wenig erstaunt, als sie sahen, wer in dem Wagen saß.

Sie kamen heraus und hoben sie aus dem Wagen und führten sie in den Saal hinein. Hier waren mehrere Hellgumianer versammelt. Man saß beim Essen. In diesen letzten Zeiten pflegten die Hellgumianer zusammenzukommen und ihre dürftigen Mahlzeiten zusammen einzunehmen, die nur aus Reis und Tee und andern leichten Gerichten bestanden, um sich dadurch auf den bevorstehenden Zug durch die Wüste vorzubereiten.

Als die Pröpstin auf der Schwelle stand, blieb sie stehen und schaute sich in dem Raum um. Einige versuchten, sie anzureden, aber an diesem Tag hörte sie gar nichts.

Sie erhob die Hand und sagte mit jener trockenen, harten Stimme, die den Tauben eigen ist:

„Da ihr nicht mehr zu mir kommt, komme ich zu euch, um euch zu sagen, daß ihr nicht nach Jerusalem ziehen sollt. Es ist eine böse Stadt, dort hat man unsern Heiland gekreuzigt."

Karin versuchte, ihr zu antworten, aber sie hörte nichts, sondern fuhr fort: „Es ist eine böse Stadt, es wohnen schlechte Leute dort, dort ist unser Heiland gekreuzigt worden.

„Ich bin hierher gekommen," fuhr sie fort, „weil dies ein gutes Haus gewesen ist. Der Name Ingmarsson ist ein guter Name gewesen. Es ist von jeher ein guter Name gewesen. Ihr sollt in unserem Dorfe bleiben."

Dann wandte sie sich zum Gehen. Nun hatte sie das Ihrige getan, nun konnte sie ruhig sterben. Dies war die letzte Tat, die das Leben von ihr verlangt hatte.

Die Ingmarstochter Karin weinte, nachdem die Pfarrerswitwe abgefahren war. „Es ist vielleicht nicht recht, daß wir fortziehen," sagte sie. Aber gleichzeitig freute sie sich, daß die alte Dame gesagt hatte: ‚Es ist ein guter Name, es ist von jeher ein guter Name gewesen.'

Dies war das erste und einzige Mal, daß man Karin dem großen Unternehmen zweifelnd gegenüberstehen sah.

Die Abreise

An einem schönen Morgen im Juli fuhr ein langer Zug von Karren und Lastwagen vom Ingmarshof ab. Es waren die Jerusalemsfahrer, die endlich ihre Vorbereitungen beendigt hatten und nun ihre Reise mit der weiten Fahrt nach der Eisenbahnstation begannen.

Als der lange Zug durch das Dorf fuhr, kam er an einem ärmlichen Hof vorüber, der der Myckelsumpf genannt wurde.

Hier wohnten schlechte Leute, der Auswurf der Mensch-

heit, solche, die entstehen, wenn Gott einmal das Auge abwendet oder von anderen Dingen in Anspruch genommen ist.

Dort gab es einen ganzen Haufen schmutziger und zerlumpter Kinder, die allen Vorüberkommenden Schimpfworte nachschrien; da gab es auch eine alte Großmutter, die meistens betrunken am Grabenrand saß, und da gab es einen Mann und eine Frau, die sich immer zankten und balgten.

Nie hatte man sie arbeiten sehen, und man wußte nicht, ob sie mehr bettelten als stahlen, oder mehr stahlen als bettelten.

Als nun der Zug an dieser elenden, ärmlichen Hütte vorüberfuhr, die so war, wie ein Ort zu werden pflegt, wo Wind und Wetter jahrelang ungehindert ihr Wesen treiben dürfen, stand die alte Großmutter nüchtern und ordentlich bekleidet auf demselben Platz am Wege, wo sie sonst betrunken, lallend und schwankend saß, vier der Kinder standen ruhig um sie her, und alle fünf waren gekämmt und gewaschen und so ordentlich gekleidet, als es ihnen möglich war.

Als die Insassen des ersten Wagens diese Personen gewahrten, verminderten sie den Schritt der Pferde, und fuhren ganz langsam an ihnen vorüber; ebenso machten es die nächsten, sie fuhren auch so langsam, daß die Pferde sich gerade noch vorwärts bewegten.

Und alle die Abreisenden begannen plötzlich heftig zu weinen; die Erwachsenen weinten still vor sich hin und schluchzten, aber die Kinder brachen in lautes Heulen und Geschrei aus.

Die Jerusalemsfahrer konnten später nie verstehen, warum sie über nichts so bitterlich geweint hatten, wie über die Bettel-Lena, die da so ärmlich und altersschwach am Wege gestanden hatte. Aber heute noch können sie in Tränen ausbrechen, wenn sie erzählen, wie sie sich an jenem Tag den Branntwein versagt hatte und mit den gewaschenen und gekämmten Kindern herausgekommen war, um ihnen noch eine Ehre zu erweisen.

Als der ganze Zug vorübergekommen war, begann auch die Bettel-Lena zu weinen. „Die fahren in den Himmel, um bei Jesu zu sein!“ sagte sie zu den Kindern. „Alle

fahren gen Himmel, nur wir müssen hier am Wege sitzen bleiben."

Als der lange Zug von Karren und Lastwagen durch das halbe Dorf gefahren war, kam er an die lange Floßbrücke, die schwankend über dem Fluß liegt.

Es ist sehr schwierig, über diese Brücke zu fahren. Zuerst geht es einen Abhang hinunter, um bis ans Wasser zu gelangen und dann ein paar steile Stufen zur Brücke empor, denn die Brücke muß etwas erhöht sein, damit die Boote und Flöße darunter hindurch fahren können, und auf der andern Seite führt der Weg so jäh in die Höhe, daß Menschen und Tiere bei dem Gedanken, daß sie da hinauf müssen, schaudern.

Diese Brücke macht den Leuten immer schwere Sorgen. Die Bretter verfaulen und müssen unaufhörlich erneuert werden. Zur Zeit des Eisgangs muß Tag und Nacht gewacht werden, damit sie nicht in Stücke gerissen wird, und wenn im Frühjahr Hochwasser eintritt, reißt es große Stücke von der Brücke weg und führt sie bis hinunter zum Wasserfall beim Bergsanaer Sägewerk.

Aber die Dorfbewohner sind stolz auf ihre Brücke und sehr glücklich über deren Besitz. Denn wenn sie nicht wäre, müßte man ja immer ein Boot oder eine Fähre haben, so oft man von einem Ufer zum andern wollte.

Die Brücke ächzte und bog sich unter ihrer Last, als die Jerusalemsfahrer darüber hinfuhren, und das Wasser drang zwischen den Brettern hindurch und spritzte den Pferden an die Beine.

Den Wegziehenden tat es sehr weh, von ihrer geliebten Brücke scheiden zu müssen. Sie dachten daran, daß sie etwas sei, das ihnen allen gemeinsam gehörte. Die Häuser, die Höfe, die Acker und die Wälder waren an die verschiedensten Besitzer verteilt, aber die Brücke war gemeinsames Eigentum, und es war für alle ein Schmerz, sie zu verlassen.

Aber hatten sie denn sonst nichts, das ihnen gemeinsam gehörte? Hatten sie denn nicht die Kirche, die dort jenseits der Brücke zwischen den Birken lag? Hatten sie nicht das schöne weiße Schulhaus und den Pfarrhof?

Und was hatten sie sonst noch an gemeinsamem Besitz? Doch wohl auch die Schönheit, die hier ihren Augen begegnete. Die herrliche Aussicht über den breiten mächtigen Fluß, der ruhig und sommerhell zwischen den Baumgruppen hinzog, die weite Fernsicht das Tal entlang bis hinauf zu den blauen Bergen.

Dies alles gehörte ihnen, dies alles hatte sich ihnen fest eingeprägt, und dies alles sollten sie nun nie wieder sehen!

Als die Abreisenden mitten auf der Brücke waren, stimmten sie eines der Moody- und Sankey-Lieder an:

„Ja gewiß, wir sehn uns wieder, ja gewiß, wir sehn uns wieder, droben einst im Himmelreich!"

Auf der Brücke war kein Mensch, der sie hören konnte. Den blauen Höhen ihres Heimatlandes, den grünen Wassern des Flusses und den vom Winde schwankenden Bäumen sangen sie.

Sie würden sie nie wieder sehen, und aus den Kehlen, die vom Weinen zusammengeschnürt waren, erklang das Abschiedslied.

„Du schönes Heimatdorf, mit deinen freundlichen roten und weißen Höfen zwischen den dichten Birkenhainen, mit deinen fruchtbaren Äckern und grünen Wiesen, mit deinen Gehölzen und Weideplätzen, mit deinem langen Tal, das vom Fluß durchschnitten wird, hör uns! Wir wollen beten, daß wir uns wiedersehen! Wir wollen beten, daß wir dich einst im Himmel wiedersehen!"

Als dieser lange Zug von Karren und Lastwagen die Brücke hinter sich hatte, kam er am Kirchhof vorüber.

Drinnen auf dem Kirchhof lag ein großer, flacher, vom Alter ganz verwitterter Felsblock; es stand weder ein Name noch eine Jahreszahl darauf, aber man wußte von alters her, daß ein Bauer aus dem Ljunggaardsgeschlecht darunter begraben lag.

Einmal, als Ljung Björn Olofsson, der jetzt nach Jerusalem zog, und sein Bruder Per noch Kinder waren, hatten sie auf diesem Stein gesessen und sich miteinander unterhalten.

Im Anfang waren sie ganz einig gewesen, aber schließ-

lich hatten sie sich über irgend etwas gestritten und dabei heftige Worte gebraucht und sich schließlich angeschrien.

Worüber sie sich gestritten hatten, vergaßen sie später wieder, aber was sie nie wieder vergaßen, war, daß sich unter dem Stein, worauf sie saßen, als sie sich eben am heftigsten stritten, ein langsames aber deutliches Klopfen hören ließ.

Da verstummten beide augenblicklich. Sie ergriffen sich bei der Hand und schlichen sich leise fort, und später konnten sie nie auf dem Stein sitzen, ohne daran zu denken.

Als Ljung Björn nun am Kirchhof vorüberfuhr, sah er seinen Bruder Per, den Kopf in die Hände gestützt, auf dem Stein sitzen.

Da hielt Ljung Björn sein Pferd an und machte den andern ein Zeichen, daß sie auf ihn warten sollten.

Er stieg vom Wagen, kletterte über die Kirchhofsmauer, ging zu dem Stein hin und setzte sich neben seinen Bruder.

Sogleich sagte Per Olofsson: „Du hast den Hof verkauft." — „Ja," antwortete Björn, „ich habe all das Meine Gott gegeben." — „Ja, aber es war nicht das Deinige," fiel der Bruder leise ein. — „Wie, gehörte es etwa nicht mir?" — „Nein, es gehörte der Familie."

Ljung Björn gab keine Antwort, sondern wartete schweigend; hatte der Bruder sich auf diesen Stein gesetzt, dann sprach er nur Worte des Friedens, das wußte er. Er fürchtete sich nicht vor dem, was der Bruder sagen würde.

„Ich habe den Hof wieder gekauft," sagte nun der Bruder.

Ljung Björn fuhr zusammen. „Konntest du es nicht ertragen, daß er aus der Familie ging?"

„Ich bin nicht reich genug, um so etwas nur deshalb tun zu können," antwortete der Bruder.

Björn sah ihn fragend an. „Ich tat es, damit du etwas hättest, wohin du zurückkommen könntest." Björn stieg das Weinen auf, und er begann zu schluchzen. „Und damit deine Kinder etwas hätten, wohin sie zurückkommen könnten." Björn legte den Arm um des Bruders Hals und liebkoste ihn. „Und um meiner lieben Schwä-

gerin willen," sagte Peter; „es wird gut für sie sein, wenn sie weiß, daß sie Haus und Heimat hat, die für sie bereit stehen und auf sie warten. Die alte Heimat soll immer offen stehen für jedes von euch, das zurückkehrt."

„Per," sagte Björn, „setz dich dort auf den Wagen und zieh mit nach Jerusalem, dann bleibe ich daheim. Du verdienst es mehr, in das Gelobte Land zu kommen, als ich." — „Ach nein," sagte der Bruder lächelnd, „ich weiß zwar wohl, was du meinst, aber ich passe besser hierher." — „Ich glaube, du passest am besten in den Himmel," sagte Björn. Er lehnte seinen Kopf an die Schulter des Bruders. „Nun mußt du mir alles vergeben," sagte er.

Sie erhoben sich und reichten sich die Hände zum Abschied. „Diesmal wurde uns nicht geklopft," sagte Per, als sie aufstanden. — „Es war doch sonderbar, daß du darauf verfielst, dich auf diesen Stein zu setzen," sagte Björn. — „Es ist uns Brüdern in der letzten Zeit schwer geworden, Frieden zu halten, wenn wir zusammenkamen." — „Glaubtest du, ich sei heute streitlustig aufgelegt?" — „Nein, aber ich werde zornig, wenn ich daran denke, daß ich dich verliere."

Sie gingen auf die Landstraße hinaus, und Ljung Per drückte Björns Frau kräftig die Hand. „Ich habe den Ljunghof zurückgekauft," sagte er, „und ich sage es dir jetzt, damit du weißt, daß du hier etwas hast, wohin du jederzeit zurückkehren kannst."

Ebenso drückte er dem ältesten Kind die Hand. „Erinnere dich, Kleiner, daß du hier Haus und Hof hast, wohin du zurückkehren kannst, wenn du wieder in das alte Land kommen willst."

Er ging vom einen zum andern, bis er zu dem kleinen Erik kam, der erst zwei Jahre alt war und nicht verstehen konnte, was der Oheim meinte. „Wollt ihr nun nicht vergessen, ihr Kinder alle miteinander, Erik zu erzählen, daß er Haus und Hof hat, wohin er zurückkehren kann, sobald er heimkehren will."

Und dann fuhr der lange Zug weiter.

Als der lange Zug der Karren und Lastwagen an dem Kirchhof vorbeigefahren war, erreichte er eine große Schar von Verwandten und Freunden, die den Fortziehenden noch Lebewohl sagen wollten.

Es wurde ein langer Aufenthalt, denn alle wollten sich noch einmal die Hände drücken und sich noch einige Worte zum Abschied sagen.

Und als sie dann durch das Kirchdorf fuhren, war der ganze Weg mit Menschen dicht besetzt, die die Abreisenden sehen wollten.

Auf allen Staffeln standen Menschen; sie lehnten sich weit zu den Fenstern heraus, sie waren auf die Hecken geklettert, und die weiter entfernt wohnten, standen auf den Hügeln und Anhöhen und winkten und fochten mit den Armen in der Luft.

Der lange Zug fuhr langsam an der großen Menschenschar vorüber, bis er das Haus des Dorfschulzen Lars Elementsson erreichte. Hier hielt er an, und Gunhild stieg vom Wagen, um ihren Eltern Lebewohl zu sagen.

Gunhild hatte auf dem Ingmarshof gewohnt, seit sie sich entschlossen hatte, mit nach Jerusalem zu ziehen. Sie hatte gemeint, dies sei besser, als mit ihren Eltern in Streit zu leben, die sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen konnten, daß die Tochter sie verlassen wollte.

Als Gunhild vom Wagen gestiegen war, sah sie, daß das ganze Haus wie ausgestorben dalag. Nicht ein Mensch war vor der Türe oder an den Fenstern zu sehen.

Als sie das Tor öffnen wollte, war es verschlossen. Da kletterte sie über ein Gatter und gelangte so in den Hof; aber auch die Haustüre war verschlossen und verriegelt.

Gunhild ging nach der Küchentür, doch da war der Riegel von innen vorgeschoben.

Gunhild klopfte mehrere Male an die Tür, aber niemand öffnete; da nahm sie einen Stecken, und mit dessen Hilfe gelang es ihr, den Riegel zu heben. Auf diese Weise gelangte sie ins Haus hinein.

In der Küche war kein Mensch, im Saal war es ebenso leer, und im Stübchen war auch niemand.

Gunhild wollte nicht wieder gehen, ohne den Eltern ein Zeichen zu hinterlassen, daß sie dagewesen sei, um

ihnen Lebewohl zu sagen. Sie trat an den Sekretär und machte die Klappe auf, denn sie wußte, daß der Vater hier Tinte und Feder aufbewahrte.

Sie konnte die Tinte nicht sogleich finden und suchte daher in den Schubläden und Fächern. Da fiel ihr ein Kästchen in die Augen, das sie gut kannte. Es gehörte der Mutter; sie hatte es als Brautgeschenk vom Vater erhalten, und als Gunhild noch klein war, da war es ihr größtes Entzücken gewesen, wenn sie das Kästchen sehen durfte.

Das Kästchen war weiß lackiert, mit einer gemalten Blumengirlande außen auf dem Deckel; innen am Deckel aber war das Bild eines Hirten, der inmitten einer Schar weißer Lämmer die Flöte bläst. Gunhild schlug den Deckel auf, um den Hirten noch einmal zu sehen.

In diesem Kästchen hatte die Mutter früher das Teuerste, was sie besaß, aufgehoben. Da verschloß sie den dünn gewordenen Verlobungsring ihrer Mutter, die ausgediente Uhr ihres Vaters und ihre eigenen goldenen Ohrringe.

Aber als Gunhild das Kästchen öffnete, sah sie, daß all diese Andenken herausgenommen waren und daß an deren Stelle nur ein einziger Brief lag.

Es war ein Brief von ihr selbst. Vor ein paar Jahren hatte Gunhild eine Reise nach Mora gemacht, und als sie über den Siljasee fuhr, kenterte das Schiff. Mehrere der Reisegenossen waren ertrunken, und die Eltern hatten gehört, daß auch Gunhild ums Leben gekommen sei.

Gunhild erriet nun, daß die Mutter über den Brief, worin ihr Gunhild mitgeteilt hatte, daß sie noch lebte, so glücklich gewesen war, daß sie alles andere aus dem Brautkästchen herausgenommen und dafür jenen Brief als ihren größten Schatz hineingelegt hatte.

Gunhild wurde totenblaß, ihr Herz krampfte sich zusammen.

„Nun weiß ich, daß ich meine Mutter umbringe," sagte sie.

Sie dachte nicht mehr daran, ein paar Worte zu schreiben, sondern eilte fort und zum Haus hinaus. Dann setzte sie sich wieder auf den Wagen, gab aber keine Ant-

wort auf die Fragen der andern, ob sie ihre Eltern getroffen habe. Auf dem ganzen Weg saß sie unbeweglich, die Hände im Schoß gefaltet, unverwandt vor sich hin starrend. „Ich ermorde meine Mutter. Ich weiß, daß meine Mutter stirbt," dachte sie.

„Für mich gibt es keinen glücklichen Tag mehr. Wohl darf ich in das Heilige Land ziehen, aber ich bringe meine eigene Mutter um."

Nachdem der lange Zug der Karren und Lastwagen endlich das Dorf und das Tal hinter sich hatte, kam er an ein Birkengehölz.

Hier bemerkten die Jerusalemsfahrer zum erstenmal, daß sie von mehreren Personen begleitet wurden, von denen sie nicht wußten, wer sie waren.

So lange die Reisenden sich noch im Kirchspiel befunden hatten, waren sie vom Abschiednehmen und vom Abschiedsgrüßeauftragen so in Anspruch genommen gewesen, daß sie keine Zeit gehabt hatten, auf ein fremdes Fuhrwerk acht zu geben, aber nun im Walde fiel es allen auf.

Bald fuhr es allen andern Wagen voraus, so daß es an der Spitze des Zugs war, dann hielt es wieder an und ließ alle andern an sich vorüberfahren.

Das Fuhrwerk war nur ein gewöhnlicher Arbeitswagen, wie sie überall gebraucht werden. Aber gerade deshalb war es nicht möglich, herauszubringen, wem er gehörte, und auch das Pferd kannte niemand.

Der Wagen wurde von einem alten Mann gefahren, der ganz vorgebeugt dasaß und runzelige Hände sowie einen langen, weißen Bart hatte. Ihn kannte niemand, dessen war man vollständig sicher.

Aber neben ihm saß eine Frau, die man zu erkennen glaubte. Ihr Gesicht konnte man zwar nicht sehen, denn sie hatte ein schwarzes Tuch über dem Kopf und hielt es mit den Händen so fest zusammen, daß nicht einmal ein kleines Stückchen von den Augen sichtbar ward.

Mehrere versuchten es, aus der Größe und Haltung der Frau zu erraten, wer es sein könne, aber nicht zwei waren derselben Ansicht.

Gunhild sagte sogleich, es sei ihre Mutter, aber Israel Tomassons Frau erklärte sie für ihre Schwester.

Kaum ein einziger war da, der nicht seine eigenen Gedanken darüber gehabt hätte, wer es sei, der da auf dem Wagen saß. Tims Halfvor glaubte, es sei die alte Ingmarstochter Eva, die nicht mit nach Jerusalem ziehen durfte.

Der Wagen begleitete sie auf dem ganzen Wege, aber nicht ein einziges Mal schlug die Frau das Tuch zurück.

Für einige der Abreisenden wurde sie zu einer Person, die sie liebten, für andere eine, die sie fürchteten, aber den meisten kam es vor, als sei sie eine, die sie nicht mitgenommen hatten.

Mehrere Male, wenn der Weg breit genug war, fuhr dieser Wagen wieder an der ganzen Wagenreihe vorüber, hielt dann an und ließ alle wieder an sich vorüberziehen.

Dann wandte die Fremde den Abziehenden das Gesicht zu und betrachtete sie unverwandt, aber keinem von allen machte sie ein Zeichen, und niemand konnte genau sagen, wer sie war.

Sie begleitete die Auswanderer bis zur Eisenbahnstation; dort hofften diese, ihr Gesicht zu sehen. Aber als sie abgestiegen waren und sich nach ihr umschauten, war sie verschwunden.

Während der lange Zug der Karren und Lastwagen durch das Dorf fuhr, sah man nirgends jemand auf einer Wiese, der mähte oder das Heu umwandte oder es auf Haufen setzte.

An diesem Morgen ruhte die Arbeit; alle Menschen standen müßig am Wege oder kamen in ihren Sonntagskleidern angefahren, um die Auswanderer zu begleiten. Die einen fuhren eine Meile mit, die andern zwei, viele sogar bis zur Eisenbahnstation.

Solange der Zug durch das Kirchspiel fuhr, sah man nur einen einzigen Mann, der an der Arbeit war, und dieser Mann war Gabriel Hök Matts Eriksson.

Er war nicht mit der Sense hinausgegangen, denn das Mähen kam ihm immer wie eine Feierabendarbeit vor, sondern er hatte sich daran gemacht, Steine aus der Erde

zu brechen, was er in seiner Jugend getan hatte, als er sein Ödland urbar machte.

Gabriel Mattsson sah den Vater im Vorüberfahren vom Wagen aus. Hök Matts schaffte auf seinem Feld mit der Hebestange, brach Steine aus und häufte sie zu einer Mauer übereinander, er sah nicht auf, sondern mühte sich eifrig mit seinen Steinen ab, von denen einige so schwer waren, daß Gabriel meinte, der Vater müsse darunter zusammenbrechen. Und dann schleuderte er sie auf die Steinmauer hinauf mit einer Kraft, daß die Kanten zersplitterten und die Funken herausprangen.

Gabriel fuhr einen der Lastwagen, aber seine Pferde mußten für sich selbst sorgen, denn Gabriel konnte seine Augen nicht vom Vater abwenden.

Der alte Hök Matts arbeitete und arbeitete. Er mühte sich ab, gerade wie damals, als der Sohn geboren worden war, und der Vater seine ganze Kraft einsetzte, um das Eigentum zu erweitern.

Der Kummer griff ihm tief ins Herz; aber Hök Matts brach immer größere Steine aus, die er zur Mauer hinschleppte.

Kurz nachdem der Zug vorüber war, brach ein heftiges Gewitter mit einem Platzregen los. Wer im Freien war, beeilte sich, unter Dach zu kommen. Zuerst wollte Hök Matts auch unterstehen, aber dann besann er sich eines andern und blieb draußen. Er wagte es nicht, die Arbeit zu verlassen.

Um die Mittagszeit trat seine Tochter unter die Tür und rief ihn zum Essen. Hök Matts war nicht besonders hungrig, aber er meinte doch, ein paar Bissen könnten ihm gut tun. Schließlich ging er aber doch nicht hinein; er wagte es nicht, seine Arbeit zu unterbrechen.

Seine Frau hatte den Sohn bis zum Bahnhof begleitet; spät abends kam sie allein zurück. Sie ging zu ihrem Mann hinaus, um ihm zu erzählen, daß der Sohn nun abgereist sei; aber er arbeitete noch immer mit der Hebestange und schleppte sich noch immer mit den Steinblöcken ab, ohne einen Augenblick auszusetzen, um anzuhören, was sie zu erzählen hatte.

Den Nachbarn war es aufgefallen, wie Hök Matts den ganzen Tag hindurch arbeitete. Sie kamen herbei und

betrachteten ihn, blieben eine Weile stehen, und wenn sie dann wieder heimkamen, erzählten sie: „Er ist noch draußen, den ganzen Tag hat er ohne Unterbrechung so fortgemacht."

Der Abend brach herein, aber das Tageslicht hielt noch eine Weile an, und Hök Matts fuhr in seiner Arbeit fort. Es war ihm, als müsse ihn der Schmerz überwältigen, wenn er die Arbeit einstellte, solange er noch einen Schritt machen konnte.

Seine Frau kam wieder heraus und sah ihm eine Weile zu. Der Weideplatz war eben gemacht, die Mauer war gewachsen; aber noch immer schleppte der Mann Steine herbei, die wahrlich besser für die Kräfte eines Riesen gepaßt hätten.

Ab und zu kam einer der Nachbarn vorüber, um zu sehen, ob Hök Matts noch immer arbeitete; aber keiner redete ihn an.

Dann wurde es so dunkel, daß man nichts mehr sehen konnte; aber arbeiten hören konnte man ihn trotzdem, und wenn er die Blöcke auf die Mauer hinaufschleuderte, stoben Funken um ihn her.

Aber plötzlich, als er gerade mit der Hebestange hantierte, entfiel sie ihm, und als er sich bückte, um sie aufzuheben, fiel er selbst zu Boden. Er blieb auf dem Feld liegen, und ehe er sich aufrichten konnte, schlief er ein.

Kurz nachher kam er ins Haus herein. Er sagte nichts, dachte auch nicht daran, sich erst auszukleiden, sondern warf sich auf die Holzbank und schlief sogleich ein.

Die lange Reihe der Karren und Lastwagen hatte endlich den Bahnhof erreicht.

Die Eisenbahnlinie war erst vor kurzem eröffnet worden, und das Bahnhofsgebäude war ganz neu gebaut. Es lag auf einem sehr großen, abgeholzten Platz mitten im tiefsten, dunkelsten Wald. Es gab kein Dorf, keine Felder oder Gärten weit und breit, aber alles war großartig angelegt, weil man erwartete, daß ein ansehnlicher Eisenbahnort hier in dieser einsamen und öden Gegend erstehen würde.

Rund um das Stationsgebäude selbst war der Boden

geebnet; hier gab es einen breiten gepflasterten Bahnsteig, riesige Güterschuppen und weite, leere, unendliche Kiesplätze.

Ein paar Kramläden, ein photographisches Atelier, einige Werkstätten und ein Hotel waren schon um die Kiesplätze her gebaut, aber der ganze übrige Teil des abgeholzten Platzes war eine einzige weite Wildnis.

Der Dalelf floß auch hier vorüber. Wild brausend kam er aus dem dunklen Walde heraus und bildete schäumend eine Reihe kleiner Wasserfälle. Die Jerusalemsfahrer konnten kaum begreifen, daß dies der breite, majestätische Fluß sein sollte, dem sie an demselben Morgen Lebewohl gesagt hatten.

Hier fanden sich keine lachenden Täler, über die man hinschauen konnte, hier war die Aussicht überall von dunklen, mit Tannen bewachsenen Hügeln eingeengt.

Als die kleineren Kinder, die ihre Eltern nach Jerusalem begleiten sollten, an diesem Ort aus dem Wagen gehoben wurden, wurde es ihnen bange, und sie begannen zu weinen. Bis jetzt hatten sich die Kinder sehr darüber gefreut, daß sie nach Jerusalem reisen dürften, aber beim Abschied von der Heimat hatten sie bitterlich geweint, und hier auf dem Bahnhof waren sie ganz verzweifelt.

Die Erwachsenen hatten jedoch sehr viel mit ihrem Gepäck zu tun, das gleich abgeladen werden mußte. Jedermann griff mit an, und niemand hatte Zeit, auf die Kinder acht zu geben.

Aber die Kinder taten sich zusammen; in einem dichten Kreis standen sie beieinander und beratschlagten.

Kurz nachher nahmen die älteren die kleinen an der Hand und begannen vom Bahnhof fortzuwandern, zu zwei und zwei, immer ein großes und ein kleines. Sie schlugen den Weg ein, den sie gekommen waren, über das Sandmeer, die Wildnis und die Flußbrücke in den dunklen Wald hinein.

Nach einer Weile dachte eine der Frauen doch an die Kinder. Sie machte einen Vorratskorb auf und wollte ihnen etwas zu essen geben.

Sie rief ihnen nach, aber sie erhielt keine Antwort. Die Kinder waren verschwunden; und ein paar Männer wurden auf die Suche nach ihnen geschickt.

Die Männer folgten den Spuren, die die vielen kleinen Füße im Sand zurückgelassen hatten, und als sie eine Strecke weit in den Wald hineingekommen waren, erblickten sie die Kinder.

In einer langen Reihe wanderten sie dahin, zu zwei und zwei, immer ein großes und ein kleines.

Da mußten die Männer laufen, um die Kinder einzuholen.

Die Kinder versuchten, davonzulaufen, aber die kleinsten kamen nicht mit, sie strauchelten und fielen zu Boden.

Da blieben die Kinder stehen, verweint und unglücklich.

„Aber Kinder, wo wollt ihr denn hin?" fragte einer der Männer.

Da brachen die kleinsten in lautes Weinen aus, und der älteste Junge sagte:

„Wir wollen nicht nach Jerusalem, wir wollen heim."

Und noch lange, nachdem die Kinder auf den Bahnhof zurückgebracht und in die Wagen gesetzt worden waren, fuhren sie fort zu weinen und zu jammern:

„Wir wollen nicht nach Jerusalem! Wir wollen heim!"

Jerusalem II

(Im heiligen Land)

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau

Erste Abteilung

Der Heilige Stein und das Heilige Grab

Der August war heiß in Palästina. Jeden Tag wanderte die Sonne hoch oben am Himmel über den Köpfen der Menschen hin. Nirgends zeigte sich eine Wolke, und seit April war kein Regen gefallen. Dies war durchaus nicht schlimmer als in jedem andern Jahr, aber jedenfalls war es beinahe unerträglich. Man wußte nicht recht, was man beginnen sollte, um die Hitze ertragen zu können, oder wohin man fliehen sollte, um ihr zu entgehen.

Am besten war es vielleicht drunten in Jaffa; wenn auch nicht gerade in der Stadt selbst, die sich mit ihren zusammengebauten Häusern auf den schroffen Felsen wie eine riesige Festung ausnimmt, und wo aus den unsaubern Straßen und den großen Seifensiedereien ein unerträglicher Geruch aufstieg. Aber die Stadt liegt dicht am Meere, und von dort kam doch etwas Kühlung. Und in der Umgebung war es sogar ziemlich angenehm, denn Jaffa ist von wenigstens fünfhundert Orangengärten umgeben, wo die unreifen Apfelsinen unter harten, dunkelgrünen Blättern hängen, auf die der Sonnenschein durchaus keine Wirkung ausübt.

Aber welche Hitze herrschte doch auch in Jaffa!

Die riesigen Blätter der hohen Rizinuspflanzen waren eingeschrumpft und vertrocknet; selbst die widerstandsfähigen Pelargonien trieben keine Blüten mehr, sondern lagen mit hängenden Zweigen auf Steinhaufen und in Gruben beinahe ganz begraben unter Sand. Und wenn man die roten Blüten der Kaktushecken betrachtete, dann kam es einem vor, als ob die Wärme, die die dicken Stämme während des Sommers eingesogen hatten, nun in großen roten Flammen herausschlüge. Wie heiß es war, verstand man erst recht, wenn man sah, daß die Kinder, die über den Strand hinliefen, um im Meere zu baden, die Füße hoch aufhoben und jammerten, weil

der schöne weiße Sand sich so heiß anfühlte wie glühende Kohlen.

Wenn man es nun in Jaffa nicht aushalten konnte, wohin sollte man dann gehen? Hier war es wenigstens noch besser, als auf der meilenbreiten Ebene von Saron, die vor der Stadt zwischen dem Meer und dem Gebirge liegt. Es gab zwar in den kleinen Städten und Dörfern, die auf der Ebene zerstreut liegen, auch noch Menschen, man konnte aber nur schwer begreifen, wie sie es anstellten, um bei der Hitze und Trockenheit am Leben zu bleiben. Sie wagten sich auch nur selten aus ihren fensterlosen Wohnstätten heraus und verließen niemals die Ortschaften, wo die Mauern der Häuser und einige einzelstehende Bäume ihnen ein wenig Schutz gegen die Sonne boten.

Draußen auf der freien Ebene aber hätte man ebensowenig einen grünen Halm als einen Menschen finden können. Alle die prachtvollen Blüten des Frühlings, die roten Anemonen und Klatschrosen, alle die kleinen Tausendschönchen und Nelken, die den Boden mit einem dichten rotweißen Teppich bedeckt hatten, waren vernichtet. Auch war die Roggen-, Gersten- und Weizenernte, die auf den urbar gemachten Feldern in der Nähe der Ortschaften wuchs, schon eingeheimst, und die Schnitter mit ihren Ochsen und Eseln, mit ihren Sängern und Tänzern waren in ihre Dörfer heimgezogen. Die einzige Spur, die noch von der Herrlichkeit des Frühlings zu sehen war, waren die hohen Stauden, die nun vertrocknet aus der verbrannten Erde aufragten, die aber einmal schöne, duftende Lilien getragen hatten.

Es gab indes wirklich eine ganze Menge Menschen, die behaupteten, daß sie den Sommer am allerbesten in Jerusalem selbst ertragen könnten. Sie gaben zwar zu, daß die Stadt eng und mit Menschen überfüllt sei, meinten aber doch, da sie auf dem Kamme des langen Bergrückens liege, der sich durch ganz Palästina hinzieht, könne nicht ein einziges Lüftchen, von welcher Himmelsrichtung es auch komme, durchs Land ziehen, ohne daß dessen erfrischender Hauch die Heilige Stadt erreiche.

Aber wie es sich auch immer mit den gepriesenen Winden und der leichten Bergluft verhalten mochte, so war

doch auch in Jerusalem die Hitze groß genug. Die Leute schliefen bei Nacht auf den Dächern und schlossen sich bei Tag in die Häuser ein; sie mußten sich an dem übelriechenden Trinkwasser genügen lassen, das während des Winterregens in unterirdischen Zisternen gesammelt wird und dessen Versiegen man mit Angst befürchtete. Der allergeringste Wind wirbelte den Kalkstaub in dicken Wolken auf, und wenn jemand auf den weißen Wegen außerhalb der Stadt wandelte, versank der ganze Fuß in diesem dichten weichen Staube.

Aber das schlimmste war, daß die Sommerhitze die Menschen am Schlafen verhinderte. Es schlief zwar jedermann schlecht, aber viele lagen Nacht für Nacht wachend da, und diese Schlaflosigkeit war schuld daran, daß die Bewohner Jerusalems bei Tage niedergeschlagen und reizbar waren, bei Nacht aber beängstigende Erscheinungen hatten und von qualvoller Verzweiflung geplagt wurden.

In solch einer Nacht lag eine amerikanische Frau, die seit mehreren Jahren in Jerusalem wohnte, ruhelos auf ihrem Lager und warf sich unruhig hin und her, ohne einschlafen zu können. Sie trug ihr Bett aus dem Zimmer auf die obere Galerie hinaus, die rings um das Haus lief, und legte sich kalte Umschläge um den heißen Kopf, aber es half alles nichts.

Diese Dame wohnte ungefähr fünf Minuten vor dem Damaskustor in einem großen, palastähnlichen Haus, das einsam und verlassen dalag. Da hätte sich also eigentlich reine, frische Luft finden müssen, aber in dieser Nacht war es ihr, als ob sich der Qualm der ganzen Stadt um das Haus her gelagert hätte. Ein ganz leichter Wind wehte zwar wirklich, aber er kam aus der Wüste und war heiß und scharf, als sei er mit unsichtbaren Staubkörnern erfüllt. Überdies hatte sich eine Schar Straßenhunde auf einen Streifzug vor die Mauern der Stadt begeben, und diese erfüllten die Luft mit einem jämmerlichen, ununterbrochenen Gebell.

Nachdem die Amerikanerin mehrere Stunden lang wach gelegen hatte, wurde sie von einer unendlichen Niedergeschlagenheit ergriffen. Sie versuchte, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß ihr, seit sie infolge einer gött-

lichen Offenbarung nach Jerusalem gekommen war, alles geglückt sei. Sie hatte eine Gemeinde gegründet und mannigfaltige Verfolgungen und Schwierigkeiten überwunden. Aber nichts konnte sie beruhigen, ihre Angst nahm mit jedem Augenblick zu.

Allmählich bildete sie sich ein, daß sie und ihre Glaubensgenossen ermordet würden, daß ihre Feinde das Haus anzündeten, nachdem sie vorher alle Ausgänge verrammelt hätten. Es war ihr, als lasse die Stadt Jerusalem alle ihre Fanatiker auf sie los, daß diese sie überfielen mit ihrem ganzen Haß und allem Zerstörungstrieb, der sich innerhalb ihrer Mauern fand.

Sie versuchte ihre gewohnte frohe Zuversicht wiederzugewinnen. Warum sollte sie gerade jetzt verzweifeln, jetzt, wo ihre Sache so großen Erfolg gewonnen hatte, jetzt, wo die Gordonistische Kolonie durch etwa fünfzig prächtige schwedische Bauern verstärkt worden war, die von Amerika gekommen waren und wo noch mehr von diesen guten, zuverlässigen Menschen aus Schweden erwartet wurden. In der Tat hatte sich ihr Unternehmen noch nie so hoffnungsvoll ausgenommen, als gerade jetzt.

Um der Angst zu entgehen, stand sie schließlich auf und warf einen langen weißen Mantel über, um auszugehen. Sie öffnete eine kleine Hintertür und wanderte in gerader Richtung auf Jerusalem zu. Bald jedoch bog sie vom Weg ab und bestieg einen kleinen steilen Hügel. Von dessen Gipfel konnte sie in der mondhellen Nacht die Stadt mit ihren zackigen Mauern sehen, sowie die unzähligen großen und kleinen Kuppeln, die sich vom klaren Nachthimmel abhoben.

Obgleich sie noch immer mit ihrer Angst und Unruhe kämpfte, fühlte sie sich doch von der feierlichen Schönheit der Nacht angezogen.

Die ganze Landschaft ringsumher war von dem grünlich-weißen Mondschein Palästinas, der allem ein wunderbares, geheimnisvolles Gepräge verleiht, wie übergossen. Da überkam sie plötzlich eine merkwürdige Vorstellung, und sie dachte: „Gleichwie es in alten Schlössern bestimmte Gespensterzimmer gibt, so wäre es wohl möglich, daß diese altertümliche Stadt mit ihren öden Hügeln der Aufenthalt der Gespenster der alten Welt wäre, ein Ort, wo

man darauf gefaßt sein müßte, vergangene Größe von den Bergen herabsteigen und die Toten der Vorzeit in der Dunkelheit der Nacht umherschleichen zu sehen.

Mrs. Gordon wurde nicht von Entsetzen ergriffen, als diese Vorstellungen in ihr aufstiegen; sie erfüllten sie im Gegenteil mit froher Erwartung. Seit der Nacht, wo sie auf L'Univers Schiffbruch gelitten und die Stimme Gottes vernommen hatte, die mit ihr redete, war es wiederholt vorgekommen, daß ihr eine Botschaft aus einer andern Welt geworden war. Sie begann zu glauben, daß ihr etwas Ähnliches in diesem Augenblick bevorstehe. Ihr Gehirn schien sich zu erweitern, und ihre Gedanken arbeiteten mit unerhörter Klarheit und Leichtigkeit. Ihre Sinne waren geschärft, sie empfand, daß die Nacht nicht still war, sondern voll von Stimmen und wunderbaren Lauten.

Ehe sie sich die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, klarmachen konnte, hörte sie eine mächtig brausende Stimme, die aus einer sehr alten und rauhen Kehle zu kommen schien, die Worte aussprechen:

„Wahrlich, stolz kann ich meine Stirn aus dem Staube erheben, ich habe nicht meinesgleichen in Macht und Anbetung und Heiligkeit."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sich ein mächtiger Glockenschlag von der Kirche des Heiligen Grabes vernehmen ließ. Es war nur ein einziger Schlag der großen Glocke, aber er klang stolz und scharf wie ein Widerspruch.

Die erste Stimme fuhr fort:

„Bin ich es nicht, der die Welt mit Gottesfurcht erfüllt hat? Bin ich es nicht, der den Weltstrom in seinem Lauf eingedämmt und ihn in eine neue Bahn geleitet hat?"

Mrs. Gordon sah sich um; die Stimme kam von Osten her, von der Seite der Stadt, wo Salomos Tempel einst gestanden hatte, und wo sich nun die Omarmoschee von dem graugrünen Nachthimmel abzeichnete. Konnte es wohl einer der Gebetsrufer der Moschee sein, der, auf das Minarett gestiegen, auf diese Weise sein Loblied in die stille Nacht hinausrief?

„Höre," fuhr die Stimme von dem alten Tempelplatz fort; „ich kann mir diesen Ort denken, lange, ehe hier auf

dem Berge eine Stadt errichtet war. Ich kann ihn mir als einen schwierigen und unzugänglichen Bergrücken denken. Im Anfang war hier nur ein einziger zusammenhängender Felsen, aber von all dem Wasser, das seit der Erschaffung der Welt darüber hinströmte, ist er in unendlich viele Hügel zersplittert worden.

„Etliche von diesen Hügeln hatten sanft aufsteigende Abhänge, andere waren breite Hochebenen mit steilen Wänden, wieder andere waren so schmal und abgestumpft, daß sie kaum zu etwas anderem als zu Brücken zwischen den verschiedenen Anhöhen dienen konnten."

Als die tiefe Stimme diese Schilderung beendigt hatte, erklangen wieder einige kurze Glockenschläge von der Stelle her, wo sich die Kuppel des Heiligen Grabes erhebt, und Mrs. Gordon, deren Ohr sich nun an die Laute, die die Nacht durchströmten, gewöhnt hatte, begann zu begreifen, daß auch diese eine Stimme waren, die vernehmliche Worte aussprach. Sie vermeinte den kurzen Ausspruch zu unterscheiden:

„Auch ich habe dies gesehen."

Die erste Stimme erklang aufs neue:

„Ich erinnere mich, daß sich auf dem höchsten Punkt dieses Bergrückens ein Hügel befand, der den Namen Moria trug. Er hatte ein düsteres, abstoßendes Aussehen, wie er mit seinen steilen Abhängen und seinem scharfabgeschnittenen Gipfel aus tiefen, dunklen Tälern aufstieg, in deren Gründen wilde Ströme hervorbrausten. Gegen Osten, Süden und Westen ragte der Berg Moria senkrecht und unzugänglich empor, nur gegen Norden war er durch eine breite Landstrecke wie durch eine Brücke mit den Höhen verbunden, die sich jenseits der tiefen Täler auftürmten."

Mrs. Gordon ließ sich auf einem kleinen Schutthaufen nieder. Sie senkte die Stirne auf die Hände und lauschte.

Sobald die erste Stimme wie vom Sprechen ermattet schwieg, erklang es von der andern Seite:

„Auch ich erinnere mich an das erste Aussehen des Berges."

„Eines Tages geschah es," ließ es sich aufs neue vom Tempelplatz vernehmen, „daß ein paar Hirten, die mit ihren Herden die Berggegend durchstreiften, diesen Hügel

erblickten, der so gut beschützt zwischen Tälern und Bergen lag, als würden da große Schätze oder wunderbare Geheimnisse aufbewahrt. Sie erkletterten seinen breiten Gipfel und fanden hier einen Gegenstand von allergrößter Heiligkeit."

Doch nun wurde der Sprechende ganz jäh von der Glockenstimme unterbrochen:

„Sie fanden nichts weiter als einen Felsblock, der auf der östlichen Seite des Berges lag. Es war ein großer, runder, etwas abgeplatteter Stein, der von einem mitten darunter liegenden Block ein klein wenig vom Boden aufgehoben wurde und am ehesten dem Hute eines riesigen Pilzes glich."

„Aber die Hirten," fuhr die erste Stimme fort, „die alle heiligen Sagen seit dem Anbeginn der Welt kannten, wurden bei diesem Anblick von großer Freude ergriffen, und sie riefen: ‚Dies ist der große schwebende Fels, von dem die Alten so viel zu berichten hatten. Dies ist der Stein, der das erste war, was Gott von der Welt geschaffen hat. Von hier dehnte er die Oberfläche der Erde nach Westen, Osten, Norden und Süden, von hier baute er die Berge auf und rollte das Meer aus bis hinan an des Himmels Feste.'"

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne, als erwarte er einen Widerspruch, aber die Glockenstimme schwieg.

„Dies ist sonderbar," dachte Mrs. Gordon, „es können keine Menschen sein, die da sprechen." Aber eigentlich kam es ihr gar nicht sonderbar vor. Der erstickende Wind und die grünlichbleiche Nacht ließen ihr das Wunderbarste als etwas ganz Natürliches erscheinen.

„Die Hirten stiegen in größter Eile vom Berge nieder," fuhr die alte Stimme fort, „um der ganzen Gegend kundzutun, daß sie den Grundstein der Welt gefunden hätten. Und bald sah ich Haufen von Menschen zu dem Berg Moria heraufziehen, um auf mir, dem schwebenden Felsen, dem Herrn zu opfern und ihm für seine herrliche Schöpfung zu danken."

Als dies gesagt war, erhob sich die Stimme zu einer Art Gesang, und in dem hohen, wimmernden Tonfall, mit dem die Derwische den Koran vorzutragen pflegen, rief sie:

„Da wurde mir zum erstenmal Anbetung und Opfer dargebracht! Das Gerücht von meinem Dasein verbreitete sich weit und breit. Beinahe jeden Tag sah man lange, sich dahinschlängelnde Karawanen von den weißgrauen Bergen herabsteigen und den Weg nach Moria suchen. Wahrlich, ich kann mit Stolz meine Stirne erheben! Durch mich hatte der schroffe Bergkegel aufgehört, einsam und verlassen dazuliegen. Um meinetwillen strömten so viele Leute nach dem Berg Moria, daß die Kaufleute es vorteilhaft fanden, mit ihren Waren hierher zu ziehen und sie feilzubieten. Um meinetwillen bekam der Hügel bleibende Bewohner, die davon lebten, daß sie den Opfernden Brennholz und Wasser, Räucherwerk und Feuer, Tauben und Lämmer bereithielten."

Die andere Stimme schwieg noch immer, aber Mrs. Gordon hob die Stirne mit überraschtem Ausdruck. Der so sprach, mußte der „Heilige Stein" selbst sein. Das, was sie hörte, war die Stimme des großen Felsblocks, der unter dem prachtvollen Mosaikgewölbe in der Omarmoschee ruht.

Nun erklang es aufs neue:

„Ich bin der Erste und der Einzige, ich bin der, den anzubeten die Menschen nie aufhören werden!"

Kaum war dies gesagt, als die Antwort mit lauten Tönen von der Heiligen Grabeskirche kam:

„Du vergißt zu erzählen, daß sich ungefähr in der Mitte derselben Hochebene, da, wo du selbst ruhtest, ein kleiner, unbedeutender Hügel fand, der mit einem Hain von wilden Oliven bewachsen war. Und du möchtest sicherlich am liebsten vergessen, daß der alte Patriarch Sem, der Sohn Noahs, des zweiten Stammvaters der Menschen, eines Tages auf den Berg Moria kam. Er war altersschwach und näherte sich dem Rande des Grabes; langsam ging er und mit schleppenden Schritten. Zwei Diener begleiteten ihn, die solche Werkzeuge trugen, so man braucht, um ein Felsengrab auszuhauen."

Nun war es die alte rauhe Stimme, die schwieg.

„Du tust, als ob du nicht wüßtest, daß Noah, der Vater Sems, den Schädel Adams, des ersten Menschen, als ein teures Andenken an den Stammvater der Menschheit, besessen und wohl aufgehoben hatte. Als er starb,

hinterließ er den Schädel Sem und nicht einem seiner anderen Söhne, weil er voraussah, daß von Sem das höchste Volk aller Völker abstammen werde. Und als Sem seine letzte Stunde herannahen fühlte, entschloß er sich, das heilige Familienandenken auf dem Berg Moria zu begraben. Aber weil er die Gabe der Prophezeiung besaß, begrub er den Schädel nicht unter dem Heiligen Felsen, sondern unter einem kleinen, unbedeutenden Hügel, der mit Oliven bewachsen war und der von diesem Tage an den Namen Golgatha oder Schädelstätte bekam."

„Ich erinnere mich wohl dieses Vorfalls," sagte die heisere Stimme, „und ich erinnere mich auch, daß die, so den Steinblock anbeteten, dies höchst sonderbar fanden. Sie glaubten, der Patriarch sei zu alt und zu sterbenskrank gewesen, um recht zu wissen, was er tat."

Ein einziger greller Ton erklang von der Kirche, und Mrs. Gordon dachte, er gleiche am ehesten einem kurzen Hohnlachen.

„Aber was bedeutet ein so geringes Vorkommnis!" ertönte es wieder von der Moschee her. „Der große Stein nahm immer zu an Macht und Heiligkeit. Fürsten und Völker wanderten zu ihm, um für Glück und Erfolg zu opfern. Ich erinnere mich auch an den Tag, wo ein Patriarch, der größer war als Sem, den Berg besuchte. Ich habe Abraham gesehen, wie er, weißbärtig und würdig, mit seinem Sohn Isaak neben sich daherwanderte. Und Abraham suchte nicht dich auf, o Golgatha, sondern auf dem schwebenden Felsen schichtete er den Scheiterhaufen und band den Knaben fest."

Hier kam eine zornige Unterbrechung von der Grabkirche. „Dies soll dir natürlich immer zur Ehre gerechnet werden, aber vergiß doch nicht, auch mir ein wenig Ehre davon zuteil werden zu lassen! Erinnerst du dich nicht, daß der Patriarch, nachdem ihm der Engel Gottes das Messer entwunden hatte und er auf dem Berge umherwanderte, um ein Opfertier zu suchen, auf Golgatha einen Widder fand, der sich mit den Hörnern in einem Olivenbusch verfangen hatte?"

Mrs. Gordon lauschte fortgesetzt mit der größten Aufmerksamkeit. Aber je mehr sie von dem Streit der

beiden Heiligtümer hörte, um so mutloser dachte sie an ihre eigene Berufung. „Ach, mein Gott, warum hast du mir den Auftrag gegeben, die Botschaft der Einigkeit zu verkündigen? Streit und Zwietracht ist das einzig Bestehende seit der Erschaffung der Welt!"

Plötzlich begann die alte Stimme wieder:

„Ich vergesse nichts von alldem, was des Erinnerns wert ist. Deshalb vergesse ich auch nicht, daß schon zu Abrahams Zeiten die Hochebene durchaus keine Wüste mehr war. Eine Stadt gab es hier mit einem König, der der Hohepriester des Heiligen Steins war und der über ein Volk von Priestern und sonstigen Dienern des Heiligen Steins regierte. Dieser König war Melchisedek, und er war der erste, der regelmäßig wiederkehrende Opfer und schöne heilige Handlungen stiftete, die auf dem Heiligen Fels dargebracht wurden."

Schnell kam Antwort von der andern Seite:

„Auch ich erkenne Melchisedek als einen heiligen Mann und einen Propheten an. Nichts beweist besser, daß er einer der Auserwählten Gottes war, als daß er in der Felsenhöhle unter Golgatha begraben werden wollte, an derselben Stelle, wo Adams Schädel ruhte. Hast du nie bedacht, welche weissagende Bedeutung darin liegt, daß sowohl der erste Sünder als auch der erste Hohepriester an diesem Orte begraben wurden?"

„Ich habe es gehört, daß du diesem eine große Bedeutung beilegst," antwortete der Heilige Fels, „aber ich kenne etwas, das von noch größerer Wichtigkeit ist. Die Stadt auf dem Berge wuchs und dehnte sich aus. Die Täler und Höhen hier ringsum bevölkerten sich und bekamen ihre bestimmten Namen. Und bald hieß nur noch die östliche Seite des Bergkegels, da, wo der Heilige Stein lag, Moria. Die Anhöhe auf der südlichen Seite wurde Zion genannt, die nach Westen Gareb und die nach Norden Betzaida."

„Es war aber doch immer nur eine kleine Stadt, die hier auf dem Berge lag," entgegnete die Stimme von der Kirche her. „Hier wohnten beinahe nur Hirten und Priester. Die Menschen hatten keine große Lust, in diese unfruchtbare Steinwüste herauszuziehen."

Darauf wurde mit so scharfer und siegesstolzer Stimme

geantwortet, daß Mrs. Gordon beinahe zusammenfuhr, während sie lauschte.

„Ich habe König David gesehen! Ich sah ihn in einem Scharlachrock und glänzendem Harnisch hier stehen und den Ort betrachten, ehe er den Königssitz hier aufschlug. Warum wählte er nicht das reiche, lachende Bethlehem, warum nicht Jericho in dem fruchtbaren Tal? Warum machte er nicht Gilgal, nicht Hebron zu Israels Hauptstadt? Ich sage dir, daß er diesen Platz um des schwebenden Felsens willen wählte. Er wählte ihn, damit die Könige Israels auf dem Berg wohnen müßten, der seit Jahrhunderten von meiner Heiligkeit überschattet worden war."

Und nun begann die Stimme zum zweitenmal mit langgezogenen Tönen einen Lobgesang herzusagen.

„Ich denke an die große Stadt mit ihren Mauern und Türmen. Ich denke an die Königsburg auf dem Berge Zion mit ihren tausend Wohnungen. Ich denke an Verkaufsbuden und Werkstätten, an beschützende Mauern und hohe Tore und Türme. Ich denke an die wimmelnden Straßen, an alle Schönheit und an allen Glanz der Stadt Davids!

„Und während ich an all dies denke, darf ich wohl sagen: Groß ist deine Macht, o Fels! Durch dich ist all dies hervorgerufen worden. Stolz kannst du deine Stirne erheben! Niemand ist dir gleich an Anbetung und Heiligkeit!

„Aber du, Golgatha, du warst nur ein kleiner Fleck auf der Erde, ein nackter Hügel außerhalb der Stadtmauer. Wer brachte dir Opfer dar, wer betete dich an, wer wußte etwas von deiner Ehre?"

In demselben Augenblick, wo dieser Lobgesang in der Nacht aufstieg, hörte man die Glockenstimme zornig reden, aber doch leiser als vorher, wie von Ehrfurcht gedämpft.

„Man merkt, daß du alt wirst, du übertreibst alles, was du in deiner Jugend gesehen hast, wie es so die Gewohnheit der Alten ist. Die Stadt Davids erstreckte sich einzig und allein auf der südlichen Seite. Sie erreichte nicht einmal die Mitte des Berges. Da war es ja ganz natürlich, daß ich außerhalb der Stadtmauer liegen bleiben mußte."

Aber die andere Stimme sang weiter, ohne sich unterbrechen zu lassen:

„Deine größte Ehre aber, o Fels, erreichtest du doch unter Salomo! Der Bergrücken um dich her wurde in einen flachen Boden umgewandelt und mit Steinplatten belegt. Und rund um diesen Boden baute man Säulengänge, wie um die Festsäle der Könige. In deren Mitte wurde der Tempel mit dem Heiligen und dem Allerheiligsten eingerichtet. Und über dir, o Stein, ward der Tempel gebaut, und auf dir, der du der Grundstein der Welt bist, ruhte die Bundeslade mit den Gesetzestafeln in dem Allerheiligsten!"

Nun vernahm man keinen Widerspruch von der Kirche, nur einen dumpfen Laut, der einer Klage glich.

„Und zur Zeit Salomos wurde das Wasser aus der Tiefe der Täler auf die Hochebenen um Jerusalem hinaufgeleitet, denn Salomo war der weiseste aller Könige. Da sproßten Bäume aus den trockenen, weißgrauen Bergen hervor, und zwischen den Steinen wuchsen Rosen. Und im Herbst pflückte man in den Lustgärten, die die Berge bedeckten, Feigen und Weintrauben, Granatäpfel und Oliven zur Freude Salomos. Aber du, Golgatha, warst noch immer ein nackter Hügel außerhalb der Stadtmauer. Du warst so gering und unfruchtbar, daß keiner der reichen Männer zur Zeit Salomos dich in seinen Lustgarten eingefügt und kein armer einen Weinstock auf dir gepflanzt hatte."

Als dieser neue Angriff kam, schien indes der Widersacher Mut zur Verteidigung gefaßt zu haben.

„Du vergißt gleichwohl, daß gerade zu jener Zeit etwas geschah, das Golgathas dauernden Glanz andeutete. Denn gerade damals kam die weise Königin von Saba, um Salomo zu besuchen, und der König empfing sie in seinem Palast, den man das ‚Haus des Libanonwaldes' nannte, weil es aus Balken von dem fernen Libanon errichtet war.

„Als Salomo der arabischen Königin dieses außergewöhnliche Gebäude, wie sie noch nie eins gesehen hatte, zeigte, wurde ihre Aufmerksamkeit von einem der in die Wände eingelassenen Balken in Anspruch genommen. Er war von ungewöhnlicher Dicke, und als man ihn näher

betrachtete, sah man, daß er aus drei zusammengewachsenen Stämmen bestand.

„Die weise Königin wurde von Beben ergriffen, als sie sah, daß dieser Baum zum Palast des Königs gebracht worden war, und schnell berichtete sie dessen Geschichte. Sie erzählte dem König, daß der Engel, der nach der Austreibung der ersten Menschen das Paradies bewachte, einmal Set, den Sohn Adams, in den herrlichen Lustgarten hineingehen ließ.

„Er durfte so weit hineingehen, daß er den Baum des Lebens sehen konnte. Als nun Set sich wieder entfernen mußte, gab ihm der Engel zum Abschied drei Samenkörner von dem wunderbaren Baume. Diese Samenkörner legte Set in die Erde auf Adams Grab, dort auf dem Berge Libanon, und aus ihnen waren drei Stämme hervorgewachsen, die einen einzigen Baum bildeten.

‚Und dieser eine Stamm ist es,' sagte die Königin, ‚den die Holzhacker des Königs Hiram für dich gefällt haben, o König, und der nun in dein Königsschloß eingezimmert worden ist. Aber es ist gesagt worden, daß an diesem Stamm einmal ein Mensch sterben werde, und wenn dies geschehen sei, werde Jerusalem fallen und alle Geschlechter Israels werden zerstreut werden.'

„Damit nun eine solche böse Prophezeiung nicht in Erfüllung gehen sollte, gab sie dem Könige den Rat, den Stamm zu vernichten, und Salomo ließ ihn aus der Wand in seinem Palast herausnehmen und befahl, daß er in den Teich Bethesda geworfen würde."

Nach dieser langen Rede trat vollkommenes Schweigen ein, und Mrs. Gordon glaubte beinahe, daß nichts mehr zu vernehmen sein werde.

Endlich begann die Glockenstimme wieder:

„Ich denke zurück an harte Zeiten. Ich erinnere mich, wie der Tempel zerstört und das ganze Volk in die Gefangenschaft fortgeführt wurde. Wo waren da deine Ehre und dein Glanz, o Stein?"

Erst nach einer Weile kam die Antwort von dem Felsblock:

„Bin ich wohl allmächtig! — Aber obgleich ich gefallen bin, habe ich mich doch immer wieder erhoben.

Erinnerst du dich des Glanzes, der mich zur Zeit Herodes' bestrahlte? Erinnerst du dich an die drei Vorhöfe, die den Tempel umgaben? Erinnerst du dich an das Feuer auf dem Brandopferaltar, das bei Nacht in einer hohen Lohe aufstieg, so daß es die ganze Stadt erhellte? Erinnerst du dich an die Tempelpforte des Herodes, die ‚die Schöne' genannt wurde, wo er mehr als hundert Porphyrpfeiler aufgerichtet hatte? Erinnerst du dich des Weihrauchduftes vom Tempel, der bei westlichem Wind bis drunten in Jericho unterschieden werden konnte? Erinnerst du dich des Getöses, wenn die kupfernen Tore geöffnet wurden? Erinnerst du dich, wie der babylonische Vorhang vor dem Allerheiligsten mit Rosen und gesponnenem Gold durchwebt war?"

Kurz und barsch erklang es von der Kirche:

„Ich erinnere mich all dessen, aber ich denke auch daran, daß zu jener Zeit Herodes den Teich Bethesda reinigen ließ, und ich entsinne mich, daß seine Arbeiter auf dessen Grund den Baum des Lebens fanden, der einst in Salomos Palast eingefügt gewesen war, und daß sie den dicken Balken aufs Ufer warfen."

„Und entsinnst du dich noch," fuhr die Stimme von der Felsenkirche mit stolzem Jubel fort, „ja, entsinnst du dich der glänzenden Stadt, wo die Fürsten von Juda auf Zion wohnten, die Römer und die Fremden aber in der Gegend von Betzaida? Entsinnst du dich der Burg Mariamne und der Burg Antonia? Entsinnst du dich der starken Tore? Entsinnst du dich der turmgekrönten Ringmauern?"

„Ja, ich entsinne mich all dessen," erklang es von der Kirche, „aber ich denke auch daran, daß gerade zu jener Zeit der Ratsherr Joseph von Arimatia ein Felsengrab aushauen ließ, draußen in seinem Lustgarten, der dicht neben Golgatha lag."

Die Stimme von der Moschee zitterte ein wenig, aber sie fuhr unverzüglich fort:

„Erinnerst du dich der ungeheuren Völkerwanderung zu den großen Festen nach Jerusalem? Weißt du noch, wie es auf allen Wegen in Palästina von Menschen wimmelte und wie die Bergabhänge vor der Stadt dicht mit Zelten besetzt waren? Erinnerst du dich der Männer von

Rom, von Athen, von Damaskus und von Alexandria, die herbeiströmten, um die Herrlichkeit des Tempels und der Stadt zu besehen? Erinnerst du dich dieses stolzen Jerusalems?"

Der Glockenton antwortete mit unbeugsamem Ernst: „Sicherlich erinnere ich mich all dessen, aber ich habe auch nicht vergessen, daß gerade zu jener Zeit die Henkersknechte des Pilatus den Baum des Lebens am Ufer des Teichs Bethesda fanden und ein Kreuz daraus machten, an dem ein zum Tode verurteilter Verbrecher hingerichtet werden sollte."

„Verachtet und übersehen bist du immer gewesen," tönte es bitter von der Moschee her. „Aber bis dahin warst du doch wenigstens nur ein unbemerkter Fleck auf der Erde. Allein zu jener Zeit widerfuhr dir die Schmach, daß die Henkersknechte dich als Richtplatz benutzten. Ich erinnere mich eines Tages, wo drei Kreuze auf dem Hügel Golgatha aufgerichtet waren."

„Verworfen wäre ich, wenn ich je dieses Tages vergessen sollte!" erwiderte die Kirche in feierlichem Ton, der in die Luft hinausströmte, als sei er von dem Lobgesang jauchzender Chöre begleitet. „Und ich erinnere mich sogar, daß zu derselben Zeit, wo das Holzkreuz auf der Felsenstirne Golgathas aufgerichtet wurde, das große Osteropfer auf dem Berge Moria vor sich ging. Festlich geschmückt betraten die Israeliten die von Säulen umgebenen Vorhöfe. In ihrer Mitte trugen sie lange Stangen, an denen die Opferlämmer hingen. Und als die Vorhöfe so mit Menschen angefüllt waren, daß niemand mehr Platz hatte, wurden die Tempeltore geschlossen, und Trompetenstöße verkündeten den Beginn der Feier.

„Dann wurden die Tiere an Stangen zwischen den Pfeilern aufgehängt und geschlachtet. Die Priester standen in einer langen Reihe quer über den Tempelhof und fingen das Blut der Opfertiere in silbernen und goldenen Schalen auf und gossen es auf den Brandopferaltar. Und soviel Blut wurde ausgegossen, daß es über den ganzen Hof hinfloß, und die Priester standen auf Schemeln, damit die Säume ihrer weißseidenen Gewänder nicht mit Blut getränkt würden. Aber in demselben Augenblick, wo der Gekreuzigte auf Golgatha starb, wurde

das große Osterfest im Tempel unterbrochen. Eine mächtige Finsternis senkte sich über das Heiligtum, das ganze Gebäude erzitterte unter Erdbeben, und der babylonische Vorhang im Tempel zerriß in zwei Teile zu einem Zeichen, daß Macht und Anbetung und Herrlichkeit von dieser Stunde an von Moria auf Golgatha übergehen sollten."

„Das Erdbeben erschütterte auch Golgatha," fiel die alte Stimme ein, „der ganze Hügel zerbarst."

„Ja, allerdings," nahm die Kirche mit demselben jubelnden Ton wieder das Wort. „Oben auf dem Berge Golgatha entstand eine tiefe Spalte, und durch diese floß das Blut von dem Kreuze tief hinunter bis in das Felsengrab und verkündigte da dem ersten Sünder und dem ersten Hohenpriester, daß die Versöhnung vollbracht sei."

In diesem Augenblick erklang von der Kirche her ein heftiges und anhaltendes Geläute, während gleichzeitig von dem Minarett der Moschee die klagenden Töne aufstiegen, so die Gläubigen zum Gebet rufen. Mrs. Gordon begriff, daß eine der heiligen Stunden der Nacht angebrochen war, aber dies traf so augenblicklich nach der Rede von der Kreuzigung ein, daß es ihr fast vorkam, als hätten die beiden Alten die Gelegenheit benutzt, um dem Stolz und der Demütigung, die sie erfüllten, Luft zu verschaffen.

Kaum hatte das laute Getöse aufgehört, da begann die Moschee wieder in feierlichem Ton:

„Ich bin der große Fels, der ewig bestehende, aber was ist Golgatha? Ich bin der, der ich bin, niemand kann zweifeln, wo er mich suchen soll, aber wo findet sich Golgatha? Wo ist der Hügel, von dem das Kreuz in die Bergestiefe versenkt wurde? Niemand weiß es. Wo ist das Grab, worein Christus gelegt wurde? Niemand kann mit Sicherheit den Platz angeben."

Schnell erklang die Antwort von Golgatha:

„Kommst auch du mit diesen Beschuldigungen? Du müßtest es doch besser wissen, du bist so alt, daß du dich der Lage Golgathas entsinnen kannst. Du hast Jahrtausende hindurch den Hügel auf seinem Platz vor dem Tor der Gerechtigkeit gesehen."

„Ja gewiß bin ich alt, ich bin sogar sehr alt," nahm die Moschee wieder das Wort. „Aber du hast ja gesagt, daß die Alten ein schlechtes Gedächtnis hätten. Es lagen viele kahle Hügel vor Jerusalem. Wie sollte ich mich entsinnen können, welcher davon Golgatha war? Und es gibt unendlich viele Gräber dort, die in den Felsen gehauen sind. Wie kann ich wissen, welches davon das richtige ist?"

Mrs. Gordon fühlte eine zunehmende Ungeduld in sich aufsteigen. Wahrlich, sie hatte beinahe Lust, sich in das Gespräch zu mischen. Diese wunderbaren Stimmen tönten ja nur an ihre Ohren, um ihr alte Sagen, die sie schon lange kannte, ins Gedächtnis zurückzurufen! Sie hätte ihnen gerne zugerufen, daß sie ihr die tiefen Geheimnisse des Reiches Gottes offenbaren sollten, während die beiden Alten nur daran dachten, auf ärmliche Weise um den Vortritt zu Ehre und Macht zu streiten.

Auch die Glockenstimme klang nun ungeduldig:

„Es ist hart, immer und immer wieder auf diese Anklage, daß ich nicht das sei, wofür ich mich ausgebe, antworten zu müssen. Du erinnerst dich doch wohl, daß schon die ersten Christen mich zu besuchen pflegten, um die Erinnerung an die wichtigen Ereignisse, die rings um Golgatha her geschehen waren, aufzufrischen?"

„Ja," entgegnete die Moschee, „das mag wahr sein, aber ich bin beinahe überzeugt davon, daß die Christen dich zwischen den umgebauten Straßen und Häuserreihen verloren, damals als die Stadt sich ausdehnte und Herodes die neuen Ringmauern baute."

„Sie verloren mich nicht," antwortete das Heilige Grab, „sie versammelten sich stets um Golgatha, bis die Belagerung Jerusalems aufhörte, wonach sie die Stadt verließen."

Hierauf antwortete der Heilige Stein kein Wort. Er schien ganz überwältigt zu sein von den traurigen Erinnerungen, die hervorgerufen worden waren.

„Dein ganzer Tempel wurde niedergerissen!" rief die Kirche. „Die heilige Umgebung des Tempels war mit Trümmern bedeckt, und der Kaiser von Rom verbot, daß diese Trümmer fortgeschafft würden. Sechshundert Jahre lang lagst du, o Stein, unter Asche und Schutt verborgen!"

„Was sind sechshundert Jahre für mich?" entgegnete der Stein mit mürrischem Stolz. „Es kann doch niemand daran zweifeln, daß ich mich auf meinem Platz befinde, aber um dich streitet man sich immerfort."

„Wie kann man sich um mich streiten, um mich, der durch ein Wunder Gottes wiedergefunden wurde?" erwiderte die Kirche mit froher Demut. „Die Kaiserin Helena war es, sie, die eine Christin und eine Heilige gewesen ist. In einem Traum erhielt sie den Befehl, ins Heilige Land zu ziehen und auf dessen erinnerungsreichen Plätzen Heiligtümer zu errichten."

„Ach, ich erinnere mich wohl der Zeit, da die Kaiserin nach Jerusalem kam. Ich erinnere mich ihres Gefolges von frommen und gelehrten Männern. Ich erinnere mich, wie sie zuerst vergebens nach der richtigen Lage des Heiligen Grabes forschte.

„Aber zu jener Zeit erhob sich beinahe mitten in der Stadt ein Venustempel, und die Kaiserin erfuhr, daß dieser von Hadrian auf einem Platz erbaut worden war, den die Christen einst heilig gehalten hatten. Sie ließ den Tempel niederreißen, und da zeigte es sich, daß er auf Golgatha errichtet worden war. Ganz unbeschädigt und auf diese Weise der Nachwelt aufbewahrt, fand sich unter dem Tempelgrunde das Heilige Grab und der Hügel Golgatha mit Melchisedeks Felsengrab, sowie dem Spalt im Berge, von dem man behauptete, daß noch immer Blut herausflösse. Man fand auch den ..."

Nun unterbrach die Moschee mit einem langen, höhnischen Lachen.

„Aber höre nun den letzten und wichtigsten Beweis," fuhr die Kirche fort, ohne sich stören zu lassen. „Die Kaiserin hatte keinen größeren Wunsch, als auch das Heilige Kreuz wiederzufinden, aber dieses war vollständig verschwunden, und erst nachdem sie lange und vergeblich gesucht hatte, kam eines Tages ein alter Weiser zu der Kaiserin, der ihr mitteilte, daß das Kreuz tief in der Erde begraben liege, und ihr die Stelle beschrieb, wo sie es suchen müsse. Man müsse sehr tief hinuntergraben, sagte er, denn die Kriegsknechte hätten das Kreuz in einen Wallgraben geworfen, der bis an den Rand mit Erde und Steinen angefüllt worden sei. O ich erinnere

mich der frommen Kaiserin wohl, wie sie am Rande des Grabens saß und ihre Arbeiter anfeuerte. Ich erinnere mich auch des Tages, wo das Heilige Kreuz auf dem Grunde des alten Wallgrabens wiedergefunden wurde."

Die Kirche redete ganz allein weiter und ließ sich durchaus nicht dadurch stören, daß sich von der Moschee her halb höhnische Ausrufe und zweifelsüchtiges Gelächter vernehmen ließen.

„Ich erinnere mich der Reihe von Wundern, die der Wiederauffindung des Kreuzes folgte, und ich glaube, daß selbst du es nicht wagst, sie zu bestreiten. Auch du hast die Jubelrufe der Kranken gehört, die durch die heilige Reliquie geheilt worden waren. Auch du erinnerst dich des Pilgerzugs, der aus aller Herren Länder hierherströmte. Du erinnerst dich der wilden frommen Männer, die sich in Jerusalems Felsenhöhlen niederließen. Du erinnerst dich auch der Klöster und der Kirchen, die wie aus der Erde emporschossen.

„Oder hast du, o Fels, der herrlichen Gebäude vergessen, die Konstantin und seine Mutter über dem Heiligen Grabe aufführen ließen? Über dem Platz, wo man das Kreuz gefunden hatte, ward eine Basilika errichtet, aber über der Felsengrotte des Heiligen Grabes baute man eine schöne Rundkirche.

„Sicherlich erinnerst du dich, o Fels, der griechischen Baumeister, die diese Bauwerke mit ebensoviel Pracht aufführten, als wenn es die Gemächer eines Kaiserschlosses gewesen wären. Du wirst dich gewißlich der Karawanen entsinnen, die oben auf den Bergen erschienen, schwer belastet mit kostbaren Steinarten und mit dem Gold, das man zu dem Schmuck der Kirche nötig hatte. Du entsinnst dich der Porphyrpfeiler mit ihren silbernen Kapitälen in der Basilika, sowie des Mosaikgewölbes in der Grabeskirche, und du entsinnst dich sicherlich auch der schmalen Fenster, durch die das Licht hereinstrahlte, sich in Scheiben aus Alabaster und gefärbtem Glase brechend, so daß jeder Strahl glitzerte, als komme er aus einem Edelstein. Du entsinnst dich des geschnitzten Gitterwerks vor den Emporen und der doppelten Säulenreihen, sowie der Kuppel, die leicht und stark über dem Gebäude schwebte. Du entsinnst dich auch des Heiligen Grabes

selbst, mitten in dem Raume, das ungeschmückt und ungepflegt unter all diesem Glanz ruhte!

„Und dann die Zeit nach der Errichtung dieser Bauwerke! Recht wohl erinnerst du dich, daß alle Christen des Morgenlandes Jerusalem als ihre Heilige Stadt betrachteten, daß es bald nicht nur kurz verweilende Pilger waren, die sie besuchten. Weißt du nicht mehr, wie Bischöfe mit ihrem Gefolge von Priestern kamen und rings um die Grabeskirche her ihre Paläste und Kirchen bauten? Sahst du nicht den armenischen, den griechischen und den assyrischen Patriarchen ihre Throne hier errichten? Sahst du nicht Kopten aus dem alten Ägypten herbeikommen und Abessynier aus dem Herzen von Afrika? Du sahst Jerusalem wieder aufgebaut, eine Stadt von Kirchen und Klöstern, von Gasthäusern und frommen Stiftungen. Du weißt, daß sein Glanz größer war als je vorher!

„Aber all dies war mein Werk, o Stein! Du lagst unbeachtet, vergessen auf Moria. Du warst im Schutt vergraben, unter einem Aschenhaufen warst du verborgen. Niemand erinnerte sich deines Daseins."

Auf diese Herausforderung antwortete der Felsendom:

„Was sind für mich Jahre der Erniedrigung? Bin ich nicht deshalb doch der, der ich bin? Nur ein paar Jahrhunderte vergingen, da kam eines Nachts ein alter, ehrwürdiger Mann in einem gestreiften Beduinenmantel und mit einer Binde aus Kamelshaaren um den Kopf zu mir. Dieser Mann war Mohammed, der Prophet Gottes. Er wurde lebendig in den Himmel aufgenommen, und sein Fuß ruhte auf meiner Stirn, als er von der Erde weggenommen ward. In demselben Augenblick erhob ich mich aus eigener Kraft mehrere Fuß über die Erde aus lauter Sehnsucht, ihm folgen zu dürfen. Ich hob mich aus Asche und Schutt heraus. Ich bin der Ewige, der niemals untergehen kann."

„Du verließest dein Volk, du Verräter!" klagte die Kirche. „Du verhalfst den Ungläubigen zur Macht."

„Ich habe kein Volk, ich diene keinem, ich bin der ewige Fels. Wer mich anbetet, den beschütze ich. Bald kam der Tag herbei, da Omar seinen Einzug in Jerusalem hielt

und der große Kalif befahl, den Tempelplatz zu reinigen; er nahm selbst einen Korb voll Schutt auf den Kopf und trug ihn fort. Und ein paar Jahre später errichteten Omars Anhänger über mir das herrlichste Bauwerk, das das Morgenland je geschaut hat."

Hier unterbrach ihn die Glockenstimme sehr heftig:

„Ja, dieses Gebäude ist sehr schön, aber weißt du nicht, woher es stammt? Meinst du, ich erkenne sie nicht wieder, diese Mosaikwölbung, diese schöne Kuppel, diese Marmorwände, in deren Mitte du in ungeschmückter Einfachheit ruhst, und zwar in derselben Weise wie früher das Heilige Grab in Helenas Rundkirche. Deine ganze Moschee ist nach dem Muster der ersten Grabeskirche gebaut."

Mrs. Gordon wurde immer ungeduldiger. Der Streit der beiden Heiligtümer erschien ihr ärmlich und kleinlich. Nicht einen einzigen Gedanken widmeten sie den verschiedenen Religionen, die sie vertraten, sondern trachteten nur danach, mit den Gebäuden, die sie überdachten, zu prahlen.

Die Moschee fuhr fort:

„Ich erinnere mich an vieles, aber ich entsinne mich nicht, die schöne Grabeskirche, von der du sprichst, gesehen zu haben. Sie hat allerdings auf Golgatha gestanden, aber sie wurde bald von Feinden zerstört; dann wurde sie wieder aufgebaut und abermals zerstört.

„Dagegen erinnere ich mich," fuhr der Fels fort, „daß es auf Golgatha eine Menge kleiner und großer Gebäude gab, die für heilig gehalten wurden. Sie waren ärmlich und verfallen, und der Regen tropfte durch ihre Dächer."

„Ja, das ist wahr," erwiderte die Kirche. „Das war zu deiner Zeit, zu der Zeit der Finsternis. Aber auch ich kann sagen wie du, was frage ich nach Jahren der Erniedrigung? Ich habe gesehen, wie sich das ganze Abendland erhob, um mir beizustehen. Ich habe gesehen, wie Jerusalem von eisenbekleideten Männern aus Europa, die um meinetwillen hergezogen kamen, erobert ward. Ich habe gesehen, wie deine Moschee in eine christliche Kirche verwandelt war, und wie die Kreuzfahrer auf die, o Fels, einen Altar errichtetet hatten. Und ich habe auch gesehen,

wie die Kreuzritter ihre Pferde in das Gewölbe unter dem Tempelplatz führten."

Der alte Stein erhob seine Stimme und begann so zu singen, wie ungefähr ein Derwisch in der Wüste singen würde.

Aber die Kirche ließ sich in ihrem Wortschwall nicht unterbrechen:

„Ich erinnere mich, wie die Ritter des Abendlandes ihre Eisengewänder ablegten und nach dem Steinschläger und der Maurerkelle griffen, um die Heilige Grabeskirche wieder aufzubauen. Ich erinnere mich auch, daß sie das Gebäude sehr groß machten, damit alle die herrlichen Plätze darin aufgenommen werden könnten. Ich erinnere mich, wie sie das graue Felsengrab von außen und innen mit weißem Marmor bekleideten."

Die alte Stimme fiel dazwischen:

„Was nützt es dir, daß du von Kreuzfahrern erbaut wurdest, du bist doch wieder zerfallen?"

„Ich bin von Erinnerungen und heiligen Plätzen erfüllt!" rief die Grabeskirche mit schallender Stimme. „Innerhalb meiner Mauern kann ich den Olivenstrauch zeigen, wo Abraham den Widder fand, ich kann die Kapelle zeigen, wo Adams Schädel begraben ward. Ich kann Golgatha zeigen und das Grab und den Stein, wo der Engel saß, als die Frauen kamen, um über den Toten zu weinen. Innerhalb meiner Mauern findet sich die Stelle, wo die Kaiserin Helena die Arbeiter aufmunterte, und die Stelle, wo das Kreuz gefunden wurde. Ich besitze die Säule, wo der Gekreuzigte saß, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte, und den Stein der Einsalbung, sowie auch das Grab Melchisedeks. Ich besitze das Schwert Gottfrieds von Bouillon. Ich werde noch immer von Kopten und Abessiniern, von Armeniern und Jakobiten, von Griechen und Römern verehrt. Ich bin mit Pilgern angefüllt..."

Hier wurde die Grabeskirche von dem Felsendom unterbrochen:

„Was ist deine Bedeutung, du Felskegel, du Grab, dessen Lage niemand kennt? Willst du dich mit dem ewigen Felsen messen? Bin nicht ich es, auf dem der heilige, unaussprechliche Name Jehovas, den niemand anders

als Jesus zu deuten vermochte, geschrieben steht? Ist es nicht ein Tempelhof, in den Mohammed am Jüngsten Tag herabsteigen soll?"

Als der Streit zwischen den Kirchen, an diesem Punkt angekommen, an Heftigkeit immer zunahm, stand Mrs. Gordon auf. Sie vergaß, daß ihre Stimme nicht die Kraft hatte, sich mit den beiden mächtigen Stimmen gleichzeitig vernehmlich zu machen.

„Wehe euch, wehe euch!" rief sie, „was seid ihr für Heiligtümer? Ihr streitet und kämpft miteinander, und durch euren Streit kommt Unfriede, Haß und Verfolgung in die Welt. Aber Gottes letztes Gebot heißt Einigkeit, vernehmt das! Gottes letztes Gebot, das ich empfangen habe, heißt Einigkeit!"

Als diese Worte ausgesprochen waren, schwiegen beide, sowohl das Heilige Grab, als auch der Heilige Fels. Mrs. Gordon fragte sich einen Augenblick, ob es wohl ihre Worte gewesen sein könnten, die die Macht gehabt hätten, den Streit abzubrechen? Aber da sah sie, daß alle die Kreuze und Halbmonde, die über den großen Kuppelgebäuden der Heiligen Stadt aufragten, allmählich sich vergoldeten und zu schimmern begannen. Über dem Ölberg ging die Sonne auf, und alle Stimmen der Nacht mußten verstummen!

Bo Ingmar Månsson

Unter den Leuten, die zu Hellgums Gemeinde in Amerika gehört hatten und die mit ihm nach Jerusalem gezogen waren, waren drei, die dem alten Ingmarsgeschlecht angehörten, nämlich die beiden Töchter Groß-Ingmars, die kurz nach des Vaters Tode nach Chicago ausgewandert waren, sowie deren Vetter Bo Ingmar Månsson, ein junger Mensch, der nur zwei oder drei Jahre in den Vereinigten Staaten gewohnt hatte.

Bo war hochgewachsen mit blondem Haar und hellen Augenbrauen. Er hatte eine frische Farbe auf den Wangen und sah gutmütig aus. In seinen Zügen fand sich nicht viel, was an das alte Geschlecht erinnerte, aber die

Ähnlichkeit trat deutlich hervor, wenn er eine beschwerliche Arbeit vorhatte oder erzürnt war.

Als Bo heranwuchs und in Storms Schule ging, war er träge und gleichgültig gewesen, und der Schulmeister hatte sich oft darüber gewundert, daß einer, der einem so klugen Geschlecht angehörte, von so langsamem Begriff sei. Diese Trägheit verschwand indes, als Bo nach Amerika kam. Da zeigte es sich im Gegenteil, daß er aufgeweckt und gewandt war, aber er hatte in seiner Kindheit so oft hören müssen, daß er dumm sei, daß ihm auch da noch ein großes Mißtrauen gegen sich selbst blieb.

Die Dorfbewohner wunderten sich nicht wenig, als Bo nach Amerika auswanderte. Seine Eltern waren vermögliche Leute und saßen auf einem großen Hof; sie hätten den Sohn gern daheim behalten. Es ging zwar das Gerücht, Bo sei in Schulmeisters Gertrud verliebt, und er reise fort, um sie zu vergessen, aber es wußte niemand genau, wie es sich eigentlich damit verhielt. Bo hatte außer seiner Mutter keinen Vertrauten gehabt, und sie war nicht umsonst die Schwester des großen Ingmar, sie konnte man nicht verleiten, ein einziges Wort mehr zu sagen, als sie gerade Lust hatte.

An dem Tage, wo Bo von seiner Heimat fortzog, brachte ihm seine Mutter einen Gürtel, und bat ihn, diesen auf dem bloßen Leibe zu tragen. Als ihn Bo ergriff, fühlte er, daß er schwer war; die Mutter hatte Geld hineingenäht.

„Du mußt mir versprechen, daß du dich nicht ohne Not davon trennen willst," sagte die Mutter. „Es ist keine große Summe, sondern nur soviel, daß du heimkehren kannst, im Fall es dir schlecht gehen sollte."

Bo versprach, das Geld nur im größten Notfall aus dem Gürtel herauszunehmen und hielt dies Versprechen auch pünktlich. Die Versuchung dazu war freilich auch nie besonders groß gewesen, weil es ihm in Amerika meistens gut gegangen war, aber zweimal war er doch so arm gewesen, daß es ihm an Speise und Obdach mangelte. Doch war es ihm immer gelungen, noch einen Ausweg zu finden, so daß er das Geschenk der Mutter nicht hatte in Anspruch nehmen müssen.

Als Bo unter die Hellgumianer ging, war er ein wenig

in Verlegenheit, was er mit dem Gürtel tun solle. Seine neuen Kameraden versuchten ja die ersten Christen nachzuahmen; sie teilten all ihre Habe untereinander und legten alles, was sie verdienten, in die gemeinsame Kasse. Bo händigte auch alles aus, was er besaß, ausgenommen, was sich in dem Gürtel befand. Er konnte sich nicht so recht klar darüber werden, was in diesem Falle recht und unrecht sei, aber er hatte das Gefühl, daß er dieses Geld behalten müsse. Und er war ganz sicher, daß der liebe Gott verstehen werde, daß er es nicht aus Geiz tue, sondern weil er das Versprechen, das er seiner Mutter gegeben hatte, halten mußte.

Bo behielt also den Gürtel, auch als er sich mit den Gordonisten vereinigte. Aber von da an begann er mit einer gewissen Angst daran zu denken. Er erkannte bald, daß Mrs. Gordon und verschiedene ihrer Anhänger sehr hervorragende Leute waren und empfand große Ehrfurcht vor ihnen. Er schauderte davor, was wohl solche unbescholtene Leute von ihm denken würden, im Fall sie eines Tages entdeckten, daß er Geld verborgen bei sich trug, trotzdem er heilig versichert hatte, daß er alles, was er besaß, der Gemeinde ausgeliefert habe.

Hellgum war mit seiner Gemeinde schon im Mai in Jerusalem eingetroffen, gerade zu der Zeit, wo die Bauern im Heimatdorf ihre Höfe verkauften. Im Juni kam ein Brief in Jerusalem an, der berichtete, daß der Ingmarshof verkauft war, und daß Ingmar Ingmarsson Gertrud aufgegeben hatte, um den väterlichen Hof wiederzugewinnen.

Bis dahin hatte es Bo gut in Jerusalem gefallen, und er hatte oft davon gesprochen, wie sehr er sich freue, daß er hierher übergesiedelt sei. Aber von dem Tage an, wo er hörte, daß Gertrud frei war, wurde er trübselig und wortkarg.

In der Kolonie konnte niemand verstehen, was Bo so schwermütig stimmte. Mehrere versuchten es, ihn dazu zu bringen, daß er ihnen seinen Kummer anvertraue, aber Bo wollte ihnen nicht mitteilen, was ihm fehlte. Er konnte nicht erwarten, daß sie großes Mitleid mit seinem Herzeleid haben würden; sie predigten ja immerfort, es sei um der Einigkeit willen notwendig, daß man nicht

einen Menschen lieber habe als den andern, und behaupteten von sich selbst, daß sie alle Menschen gleich lieb hätten. Alle miteinander, Bo mit eingeschlossen, hatten geschworen, nie in den Ehestand zu treten, sondern ein heiliges Leben zu führen wie die Mönche und die Nonnen.

An dieses Gelübde dachte Bo nicht eine Sekunde, seit er gehört hatte, daß Getrud frei sei. Schnell wollte er sich von der Kolonie trennen, heimreisen und Gertrud gewinnen. Jetzt war er sehr froh, daß er den Gürtel behalten hatte, so daß er Geld besaß und seiner Wege gehen konnte, sobald es ihm beliebte.

In den ersten Tagen war es ihm ganz schwindlig zumute, und er dachte an nichts anderes, als sich Auskunft zu verschaffen, wann ein Schiff von Jaffa abgehe. Aber jetzt gerade gab es keine Gelegenheit, und Bo begann bald einzusehen, daß es besser aussehen würde, wenn er seine Abreise noch etwas hinausschöbe. Wenn er jetzt gleich nach Hause zurückkehrte, dann würde das ganze Dorf verstehen, daß er wegen Gertrud komme. Und wenn es ihm dann nicht gelänge, sie zu gewinnen, würde er von allen Leuten ausgelacht.

Gerade zu dieser Zeit hatte Bo eine Arbeit zum Besten der Kolonien übernommen. Die alten Gordonisten hatten nämlich bis jetzt in Jerusalem selbst gewohnt; das geräumige Haus vor dem Damaskustor hatten sie wegen der großen Zunahme der Kolonie durch die schwedische Einwanderung erst neuerdings gemietet; sie waren nun eben dabei, sich darin einzurichten, und Bo war der Bau eines Backofens in dem neuen Hause übertragen worden. Er beschloß nun, sich in Geduld zu fassen und nicht abzureisen, ehe er mit diesem Auftrag fertig geworden sei.

Manchmal aber war seine Sehnsucht so groß, daß ihm ganz Jerusalem nicht besser vorkam als ein Gefängnis. Nachts nahm er bisweilen den Gürtel zwischen beide Hände und befühlte die Münzen, die hineingenäht waren. Dann war er ganz vergnügt, wenn er die kleinen runden Dinger unter den Fingern hatte; er sah Gertrud vor sich und vergaß ganz, daß sie nie etwas von ihm hatte wissen wollen, und er war überzeugt, daß er nichts weiter brauche als heimzukehren, um sie zu seiner Frau zu bekommen.

Da Ingmar sich so falsch gezeigt hatte, würde Gertrud doch wohl endlich Bo schätzen lernen, ihn, der sein ganzes Leben lang keine andere geliebt hatte, als sie allein.

Es ging indes furchtbar langsam mit dem Bau des Backofens. Entweder war Bo kein geschickter Maurermeister, oder Ziegel und Mörtel, die er zur Verfügung hatte, waren von schlechter Beschaffenheit. Er begann zu denken, daß er niemals mit dieser Arbeit fertig werden würde. Einmal stürzte die ganze Wölbung wieder ein, und ein anderes Mal hatte er so schlecht gemauert, daß aller Rauch in die Backstube hineinschlug.

So zog sich Bobs Abreise bis Anfang August hinaus. Indessen sah er viel von dem Leben der Gordonisten, und es gefiel ihm immer besser. Noch nie hatte er Menschen auf diese Weise nur dafür leben sehen, daß sie den Kranken und Armen und Betrübten dienten. Und sie sehnten sich nicht wieder zurück in die Welt, obgleich die einen von ihnen so reich waren, daß sie sich alles, was sie nur wünschten, hätten verschaffen können, und die andern so kenntnisreich, daß es zwischen Himmel und Erde nichts gab, über das sie nicht Bescheid gewußt hätten. Jeden Tag hielten sie sehr schöne Betstunden, wo sie ihre Lehre den Neuangekommenen darlegten, und wenn Bo sie sprechen hörte, kam es ihm vor, als sei es etwas Großes, wenn man mithelfe, das rechte Christentum wiederzuerwecken, das seit beinahe zweitausend Jahren vernachlässigt worden war, so daß er Gertrud und die Heimreise vollständig vergaß.

Aber in der Nacht, da nahm Bo den Gürtel zwischen beide Hände; da traten ihm die Tränen in die Augen vor lauter Sehnsucht nach Gertrud. Und wenn der Gedanke in ihm aufstieg, daß er dann an der Wiederherstellung des einzig wahren Christentums nicht mithelfen könnte, tröstete er sich damit, daß es so viele gebe, die dazu viel würdiger seien als er. Es würde wohl keinen großen Schaden bringen, wenn ein so dummer und einfältiger Mensch die Kolonie verließ.

Aber die Stunde, vor der es Bo graute, das war die, wo er in der Gemeinde aufstehen mußte und ihr mitteilen, daß er wieder heimziehen wolle. Ein Schauder überlief ihn, wenn er daran dachte, daß Mrs. Gordon

und die alte Miß Hoggs und die schöne Miß Young und Hellgum und seine Basen, sie alle, die nur danach strebten, der Sache Gottes zu dienen, ihn als einen Verworfenen betrachten würden.

Und was würde Gott im Himmel selbst zu seiner Flucht sagen? Wie schrecklich, wenn Bo seiner Seligkeit verlustig ginge, indem er die große Sache verließ.

Mit jedem Tag fühlte sich Bo unsicherer und ratloser. Er sah nun deutlich ein, welches Unrecht er begangen hatte, als er das Geld der Mutter nicht auslieferte. Wenn er jetzt diesen Gürtel da nicht mehr hätte, hätte er ja auch kein Geld zu der Reise, und er wäre dieser schweren Versuchung vollständig enthoben.

Um diese Zeit hatten die Kolonisten große Ausgaben, teils infolge des Umzugs und teils infolge eines Prozesses, den sie drüben in Amerika führen mußten. Auch gab es in Jerusalem eine Menge armer Leute, die beständig ihres Beistandes bedurften; und da die Gordonisten durchaus keinen Lohn für irgendeine Arbeit, die sie für andere taten, annahmen, wegen der Uneinigkeit, die das Geld in die Welt bringe, war es nicht verwunderlich, daß es bisweilen recht sorgenvoll für sie aussah.

Ein paarmal, als die erwarteten Geldsendungen von Amerika nicht zu rechter Zeit eingetroffen waren, hatte man kaum das tägliche Brot gehabt. Oft lag die ganze Gemeinde auf den Knien und flehte zu Gott um Hilfe.

Bei solchen Gelegenheiten war es Bo, als brenne ihn der Gürtel wie Feuer. Aber jetzt konnte er ihn doch nicht ausliefern, jetzt, wo er von solcher Sehnsucht, abreisen zu dürfen, erfüllt war! Und überdies sagte er sich, daß es nun zu spät sei; nun wäre es ihm ganz unmöglich, zu bekennen, daß er während all dieser Not Geld bei sich verborgen gehabt hatte.

Im August wurde Bo endlich mit dem Backofen fertig, und nun wollte er mit dem ersten Dampfschiff abreisen. Eines Tages wanderte er vor die Stadt hinaus, ließ sich da auf einem einsamen Platz nieder, trennte den Gürtel auf und nahm das Geld heraus. Als er mit den kleinen Goldstücken in der Hand dasaß, kam er sich ganz wie ein Verbrecher vor. „Ach, lieber Gott, verzeih mir!“ rief er aus. „Ich wußte ja nicht, daß Gertrud frei wer-

den würde, als ich mich zu diesen Leuten hier gesellte. Um keinen andern Menschen auf der Welt würde ich die Kolonie verlassen."

Als Bo in die Stadt zurückkehrte, schlich er mit unsicheren Schritten vorwärts und mit der Empfindung, es gehe jemand hinter ihm her, der ihn beobachtete. Als er dann bei einem Wechsler in der Davidstraße ein paar von den Goldmünzen wechseln ließ, sah er so aus, daß der Armenier, der das Gold wog, glaubte, er sei ein Dieb, und ihn zum wenigsten um die Hälfte der Summe betrog.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stahl sich Bo von der Kolonie fort. Er ging zuerst nach Westen in der Richtung des Ölbergs, damit niemand Verdacht schöpfte, was er im Sinne habe, und machte so einen ungeheuren Umweg, um an den Bahnhof zu gelangen.

Er kam aber dennoch eine Stunde zu früh und litt entsetzliche Qualen, während er wartete. Vor jedem Menschen, der kam oder ging, fuhr er erschrocken zusammen, und er suchte sich vergebens einzureden, daß er nichts Böses tue, daß er ein freier Mann sei, der gehen könne, wohin es ihm behage. Er begriff, daß es besser gewesen wäre, wenn er offen mit den andern Kolonisten gesprochen und sich nicht von ihnen fortgestohlen hätte. Die Angst davor, daß er möglicherweise gesehen und erkannt würde, war ihm so qualvoll, daß er beinahe wieder umgekehrt wäre.

Endlich war Bo im Zug; alle Wagen waren überfüllt, aber er sah niemand, den er kannte. Still saß er da und dachte an die Briefe, die er an Mrs. Gordon und an Hellgum schreiben wollte. Er stellte sich vor, wie sie nach dem Morgengebet der ganzen Gemeinde vorgelesen würden, und er konnte genau sehen, welche Verachtung sich auf allen Gesichtern zeigen würde.

„Ich tue gewiß heute etwas entsetzlich Schlechtes," dachte er, und es wurde ihm angst und bange, daß er sich dadurch einen Flecken beibringe, der nie wieder abgewaschen werden könne. Es kam ihm immer erbärmlicher vor, daß er sich heimlich fortgeschlichen hatte; er war seiner selbst überdrüssig und schalt sich selbst einen erbärmlichen Menschen.

Endlich war Jaffa erreicht, und Bo stieg aus. Als er über den glühend heißen Platz vor dem Bahnhof ging, sah er hier einen Trupp armer rumänischer Pilger, und als er stehen blieb und sie betrachtete, berichtete ihm ein syrischer Dragoman, daß die Pilger krank von dem Dampfboot gekommen seien, das sie nach Jaffa gebracht hatte. Sie hätten die Absicht gehabt, zu Fuß nach Jerusalem zu wandern, wären es aber nun nicht imstande. Und jetzt lägen sie schon den ganzen Tag hier am Bahnhof; niemand sorge für sie, Geld hätten sie keines, sie müßten wohl sterben, wenn sie noch länger hier in der Sonnenhitze liegen blieben.

Mit schnellen Schritten verließ Bo den Bahnhof. Er sah diese Leute vor sich mit ihren fieberheißen Gesichtern; einige lagen besinnungslos da und konnten nicht einmal die Fliegen verjagen, die ihnen über die Augen hinkrochen, und es war ihm ganz klar, daß ihm Gott diese Armen in den Weg geschickt hatte, damit er ihnen hülfe. Bo dachte, daß keiner der andern Kolonisten an solch einer Menge Notleidender hätte vorübergehen können, ohne zu versuchen, ihnen beizustehen. Und Bo würde sich ihrer auch sicherlich angenommen haben, wenn er nicht ein schlechter Mensch geworden wäre. Bo wollte seinen Nächsten nicht mehr dienen, darum weil er Geld besaß und nach Hause reisen konnte.

Er ging durch das Stadttor, wanderte durch ein paar Straßen und kam dann zu einem kleinen freien Platze, der dicht am Meeresufer lag. Hier konnte er die ganze Reede, und das weite, offene Meer übersehen. Es war ein schöner Tag, um Jaffa zu verlassen. Die Meeresfläche lag vollständig ruhig in schimmerndem Blau vor ihm, nur ganz leise spielten die Wogen um die beiden schwarzen Basaltfelsen, die mitten in der Einfahrt des Hafens lagen. Draußen auf der Reede lag ein großer europäischer Dampfer, der die deutsche Flagge führte.

Bo hatte die Absicht gehabt, mit einem französischen Schiff zu reisen, das an diesem Tag in Jaffa ankommen sollte; aber er konnte es nirgends entdecken, es hatte sich wohl verspätet.

Der Dampfer aus Europa mußte erst vor kurzem angekommen sein, denn eine Schar Ruderer brachte in größ-

ter Eile ihre Boote in Ordnung, um die Passagiere hereinzuholen. Sie wetteiferten miteinander, lärmten, schrieen und drohten sich gegenseitig mit den Rudern. Dann stießen ungefähr zehn Boote zugleich ab. Die starken, stattlichen Bootsführer, lauter wilde, unerschrockene Männer, erhoben sich und ruderten stehend, um schneller vorwärts zu kommen. Im Anfang waren sie ein wenig vorsichtig, aber als sie an den beiden gefährlichen Klippen vorüber waren, begann ein scharfes Wettrudern. Bo hörte vom Ufer aus, wie sie lachten und sich mit Zurufen aufstachelten.

Da überkam ihn eine ungeheure Lust, gerade in diesem Augenblick abzureisen. Er könne ja ebensogut mit dem einen, wie mit dem andern Dampfer fahren, dachte er. Es war ihm ganz einerlei mit welchem, wenn er nur nach Europa hinüberkam.

Er bemerkte, daß noch ein kleines Boot am Ufer lag. Das gehörte einem alten Bootführer, und der hatte wohl nicht mit so großer Geschwindigkeit wie die andern von dannen kommen können. Es war Bo gerade, als habe sich der Mann seinetwegen verspäten müssen.

Im ersten Augenblick dachte Bo, es sei recht gut, daß nun alles entschieden sei, aber ehe er ein paar Ruderschläge entfernt war, überkam ihn große Furcht. Was sollte er seiner Mutter sagen, wenn er zu ihr zurückkam und sie ihn fragte, wozu er ihr Geld verwandt habe? Sollte er ihr mitteilen, daß er ihr Geschenk dazu benützt hatte, um Verachtung und Schmach über sich zu bringen?

Bo sah der Mutter Gesicht mit den vielen Falten und dem scharfen Zug um den Mund vor sich. Er war ein wenig kurzsichtig, deshalb kam er ganz nahe zu den Leuten hin und sah ihnen genau ins Gesicht. Wenn nun die Mutter da bei ihm wäre, dann würde sie fragen:

„Hast du versprochen, dich zu diesen Leuten zu halten, Bo, und ihnen bei dem guten Werke zu helfen?“ — „Ja, Mutter, das habe ich getan,“ müßte Bo dann antworten. — „Dann mußt du auch bei ihnen aushalten,“ würde die Mutter sagen, „wir haben an einem Wortbrüchigen in der Familie genug.“

Bo preßte krampfhaft die Hände zusammen, aber eins

sah er nun klar ein, und das war, daß er nicht mit Schmach beladen zu seiner Mutter heimkommen dürfe. Es gab keinen andern Rat für ihn, als wieder nach der Kolonie zurückzukehren.

Er sagte zu dem Ruderer, daß er das Boot wenden solle, aber der Mann verstand ihn nicht und ruderte weiter auf das Dampfschiff zu. Da stand Bo auf und wollte ihm die Ruder entwinden. Der Bootführer verteidigte sich, und sie hätten bei dem Streit beinahe das Boot umgeworfen. Bo bemerkte bald, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als still zu sitzen und sich nach dem Dampfer hinausrudern zu lassen. Aber gleichzeitig bekam er Angst, daß der Augenblick vorübergehen könnte, wo er stark genug war, um umzukehren. „Wenn ich an Bord des Dampfers komme," dachte er, „bekommt die Reiselust vielleicht aufs neue Gewalt über mich."

Aber nein, das sollte nicht geschehen, nun würde er der Versuchung für immer ein Ende machen! Und er steckte die Hand in die Tasche, zog seine guten Goldstücke heraus und warf sie ins Meer.

Kaum war dies geschehen, da überkam ihn bittere Reue. Ja, nun konnte er mit Wahrheit sagen, daß er das Glück von sich geworfen habe; nun hatte er Gertrud für immer verloren.

Als sie noch einige Minuten weiter gerudert waren, begegnete er einigen Booten, die von dem Dampfer herkamen und dicht mit Passagieren besetzt waren, die in Jaffa ans Land wollten.

Bo fuhr sich mit der Hand über die Augen; es war ihm wirklich, als habe er eine Erscheinung. Es war ja vollständig, als ob ein paar von den Kirchenbooten, die daheim an den Sonntagen den Fluß herabfahren, auf diesem sommerklaren Meere auf ihn zugerudert kämen.

In den langen Booten saßen Menschen, die ebenso feierlich und ernst aussahen, wie die Leute im Heimatdorfe, wenn sie am Landungsplatze unter der Kirche anhielten.

Bo konnte im ersten Augenblick nicht recht verstehen, was er sah. Er kannte ja alle diese Gesichter. „Ist das dort nicht Tims Halfvor?" fragte er sich. „Ist dies dort nicht die Ingmarstochter Karin? Und ist dort nicht Bir-

ger Larsson, der in einer Schmiede am Wege Nägel zu schmieden pflegte?"

Bo war in seinen Gedanken so weit weggewesen, daß eine ganze Weile verging, ehe er verstand, daß es die Pilgrime aus Dalarne waren, die ein paar Tage früher, als man sie erwartet hatte, in Jaffa gelandet waren.

Er stand in seinem Boot auf, winkte mit der Hand und rief: „Guten Tag!" Die stillen Menschen in den Booten schauten auf, der eine nach dem andern, und machten eine leichte Bewegung mit dem Kopf zum Zeichen, daß sie ihn wiedererkannten. Aber Bo hatte das Gefühl, als habe er sich schlecht benommen, indem er sie in diesem Augenblick gestört hatte. Jetzt paßte es sich nicht für sie, an etwas anderes zu denken als daran, daß sie nun auf Palästinas Boden ans Land stiegen.

Aber noch nie hatte Bo etwas Schöneres gesehen, als diese barschen Gesichter. Er wurde froh und er wurde betrübt. „Siehst du, solche Leute haben wir daheim," dachte er, und seine Sehnsucht wurde so übermächtig, daß er sich gerne ins Meer gestürzt hätte, um seine Goldstücke wieder aufzulesen.

Ganz hinten im Achterschiff saß ein Mädchen, das ihr Kopftuch so weit über die Stirn hereingezogen hatte, daß Bo das Gesicht nicht sehen konnte. Aber gerade als das Boot vorüberglitt, schob das Mädchen das Tuch zurück und sah zu Bo herüber. Und Bo erkannte Gertrud.

Da zitterte Bo vom Kopf bis zu den Füßen in heftiger Erregung. Er setzte sich nieder und hielt sich an der Ruderbank fest, denn er hatte selbst Angst vor dem, wozu er sich etwa noch hinreißen lassen könnte, und daß er sich möglicherweise eilig ins Meer stürzen würde, um nur schneller zu Gertrud zu gelangen. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, während er die Hände faltete und Gott dankte. Nein, noch nie war jemand so belohnt worden, daß er von seiner Sünde abgelassen hatte. Noch nie war Gott so gut gegen jemand gewesen!

Während all der Jahre, die die Gordonisten nun in Jerusalem zugebracht hatten, zeigte sich auf den Straßen der Heiligen Stadt jeden Tag ein Mann, der ein schweres plumpes hölzernes Kreuz schleppte. Er sprach mit niemand, und niemand sprach mit ihm. Niemand wußte, ob der Mann ein Irrsinniger war, der unter der Einbildung litt, daß er Christus sei, oder ob er nur ein armer Pilger war, der eine Bußübung verrichtete.

Der unglückliche Kreuzträger schlief des Nachts in einer Höhle auf dem Ölberg. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, trat er auf den Berg hinaus und sah hinunter nach Jerusalem, das auf einem etwas niederen Hügel gerade vor ihm lag. Mit suchendem Ausdruck pflegte er den Blick über die Stadt hinschweifen zu lassen, von Haus zu Haus, von Kuppel zu Kuppel, mit eifrigem Forschen, als erwarte er, daß während der Nacht eine große Veränderung stattgefunden habe. Wenn er dann schließlich sah, daß alles noch ebenso war wie vorher, stieß er einen tiefen Seufzer aus; er ging zurück in seine Höhle, lud das große Kreuz auf seine Schultern und legte sich einen Kranz aus zusammengeflochtenen scharfen Dornen auf den Kopf.

Dann begann er den Berg hinabzusteigen, indem er seine schwere Last langsam und seufzend durch Weingärten und Olivenhaine schleppte, bis er die hohe Mauer erreichte, die den Garten Gethsemane umgibt. Hier pflegte er vor einer niederen Pforte anzuhalten; er legte das Kreuz auf den Boden und lehnte sich an den Türpfosten, wie um zu warten. Einmal ums andere beugte er sich nieder und legte das Auge ans Schlüsselloch, um in den kleinen Garten hineinzusehen. Wenn er dann einen der Franziskaner, die des Gartens pflegten, zwischen den alten Olivenbäumen und Myrtenhecken umhergehen sah, trat ein gespannter Ausdruck in sein Gesicht, und er lächelte in froher Erwartung. Aber gleich darauf schüttelte er den Kopf; er schien sich klar geworden zu sein, daß der, den er suchte, nicht kommen würde. Da nahm er aufs neue sein Kreuz auf und wanderte weiter.

Später am Tag ging er gewöhnlich auf die tiefer

liegenden Terrassen des Berges hinab, hinunter in das Tal Josaphat, wo der große Judenkirchhof liegt. Das lange Kreuz schleifte er hinter sich her; es klapperte auf den vielen fliesenförmigen Grabsteinen und rollte die kleinen Steine, die darüber gestreut waren, auf die Seite. Einmal übers andere hielt er an, wenn er die Steine rasseln hörte, und sah sich um in dem sicheren Glauben, daß jemand hinter ihm herkomme. So oft er dann merkte, daß er sich getäuscht hatte, stieß er wieder einen tiefen Seufzer aus und wanderte weiter.

Diese Seufzer wurden zu einem lauten Stöhnen, wenn er den Talgrund erreicht hatte, und es nun seine Aufgabe war, das mächtige Kreuz den westlichen Abhang, auf dessen Kamm Jerusalem liegt, hinaufzuschleppen. Auf dieser Seite sind die Gräber der mohammedanischen Bevölkerung, und oftmals sah er da auf den niederen, sargähnlichen Grabdenkmälern eine in ihr weißes Überkleid gehüllte trauernde Frau sitzen. Er stolperte dann auf sie zu, bis sie, von dem Geräusch erschreckt, das durch das Aufschlagen des Kreuzes auf den Grabsteinen hervorgebracht wurde, ihm das Gesicht zuwandte, das mit einem dichten schwarzen Schleier bedeckt war und die Vorstellung erweckte, daß darunter kein Gesicht, sondern nur ein leeres, dunkles Loch sei. Dann wandte er sich mit einem Schauder ab und zog weiter.

Mit unaussprechlicher Mühe erkletterte er den Kamm des Berges, da wo die Stadtmauer hoch aufragt. Von hier aus pflegte er auf einem schmalen Pfad außerhalb der Mauer nach dem Berg Zion auf der südlichen Seite des Gebirges zu wandern und erreichte so die kleine armenische Kirche, die das Haus Kaiphas genannt wird.

Hier legte er abermals das Kreuz auf den Boden nieder und lugte durchs Schlüsselloch. Doch begnügte er sich nicht damit, sondern erfaßte den Glockenzug und klingelte. Wenn er dann nach einer Weile Pantoffeln auf dem Pflaster schlurfen hörte, lächelte er und hob schon die Hände nach der Dornenkrone, um sie abzunehmen.

Aber sobald der Kirchendiener, der die Pforte öffnete, den Kreuzträger erblickte, machte er ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf.

Der Büßer beugte sich vor und schaute durch die halb-

geöffnete Tür. Er ließ den Blick über den kleinen Garten hinschweifen, wo der Sage nach Petrus den Heiland verleugnet hat, und vergewisserte sich, daß er ganz leer war. Sein Gesicht nahm den Ausdruck tiefen Grams an, ungeduldig machte er die Pforte wieder zu und wanderte weiter.

Das schwere Kreuz klapperte auf dem mit Steinen und altem Schutt bedeckten Boden Zions. Es wurde nun mit größter Eile weitergeschleift, gleichsam als hätte eine ungeduldige Erwartung dem Träger große Kräfte verliehen.

Er wanderte durch das Zionstor hinein in die Stadt und legte das Kreuz erst wieder nieder, wenn er ein düsteres graues Gebäude erreicht hatte, das als das Grab des Königs David verehrt wird, und von dem auch behauptet wird, daß es den Saal enthalte, wo Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat.

Hier pflegte der Alte das Kreuz zurückzulassen, während er selbst in den Hof hineinging. Wenn der mohammedanische Türhüter, der sonst allen Christen zornige Blicke nachwarf, den Kreuzträger kommen sah, verbeugte er sich vor dem, dessen Verstand bei Gott war, und küßte ihm die Hand. Und so oft dem alten Mann diese Ehrenbezeugung widerfuhr, sah er den Türhüter erwartungsvoll an; aber im nächsten Augenblick schon zog er seine Hand zurück, wischte sie an seinem langen groben Mantel ab, trat wieder hinaus ins Freie und lud das Kreuz aufs neue auf seine Achseln.

Unendlich langsam pflegte er dann nach dem nördlichen Teil der Stadt zu wandern, wo sich der Leidensweg Christi in seiner tieftraurigen Düsterheit hinzieht. So lange er sich auf belebten Straßen befand, schaute er in jedes Gesicht, blieb stehen, betrachtete es forschend und wandte die Blicke dann mit unendlicher Enttäuschung wieder ab.

Gutmütige Wasserträger, die sahen, daß er von seiner Wanderung in Schweiß gebadet war, boten ihm oft ein kleines mit Wasser gefülltes Zinngefäß an, und die Gemüsehändler pflegten ihm eine Handvoll Bohnen und Pistazien zuzuwerfen. Wenn ihm diese Gaben dargereicht wurden, nahm er sie zuerst mit strahlender Freundlichkeit

an, später aber wandte er sich ab, als hätte er etwas anderes und besseres erwartet.

Wenn er den Passionsweg erreicht hatte, sah er hoffnungsvoller aus, als während des ersten Teils seiner Wanderung. Er stöhnte weniger tief unter der Last des Kreuzes, richtete sich auf und sah sich um wie ein Gefangener, der nun seiner Befreiung sicher ist.

Er begann bei der ersten der vierzehn Stationen des Leidenswegs Christi, die die ganze Straße entlang durch kleine steinerne Tafeln bezeichnet sind. Aber er hielt nicht inne, bis er das Kloster der Zionsschwestern in der Nähe des Ecce Homo-Hügels erreichte, wo einst Pilatus den Heiland der Volksmenge gezeigt hatte. Hier schleuderte er das Kreuz auf die Straße, wie eine Bürde, die er nie wieder aufzunehmen genötigt sein würde, und schlug auf das Klostertor mit drei starken, wuchtigen Schlägen. Ehe noch jemand hätte öffnen können, hatte er die Dornenkrone vom Kopf gerissen, und manchmal war er seiner Sache so sicher, daß er sie den Hunden hinwarf, die ihre Schlafstätte in der Nähe des Klosters hatten.

Drinnen im Kloster kannte man sein Pochen. Eine der frommen Schwestern öffnete die Türluke und reichte ihm ein rundes Brötchen heraus.

Da geriet er in einen furchtbaren Zorn. Das Brot nahm er nicht an, sondern ließ es auf die Straße fallen; er stampfte auf den Boden und stieß wilde Verzweiflungsschreie aus. Lange blieb er vor dem Tor stehen. Schließlich nahm sein Gesicht aber doch wieder den Ausdruck geduldigen Leidens an. Er bückte sich nach dem Brot und verzehrte es mit gierigem Hunger. Dann versuchte er die Dornenkrone in Ordnung zu bringen und nahm das Kreuz wieder auf.

Nur wenige Augenblicke später stand er in strahlender Erwartung vor der kleinen Kapelle, die das Haus der heiligen Veronika genannt wird; aber niedergedrückt von Enttäuschung wanderte er von dannen. Er ging die ganze Straße hinauf von Station zu Station, erwartete mit derselben Gewißheit seine Befreiung an der Kapelle, die die Lage des Tores der Gerechtigkeit kennzeichnet, durch das Jesus die Stadt verließ, sowie an der Stelle, wo der Heiland zu den Frauen Jerusalems gesprochen hat.

Nachdem er so Christi Leidensweg zurückgelegt hatte, begann er die ganze Stadt unter unruhigem Suchen zu durchwandern. Auf der engen, dicht gedrängten Davidstraße bildete er ein ebenso schwieriges Hindernis für den Verkehr wie ein mit Reisigbündeln belastetes Kamel; aber niemand fluchte über ihn oder beunruhigte ihn.

Während dieser Wanderungen geschah es bisweilen, daß er in den engen Vorhof der Heiligen Grabeskirche hineingeriet. Aber hier legte der unglückliche Kreuzträger seine Last nicht nieder, hier riß er die Dornenkrone nicht vom Kopfe. Sobald er die düstere graue Fassade gewahr wurde, wandte er sich ab und floh. Bei keiner der glänzenden Prozessionen, nicht einmal bei dem großen Osterwunder war er hier zu sehen. Der alte Büßer schien überzeugt zu sein, daß er einzig und allein an diesem Orte unmöglich das finden könne, was er suchte.

Sonst aber gab er wohl acht, daß er den Karawanen begegnete, die ihre Waren am Tor Jaffa abluden. Da saß er vor der Herberge und betrachtete alle Fremden mit forschenden Blicken, und nachdem die Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem eröffnet war, unternahm er beinahe jeden Tag eine Wanderung nach dem Bahnhof. Er suchte Patriarchen und Bischöfe in ihren Wohnungen auf, und jeden Freitag fand er sich auf dem Platze vor der Klagemauer ein, wo die Juden das Gesicht auf die kalten Steine preßten und über den Palast weinten, der zerstört war, über die Mauern, die eingestürzt waren, über die Macht, die vergangen war, über die Propheten, die tot in den Gräbern lagen, über die Priester, die in der Irre gegangen waren, über die Könige, die den Allmächtigen verachtet hatten.

An einem sehr heißen und schönen Augusttag war der Kreuzträger vor das Damaskustor hinausgegangen und wanderte da in der kahlen, einsamen Gegend umher, die die Gordonistische Kolonie umgibt. Während er sich am Wegrand hinschleppte, gewahrte er eine lange Wagenreihe, die von dem Bahnhof herkam und nach der Kolonie fuhr. In den Wagen saßen Menschen mit barschen, ernsten Gesichtern. Mehrere davon waren sehr häßlich; sie hatten blondes Haar mit einem Stich ins rötliche, schwere Augenlider und hervorstehende Unterlippen.

Als diese Leute an dem Kreuzträger vorüberkamen, tat er, was er immer tat, wenn neue Pilger nach Jerusalem zogen. Er schleppte sein Kreuz an den Rand des Weges, sein Gesicht klärte sich auf, und er erhob die Arme zum Himmel.

Als die Vorüberfahrenden ihn gewahr wurden, wie er so mit dem Kreuze dastand, fuhren sie zusammen, aber nicht vor Bestürzung. Es sah eher aus, als hätten sie erwartet, daß gerade dies der erste Anblick sein müsse, der ihnen in Jerusalem zuteil würde.

Mehrere von ihnen erhoben sich in innigem Mitleid. Sie streckten die Arme aus, und man sah ihnen an, daß sie gern vom Wagen gestiegen wären, um dem Alten seine Last tragen zu helfen.

Aber einige der Kolonisten, die schon in Jerusalem ansässig waren, sagten zu den Neuangekommenen:

„Es ist nur ein armer Verrückter, der jeden Tag so hier herumläuft. Er meint, er trage das Kreuz Christi und er müsse sich so lange damit abschleppen, bis er den gefunden habe, der es an seiner Statt tragen müsse."

Die Neuangekommenen wandten sich zurück und betrachteten den armen Wanderer. So lange sie ihn sehen konnten, stand er noch mit aufgehobenen Armen in der Stellung einer unbeschreiblichen Entzückung da.

Aber dies war das letztemal, daß jemand den alten Kreuzträger in Jerusalem sah. Am nächsten Tag warteten die Aussätzigen, die sich vor den Toren der Stadt zu lagern pflegten, vergebens auf seine Ankunft. Er störte nicht die Trauernden auf den Kirchhöfen, er beschwerte nicht den Wächter in Kaiphas Haus, die frommen Frauen in Zion bekamen keine Gelegenheit, ihm das Brot darzureichen, das er sich jeden Tag zu holen pflegte. Der türkische Türhüter in der Heiligen Grabeskirche wartete unwillkürlich darauf, ihn daherkommen und entfliehen zu sehen, und die guten Wasserträger verwunderten sich, daß er sich nicht auf den volkbelebten Straßen einfand.

Nie wieder sah man den Unglücklichen in der Heiligen Stadt, und man erfuhr auch nicht, ob er tot in seiner Höhle auf dem Ölberg lag, oder ob er nach seiner fernen Heimat zurückgewandert war.

Das einzige, was man sicher wußte, war, daß er sich nicht mehr mit seiner schweren Last abschleppte. Denn am Morgen nach der Ankunft der Bauern aus Dalarne fanden die Gordonisten das mächtige Kreuz auf der hohen Staffel vor dem Eingang ihres Hauses liegen.

Mauern von lauterem Gold und Tore von Kristall

Unter den Jerusalemsfahrern befand sich ein Schmied mit Namen Birger Larsson. Von Anfang an war er sehr glücklich über die Auswanderung gewesen; keins der andern hatte sich so leicht von der Heimat getrennt und keins hatte sich so darauf gefreut, die Herrlichkeit Jerusalems zu schauen.

Aber Birger erkrankte fast in demselben Augenblick, wo er in Jaffa ans Land stieg. Die Reisenden mußten mehrere Stunden auf dem glühend heißen Bahnhof warten, und da wurde es immer schlimmer mit ihm. Als er dann in einen der heißen Eisenbahnwagen hineinkam, begann der Kopf ihm so wehe zu tun, daß es war, als müsse er ihm zerspringen. Und als die Auswanderer Jerusalem endlich erreicht hatten, fühlte er sich so elend, daß Tims Halfvor und Ljung Björn ihn auf beiden Seiten stützen und ihn fast auf den Perron hinaustragen mußten.

Bo hatte von Jaffa aus durch ein Telegramm die Kolonisten von der Ankunft der Dalekarlier unterrichtet. Mehrere der Schweden aus Amerika warteten am Bahnhof, als der Zug ankam, um ihre Freunde und Verwandten zu begrüßen. Da hatte Birger solches Fieber, daß er die alten Landsleute nicht wiedererkannte, obgleich einige von ihnen seine nächsten Nachbarn gewesen waren. So viel begriff er aber doch, daß er nun Jerusalem erreicht hatte, und er hatte nur noch einen Wunsch, nämlich sich so lange aufrecht zu erhalten, bis er die Heilige Stadt gesehen hätte.

Vom Bahnhof aus, der eine gute Strecke außerhalb der Stadt liegt, konnte Birger nichts von Jerusalem

wahrnehmen, und so lange er dort warten mußte, lag er mit geschlossenen Augen ganz still da. Endlich hatten alle in den Wagen, die auf sie warteten, Platz gefunden. Sie fuhren hinab in das Tal Hinnom und da, auf dem Gipfel des Bergrückens über ihnen, zeigte sich Jerusalem.

Birger hob die schweren Augenlider und sah eine Stadt, die von einer mächtigen, mit Zinnen und Türmen geschmückten Mauer umgeben war. Hinter der Mauer ragten hohe, gewölbte Gebäude empor, und ein paar Palmen wogten im Bergwinde.

Aber es war gegen Abend, und die Sonne stand dicht über dem Rande der westlichen Hügel. Sie war sehr rot und sehr groß und warf einen feurigen Schein über den ganzen Himmel hin, und auch die Erde ringsum erstrahlte in roter und goldener Glut. Aber Birger meinte, daß dieser Schein, der auf die Erde fiel, nicht von der Sonne komme, sondern von der Stadt über ihm. Er ging von deren Mauern aus, die wie helles Gold schimmerten, und von deren Türmen, die mit Platten aus Kristall gedeckt waren.

Birger Larsson lächelte darüber, daß er zwei Sonnen sah, am Himmel eine und auf der Erde eine, und diese war Jerusalem, die Stadt Gottes.

Einen Augenblick fühlte sich Birger wie geheilt von gesundheitbringender Freude. Aber rasch kehrte das Fieber mit neuer Gewalt zurück, und während der ganzen Fahrt nach der Kolonie, die auf der andern Seite der Stadt lag, war er bewußtlos.

Auch von dem Empfang in der Kolonie wußte Birger so viel wie nichts. Er konnte sich über das große Haus ebensowenig freuen, wie über die weißen Marmorstufen oder über die prächtige Galerie, die das Haus rings umgab. Er konnte Mrs. Gordons schönes, kluges Gesicht nicht sehen, als sie auf die Staffel heraustrat, um die Ankommenden willkommen zu heißen, auch nicht Miß Hoggs mit ihren Eulenaugen, oder die andern neuen Brüder und Schwestern. Er wußte nicht einmal, daß er in ein großes helles Zimmer gebracht wurde, daß nun für ihn und seine Familie eine Heimat werden sollte, und wo man sich beeilte, ein Bett für ihn herzurichten.

Am nächsten Tage war er noch ebenso krank, gewann

aber doch stundenlang das Bewußtsein wieder. Und da war es sein großer Kummer, daß er sterben müsse, ohne nach Jerusalem selbst hineingekommen zu sein und dessen Herrlichkeit in der Nähe geschaut zu haben.

„Ach, nun bin ich so weit gekommen," sagte er, „und nun muß ich sterben, ohne Jerusalems Palast und die goldenen Gassen gesehen zu haben, in denen die Heiligen in weißseidenen Gewändern mit Palmen in den Händen wandeln."

Zwei Tage lang jammerte er in dieser Weise fort. Das Fieber nahm zu, aber selbst in seinen Fieberphantasien wurde er von derselben Furcht geplagt, nämlich, daß er die goldglänzenden Mauern und die leuchtenden Türme, die Gottes eigene Stadt bewachten, nicht sehen würde.

Seine Verzweiflung und Angst waren so groß, daß Ljung Björn und Tims Halfvor sich über ihn erbarmten und beschlossen, ihn zufriedenzustellen. Sie glaubten, daß es besser mit ihm werde, wenn sein Verlangen gestillt würde. Sie verfertigten daher eine Bahre, und eines Abends, als die Luft sich ein wenig abzukühlen begann, trugen sie ihn hinein nach Jerusalem.

Man schlug den geraden Weg nach der Stadt ein, und Birger war ganz bei Bewußtsein und betrachtete unverwandt den steinigen Erdboden und die kahlen Hügel. Als sie so weit gekommen waren, daß sie das Damaskustor und die Stadtmauer sehen konnten, setzten die Träger die Bahre nieder, damit der Kranke sich an dem ersehnten Anblick erfreuen könne.

Birger sagte kein Wort; er beschattete die Augen mit der Hand und strengte sich an, um recht sehen zu können.

Aber er sah nichts anderes vor sich als eine graubraune Mauer, die aus Stein und Mörtel aufgeführt war, wie alle sonstigen Mauern auch. Das große Tor mit seinem niederen Eingang und dem vielzackigen Gipfel kam ihm unheimlich vor.

Während er nun so matt und entkräftet dalag, bildete er sich ein, daß die andern ihn nicht in das rechte Jerusalem führten. An jenem Abend vor ein paar Tagen hatte er ein anderes gesehen, das so strahlend wie die Sonne gewesen war.

„Daß meine alten Freunde und Landsleute so schlecht gegen mich handeln können," dachte der Kranke. „Ach, warum wollen sie es mir nicht gönnen, daß ich das rechte Jerusalem sehe!"

Die Bauern trugen ihn den steilen Abhang, der zu dem Tor führte, hinunter. Birger war es, als trügen sie ihn in die Unterwelt.

Als Birger durch das Gewölbe hindurchgekommen war, richtete er sich ein wenig auf. Nun wollte er sehen, ob sie ihn in die goldene Stadt hineingetragen hatten.

Aber immer mehr verwunderte er sich, daß er auf allen Seiten nur häßliche graue Häusermauern sah, und immer verwirrter wurde er, als er der verstümmelten Bettler gewahr wurde, die vor den Haustüren saßen, und der vielen magern, schmutzigen Hunde, die zu vier oder fünf auf den großen Kehrichthaufen lagen und schliefen.

Noch nie hatte er einen so eigentümlichen ekelhaften Gestank gerochen, oder eine solche schwüle Hitze gefühlt, wie sie ihm hier entgegenschlugen, und er fragte sich, ob es wohl einen Wind gäbe, der stark genug wäre, um diese schwere Luft in Bewegung zu setzen.

Als Birger den Blick auf die Pflastersteine fallen ließ, sah er, daß sie mit einer vertrockneten Lage Schmutz bedeckt waren. Er wunderte sich nicht wenig über all den Kehricht und die Kohlblätter und Obstabfälle, die auf der Straße umherlagen.

„Ich verstehe gar nicht, warum Halfvor mir diesen armseligen und elendigen Ort zeigen will," murmelte Birger vor sich hin.

Die Bauern trugen ihn rasch weiter durch die Stadt; sie selbst waren schon mehrere Male drin gewesen und konnten dem Kranken erklären, wie die Orte, an denen sie vorüberkamen, hießen.

„Dies ist das Haus des reichen Mannes," sagte Halfvor und deutete auf ein Gebäude, das Birger vorkam, als könne es jeden Augenblick einstürzen.

Sie bogen in eine Straße ein, die so düster aussah, als würde sie niemals von einem Sonnenstrahl erhellt. Birger betrachtete die Halbbogen, die sich von einem Haus zum andern quer über die Straße spannten. „Das ist allerdings notwendig," dachte er, „denn wenn diese

Baracken nicht so gut gestützt wären, würden sie bald einfallen."

„Dies ist Christi Leidensweg," sagte Halfvor zu Birger. „Hier ist Jesus gegangen, als er sein Kreuz trug."

Birger lag still und bleich da. Sein Blut brauste nicht mehr so durch seinen Körper wie bisher am Tag; es schien ganz still zu stehen, und Birger war kalt wie Eis.

Wo er auch immer hinkam, nirgends sah er etwas anderes als schadhafte graue Mauern, sowie da und dort ein niederes Tor. Selten war ein Fenster zu sehen, und da, wo sich solche fanden, waren sie immer zerbrochen, und in die leeren Rahmen waren Lumpen hineingestopft. Wieder hielt Halfvor die Bahre an. „Hier stand Pilatus' Palast," sagte er, „und hier war es, wo sie Jesus hinausführten und von ihm sagten: ‚Seht, welch ein Mensch!'"

Birger Larsson winkte Halfvor zu sich heran und ergriff feierlich dessen Hand.

„Nun mußt du mir auf eins antworten, weil du mit mir verwandt bist," sagte er. „Glaubst du, daß dies das rechte Jerusalem ist?"

„O ja," sagte Halfvor, „freilich ist dies das rechte Jerusalem."

„Sieh, ich bin krank und kann morgen tot sein, und da begreifst du doch wohl, daß du mich nicht anlügen darfst," sagte Birger.

„Niemand denkt daran, dich zu belügen," erwiderte Halfvor.

Birger hatte sicher gehofft, daß er Halfvor dazu bringen könne, die Wahrheit zu sagen. Die Tränen traten ihm in die Augen, als er daran dachte, daß Halfvor und die andern so schlecht gegen ihn handeln könnten.

Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke.

„Sie machen es so, damit ich mich nachher um so mehr freue, wenn ich durch die hohen Tore in die Stadt der Ehre und Herrlichkeit hineingetragen werde," dachte er. „Nun lasse ich sie ruhig weitermachen, denn sie meinen es gewiß gut mit mir. Wir Hellgumianer haben ja gelobt, wie Brüder gegeneinander zu handeln."

Die Bauern trugen Birger weiter durch die düstern

Straßen. Einige davon waren mit ungeheuren Segeltüchern überspannt, die aber alle große Risse und Löcher hatten. Wo diese Segeltücher hingen, konnte man es vor Dunkelheit und Gestank und erstickender Hitze kaum aushalten.

Das nächste Mal hielt die Bahre auf dem Vorhof eines großen, grauen Gebäudes. Der offene Platz war mit Bettlern und armen Hökern angefüllt, die Rosenkränze, Pilgerstäbe, Heiligenbilder und andern Kram feilboten.

„Hier siehst du nun die Kirche, die über dem Heiligen Grabe und Golgatha gebaut ist," sagte Halfvor.

Mit matten Blicken schaute Birger Larsson an dem Gebäude empor. Allerdings hatte es große Türen und breite Fenster und war von ansehnlicher Höhe; aber noch nie hatte Birger eine Kirche so zwischen andern Häusern eingeklemmt gesehen. Er sah weder den Turm, noch den Chor, noch die Vorhalle. Nein, das würde er sich gewiß nicht weismachen lassen, daß das ein Gotteshaus sei. Und das konnte er auch nicht glauben, daß so viele Händler und Verkäufer im Vorhof gewesen wären, wenn dies wirklich das Grab Christi wäre. Er wußte wohl, wer die Wechsler aus dem Tempel hinausgejagt und den Taubenhändlern ihre Käfige umgeworfen hatte.

„Ich sehe es, ich sehe es," sagte Birger und nickte Halfvor zu. Aber im stillen dachte er: „Ich möchte nur wissen, was sie das nächste Mal vorbringen werden?"

„Ich weiß nicht, ob du für diesmal noch mehr ertragen kannst," sagte Halfvor.

„O ja, das kann ich schon," erwiderte der Kranke, „wenn nur ihr es könnt."

Die Männer nahmen die Bahre wieder auf und wanderten weiter; man kam nun in den südlichen Teil der Stadt.

Die Straßen sahen noch genau so aus wie die andern, nur waren sie hier voller Menschen. Halfvor hielt die Bahre an einer Querstraße an und machte Birger auf dunkelhäutige Beduinen aufmerksam, die das Gewehr auf den Schultern und den Dolch im Gürtel haben. Er zeigte ihm halbnackte Wasserträger, die das Wasser in schweinsledernen Schläuchen umhertragen, und er for-

derte ihn auf, russische Priester zu betrachten, die das Haar wie die Frauen in einem Knoten im Nacken aufstecken, sowie mohammedanische Frauen, die wie Gespenster aussehen, wenn sie, ganz in weiße Gewänder gehüllt und mit einem schwarzen Tuch vor dem Gesicht, daherkommen.

Birger war immer mehr überzeugt, daß seine Freunde einen ganz besondern Scherz mit ihm vorhätten. Diese Leute sahen ja den friedsamen Palmenträgern, die auf den Straßen des richtigen Jerusalems wandelten, gar nicht ähnlich.

Aber als Birger in das Menschengewimmel hineinkam, ergriff ihn das Fieber aufs neue. Halfvor und die andern, so die Bahre trugen, sahen, daß er immer kränker wurde. Seine Hände tasteten unruhig auf der Decke umher, die über ihn gebreitet war, und die Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn.

Aber sobald von der Umkehr die Rede war, fuhr er auf und sagte, es wäre sein Tod, wenn sie ihn nicht so weit tragen würden, daß er die Stadt Gottes zu Gesicht bekäme.

Auf diese Weise trieb er sie an, bis sie den Berg Zion erreichten, und als er das Zionstor erblickte, rief er, daß er dahinaus getragen werden wolle. Er richtete sich auf, in der sicheren Hoffnung, daß er hinter dieser Mauer die schöne Gottesstadt, nach der er sich sehnte, finden werde.

Aber jenseits der Mauer sah er nichts weiter als sonnverbrannte, unfruchtbare Felder, die mit Steinen, Schutt und Kehrichthaufen bedeckt waren.

Dicht neben dem Tore kauerten ein paar arme Menschen. Sie krochen näher herbei, um zu betteln, sie streckten dem Kranken Hände entgegen, von denen einige Finger abgefault waren. Mit einer Stimme, die wie das Knurren eines Hundes klang, riefen sie ihn an, ihre Gesichter waren halb zerfressen, der eine hatte keine Nase und der andere keine Wangen mehr.

Birger schrie laut auf vor Entsetzen. In seiner Schwäche begann er angstvoll zu weinen und jammerte, daß er in die Hölle hineingetragen würde.

„Das sind ja nur die Aussätzigen," sagte Halfvor.

„Du weißt doch wohl, daß es hierzulande solche gibt?"

Die Bauern beeilten sich indes, ihn den Hügel weiter hinaufzutragen, damit er von dem traurigen Anblick der Unglücklichen an dem Tore befreit würde.

Dann setzte Halfvor die Bahre nieder, trat zu dem Kranken und richtete seinen Kopf von dem Kissen auf. „Versuche jetzt aufzustehen, Birger, von hier kannst du sogar das Tote Meer und den Berg Moab wahrnehmen."

Noch einmal schlug Birger die müden Augen auf. Er schaute über die öde, wilde Gebirgsgegend östlich von Jerusalem hin. Weit, weit draußen glänzte ein Wasserspiegel, und jenseits davon erhob sich ein Berg, der in schimmerndem, mit lichtem Gold überflutetem Blau erstrahlte.

Dies war so schön, so licht und durchsichtig und glänzend, daß es einem schwer wurde, zu glauben, daß das, was man sah, der Erde angehöre.

Von Entzücken ergriffen stand Birker von der Bahre auf, um dieser fernen Erscheinung entgegenzueilen. Schwankend machte er ein paar Schritte, dann sank er ohnmächtig zusammen.

Die Bauern glaubten zuerst, Birger sei tot; aber das Leben kehrte doch wieder zurück, und er lebte noch volle zwei Tage. Bis an seine Todesstunde phantasierte er von dem rechten Jerusalem. Er klagte, daß es sich immer weiter zurückziehe, sobald er versuche, es zu erreichen, so daß weder er noch irgendeins von den andern je dahin gelangen könne.

Jerusalem, die heilige Stadt Gottes

Es ist in der Tat so, daß nicht alle Menschen kräftig genug sind, um es lange in Jerusalem aushalten zu können; selbst solche, die das Klima ertragen können und nicht von Krankheiten angesteckt werden, unterliegen häufig. Die Heilige Stadt macht sie milzkrank oder wahnsinnig, ja sie bringt sie geradezu um. Niemand hat auch nur ein paar Wochen in Jerusalem zugebracht, ohne daß er über den oder jenen, der plötzlich gestorben war, den Ausspruch gehört hätte: ‚Jerusalem hat ihn getötet.'

Wer zuerst dergleichen hört, verwundert sich natürlich sehr darüber. „Wie wäre das möglich?" fragt man sich. „Wie kann eine Stadt einen Menschen umbringen? Diese Leute meinen wohl nicht, was sie sagen."

Und während man in Jerusalem umherwandert und dies und jenes besieht, kann man sich des Gedankens nicht entschlagen: „Ich möchte wohl wissen, was darunter verstanden ist, wenn die Leute sagen: Jerusalem tötet? Ich möchte wohl wissen, wo das Jerusalem ist, das Menschen umbringen kann?"

Und es könnte einem zum Beispiel die Lust überkommen, eine Wanderung durch ganz Jerusalem zu unternehmen. Dann geht man zuerst durch das Jaffator, wendet sich von da nach Westen, wandert an dem mächtigen viereckigen Davidsturm vorüber und gelangt alsdann auf dem schmalen Fußweg, der neben der Stadtmauer herläuft, nach dem Zionstor.

Ganz dicht neben der Mauer ist eine türkische Kaserne, aus der kriegerische Musik und Waffenlärm herausdringt. Dann kommt man an dem großen armenischen Kloster vorüber, das auch eine wahre Festung mit starken Mauern und verrammelten Toren ist. Eine Strecke weiter erreicht man das mächtige graue Gebäude, das das Grab Davids genannt wird, und wenn man das erblickt, erinnert man sich plötzlich daran, daß man auf dem Heiligen Berg, dem Berg der Könige, wandelt.

Und dann muß man daran denken, daß der ganze Berg unter einem ein großes Gewölbe ist, in dem der König David sitzt, auf einem feurigen Thron und von einem goldenen Mantel umwallt, und daß er noch heute das Zepter über Jerusalem und Palästina hält. Man denkt daran, daß diese Trümmer, die den Boden bedecken, Mauerreste der gefallenen Königsburgen sind, daß der Hügel gerade vor einem der Berg des Ärgernisses ist, wo Salomo sündigte, daß das Tal, in das man hinabschaut, das tiefe Tal Hinnom, einstmals bis an den Rand mit den Leichen der Menschen gefüllt war, die in Jerusalem umgebracht worden waren, als dieses von den Römern zerstört wurde.

Es ist einem ganz sonderbar zumut, wenn man da geht. Man meint, Kriegslärm zu vernehmen, große Hee-

re zum Angriff auf die Mauern heranziehen und Könige auf ihren Streitwagen herbeistürmen zu sehen.

„Dies ist das Jerusalem der Gewalt und der Macht und des Krieges," denkt man, und man entsetzt sich über alle die Bluttaten und Schrecken, die sich vor dem Gedächtnisse aufrollen.

Da kommt es vor, daß man sich einen Augenblick fragt, ob dies wohl das Jerusalem sein könnte, das die Menschen umbringt. Aber sogleich zuckt man die Achseln und sagt: „Das ist unmöglich, es ist zu lange her, seit der klingende Schwerterklang ertönte und das rote Blut strömte."

Und man wandert weiter.

Aber sobald man um die Ecke der Mauer gebogen und den östlichen Stadtteil erreicht hat, bietet sich einem ein ganz anderer Anblick dar. Nun hat man die heilige Seite der Stadt erreicht. Hier denkt man nur an die alten Hohenpriester und Tempeldiener. Neben der Mauer ist der Klageplatz der Juden, wo die Rabbiner in langen rot- und blausamtenen Kaftanen über Gottes Strafgerichte weinen. Da erhebt sich der Berg Moria mit dem herrlichen Tempelplatz. Vor der Mauer senkt sich das Land ins Tal Josaphat mit all seinen Gräbern, und jenseits des Tals erscheint Gethsemane und der Ölberg, von wo Jesus zum Himmel auffuhr. Da sieht man auch in der Mauer die Säule, wo Christus am Tage des Jüngsten Gerichts stehen und das eine Ende eines haarfeinen Fadens festhalten soll, während Mohammed auf dem Ölberg steht und das andere Ende festhält. Und dann werden die Toten gezwungen, auf diesem Faden durch das Tal Josaphat zu wandeln, und die Gerechten werden die andere Seite des Tals erreichen, die Ungerechten aber in das Feuer Gehennas hinabstürzen.

Während man hier geht, denkt man: „Dies ist das Jerusalem des Todes und des Gerichts, hier öffnen sich beide, der Himmel und die Hölle. Aber auch dies ist nicht das Jerusalem, das tötet. Die Posaunen des Gerichts sind zu weit entfernt, und das Feuer der Gehenna ist erloschen."

Man geht die Ringmauer immer weiter entlang und erreicht schließlich die Nordseite der Stadt. Nun wandert

man durch trockne, öde, einförmige Gegenden. Hier liegt die kahle Felsenstirne, die das eigentliche Golgatha sein soll, hier liegt die Höhle, wo Jeremias seine Klagelieder gedichtet hat. Hier befindet sich neben der Mauer der Teich Bethesda, hier zieht sich die Via Dolorosa unter düstern Halbbogen hin. Hier ist das Jerusalem der Trostlosigkeit, des Leidens, der Qual und der Versöhnung.

Man hält einen Augenblick an und betrachtet nachdenklich diese strenge Düsterheit. „Aber auch dies ist nicht das Jerusalem, das Menschen tötet," denkt man und geht weiter.

Aber wenn man sich dann nach Nordwesten und Westen wendet, welch ein Umschlag! Hier erheben sich in dem neuen Stadteil, der außerhalb der Mauer entstanden ist, die stattlichen Missionspaläste und die großen Gasthäuser. Hier liegt der umfangreiche Häuserkomplex der Russen: Kirche, Krankenhaus und die riesige Herberge, die zwanzigtausend Pilger zugleich aufnehmen kann. Hier bauen sich Konsuln und Priester schöne Landhäuser, hier wandern die Pilger zwischen den Läden umher, die mit heiligem Kram gefüllt sind. Hier finden sich Anlagen und helle, breite Straßen, hier fahren Wagen, hier liegen Kaufläden, Banken und Reisebureaux.

Auf der andern Seite breiten sich die stattlichen jüdischen und deutschen landwirtschaftlichen Kolonien aus, sowie die großen Klöster und die mannigfaltigen Anstalten der Barmherzigkeit. Hier wandeln Mönche und Nonnen, Krankenpflegerinnen und Diakonen, Popen und Missionare. Hier wohnen Männer der Wissenschaft, die Forschungen über Jerusalems Vorzeit anstellen, und alte englische Damen, die nirgends anders leben zu können vermeinen.

Hier finden sich die prächtigen Missionsschulen, die ihren Schülern unentgeltlichen Unterricht, freie Wohnung, Kost und Kleidung geben, nur um Gelegenheit zu bekommen, ihre Seelen zu gewinnen. Hier stehen die Missionskrankenhäuser, wo man die Kranken förmlich anfleht, zu kommen und sich pflegen zu lassen, nur um sie bekehren zu können. Hier werden Gebetsversammlungen und Gottesdienst gehalten, wo man um Seelen kämpft.

Hier ist es, wo die Katholiken von den Protestanten, die Methodisten von den Quäkern, die Lutheraner von den Reformierten, die Russen von den Armeniern Schlechtes aussagen. Hier schleicht der Neid umher, hier mißtraut der Schwärmer dem Beschwörer, hier streitet der Rechtgläubige mit dem Ketzer, hier wird keine Barmherzigkeit geübt, hier haßt man um Gottes höherer Ehre willen jeden Menschen.

Und hier ist es, wo man das findet, was man sucht. Hier ist das Jerusalem der Seelenjagd, das Jerusalem der bösen Zungen, das Jerusalem der Lüge, der Verleumdung und der Lästerung. Hier verfolgt man ohne Aufhören, hier mordet man ohne Waffen. Dies ist das Jerusalem, das Menschen tötet.

* * *

Von der Stunde an, wo die schwedischen Bauern in der Heiligen Stadt angekommen waren, nahmen alle Mitglieder der Gordonistischen Kolonie in der Art und Weise, wie sich die Leute gegen sie benahmen, eine große Veränderung wahr.

Im Anfang waren es nur Kleinigketien. Es war zum Beispiel nichts weiter, als daß der englische Methodistenprediger es vermied, sie zu grüßen, oder daß die frommen Zionsschwestern, die in dem Kloster neben dem Ecce Homo-Bogen wohnten, auf die andere Seite der Straße hinüberglitten, wenn sie ihnen begegneten, als ob sie fürchteten, von etwas Bösem angesteckt zu werden, wenn sie ihnen nahe kämen.

Keinem der Kolonisten fiel es ein, sich darüber zu grämen, auch fragten sie nicht viel danach, daß ein paar durchreisende Amerikaner, die die Kolonie besucht und einen ganzen Abend in freundlichem Gespräch mit ihren Landsleuten verbracht hatten, nicht, wie sie versprochen hatten, am nächsten Tage wiederkamen, ja sogar Mrs. Gordon und Miß Young nicht wieder zu erkennen schienen, als sie diesen auf der Straße begegneten.

Aber eine ernstere Sache war es, daß sich, als die jungen Frauen von der Kolonie in die großen neuen Läden draußen am Jaffator kamen, die griechischen Kaufleute erlaubten, ihnen Worte zuzurufen, die die Frauen zwar

nicht verstanden, die aber mit solcher Miene und in einem Ton gesagt wurden, daß sie erröteten.

Die Kolonisten versuchten zu glauben, daß all dies auf Zufall beruhe. „Man hat gewiß drüben in dem christlichen Stadtteil irgendeine Verleumdung über uns ausgestreut," sagten sie, „aber das wird schon vorübergehen."

Die alten Gordonisten erinnerten sich auch, daß schon mehrere Male böse Gerüchte über sie im Umlauf gewesen waren. Man hatte ihnen nachgesagt, daß sie ihre Kinder nichts lernen ließen und daß sie auf Kosten einer reichen alten Witwe lebten, die sie vollständig ausplünderten, daß sie ihre Kranken ohne Pflege hinsterben ließen, weil sie Gott nicht dreingreifen wollten, und daß sie ein üppiges, müßiges Leben führten, während sie sich den Anschein gäben, daß sie daran arbeiteten, das wahre Christentum einzuführen.

„Von all diesen Gerüchten wird nun wieder etwas aufgetaucht sein," sagten sie. „Aber die Verleumdung wird hinsterben, gerade wie damals auch, weil sie kein Körnchen Wahrheit enthält, an der sie sich nähren könnte."

Dann geschah es, daß die Frau aus Bethlehem, die ihnen jeden Tag Frucht und Gemüse brachte, ganz plötzlich wegblieb. Man suchte sie auf, um sie zu überreden, wiederzukommen, aber sie verweigerte auf das bestimmteste, den Gordonisten jemals wieder ihre Bohnen und Kohlrüben zu verkaufen.

Das war ein deutliches Zeichen. Die Kolonisten verstanden nun, daß etwas äußerst Ehrenrühriges über sie im Umlauf sein mußte, und überdies etwas, das sie alle miteinander anging und unter allen Volksschichten bekannt sein mußte.

Es dauerte auch nicht lange, bis sie Bestätigung davon erhielten. Ein paar von den Schwestern standen eines Tages in der Kirche des Heiligen Grabes, als eine Schar russischer Pilger hindurchzog. Die gutmütigen Russen lachten sie an und nickten ihnen zu und sagten zu ihnen, daß sie auch Bauern seien, gerade wie sie. Aber in diesem Augenblick ging ein russischer Priester vorüber, und der sagte ein paar Worte zu den Pilgern. Sogleich bekreuzten diese sich und ballten die Fäuste gegen die Schweden. Sie

sahen aus, als hätten sie große Lust, sie aus der Kirche hinauszujagen.

Ganz nahe bei Jerusalem gibt es eine Kolonie deutscher Bauern, die Sektierer sind. Diese Deutschen sind schon vor vielen Jahren nach Jerusalem ausgewandert. Sowohl in ihrem Heimatland als auch in Jerusalem haben sie viel Verfolgung erlitten und man hat versucht, sie vollständig auszurotten. Trotzdem aber ist es ihnen so gut gegangen, daß sie nun große prächtige Kolonien in Caifa und Jaffa besitzen, außer der, die sie in Jerusalem selbst angelegt haben.

Einer von diesen Deutschen kam nun eines Tages zu Mrs. Gordon und sagte ihr ganz aufrichtig, daß er böse Gerüchte über ihre Leute gehört habe.

„Die Missionare dort drüben sind es, die euch verleumden," sagte er, indem er auf den westlichen Stadtteil deutete. „Wahrlich, wenn ich nicht selbst erfahren hätte, daß man ganz unschuldig verfolgt werden kann, würde ich euch ferner weder Fleisch noch Mehl verkaufen. Aber sie haben es nicht ertragen können, daß ihr in der letzten Zeit so viele Anhänger bekommen habt, das ist mir ganz klar."

Mrs. Gordon fragte ihn, was man ihnen denn zur Last lege.

„Sie sagen, ihr führet hier in der Kolonie einen schlechten Lebenswandel. Ihr ließet die Leute nicht in den Ehestand treten, wie Gott doch befohlen habe, und deshalb hat man angefangen zu behaupten, daß nicht alles richtig hier zugehe."

Die Kolonisten wollten ihm zuerst nicht glauben. Aber sie merkten gar bald, daß er die Wahrheit gesprochen hatte und daß alle Leute in Jerusalem glaubten, sie führten ein schlechtes Leben. Von den Christen in Jerusalem wollte keiner mehr mit ihnen reden. In den Gasthäusern wurden die Fremden davor gewarnt, sie zu besuchen. Durchreisende Missionare wagten sich aber doch bisweilen nach der Kolonie hinaus. Wenn sie dann von dort zurückkamen, schüttelten sie bedeutungsvoll den Kopf. Sie hatten zwar nichts Anstößiges bemerkt, aber sie meinten, es könne doch recht viel Unfug da draußen getrieben werden, wenn es auch nicht gerade zutage trete.

Und die Amerikaner, von dem Konsul an bis hinab zur geringsten Krankenpflegerin, waren es, die am allerlautesten gegen die Gordonisten schrien. „Es ist eine Schande für uns alle, die wir Amerikaner sind," sagten sie, „daß diese Menschen nicht von Jerusalem fortgejagt werden."

* * *

So kluge Leute, wie die Kolonisten, sagten sich natürlich selbst, daß man dabei nichts tun könne, als die Leute schwatzen zu lassen, und daß ihre Widersacher mit der Zeit selbst einsehen würden, wie unrecht sie ihnen getan hätten.

„Wir können ja nicht von Haus zu Haus gehen, und sagen, daß wir unschuldig sind," riefen sie, und trösteten sich damit, daß sie ja einander hätten und daß sie einig und glücklich seien. „Die Armen und Kranken in Jerusalem haben noch nicht angefangen, sich vor uns zu scheuen," sagten sie. „Wir müssen das Wetter vorüberziehen lassen, es ist eine Prüfung, die uns Gott geschickt hat."

Gleich von Anfang an ertrugen die Schweden die harte Verleumdung mit größter Ruhe. „Wenn die Leute so verwildert hier sind," sagten sie, „daß sie glauben können, wir armen Bauern hätten gerade diese Stadt, wo unser Heiland gestorben ist, aufgesucht, und ein schlechtes Leben zu führen, dann ist ihr Urteil nicht viel wert, und dann ist es ganz einerlei, was sie sagen."

Als die Menschen nicht aufhörten, ihnen ihre Verachtung zu zeigen, hatten sie ihre herzliche Freude an dem Gedanken, daß Gott sie für würdig erachtet habe, in derselben Stadt, wo man Christus verspottet und gekreuzigt hat, Verfolgung und Schmach zu leiden.

Aber als es Oktober geworden war, kam eines Tages ein Brief an Bürgermeisters Gunhild. Der Brief war von ihrem Vater, und dieser teilte ihr mit, daß ihre Mutter gestorben sei. Es war durchaus kein harter Brief, wie Gunhild wohl erwartet hatte. Der Vater machte ihr keine Vorwürfe, er berichtete nur von der Krankheit und dem Begräbnis. Man konnte merken, daß der alte Bür-

germeister gedacht hatte: „Ich will ihr schonend schreiben, sie wird jedenfalls unglücklich genug sein."

Er hatte den ganzen Brief in derselben freundlichen Gemütsstimmung geschrieben, bis er seinen Namenszug darunter setzte. Aber da hatte ihn der zurückgehaltene Zorn plötzlich übermannt; hastig und tief hatte er die Feder in das Tintenfaß getaucht und mit großen, grobgeformten Buchstaben auf den Rand des Briefes geschrieben:

„Deine Mutter hätte den Kummer über deine Abreise wohl verwunden, aber sie starb, weil sie in der Missionszeitung las, daß ihr da draußen in Jerusalem ein schlechtes Leben führet. So etwas hätte man hier weder von dir, noch von den andern, mit denen du reistest, geglaubt."

Gunhild steckte den Brief in die Tasche und trug ihn den ganzen Tag mit sich herum, ohne mit jemand darüber zu reden.

Sie zweifelte nicht daran, daß der Vater die Wahrheit schrieb in Beziehung auf das, was den Tod der Mutter herbeigeführt hatte. Die Eltern waren immer sehr ehrenhaft und genau in Beziehung auf ihren guten Ruf gewesen; niemand in der Kolonie hatte so darunter gelitten wie sie, daß sie der Verleumdung ausgesetzt worden waren. Ihr half es nichts, daß sie sich unschuldig fühlte, sie fühlte sich doch beschimpft, und es war ihr, als könne sie sich nicht mehr unter den Menschen zeigen. Die ganze Zeit her hatte sie sich gegrämt, und die Stiche der bösen Zungen hatten sie geschmerzt wie brennende Wunden. Und nun hatten sie ihrer Mutter das Leben genommen.

Gertrud und Gunhild bewohnten dasselbe Zimmer, und sie waren immer die besten Freunde. Aber selbst Getrud gegenüber verschwieg Gunhild, was der Vater geschrieben hatte. Sie meinte, es wäre unrecht, wenn sie Gertrud in ihrem Glück störe. Diese war ganz entzückt, daß sie sich in Jerusalem befand, wo alles ihr die Erinnerung an ihren Heiland wachrief.

Aber immer und immer wieder nahm Gunhild den Brief in die Hand und betrachtete ihn. Sie wagte nicht, ihn zu lesen; wenn sie ihn nur ansah, krampfte sich ihr das Herz zusammen, und sie empfand einen brennenden

Schmerz. „Wenn ich nur sterben könnte," dachte sie. „Ich kann nie wieder froh werden, wenn ich doch nur sterben dürfte!"

Sie saß da und betrachtete den Brief; es war ihr, als enthalte er ein Gift, das sie töten könnte, und sie hoffte nur, es werde schnell gehen und bald vorüber sein.

Am nächsten Tag kam Gunhild durch das Damaskustor zurück. Sie war in der Stadt gewesen und nun auf dem Heimweg nach der Kolonie.

Es war ein unglaublich heißer Tag, was dort im Oktober, gerade ehe die Herbstregen einsetzen, öfters der Fall ist. Als Gunhild aus der dunklen Stadt heraustrat, wo Häuser und Halbbogen Schutz gegen die Sonne boten, war es ihr, als treffe sie der blendende Sonnenschein wie ein Schlag, und sie hatte große Lust, unter das kühle, schattige Torgewölbe zurückzueilen. Sie meinte, der sonnige Weg, den sie vor sich hatte, sehe gefährlich aus. Es war ihr, als müsse sie vor einem Schießstand vorüber, wo die Soldaten gerade nach der Scheibe schossen.

Aber wegen des bißchen Sonnenscheins wollte Gunhild doch nicht umwenden. Sie hatte zwar gehört, daß er gefährlich sein könne, aber sie glaubte nicht recht daran. Dafür tat sie, was man zu tun pflegt, wenn man von einem heftigen Regenschauer überfallen wird. Sie zog die Schultern in die Höhe, legte das Tuch, das sie um den Hals trug, fester um den Nacken und begann eilig vorwärts zu gehen.

Während sie ging, war es ihr, als habe die Sonne da oben am Himmel über ihr einen glänzenden Bogen in der Hand und schieße einen Pfeil nach dem andern ab, die alle auf sie gerichtet seien. Ja, die Sonne schien wirklich nichts anderes zu tun zu haben, als auf sie zu zielen. Scharfes brennendes Feuer regnete auf sie herab, und zwar nicht allein vom Himmel herab, nein, alles um sie her funkelte und stach sie in die Augen. Sogar aus den Glimmerkörnern in der Mauer fuhren kleine spitzige Pfeile heraus und gerade auf sie los, und die grünen Fensterscheiben eines naheliegenden Klosters glitzerten derartig, daß sie sie nicht anzusehen wagte. Ein stählerner Schlüssel in einer Tür sandte einen kleinen bösen Strahl nach ihr und ebenso die glänzenden Blätter

eines Rizinusstrauchs, der den Sommer nur deshalb überlebt zu haben schien, um noch dazustehen und sie zu quälen.

Wohin sie schaute, am Himmel und auf der Erde, überall glänzte und gleiste es. Und doch hatte sie nicht gerade das Gefühl, daß die Hitze es sei, die sie plage, sondern vielmehr der fürchterlich weiße Sonnenschein, der hinter die Augen hineindrang und im Gehirn brannte.

Gunhild fühlte einen solchen Zorn und Haß gegen die Sonne, wie ihn wohl ein armes gehetztes Wild gegen den, der ihm nach dem Leben trachtet, empfindet. Es überkam sie eine sonderbare Lust, stehenzubleiben und ihrem Verfolger ins Gesicht zu sehen. Eine Weile widerstand sie, aber plötzlich wandte sie sich um und sah zum Himmel auf. Ja richtig, die Sonne stand da droben wie eine große blauweiße Flamme. Während Gunhild hinaufschaute, wurde der Himmel ganz schwarz, die Sonne aber schrumpfte zu einem kleinen Funken zusammen, der einen scharfen, gefährlichen Schein hatte, und Gunhild glaubte zu sehen, wie sich dieser Funken von seinem Platz am Himmel losmachte und nun sausend herabfuhr, um sie in den Nacken zu treffen und sie zu töten.

Gunhild stieß einen Angstschrei aus. Sie hob die Hand auf und hielt sie schützend über den Nacken, während sie gleichzeitig davonstürzte.

Als sie eine kleine Strecke auf dem Wege weitergelaufen war, wo der weiße Kalkstaub wie eine erstickende Wolke aufwirbelte, erblickte sie einen großen Steinhaufen, die Mauerreste eines eingestürzten Hauses. Sie eilte darauf zu, und glücklicherweise gelang es ihr auch, den Eingang eines Kellergewölbes zu finden.

Eine kühle, angenehme Dunkelheit umfing sie, es war so finster, daß sie keine zwei Schritte vor sich sehen konnte.

Sie stellte sich mit dem Rücken gegen den Eingang und ließ die Augen in der Dunkelheit ausruhen. Nichts leuchtete, nichts glitzerte. Nun begriff sie, wie es einem armen, unglücklichen Fuchs zumute sein muß, der in seinen Bau hineinschlüpfen kann, während die Jäger hinter ihm her sind. Nun standen die Hitze und der Dampf und das Licht und das Sonnengeglitzer wie betrogene

Jäger draußen vor ihrem Zufluchtsort. Die ganze Schar stand mit funkelnden Speeren draußen und wartete, aber sie war getrost und in Sicherheit.

Allmählich gewöhnten sich Gunhilds Augen an die Dunkelheit, sie entdeckte einen Stein und setzte sich darauf, um zu warten. Sie würde wohl stundenlang kaum Mut fassen können, diese Höhle zu verlassen. Jedenfalls nicht, ehe die Sonne so tief nach Westen gesunken war, daß sie ihre Macht am Himmel verloren hatte.

Aber Gunhild hatte erst eine kleine Weile in der Dunkelheit gesessen, als tausend Sonnen und sprühende Funken vor ihren Augen leuchteten und in ihrem Gehirn sich alles im Ring herumzudrehen begann. Sie wurde von einem heftigen Schwindel ergriffen, und es war ihr, als ob die Wände des Gewölbes sich unaufhörlich im Kreise schwängen. Sie war so verwirrt, daß sie sich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzufallen.

„Ach Gott, sie verfolgt mich auch hier!" stöhnte Gunhild.

„Ich muß etwas sehr Böses getan haben, da die Sonne mich nicht mehr leiden kann," fuhr sie fort.

In demselben Augenblick erinnerte sie sich an den Brief, an den Tod der Mutter, an ihren furchtbaren Kummer und an ihren Wunsch, sterben zu dürfen. Sie hatte an all dies gar nicht gedacht, als sie in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, sondern nur daran, sich zu retten.

Rasch zog nun Gunhild den Brief heraus, entfaltete ihn und trat an den Eingang, um ihn lesen zu können. Sie sah, daß die Worte gerade so dastanden, wie sie sie im Gedächtnis hatte, und sie stöhnte.

Gleich darauf stieg ein Gedanke in ihr auf, der ihr leicht und hold und tröstend vorkam.

„Verstehst du nicht," sagte sie zu sich selbst, „daß es Gottes Absicht ist, dich vom Leben zu befreien."

Dies erschien ihr sehr schön und als eine große Gnade Gottes. Sie konnte es sich nicht so recht klarmachen, denn sie war nicht ganz bei Sinnen. Der Schwindel hatte sich wieder eingestellt, der ganze Keller drehte sich im Kreise, und über ihrem einen Auge tanzte ein funkelnder Streifen.

Aber sie hielt doch an dem Gedanken fest, daß Gott ihr erlaube, aus dem Leben zu gehen, zu ihrer Mutter in den Himmel hinaufzukommen und all ihrem Kummer zu entrinnen.

Sie stand auf, faltete zuerst die Hände im Nacken, zog sie aber wieder zurück und ging dann ganz ruhig in den Sonnenschein hinaus, als ginge sie mitten durch eine Kirche.

Sie hatte sich nun ein wenig abgekühlt, und als sie ins Freie trat, bemerkte sie zuerst keine Jäger oder Speere oder funkelnde Pfeile.

Aber als sie ein paar Schritte gemacht hatte, war alles wieder über ihr, als ob es aus dem Hinterhalt auf sie losstürze. Alles auf der Erde um sie her leuchtete und funkelte, und die Sonne fuhr sausend auf sie los wie ein scharfer Funken und stach sie in den Nacken.

Sie machte noch ein paar Schritte, dann stürzte sie wie vom Blitz getroffen nieder.

Einige Leute aus der Kolonie fanden sie ein paar Stunden später. Die eine Hand hatte sie aufs Herz gedrückt, die andere aber war ausgestreckt und hielt den Brief umschlossen, wie um zu zeigen, was sie getötet habe.

Auf den Flügeln der Morgenröte

An demselben Tag, wo Gunhild vom Sonnenstich getroffen wurde, war auch Gertrud aus und ging durch eine der breiten Straßen in der westlichen Vorstadt. Sie wollte Stecknadeln und Band kaufen, die sie zu ihrer Näharbeit nötig hatte, aber sie war nicht gut bekannt in diesem Stadtteil und brauchte lange, bis sie das fand, was sie wünschte; außerdem beeilte sie sich auch nicht gerade, sie war im Gegenteil froh, im Freien umherzuwandern. Gertrud hatte noch nicht viel von Jerusalem gesehen; sie hatte von Hause so wenig Kleider mitgebracht, daß sie bis jetzt die meiste Zeit daheim gesessen und genäht hatte, nur um etwas zum Anziehen zu bekommen.

Wie immer, wenn Gertrud auf die Straße hinauskam, spielte ein glückliches Lächeln um ihre Lippen. Sie empfand zwar die entsetzliche Hitze und den scharfen Sonnenschein auch, aber es ging ihr nicht wie den andern, die so sehr darunter litten. Mit jedem Schritt, den sie machte, dachte sie daran, daß vielleicht Jesus auf derselben Stelle, die sie nun betrat, gewandelt war. Sie war überzeugt, daß seine Blicke auf den Hügeln dort, die sie am Ende der Straße hervorschimmern sah, geweilt hatten. Und wenn sie daran dachte, dann war er ihr so nahe, daß sie nichts als eine überwältigende Freude fühlen konnte.

Was Gertrud nach der Ankunft in Palästina so unendlich beglückte, war gerade, daß sie Jesus soviel näher gekommen war als vorher. Hier dachte sie nie daran, daß zwei Jahrtausende vergangen sind, seit er mit seinen Jüngern in diesem Lande umhergezogen ist, sondern sie war in der Illusion befangen, daß er erst vor ganz kurzem hier gelebt habe. Sie sah die Spuren seiner Füße auf der Erde, sie hörte den Widerhall seiner Stimme in den Straßen Jerusalems.

In dem Augenblick, wo Gertrud den steilen Hügel hinunterging, der zu dem Jaffator führt, zogen einige hundert russische Pilger die Straße herauf. Sie waren seit mehreren Stunden umhergewandert, um die heiligen Orte außerhalb Jerusalems zu besuchen, und nun so müde und matt nach der Wanderung in dem heißen Sonnenschein, daß es aussah, als hätten sie kaum noch Kraft genug, das russische Gasthaus auf der Höhe des Hügels zu erreichen.

Gertrud blieb stehen und betrachtete sie. Es waren lauter Bauern, und es war ihr ganz merkwürdig, wie ähnlich sie ihren Landsleuten daheim waren, während sie in ihren Friesröcken und gestrickten Wämsern an ihr vorüberkamen.

„Dies ist gewiß ein ganzes Dorf, das sich auf einmal nach Palästina begeben hat," dachte sie. „Dieser da mit der Brille auf der Nase ist der Schulmeister, und der dort mit dem dicken Stock hat einen großen Hof und regiert das ganze Dorf. Der hier, der so aufrecht dahermarschiert, ist ein alter Soldat, und jene Gestalt

dort mit den schmalen Achseln und den langen Händen ist der Dorfschneider.

Recht wohl aufgelegt stand Gertrud da, und ihrer alten Gewohnheit gemäß dachte sie sich Geschichten über einzelne der Vorüberziehenden aus.

„Die Frau dort mit dem seidenen Tuch auf dem Kopf ist reich," dachte sie, „aber sie hat erst auf ihre alten Tage von Hause fortkommen können, weil sie zuvor ihre Söhne und Töchter verheiraten und ihre Enkel aufziehen mußte. Und das Weib, das neben ihr geht und ein ganz kleines Bündel in der Hand trägt, ist sehr arm. Sie ist eine von denen, die ihr ganzes Leben lang kämpfen und sparen mußten, um das Geld zu der Jerusalemsreise zusammenzubringen."

Es genügte, die Pilger daherwandern zu sehen, um sie lieb zu gewinnen. Obgleich sie sehr staubig und erhitzt aussahen, hatten sie doch frohe, fröhliche Gesichter, und keines hatte eine unzufriedene Miene.

„Wie fromm und geduldig müssen sie sein," dachte Gertrud, „und wie sehr müssen sie Jesus lieben, da sie so glücklich sind, nun in seinem Lande zu wandeln, so daß sie kein Leiden zu kennen scheinen!"

Am Schluß des Zuges kamen einige, die ganz ermattet waren und sich kaum noch weiterschleppen konnten. Es war rührend anzusehen, wie ihre Freunde und Verwandten sie an der Hand nahmen und ihnen den Hügel hinauf halfen. Aber die, so am elendesten von allen aussahen, mußten allein gehen; sie schienen so schlimm daran zu sein, daß niemand die Kraft in sich fühlte, ihnen zu helfen.

Ganz zuletzt kam ein Mädchen von siebzehn Jahren. Sie war beinahe die einzige, die jung aussah, die andern waren meistens alt oder doch in mittleren Jahren. Als Gertrud das junge Mädchen erblickte, entschied sie bei sich selbst, daß es gewiß tief ins Unglück geraten und ihm deshalb das Leben daheim unerträglich geworden sei. Vielleicht hatte auch diese Betrübte Jesus im Walde auf sich zukommen sehen, um ihr zu raten, nach Palästina auszuwandern.

Die junge Pilgerin sah sehr krank und leidend aus. Sie war zart gebaut und die groben, schweren Kleider,

vor allem aber die plumpen Stiefel, die sie ebenso wie alle die andern Frauen trug, schienen sie ungeheuer zu beschweren. Sie wankte noch ein paar Schritte weiter, dann blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Dadurch aber, daß sie so unbeweglich mitten auf der Straße stehen blieb, kam sie in große Gefahr, von einem Kamel umgestoßen oder von einem Wagen überfahren zu werden.

Gertrud fühlte den unwiderstehlichen Drang, der Kranken zu helfen. Sie bedachte sich nicht lange, sondern trat auf sie zu, legte den Arm um sie und zeigte ihr, wie sie sich an sie anlehnen solle, um einen Halt zu finden. Mit einem stumpfen Blick schaute das Mädchen auf. Halb unbewußt nahm es die Hilfe an und ließ sich von Gertrud einige Schritte weiterschleppen.

Da wandte sich eine der älteren Frauen um. Sie sah Gertrud scharf an und rief der Kranken dann mit strenger Stimme einige Worte zu. Diese schien zu erschrecken; sie richtete sich auf, stieß Gertrud zurück und versuchte, allein weiterzugehen, mußte jedoch bald wieder stehen bleiben.

Gertrud konnte nicht verstehen, warum das Mädchen ihre Hilfe nicht annehmen wollte. Sie glaubte, es komme daher, daß die Russen zu bescheiden seien, um von einer Fremden Hilfe anzunehmen. Deshalb eilte sie wieder auf die Kranke zu und legte aufs neue den Arm um sie. Aber da verzerrte sich das Gesicht der Fremden in größtem Schrecken und Abscheu. Sie riß sich nicht allein von Gertrud los, sondern schlug auch mit der Hand nach ihr und begann zu laufen, um ihr zu entfliehen.

Nun sah Gertrud deutlich, daß sich die andere vor ihr fürchtete, und sie verstand, daß es einzig und allein von der abscheulichen Verleumdung kommen konnte, die über die Gordonisten ausgesprengt worden war. Da wurde Gertrud böse und betrübt zugleich; das einzige, was sie für die Ärmste tun konnte, war, sie in Ruhe zu lassen und sie nicht weiter zu ängstigen. Aber während sie ihr mit den Blicken folgte, sah sie, daß das Mädchen, während es vor ihr floh, in seiner Verwirrung und Angst gerade einem Wagen entgegenlief, der in voller Fahrt den Hügel herunterfuhr, und mit Entsetzen sah Gertrud,

daß nichts anderes zu erwarten war, als daß die Fremde überfahren und getötet würde.

Gertrud wollte die Augen schließen, um das gräßliche Unglück nicht sehen zu müssen, aber sie hatte vollständig die Gewalt über sich verloren und konnte nicht einmal die Augenlider senken. Sie stand also mit weitoffenen Augen da und sah, wie die Pferde auf die Kranke losstürmten und sie umwarfen. Aber schon in der nächsten Sekunde mäßigten die herrlichen klugen Tiere sich selbst; sie wichen zurück, setzten die Füße fest auf den Boden, um das ganze Gewicht des nachrollenden Wagens zurückzuhalten, warfen sich dann geschmeidig auf die Seite und setzten die Fahrt fort, ohne daß ein Huf oder ein Wagenrad die am Boden Liegende auch nur berührt hätte.

Gertrud glaubte schon, daß alle Gefahr vorüber sei. Das russische Mädchen lag zwar noch auf dem Boden, ohne sich zu rühren, aber das war wohl nur, weil es vor Schrecken das Bewußtsein verloren hatte.

Von allen Seiten stürzten nun Menschen herbei, um der Verunglückten beizustehen. Gertrud war die erste von allen, die sie erreichte. Sie bückte sich, um ihr aufzuhelfen. Da sah sie, daß unter dem Kopf Blut hervorquoll und daß das Gesicht, das aufwärts gerichtet war, sonderbar starr wurde. „Sie ist tot," dachte Gertrud, „und ich, ich habe sie in den Tod getrieben."

In diesem Augenblick wurde Gertrud von einem Manne ungeduldig angefaßt und auf die Seite geschleudert. Er brüllte ihr ein paar Worte zu, von denen sie verstehen konnte, daß sie soviel bedeuteten, als daß ein so verworfenes Wesen nicht wert sei, die fromme junge Pilgerin zu berühren. Und im nächsten Augenblick wurden dieselben Worte rings um sie her wiederholt. Man hob drohend die Hände gegen sie auf, drängte und stieß sie, bis sie sich außerhalb der dichten Schar befand, die sich um die Verunglückte versammelt hatte.

Einen Augenblick war Gertrud so erzürnt über diese Behandlung, daß sie die Fäuste ballte. Sie wollte sich verteidigen, sie wollte sich wieder bis zu dem russischen Mädchen durchdrängen, sie mußte ja wissen, ob es wirklich tot sei.

„Nicht ich bin unwürdig, ihre nahezukommen, ihr seid es, ihr alle!" rief sie laut in schwedischer Sprache. „Eure elende Verleumdung ist es, die sie in den Tod gejagt hat!"

Niemand verstand sie, und Gertruds Zorn wich rasch einem unendlichen Schrecken. Lieber Gott, wenn nun jemand gesehen hätte, wie alles zugegangen ist, und es den Pilgern erzählte! Dann würden sich alle diese Menschen ohne Erbarmen über sie stürzen und sie totschlagen!

Eilig floh sie von dem Platze fort; sie lief so schnell sie konnte, obgleich sie niemand verfolgte. Und sie hemmte ihre Eile nicht, bis sie die kahle Gegend erreicht hatte, die sich hinter der nördlichen Seite Jerusalems hinzieht.

Hier hielt sie inne, strich sich über die Stirn und preßte die gefalteten Hände auf den Kopf.

„O Gott! O Gott!" rief sie aus. „Bin ich eine Mörderin? Bin ich nun wirklich schuld an dem Tod eines Menschen?"

Im nächsten Augenblick wandte sie sich der Stadt zu, deren hohe, düstere Mauern neben ihr aufragten. „Nein, nicht ich bin es, sondern du!" rief sie. „Nicht ich, sondern du!"

Mit einem Schauder wandte sie sich ab, um nach der Kolonie zu gehen, deren Dach sie in der Entfernung hervorschimmern sah. Aber einmal übers andere blieb sie stehen, während sie versuchte, in die Gedanken, die auf sie einstürmten, ein klein wenig Ordnung zu bringen.

Als Gertrud nach Palästina gekommen war, da hatte sie gedacht: „Hier bin ich in dem Lande meines Herrn und Königs, nun stehe ich unter seiner ganz besonderen Obhut, hier kann mir nichts Böses widerfahren." Und sie hatte sich in dem Glauben eingelebt, daß Christus ihr befohlen habe, ins Heilige Land zu ziehen, weil er gesehen, daß sie des Kummers genug erlitten hatte und nun nichts mehr im Leben durchzumachen brauche, sondern eitel Ruhe und Frieden genießen solle.

Aber nun fühlte sie, was ein Mensch empfinden muß, der in einer starkbefestigten Stadt wohnt und plötzlich die schützenden Türme und Mauern einstürzen sieht. Sie

sah, daß sie wehrlos war; es gab keinen Schutz zwischen ihr und dem hereindringenden Bösen. Im Gegenteil, hier konnte sie das Unglück noch schlimmer treffen als anderswo.

Mutig wies sie den Gedanken zurück, daß sie die Ursache des Todes der jungen Russin gewesen sei; sie wollte sich keine Vorwürfe darüber machen. Aber sie fühlte eine dunkle Angst vor dem Schaden, den ihr dieses Vorkommnis bereiten könnte.

„Nun werde ich wohl immerfort sehen müssen, wie die Pferde auf sie einstürmen," klagte sie. „Nie wieder werde ich einen frohen Tag haben!"

Es erhob sich auch eine Frage in ihrem Herzen, die sie zwar sogleich zu unterdrücken suchte, die aber immer wieder aufstieg. Sie begann zu fragen, warum denn Christus sie in dieses Land geschickt habe. Wohl wußte sie, daß es eine große Sünde sei, eine solche Frage zu stellen, aber sie konnte es nicht lassen; immer und immer wieder erklang es in ihr: „Was hatte Christus beabsichtigt, als er mich in dieses Land schickte?"

„Ach Gott," sagte sie in ihrer großen Verzweiflung, „ich glaubte, du habest mich lieb und wolltest alles aufs beste für mich einrichten! Ach Gott, ich war so glücklich, als ich dachte, du beschützest mich!"

Als Gertrud in die Kolonie zurückkehrte, wurde sie von einer eigentümlichen Stille und Feierlichkeit empfangen. Der Junge, der die Tür öffnete, zeigte einen ungewöhnlichen Ernst, und als sie den Hof erreichte, fiel es ihr auf, wie still alle über das Pflaster hinglitten, und daß niemand laut sprach. „Hier ist der Tod eingekehrt," dachte sie, ehe noch jemand ein Wort zu ihr gesagt hatte.

Bald erfuhr sie, daß Gunhild auf der Straße tot aufgefunden worden war. Man hatte sie schon nach Hause gebracht und in der Waschküche im Kellerraum auf eine Bahre gelegt. Gertrud wußte, daß im Morgenlande die Toten sehr schnell beerdigt werden müssen, aber sie entsetzte sich doch, als sie sah, daß die Vorbereitungen dazu schon in vollem Gang waren. Tims Halfvor und Ljung Björn verfertigten den Sarg, und einige der älteren Frauen waren dabei, die Tote anzukleiden. Mrs. Gordon

hatte sich zu dem Vorstand einer amerikanischen Missionsanstalt begeben, um ihn um Erlaubnis zu bitten, Gunhild auf dem amerikanischen Friedhof zu begraben. Bo und Gabriel standen mit Schaufeln in den Händen auf dem Hof und warteten nur auf Mrs. Gordons Rückkehr, um hinzugehen und das Grab zu graben.

Gertrud ging hinab in die Waschküche. Lange betrachtete sie Gunhild unverwandt, dann brach sie in heftiges Weinen aus. Sie hatte die Genossin immer sehr lieb gehabt, sie, die nun tot dalag; aber während sie hier stand und Gunhild betrachtete, ward sie sich vollständig bewußt, daß weder sie selbst noch sonst eins von der Kolonie Gunhild soviel Liebe erzeigt hatte, als sie verdiente. Alle hatten zwar gefühlt, daß sie rechtschaffen und gut und wahrheitsliebend war, aber sie hatte sich und andern das Leben schwer gemacht, weil sie sich leicht über Kleinigkeiten erzürnte, und dadurch hatte sie die Menschen zurückgestoßen. So oft Gertrud daran dachte, tat ihr Gunhild so furchtbar leid, daß ihre Tränen immer aufs neue flossen.

Aber plötzlich hörte sie auf zu weinen und betrachtete Gunhild mit Unruh und Schrecken. Sie hatte gesehen, daß Gunhild mit dem Ausdruck im Gesicht dalag, den sie im Leben gehabt hatte, wenn sie über etwas nachgrübelte, das schwer oder verwickelt war. Es war so sonderbar, wie sie mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen und mit etwas vorgeschobenen Lippen dalag und grübelte.

Langsam entfernte sich Gertrud von der Toten. Als sie den fragenden Ausdruck in Gunhilds Gesicht wahrgenommen hatte, war sie sich ihrer eigenen Kümmernisse wieder bewußt geworden. Es war ihr, als ob sich Gunhild auch frage, warum Jesus sie in dieses Land geschickt habe. Warum sollte ich hierherkommen, wenn es nur allein zum Sterben war? schien sie sich zu fragen.

Als Gertrud wieder auf den Hof trat, eilte Bo auf sie zu. Er bat sie, doch mit ihm zu kommen und ein paar Worte mit Hök Gabriel Mattsson zu sprechen.

Ganz verwirrt betrachtete Gertrud Bo; sie war so weit weg in ihren eignen Gedanken, daß sie nicht einmal erfaßte, was er sagte.

„Gabriel war es, der Gunhild auf der Straße fand," sagte Bo erklärend.

Aber Gertrud hörte ihn nicht, sie stand vor ihm und grübelte weiter darüber nach, warum Gunhild wohl einen solchen Ausdruck im Gesicht gehabt habe.

„Es war ganz schrecklich für Gabriel, als er sie plötzlich tot vor sich liegen sah, während er, kein Unglück ahnend, die Straße entlang ging," sagte Bo. Und als ihn Gertrud noch immer nicht verstand, fügte er mit tief erregter Stimme hinzu: „Wenn hier in der Kolonie jemand wäre, den ich sehr lieb hätte, und ich fände ihn tot auf der Straße liegen, weiß ich nicht, wie es mir ginge."

Wie aus dem Schlafe auffahrend, sah sich Gertrud um. Ach freilich, ach freilich, sie wußte es ja von früher her, daß Gabriel Gunhild liebte. Sie hätten sich ja geheiratet, wenn nicht diese Jerusalemsfahrt dazwischen gekommen wäre. Aber da waren sie übereingekommen, daß beide nach Jerusalem ziehen müßten, selbst wenn sie dann nie Mann und Frau werden könnten. Und nun hatte Gabriel Gunhild tot auf der Straße gefunden.

Gertrud trat zu Gabriel, der mit festaufeinandergepreßten Lippen und starrem Blick unbeweglich neben dem Tor stand und die Schaufel zwischen den Steinen in die Erde drückte. Als Gertrud vor ihm stehen blieb, bewegte er die Lippen, brachte aber keinen vernehmlichen Laut hervor.

„Es wäre gewiß gut für ihn, wenn er weinen könnte," flüsterte Bo Gertrud zu.

Schweigend reichte Gertrud Gabriel die Hand, wie es bei einem Begräbnis unter den nächsten Anverwandten Sitte ist; Gabriels Hand lag schlaff und kalt in der ihrigen.

„Bo sagt mir, daß du es gewesen bist, der Gunhild gefunden hat," sagte Gertrud.

Noch immer stand Gabriel unbeweglich.

„Das war recht schwer für dich," fuhr Gertrud fort, während sich Gabriel wie ein Steinbild verhielt. Nun aber war es Gertrud gelungen, sich in seinen Schmerz hineinzudenken, und sie verstand, wie entsetzlich es für ihn gewesen sein mußte.

„Aber ich denke, es war Gunhild lieb, daß gerade du sie gefunden hast," fuhr sie fort.

Da fuhr Gabriel zusammen, und er sah Gertrud groß an.

„Meinst du, daß es ihr lieb gewesen ist?"

„Ja," sagte Gertrud, „ich begreife, daß es schwer für dich war, aber ich glaube, sie hätte es gewollt, daß du sie finden möchtest."

„Ich wich nicht einen Augenblick von ihr," sagte Gabriel leise, „bis Leute herbeikamen, die mir helfen konnten, und ich trug sie ganz sanft und gut."

„Ja, das kann ich mir denken," sagte Gertrud.

Gabriels Lippen begannen zu zittern, und plötzlich stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Stille standen Bo und Gertrud neben ihm und ließen ihn sich ausweinen. Gabriel drückte das Gesicht gegen den Türpfosten und schluchzte heftig.

Nach einer kleinen Weile beruhigte er sich indes wieder. Er trat zu Gertrud und ergriff ihre Hand. „Ich danke dir, daß du mich zum Weinen gebracht hast," sagte er. Seine Stimme klang nun weich und mild; man hätte fast glauben können, es sei sein Vater, der alte Hök Matts, der spreche.

„Nun will ich dir etwas zeigen, das ich keinem Menschen sehen zu lassen wagte," fuhr er fort. „Als ich Gunhild fand, hielt sie einen Brief von ihrem Vater in der Hand, und ich nahm ihn, weil ich dachte, ich sei der nächste dazu, ihn zu lesen. Und weil du mich nun zum Weinen gebracht hast, will ich ihn dir auch zu lesen geben, denn auch du hast ja alte Eltern daheim."

Gertrud nahm den Brief und las ihn. Dann sah sie Gabriel an.

„Also daran starb sie?" sagte sie.

Gabriel nickte, indem er erwiderte: „Ja, ich glaube, sie starb daran."

Da schrie Gertrud beinahe laut auf. „Jerusalem, Jerusalem, du nimmst uns allen das Leben! Ich glaube, Gott hat uns verlassen!" schluchzte sie.

In diesem Augenblick kam Mrs. Gordon zum Tor herein, und sie schickte Gabriel und Bo nun gleich nach dem Begräbnisplatz, Gertrud aber ging in das kleine

Zimmer, wo sie mit Gunhild gewohnt hatte, und verblieb den ganzen Abend da.

Von einem heftigen, unüberwindlichen, einer langanhaltenden Gespensterfurcht gleichenden Schrecken erfaßt saß sie da; ihr war, als müsse sich an diesem Tag noch etwas Schlimmes ereignen, und ihr graute vor dem, was im Hinterhalt auf sie lauerte. Und gleichzeitig ward sie auch von bangen Zweifeln geplagt.

„Ich weiß nicht, warum uns Christus hierhergeschickt hat," dachte sie. „Wir bringen ja Unheil über uns selbst und alle andern."

Sie wies die Verzweiflung eine Weile zurück, aber im nächsten Augenblick ertappte sie sich dabei, daß sie alle aufzählte, die um der Auswanderung willen ins Unglück geraten waren. Nichts hatte doch sicherer und gewisser geschienen, als daß Gott selbst ihnen befohlen hatte, nach Jerusalem zu ziehen; wie war es da möglich, daß lauter Elend daraus entstand?

Sie hatte sich Tinte und Papier verschafft, um an ihre Eltern zu schreiben, aber sie vermochte es nicht. „Was soll ich schreiben, damit sie mir glauben?" rief sie aus. „Ja, wenn ich mich hinlegte und stürbe, dann würden sie es mir vielleicht glauben, daß wir unschuldig sind."

Endlich ging der Tag zu Ende, und die Nacht brach an. Gertrud fühlte sich zu unglücklich, um schlafen zu können. Immer sah sie Gunhilds Gesicht vor sich; sie mußte sich unwillkürlich fragen, worüber die Tote wohl nachgrüble, und es wurde ihr zur Gewißheit, daß Gunhild mit derselben Frage auf den Lippen gestorben war, mit der auch sie sich abmühte.

Ehe noch der Tag graute, stand Gertrud auf und kleidete sich an, um auszugehen.

Während des letzten Tages und in dieser Nacht war sie so weit von Jesus weggekommen, daß sie kaum wußte, wie sie den Weg zu ihm wieder finden sollte. Nun am Morgen ward sie von heißer Sehnsucht ergriffen, irgendeinen Ort aufzusuchen, von dem sie sicher war, daß der Heiland ihn betreten hatte. Und der einzige Ort, dessen Lage nie bestritten wurde, war der Ölberg. Deshalb dachte Gertrud, wenn sie dorthin ginge, würde sie Jesus wieder näher kommen; dort würde sie sich von seiner Liebe über-

schattet fühlen, so daß sie die Absicht, die er mit ihr vorhabe, verstehen lerne.

Als sie zuerst in die Dunkelheit der Nacht hinaustrat, fühlte sie eine doppelte Angst. Einmal ums andre ging sie das Unglück und das Unrecht durch, das an diesem einzigen Tag geschehen war.

Aber während sie den Berg immer höher hinaufstieg, fühlte sie, daß es licht in ihr wurde. Die drückende Last wurde ihr abgenommen, und sie begann eine Erklärung hervorschimmern zu sehen.

„Ja, so allein ist es zu verstehen," dachte sie. „Wenn solche Ungerechtigkeit ihren Lauf haben darf, dann müssen die letzten Zeiten für die Welt angebrochen sein. Auf keine andre Weise wäre es zu erklären, daß aus Recht Unrecht wird, daß Gott nicht die Macht haben soll, das Böse zu hindern, daß die Heiligen verfolgt werden und daß die Lüge keinen Widerspruch findet."

Grübelnd blieb sie stehen. Ja, wahrlich, so war es, die Wiederkunft des Herrn stand bevor, und sie würde ihn bald auf den Wolken des Himmels herniederfahren sehen.

Wenn es sich so verhielt, dann konnte sie verstehen, warum sie alle nach Jerusalem gerufen worden waren. Aus lauter Gnade waren sie und ihre Freunde von Gott hierhergeschickt worden, um Jesus zu begegnen. Sie schlug die Hände zusammen in Verwunderung und Freude, als sie daran dachte, wie unendlich groß das war.

Mit raschen Schritten wanderte sie über die Berghalde, bis sie den höchsten Punkt erreicht hatte, wo Jesus zum Himmel aufgefahren war.

Den eingefriedigten Platz selbst konnte sie nicht betreten, aber nun stand sie dicht davor und sah zu den Wolken auf, die nun in der schnell anbrechenden Morgendämmerung leuchteten.

„Vielleicht ist heute schon der Tag, an dem er erscheint," dachte sie. Sie faltete die Hände und schaute zum Morgenhimmel empor, der mit leichten Wolkenschäfchen bedeckt war. „Er kommt," sagte sie, „es ist ganz sicher, daß er kommt."

Sie starrte auf die Morgenröte, als sähe sie sie zum ersten Male. Es war ihr, als schaue sie tief in den

Himmel hinein. Gerade im Osten sah sie ein tiefes Gewölbe mit einem hohen, breiten Tor, und es war ihr, als müsse sie sehen, wie die Torbogen zur Seite wichen, damit Christus und alle seine Engel herausziehen könnten.

Nach einer Weile öffnete sich auch wirklich das Tor des Ostens, und die Sonne erhob sich am Himmel. In atemloser Erwartung stand Gertrud unbeweglich, während die Sonne ihren Schein über das Gebirge warf, dort, westlich von Jerusalem, wo Hügelreihen auftauchten, wie die Wogen in einem Meere. Ganz ruhig wartete sie, bis die Sonne so hoch gestiegen war, daß ihre Strahlen auf dem Kreuz über der Kuppel der Heiligen Grabeskirche funkelten.

Da fiel es Gertrud ein, daß sie gehört hatte, Christus werde bei Sonnenaufgang auf den Flügeln der Morgenröte erscheinen, und sie sah ein, daß sie ihn nun an diesem Tage nicht mehr erwarten konnte. Aber deshalb fühlte sie sich nicht bedrückt oder beunruhigt. „Dann wird er eben morgen kommen," sagte sie mit der größten Zuversicht.

Sie stieg vom Berge herab und kehrte mit glückstrahlendem Gesicht in die Kolonie zurück, aber keinem vertraute sie die große, frohe Gewißheit an, die sie erfüllte. Den ganzen Tag saß sie wie gewöhnlich an ihrer Arbeit und redete von gleichgültigen Dingen.

Aber am nächsten Morgen bei Tagesanbruch stand sie wieder auf dem Ölberg.

Und Morgen um Morgen kehrte sie dahin zurück, weil sie von allen Menschen die erste sein wollte, die Christus in der Herrlichkeit des Morgens auftauchen sah.

Ihre Wanderungen erregten bald Aufsehen in der Kolonie, und man bat Gertrud, zu Hause zu bleiben. Die Kolonisten stellten ihr vor, daß es ihnen schaden würde, wenn die Leute sie jeden Morgen auf dem Ölberg auf den Knien liegen sähen, um die Wiederkunft Christi zu erwarten. Wenn sie so fortmache, dann würde man schließlich die Gordonisten auch noch als wahnsinnig verschreien.

Gertrud versuchte es, gehorsam zu sein und daheim zu bleiben. Aber beim ersten Morgengrauen erwachte sie, und dann stand es wieder ganz deutlich vor ihr, daß gerade an diesem Tag Jesus kommen müsse. Und dann

konnte sie nichts zurückhalten, sie stand auf und eilte hinaus, um ihren Heiland und König zu empfangen.

Diese Erwartung war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte ihr nicht widerstehen, konnte sich nicht davon freimachen. In allem andern war sie gerade wie vorher; auch war ihr Gehirn ganz in Ordnung, sie war nur insofern verändert, daß sie nun froher und freundlicher war als zuvor.

Nach einiger Zeit hatte man sich so an ihre Morgenwanderungen gewöhnt, daß sie kommen und gehen durfte, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Aber wenn sie des Morgens ausging, dann sah sie einen dunklen Schatten am Tor stehen und auf sie warten. Und während sie den Berg erstieg, hörte sie hinter sich den Tritt eisenbeschlagener Absätze. Sie sprach nie mit diesem Schatten, aber es überkam sie ein Gefühl der Sicherheit, wenn die schweren Tritte hinter ihr hertönten.

Manchmal, wenn sie vom Berge niederstieg, traf sie plötzlich mit Bo zusammen, der an einer Mauer lehnte und mit dem Blick eines treuen Hundes auf sie wartete. Dann errötete Bo und wandte den Blick weg, und Gertrud ging weiter, ohne zu zeigen, daß sie ihn gesehen hatte.

Baram Pascha

Die Kolonisten waren froh, daß sie das neue, prächtige Haus vor dem Damaskustor hatten mieten können. Es war so groß, daß fast alle darin Platz hatten und nur wenige Familien anderswo untergebracht werden mußten. Es wohnte sich äußerst angenehm in diesem Hause mit seinen schönen Söllern und seinen offenen Säulengängen, die in der Sommerhitze herrliche Zuflucht boten. Und die Kolonisten konnten sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihnen Gott eine ganz besondere Gnade erwiesen habe, indem gerade dieses Haus leergestanden hatte. Sie sagten oft, daß sie nicht gewußt hätten, was tun, um Gedeihen und Zusammenhalt in der Kolonie zustande zu bringen, wenn sie kein eigenes Haus gefunden, sondern an verschiedenen Orten in der Stadt hätten wohnen müssen.

Aber es verhielt sich so, daß das Haus Baram Pascha gehörte, dem derzeitigen Gouverneur von Jerusalem. Vor etwa drei Jahren hatte er dieses große Haus für seine Gattin, die er über alles liebte, gebaut. Er wußte, daß er ihr keine größere Freude machen konnte, als wenn er ihr dieses Haus baute, in dem sie mit ihrem ganzen großen Haushalt, mit ihren Söhnen und deren Frauen, mit ihren Töchtern und deren Ehegatten und Kindern und den Dienern wohnen konnte.

Aber nachdem das Haus fertig geworden und Baram Pascha mit den Seinigen eingezogen war, hatte ihn ein furchtbares Unglück getroffen. In der ersten Woche, die er darin wohnte, starb eine seiner Töchter, in der nächsten starb noch eine, und in der dritten seine geliebte Frau. Da wurde Baram Pascha von tiefem Schmerz ergriffen, schnell zog er wieder aus dem Palast heraus, verschloß und verriegelte ihn und schwur, daß er ihn niemals wieder betreten werde.

Von da an hatte der Palast leer gestanden, bis die Gordonisten im Frühjahr zu Baram Pascha gekommen waren und ihn gebeten hatten, das Haus mieten zu dürfen. Sie waren alle sehr verwundert gewesen, als er seine Einwilligung gab, denn jedermann hatte geglaubt, Baram Pascha werde nie wieder einen Menschen in diesen Mauern wohnen lassen.

Aber als gegen den Herbst die schwere Verleumdung über die Gordonisten ausgesprengt worden war, überlegten mehrere der amerikanischen Missionare miteinander, wie sie diese ihre Landsleute zwingen könnten, Jerusalem zu verlassen. Und sie beschlossen, Baram Pascha aufzusuchen und mit ihm über seine Mieter zu sprechen. Sie berichteten ihm alles Böse, was sie über diese wußten, und fragten ihn, wie er es zulassen könne, daß solche verabscheuungswürdige Menschen in dem Hause wohnten, das er für seine Gattin gebaut hatte.

* *
*

Es war acht Uhr morgens an einem schönen Novembertag.

Die düstere Nacht, die Jerusalem in ihrer Finsternis

gefangengehalten hatte, war schon entflohen, und die Stadt gewann allmählich das Aussehen des Tages wieder. Am Damaskustor hatten die Bettler schon seit geraumer Zeit ihre Plätze eingenommen, und die Straßenhunde, die die ganze Nacht in Bewegung gewesen waren, begaben sich nun den Tag über in ihre Höhlen und auf die Kehrichthaufen, die ihre Schlafstätten bildeten. Dicht neben dem Tor hatte eine kleine Karawane ihr Nachtlager aufgeschlagen. Dies wurde nun abgebrochen, die Führer banden eben die Warenbündel auf die vor ihnen knienden Kamele, die laut brüllten, als sie die schwere Last auf dem Rücken fühlten. Von der Straße draußen kamen Landleute herein, die mit großen Körben voll Gemüse in die Stadt eilten. Hirten stiegen vom Gebirge herab und schritten feierlich durch das Torgewölbe, und hinter ihnen kamen große Herden von Schafen, die geschlachtet, und von Ziegen, die gemolken werden sollten.

Gerade als das größte Morgengedränge unter dem Tor stattfand, kam ein alter Mann auf einem schönen weißen Esel geritten. Er war prachtvoll gekleidet; sein Leibrock war aus weichem, gestreiftem Seidenzeug, und über diesem trug er einen bis zu den Füßen herabfallenden pelzverbrämten Kaftan aus hellblauem Brokat. Sein Gürtel und sein Turban waren mit reichen Stickereien aus goldglänzender Seide geschmückt. Sein Gesicht war sicher einmal schön und ehrfurchtgebietend gewesen, jetzt aber war es vom Alter verheert, die Augen waren triefend, der Mund eingefallen, und der große weiße Bart hing struppig und mit gelben Spitzen lang herab.

Alle Leute, die sich unter dem Tor drängten, verwunderten sich und sagten untereinander: „Warum reitet Baram Pascha durch das Damaskustor auf die Straße hinaus, die er seit drei Jahren nicht mehr sehen wollte?"

Andere aber fragten: „Will Baram Pascha etwa das Haus besehen, das nie wieder zu betreten er doch geschworen hat?"

Während Baram Pascha so durch das Volksgedränge im Tor ritt, sagte er zu seinem Diener Machmud, der ihn begleitete:

„Hörst du es, Machmud, alle, denen wir hier begegnen, verwundern sich und fragen: ‚Was soll das be-

deuten? Will Baram Pascha sein Haus besuchen, das er seit drei Jahren nicht mehr gesehen hat?'"

Und sein Diener antwortete ihm, daß er auch gehört habe, wie die Leute sich darüber verwunderten.

Da sagte Baram Pascha in heftigem Zorn: „Meinen sie denn, ich sei so alt, daß man mit mir anfangen könne, was man wolle! Meinen sie, ich werde es ertragen, daß Fremde ein schlechtes Leben führen in dem Haus, das ich meiner Gattin, die eine gute und ehrenhafte Frau war, gebaut habe?"

Baram Paschas Diener suchte den Zorn seines Herrn zu mildern und sagte zu ihm: „Herr, du vergissest, daß wir nicht zum ersten Male hören, wie die Christen einander verleumden."

Baram aber hob zornig die Arme auf und rief: „Flötenbläser und Tänzerinnen wohnen in den Räumen, wo meine Lieben starben! Der Tag soll nicht zu Ende gehen, ehe diese Missetäter aus meinem Hause verjagt sind!"

Kaum hatte der alte Pascha dies gesagt, da begegnete ihnen eine kleine Schar Schulkinder, die zu zwei und zwei mit raschen Schritten daherkamen. Und als Baram ihrer gewahr wurde, fand er ihr Aussehen dem aller andern Kinder, die sich auf den Straßen Jerusalems umhertummelten, vollkommen unähnlich, denn diese hier waren reingewaschen, trugen ganze Kleider und starke Schuhe und hatten blondes, glattgekämmtes Haar.

Baram Pascha hielt seinen Esel an und sagte zu seinem Diener: „Geh und frage, wem sie gehören!"

„Ich brauche nicht zu fragen, wem sie gehören," antwortete ihm sein Diener, „denn ich sehe sie jeden Tag hier. Es sind die Kinder der Gordonisten, und sie gehen in die Schule, die diese Leute in dem Hause, wo sie wohnten, ehe sie dein großes Haus mieten konnten, eingerichtet haben."

Während der Pascha noch immer den Kindern nachschaute, kamen zwei Männer, die auch zu der Kolonie gehörten, mit einem Karren, worin die kleinsten der Schulkinder, die noch nicht allein in die Stadt gehen konnten, saßen. Und der Pascha sah, daß die Kleinen, weil sie fahren durften, vor Freude in die Hände klatschten, und

die sie zogen, lachten ihnen zu und liefen schneller, um sie zu erfreuen.

Da faßte der Diener Mut und fragte Baram Pascha: „Meinst du nicht, o Herr, daß diese Kinder gute Eltern haben müssen?"

Aber Baram Pascha war ein alter Mann und unerschütterlich in seinem Zorn, wie die Alten zu sein pflegen. „Ich habe ihre eigenen Genossen über sie reden hören," erwiderte er, „und ich sage dir, ehe es Abend ist, sollen sie aus meinem Hause vertrieben sein."

Nachdem Baram Pascha wieder eine Strecke geritten war, begegnete er einem Haufen Frauen in europäischer Kleidung, die nach der Stadt gingen. Sie wandelten sehr still und sittsam, ihre Kleider waren einfach, und in den Händen trugen sie schwere, wohlgefüllte Körbe.

Der Pascha wandte sich an seinen Diener und sagte zu ihm: „Geh und frage, wer sie sind!"

Und der Diener antwortete: „Ich brauche nicht zu fragen, o Herr, denn ich begegne ihnen jeden Tag. Es sind die Frauen der Gordonisten, die mit Eßwaren und Heilmitteln nach Jerusalem hineingehen, um den Kranken beizustehen, die zu schwach sind, um zu ihnen herauszukommen und Hilfe zu suchen."

Baram Pascha erwiderte: „Und wenn sie auch ihre Bosheit unter Engelsflügeln verbärgen, werde ich sie doch aus meinem Hause hinausjagen."

Er ritt weiter, bis er das große Haus erreichte. Als er sich diesem näherte, drang das Geräusch vieler Stimmen, sowie ab und zu ein lauter Schrei an sein Ohr.

Er wandte sich an seinen Diener und sagte: „Hörst du die Spielleute und Tänzerinnen in meinem Hause lärmen?"

Aber als er um die Ecke bog, sah er allerlei Kranke und Verwundete vor dem Eingang des Hauses auf dem Boden kauern. Diese erzählten sich gegenseitig von ihren Leiden, und einige davon stießen Schmerzensschreie aus.

Und Machmud, sein Diener, faßte sich ein Herz und sagte: „Hier siehst du die Spielleute und Tänzerinnen, von denen du glaubtest, daß sie in deinem Hause lärmten. Sie kommen jeden Morgen hierher, um den Arzt

der Gordoniſten um Rat zu fragen und ſich von deren Krankenpflegerinnen verbinden zu laſſen."

Baram Paſcha erwiderte: „Ich ſehe, daß dieſe Gordoniſten dich betört haben, aber ich bin zu alt, um mich durch ihre Lügen betrügen zu laſſen. Ich ſage dir, wenn es in meiner Macht ſtünde, dann würde ich ſie alle ringsum an dem Dachgeſims meines Hauſes aufhängen laſſen."

Und Baram Paſcha war noch immer im größten Zorn, als er von ſeinem Eſel ſtieg und die Stufen hinaufging. Als er den Hofplatz erreicht hatte, trat ihm eine hohe, ſtolze Frau entgegen und begrüßte ihn. Ihr Haar war weiß, trotzdem ſie nicht älter als vierzig Jahre zu ſein ſchien. Sie hatte ein gebieteriſches, kluges Geſicht, und obgleich ſie nur ein einfaches, ſchwarzes Kleid trug, ſah ſie doch aus, als ſei ſie gewöhnt über viele Menſchen zu gebieten.

Baram Paſcha wandte ſich an Machmud und ſagte zu ihm:

„Dieſe Frau ſieht ſo gut und klug aus, wie Kadiſcha, die Gattin des Propheten, was hat ſie in dieſem Hauſe zu ſchaffen?"

Und Machmud, ſein Diener, antwortete ihm: „Das iſt Mrs. Gordon, die die Kolonie leitet, ſeit im Frühjahr ihr Mann ſtarb."

Da verbitterte ſich der Sinn des alten Mannes aufs neue, und mit barſcher Stimme ſagte er zu Machmud: „Du mußt ihr ſagen, daß ich gekommen bin, ſie und ihre Leute aus meinem Hauſe zu vertreiben."

Und ſein Diener ſagte zu ihm: „Sollte der gerechte Baram Paſcha dieſe Chriſten verjagen, ehe er ſelbſt ihre Verbrechen geſehen hat? Wäre es nicht beſſer, o Herr, wenn du zu dieſer Frau ſagteſt: ‚Ich bin gekommen, um mein Haus zu beſehen.' Und wenn du findeſt, daß es hier ſo zugeht, wie die Miſſionare dir geſagt haben, dann ſage zu ihr: ‚Du mußt dieſen Platz verlaſſen, denn keine Schlechtigkeit darf an dem Ort, wo meine Lieben ſtarben, betrieben werden.'"

Da erwiderte Baram Paſcha: „Sag ihr, daß ich mein Haus beſehen wolle."

Machmud ſagte dies zu Mrs. Gordon und ſie ant-

wortete: „Wir freuen uns, Baram Pascha zeigen zu können, wie wir uns in seinem Palast eingerichtet haben."

Hierauf ließ Mrs. Gordon die junge Miß Young holen, die seit ihrer Kindheit in Jerusalem wohnte und ganz fließend arabisch sprechen konnte, und bat sie, Baram herumzuführen.

Baram Pascha nahm seinen Diener beim Arm, und die Wanderung begann. Und da Baram das ganze Haus sehen wollte, führte ihn Miß Young zuerst in das Kellergeschoß, wo die Waschküche eingerichtet war. Und mit Stolz zeigte sie ihm die große Menge frischgewaschener Kleider, die prächtigen Waschkufen und Kessel, sowie die fleißigen, ernsthaften Arbeiterinnen, die an den Waschzubern und Bügeltischen beschäftigt waren.

Dicht daneben befand sich die Backstube. Und Miß Young sagte zu Baram Pascha: „Sieh, welchen vortrefflichen Backofen die Brüder gemauert haben. Und sieh, welch schönes Brot wir selbst herstellen!"

Von der Backstube führte sie ihn in die Schreinerwerkstatt, wo ein paar alte Männer arbeiteten. Und Miß Young zeigte Baram Pascha einige einfache Tische und Stühle, die in der Kolonie verfertigt worden waren.

„Ach, Machmud, diese Menschen sind mir sicher zu schlau," sagte der alte Pascha auf türkisch, denn er nahm an, daß Miß Young dies nicht verstehe. „Sie haben die Gefahr geahnt, sie haben meine Ankunft erspäht gehabt. Ich glaubte, ich würde sie beim Wein und beim Würfelspiel antreffen, und nun finde ich sie alle bei der Arbeit."

Baram Pascha wurde nun durch die Küche und die Nähstube geführt und von da nach einem andern Zimmer, dessen Tür sich mit einer gewissen Feierlichkeit vor ihm öffnete. Dies war die Webstube, wo Webstühle klatschten und Spinnrocken und Kartätschen in vollem Gang waren.

Da faßte sich Baram Paschas Diener ein Herz, und er bat seinen Herrn, das feste, starke Tuch, das hier hergestellt werde, zu betrachten. „Sieh, o Herr," sagte er, „das sind keine leichten Stoffe für Tänzerinnen oder zu leichten Gewändern für leichtsinnige Frauenzimmer."

Und Baram Pascha schwieg und ging weiter.

Wo er hinkam, sah er Menschen mit rechtschaffnen, klugen Gesichtern. Alle saßen still und ernst bei ihrer Arbeit, aber wenn er ins Zimmer trat, leuchteten sie wohlwollend auf.

„Ich erzählte ihnen," sagte Miß Young zu Baram Pascha, „daß Ihr der gute Gouverneur seid, der uns dies prächtige Haus vermietet hat, und sie bitten mich, Euch zu danken, daß Ihr so gut gegen uns gewesen seid."

Aber Baram hatte während der ganzen Zeit einen barschen und harten Ausdruck im Gesicht und erwiderte Miß Young kein Wort. Und sie bekam Angst und dachte im stillen: „Warum will er nicht mit mir reden? Hat er vielleicht Böses gegen uns im Sinn?"

Sie führte den Pascha in die langen, schmalen Speisesäle, wo eben die Tische abgedeckt und das Frühstücksgeschirr gespült wurde. Auch hier sah er nichts als strenge Ordnung und größte Einfachheit.

Aber noch einmal faßte sich sein Diener Machmud ein Herz und sagte zu ihm: „Wie wäre es möglich, o Herr, daß sich diese Leute, die ihr eignes Brot backen und ihre eigenen Kleider verfertigen, bei Nacht in Flötenbläser und Tänzerinnen verwandelten?"

Und Baram Pascha konnte ihm nichts erwidern.

Durch alle Räume seines Hauses wanderte Baram Pascha mit großer Ausdauer. Er kam in den großen Schlafsaal der ledigen Männer mit seinen pünktlich gemachten einfachen Betten. Er kam in die Zimmer der verschiedenen Familien, wo Eltern und Kinder beisammen wohnten. In diesen Räumen sah er überall reingefegte Fußböden, weiße Bettumhänge, hübsche Möbel aus hellgebeiztem Holz, freundliche Läuferteppiche und karierte baumwollne Überzüge.

Da schien Baram Pascha immer zorniger zu werden; und er sagte zu Machmud: „Diese Christen sind mir zu schlau. Sie verstehen es zu gut, ihr sündiges Leben zu verbergen. Ich hatte erwartet, die Fußböden mit Orangenschalen und Zigarrenasche besäet zu sehen. Ich glaubte, ich würde die Frauen eifrig schwatzend beisammen finden, während sie Wasserpfeifen rauchten und ihre Nägel bemalten."

Zuletzt stieg er eine blendendweiße Marmortreppe

hinan, die nach dem Versammlungssaal führte. Dieser Raum war der große Empfangssaal des Paschas gewesen, der nun aber auf amerikanische Weise mit einzelnen Gruppen bequemer Stühle und Tische eingerichtet war, und wo sich Bücher und Zeitschriften, Klavier und Orgel, sowie einige hübsche Photographien an den hellangestrichenen Wänden fanden.

Hier wurden die Gäste wieder von Mrs. Gordon empfangen, und Baram Pascha sagte zu seinem Diener: „Sag ihr, daß sie und ihre Anhänger noch vor Abend das Haus verlassen müssen."

Aber Machmud, Baram Paschas Diener, erwiderte ihm: „O Herr, die eine dieser Frauen kann deine Sprache sprechen. Laß sie deinen Willen aus deinem eigenen Munde vernehmen!"

Da hob Baram Pascha die Augen auf und sah Miß Young an, und sie begegnete seinem Blick mit freundlichem Lächeln. Und Baram Pascha wandte sich von ihr und sagte zu seinem Diener:

„Ich habe noch nie ein Gesicht gesehen, dem der Allmächtige größere Schönheit und Reinheit verliehen hätte. Ich wage es nicht, ihr zu sagen, daß ich gehört habe, ihre Leute seien der Sünde und dem Leichtsinn verfallen."

Und Baram Pascha sank auf einen Stuhl nieder und verbarg das Gesicht in den Händen, während er herauszufinden suchte, was von dem, das er gesehen und gehört hatte, wahr sei.

Da öffnete sich die Tür ganz leise, und ein alter, armer Wanderer trat herein. Er trug einen abgeschabten grauen Mantel, und seine Beine waren mit Lumpen umwickelt. Auf dem Kopf hatte er einen schmutzigen Turban, dessen grüne Farbe den Träger als einen Abkömmling Mohammeds bezeichnete.

Ohne des Paschas zu achten, trat der Mann ins Zimmer und ließ sich von den andern ein wenig abseits auf einem Stuhl nieder.

„Wer ist der Mann und was will er?" fragte Baram Pascha, indem er sich an Miß Young wandte.

„Wir kennen ihn nicht," antwortete Miß Young, „er ist noch nie hier gewesen. Ihr müßt es nicht übel neh-

men, daß er hier hereinkommt. Unser Haus steht allen offen, die Zuflucht hier suchen wollen."

„Machmud," sagte der Pascha zu seinem Diener, „frage diesen Wanderer, der ein Abkömmling des Propheten ist, was er hier bei diesen Christen zu tun habe?"

Machmud richtete seinen Auftrag aus und trat alsdann wieder zu Baram Pascha.

„Er antwortete mir, daß er hier nichts zu tun habe, aber er habe nicht vorbeigehen wollen, ohne hereinzukommen, darum daß geschrieben stehe: ‚Laß nicht deine Füße sündigen, indem du an der Wohnung des Gerechten vorübergehest.'"

Baram Pascha saß eine Weile still da, dann wandte er sich an seinen Diener und sagte:

„Du hast sicher nicht recht gehört, frag ihn noch einmal, was er in diesem Haus zu tun habe!"

Machmud ging und kam wieder zurück; Wort für Wort wiederholte er dieselbe Antwort.

„So laß uns Gott danken, mein Freund Machmud," sagte Baram einfach; „er hat uns diesen Mann gesandt, um uns aufzuklären. Er hat ihn hier eintreten heißen, damit sich meine Augen der Wahrheit öffnen. Nun wollen wir heimreiten, mein Freund Machmud, und ich werde diese Christen nicht aus ihrem Hause vertreiben."

Kurz nachher ritt Baram Pascha weg, aber nach einer Stunde kehrte Machmud in die Kolonie zurück, den schönen weißen Esel des Paschas neben sich. Er führte ihn den Kolonisten zu mit der Botschaft von Baram Pascha, daß der Esel die kleinen Kinder morgens in die Schule tragen solle.

Blumen aus Palästina

Es ist Ende Februar; die Winterregen sind gefallen, und der Lenz ist gekommen. Aber er ist noch nicht weit vorgeschritten. Die Knospen der Feigenbäume haben noch nicht zu schwellen angefangen, aus den schwarzbraunen Weinstöcken drängen sich noch keine Ranken und Blätter hervor, und die großen Blütenbüschel der Orangenbäume haben sich noch nicht erschlossen.

Aber was sich in der frühen Jahreszeit schon hervorgewagt hat, das sind die kleinen Blumen des Feldes.

Wohin man sieht, überall wachsen Blumen; große feuerrote Anemonen bedecken die steinigen Abhänge, auf allen Felsvorsprüngen blühen bläulichrote Zyklamen, auf allen Ebenen wachsen niedere Wiesennelken und Tausendschönchen, jedes feuchte Gebüsch steht voller Krokusse und Pulsatillen.

Und wie man in andern Ländern Beeren und Obst einheimst, so geht man in Palästina hinaus, um Blumen zu sammeln. Aus allen Klöstern, aus allen Missionsanstalten zieht man zur Blumenernte hinaus. Arme jüdische Gemeindeglieder, reisende Touristen und syrische Arbeiter treffen sich in den wilden Felsentälern mit Blumenkörben in den Händen. Und am Abend kehren alle die Erntearbeiter wieder heim, mit Anemonen und Perlhyazinthen, Veilchen und Tulpen, Narzissen und Orchideen reich beladen.

Auf den Höfen der vielen Klöster und Herbergen in Jerusalem stehen mächtige steinerne mit Wasser gefüllte Gefäße, in die die Blumen gelegt werden, und in Kellern und Zimmern sind fleißige Hände damit beschäftigt, die Blüten auf großen Papierbögen auszubreiten und sie zu pressen.

Aber sobald die kleinen Wiesennelken und Hyazinthen ordentlich plattgedrückt und getrocknet sind, werden sie in häßlichen und schönen Zusammenstellungen zu großen und kleinen Sträußen vereinigt, auf Karten geklebt oder in kleine Albums, auf deren Einbänden von Olivenholz „Blumen aus Jerusalem" geschrieben steht.

Und bald wandern alle diese „Blumen von Zion," „Blumen aus Hebron", „Blumen vom Ölberg" und „Blumen aus Jericho" in die weite Welt hinaus.

Sie werden in den Läden verkauft, in Briefen weggeschickt, als Andenken verschenkt und gegen milde Gaben eingetauscht. Weiter als die Perlen aus Indien, weiter als die Seide von Brussa werden diese kleinen Wiesenblumen verbreitet, sie, des armen Heiligen Landes einziger Reichtum.

* *
*

An einem schönen Frühlingsmorgen herrschte großer Eifer in der gordonistischen Kolonie; alle Leute machten sich fertig, um hinauszuziehen und Blumen zu sammeln. Die Kinder, die den ganzen Tag Ferien haben sollten, trieben sich in übermütiger Freude wild umher und wollten bei jedermann Körbe zum Blumenpflücken entlehnen. Die Frauen waren seit vier Uhr auf, um den Proviant herzurichten, und nun in der Küche mit Pfannen und Einmachtöpfen noch in voller Arbeit. Einige der Männer packten Butterbrote, Milchflaschen, kaltes Fleisch und Brot in ihre Ranzen. Andre nahmen Flaschen mit Wasser oder Körbe mit Teekannen und Tassen in die Hand. Endlich öffnete sich die Haustür, die Kinder stürmten zuerst hinaus, dann kamen alle andern in großen oder kleinen Gruppen, je nachdem sie Lust hatten. Niemand blieb daheim, und das große Haus stand bald ganz verlassen.

Bo Ingmar Månsson war an diesem Tag sehr glücklich. Er richtete es so ein, daß er neben Gertrud ging.

Gertrud hatte das Kopftuch so weit in die Stirne hereingezogen, daß Bo nur ihr Kinn und die weiche, weiße Wange sehen konnte, und er lächelte über sich selber, daß er sich so glücklich fühlte, wenn er nur neben Gertrud hergehen durfte, trotzdem er weder ihr Gesicht sehen konnte noch sie anzureden wagte.

Die Ingmarstochter Karin und ihre Schwestern gingen hinter diesen beiden. Sie stimmten ein Morgenlied an, das sie mit ihrer Mutter daheim auf dem Ingmarshof gesungen hatten, wenn sie früh am Morgen am Spinnrocken saßen. Bo erkannte das alte Lied wieder:

„O schöner Tag, den das Auge nun schaut,
Vom Himmel zur Freud uns gegeben . . ."

Dicht vor Bo wanderte der alte Korporal Fält. Wie jetzt immer hatte er alle Kinder um sich versammelt, und sie klammerten sich an seinen Stock an oder zerrten ihn an den Rockschößen. Bo, der sich des Korporals von der Zeit erinnerte, wo alle Kinder Reißaus nahmen, wenn sie ihn nur von weitem sahen, dachte im stillen: „Ich habe ihn nie früher so steif und barsch dreinschauen gesehen. Er ist so stolz, weil die Kinder sich zu ihm

halten, deshalb steht wohl auch sein Schnurrbart wie Borsten in die Höhe, und seine Nase ist auch noch krummer geworden als vorher."

Mitten unter der Schar sah Bo Hellgum, der mit seiner Frau an der einen Hand und seinem hübschen Töchterchen an der andern dahinschritt. „Es ist doch merkwürdig," dachte Bo, „Hellgum ist recht zurückgesetzt worden, seit wir uns an die Amerikaner angeschlossen haben, und das ist ja auch gar nicht anders möglich, da diese so hervorragende Leute sind und eine so große Gabe haben, das Wort Gottes auszulegen. Ich möchte wohl wissen, was er darüber denkt, daß sich nun auf solch einer Wanderung die Leute nicht um ihn scharen. Aber wer froh darüber ist, daß sie ihn nun für sich selbst hat, das ist seine Frau. Man sieht es ihrer Haltung und ihrem Benehmen an. Sie ist in ihrem ganzen Leben noch nie so glücklich gewesen."

Ganz an der Spitze des Zugs ging die schöne Miß Young und neben ihr ein junger Engländer, der sich der Kolonie schon vor ein paar Jahren angeschlossen hatte. Bo wußte so gut als alle andern, daß der junge Mann Miß Young liebte, und daß er sich nur in der Hoffnung, Miß Young heiraten zu dürfen, der Kolonie angeschlossen hatte. Dem jungen Mädchen gefiel er offenbar auch recht gut, aber die Gordonisten wollten um ihretwillen nicht von ihren strengen Regeln abweichen, und so hatten die jungen Leute schon einige Jahre in hoffnungslosem Warten verbracht. An diesem Tag gingen sie nebeneinander, sprachen auch zusammen und hatten nur Augen eins fürs andre. Und wie sie so leicht und geschmeidig an der Spitze des Zugs dahineilten, war es, als wollten sie sich davon machen, die ganze Schar hinter sich lassen und in die weite Welt hinausfliehen, um einmal ihr eigenes Leben leben zu dürfen.

Aber ganz am Schluß des Zugs sah Bo Gabriel. Es war ein französischer Matrose in der Kolonie, der seit deren Gründung dazu gehörte und nun alt und gebrechlich geworden war. Gabriel hatte ihn unter dem Arme gefaßt und half ihm die vielen schwierigen Abhänge hinauf. „Das tut Gabriel in Gedanken an seinen alten Vater," dachte Bo.

Im Anfang wanderte der Zug in gerader, östlicher Richtung einem verlassenen, wilden Gebirge zu. Da gab es noch keine Blumen. Von den steilen Felsabhängen war das Erdreich ganz weggeschwemmt, überall begegnete dem Auge der nackte, gelbgraue Berg.

„Das ist doch merkwürdig," dachte Bo. „Ich habe noch nie einen so blauen Himmel gesehen wie den, der sich über diesen gelben Anhöhen wölbt. Und diese Berge sind nicht häßlich, trotzdem sie so kahl sind. Wenn ich sehe, wie schön abgerundet sie sind, muß ich an die großen Kuppeln denken, mit denen die Kirchen und Häuser hierzulande überdeckt sind."

Als die Wanderer ungefähr eine Stunde gegangen waren, erblickten sie das erste Felsental, dessen Boden mit roten Anemonen wie übersät war. Das war eine Aufregung und eine Freude! Alle eilten mit lautem Rufen und Lachen den Abhang hinunter und begannen die Blumen zu pflücken. Und man sammelte mit großem Eifer Anemonen, bis man nach einer Weile ein anderes Tal entdeckte, das mit Veilchen bedeckt war, und dann ein drittes, wo alle möglichen Frühlingsblumen durcheinander wuchsen.

Anfangs pflückten die Schweden gar zu eifrig, sie rissen die Blumen einfach an sich. Dann aber traten die Amerikaner zu ihnen und zeigten ihnen, wie man es machen muß. Man müsse mit Sorgfalt auswählen, sagten sie, und nur solche Blumen nehmen, die sich zum Pressen eignen; das sei eine Arbeit, die sehr viel Sorgfalt verlange.

Bo ging neben Gertrud und pflückte Blumen. Einmal reckte er sich in die Höhe, um den Rücken aufzurichten. Da sah er ganz in seiner Nähe ein paar Großbauern, die wohl seit vielen Jahren keine Blume angesehen hatten, ebenso eifrig pflücken wie die andern. Da konnte Bo beinahe das Lachen nicht unterdrücken, und plötzlich wandte er sich an Gertrud, indem er sagte:

„Ich denke eben darüber nach, was Christus damit meinte, als er sagte: So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen."

Gertrud hob den Kopf und sah Bo an. Es war ganz

ungewöhnlich, daß er direkt das Wort an sie richtete: „Das ist allerdings ein merkwürdiges Wort," sagte sie.

„Ja," sagt Bo sehr bedächtig und langsam, „es ist mir oft aufgefallen, daß die Kinder nie artiger sind, als wenn sie im Spiel die Erwachsenen nachahmen. Nie ist man so sicher vor ihnen, als wenn sie einen Acker umpflügen, den sie sich mitten auf der Landstraße abgesteckt haben, als wenn sie den Braunen schnalzen oder mit der Peitsche aus Bindfaden knallen oder mit einem Baumzweig im Straßenschmutz Furchen ziehen. Sie sind ganz vergnügt und artig, während sie versuchen, ob sie vor ihren Nachbarn mit ihrer Aussaat fertig werden können, und wenn sie jammern, daß sie noch niemals einen so schweren Ackerboden zu pflügen gehabt hätten."

Mit gesenktem Kopf pflückte Gertrud weiter, ohne etwas zu erwidern; sie begriff nicht, wo Bo mit diesen Reden hinauswollte.

„Ich erinnere mich wohl, wie hübsch es war," fuhr Bo mit demselben Ernst fort, „als ich mir einmal einen Stall aus Holzklötzen gebaut und als Kühe Tannenzapfen hineingestellt hatte. Pünktlich jeden Morgen und Abend brachte ich den Kühen frischgemähtes Heu, und bisweilen tat ich, als sei es Frühjahr und ich müsse meine Kühe auf die Weide treiben. Ich blies auf meiner Birkenpfeife und rief „Stern" und „Goldblatt", daß man es auf dem ganzen Hofe hören konnte. Und ich sprach mit Mutter darüber, wie viel Milch meine Kühe gäben und wie viel ich von der Meierei für meine Butter bekommen könnte. Ich gab auch sehr genau acht, daß dem Stier das Stirnblatt ordentlich festsaß, und allen Vorübergehenden rief ich zu, daß sie sich in acht nehmen müßten, denn der Stier sei leicht stößig."

Gertrud pflückte nun weniger eifrig. Sie hörte Bo aufmerksam zu und fing an, sich zu verwundern, daß Bo ebensolche Gedanken und Einbildungen haben konnte wie die, von denen ihr eigenes Gehirn so häufig erfüllt war.

„Aber, ich glaube, am hübschesten war es doch, wenn wir kleinen Burschen taten, als seien wir erwachsene Männer, und Gemeinderat hielten," fuhr Bo fort. „Ich

erinnere mich, daß ich und meine Brüder und ein paar andre Knirpse zusammengekauert auf einem Bretterhaufen saßen, der jahrelang daheim auf dem Hof lag. Der Wortführer schlug mit einem hölzernen Kochlöffel auf die Bretter, und wir andern saßen andächtig im Kreis um ihn her und berieten, welcher von uns eine Armenunterstützung bekommen und wie hoch der oder jener besteuert werden solle. Wir saßen da, die Daumen in die Armlöcher der Westen gesteckt und sprachen mit dumpfen Stimmen, als ob wir Brei im Munde hätten, und nannten einander nie anders als Bürgermeister, Kantor, Kirchenvorsteher und Schöffe."

Bo hielt inne und rieb sich die Stirne, als gälte es nun endlich mit dem, was er sagen wollte, herauszukommen. Gertrud hatte vollständig aufgehört, Blumen zu pflücken. Den Kopf ein wenig zurückgeneigt, saß sie auf dem Boden und sah Bo an, als erwarte sie, etwas ganz Neues und Merkwürdiges zu hören.

„Und so ist es möglich," sagte Bo, „daß es, gleichwie es für Kinder gut ist, wenn sie in ihrem Spiel Erwachsene vorstellen wollen, auch für die Großen gut sein kann, wenn sie sich bisweilen in Kinder verwandeln. Wenn ich diese alten Männer, die gewohnt sind, um diese Jahreszeit im wilden Walde zu arbeiten und sich mit Baumfällen und Holzfahren abzuschinden, hier mit einer solchen Kinderarbeit wie Blumenpflücken beschäftigt sehe, dann ist es mir, als seien wir wirklich auf dem Wege, dem Wort Jesu zu folgen, nämlich umzukehren und wieder zu werden wie die Kinder."

Bo sah, daß es in Gertruds Augen aufleuchtete; sie verstand nun, was er sagen wollte und freute sich wohl über diesen Gedanken.

„Es ist mir auch, als seien wir, seit wir hier wohnen, wieder zu Kindern geworden," sagte sie.

„Ja," erwiderte Bo, „darin wenigstens sind wir wie Kinder gewesen, daß wir uns in allem möglichen erziehen lassen mußten. Wir haben gelernt, Gabel und Löffel ordentlich zu halten und Gerichte gern zu essen, die wir noch nie geschmeckt hatten. Und es war doch auch recht albern, daß wir im Anfang, wenn wir ausgingen, Führer haben mußten, damit wir uns nicht verliefen, und

vor gewissen Menschen gewarnt wurden, weil sie gefährlich seien, und vor bestimmten Plätzen, weil es nicht erlaubt sei, sie zu betreten."

„Ja, wir aus Schweden waren wie richtige kleine Kinder, denn wir mußten ja zuerst sogar sprechen lernen," sagte Gertrud. „Wir mußten fragen, wie ein Tisch und Stuhl, ein Bett und Schrank heiße. Und nächstens werden wir wohl auch wieder auf die Schulbank sitzen müssen, um diese neue Sprache schreiben und lesen zu lernen."

Die beiden strengten sich nun eifrig an, weitere Ähnlichkeiten herauszufinden.

„Ich habe nun die Namen der Kräuter und Bäume hier gelernt, gerade so, wie Mutter sie mich gelehrt hatte, als ich klein war," sagte Bo. „Nun kann ich Pfirsiche von Aprikosen, sowie den knotigen Feigenbaum von dem knorrigen Olivenbaume unterscheiden. Auch habe ich gelernt, den Türken an seiner kurzen Jacke, den Beduinen an seinem gestreiften Mantel, den Derwisch an seinem Fes und den Juden an seinen kleinen Korkzieherlocken am Ohr zu erkennen."

„Ja," sagte Gertrud, „das ist gerade so, wie wir in der Kindheit lernten, die Bauern von Floda und die von Gagnef an ihren verschiedenen Röcken und Hüten zu unterscheiden."

„Das Allerkindlichste ist aber doch, daß wir ganz und gar aufgehört haben, für uns selbst zu sorgen," sagte Bo, „und daß wir kein eignes Geld haben, sondern jeden Groschen von andern verlangen müssen. So oft mir ein Obsthändler eine Apfelsine oder eine Weintraube anbietet, muß ich daran denken, wie es mir als Kind war, wenn ich auf dem Jahrmarkt an einer Bude mit Zuckerwaren vorübergehn mußte, weil ich nicht einen einzigen Heller in der Tasche hatte."

„Ich bin ganz überzeugt, daß wir vollständig umgewandelt sind," sagte Gertrud. „Wenn wir nun nach Schweden zurückkämen, würden uns die Leute daheim nicht wiedererkennen."

„Wir könnten es uns wohl nicht anders denken, als daß wir wieder Kinder seien, die einen Kartoffelacker umgraben, der nicht größer ist als eine Scheunentenne,

und diesen dann mit einem Pflug umpflügen, der aus einem Baumzweig gemacht ist, und daß wir auch so einen kleinen Esel als Pferd hätten und gar keinen richtigen Acker zu besorgen, sondern nur Blumen zu pflücken und etwas Weinbau zu treiben."

Bo schloß die Augen, um besser nachdenken zu können, und Gertrud sah plötzlich, daß er Ingmar Ingmarsson merkwürdig ähnlich wurde; sein ganzes Gesicht drückte lauter Klugheit und Überlegung aus.

„Aber, siehst du, das ist doch nicht das wichtigste," begann Bo nach einer Weile wieder. „Das wichtigste ist wohl, daß wir über die Menschen kindliche Gedanken bekommen haben, und anfangen zu glauben, daß sie uns alle wohlwollen, trotzdem etliche von ihnen sehr streng gegen uns sind."

„Ja, es war wohl immer so, daß Christus hauptsächlich an die Gesinnung dachte, als er diese Worte aussprach," meinte Gertrud.

„Aber auch unsere Gesinnung ist verwandelt worden," fiel Bo ein, „das ist ganz sicher. Ist es dir nicht aufgefallen, daß wir, wenn wir jetzt einen schweren Kummer haben, uns nicht tage- und wochenlang damit plagen, sondern ihn in ein paar Stunden überwinden?"

Gerade als Bo dies gesagt hatte, rief man den beiden zu, daß sie kommen und frühstücken sollten. Bo wurde ganz verdrießlich darüber; er hätte gut den ganzen Tag so neben Gertrud hergehen und sich mit ihr unterhalten können, ohne hungrig zu werden.

Jedenfalls fühlte er an diesem Tag eine solche Ruhe und Befriedigung, daß er dachte:

„Die Kolonisten haben sicherlich recht; die Menschen brauchen nur, so wie wir jetzt, in Frieden und Einigkeit zu leben, um ganz glücklich zu sein. Ich bin nun vollkommen zufrieden, daß alles so ist, wie es ist. Ich verlange Gertrud nicht mehr zur Frau und empfinde nicht mehr jene qualvolle Liebessehnsucht, die mir früher so großen Schmerz verursachte, sondern bin ganz befriedigt, wenn ich sie nur jeden Tag ein wenig sehen, ihr dienen und sie beschützen darf."

Er hätte Gertrud gern gesagt, daß er vollkommen verwandelt sei und sich selbst auch in diesem als ein Kind

fühle, aber er war zu schüchtern, er konnte das rechte Wort nicht finden.

Auf dem ganzen Heimweg grübelte Bo nach. Er meinte, es sei notwendig, daß er Gertrud diesen Gedanken mitteile, wie verändert er sei, damit sie sich in seiner Gesellschaft sicher fühlen und ihn ganz als Bruder betrachten könne.

Gerade als die Sonne unterging, waren die Kolonisten wieder daheim. Bo setzte sich unter eine alte Sykomore neben der Haustür, denn er wollte so lange als möglich im Freien bleiben. Nachdem alle andern ins Haus gegangen waren, trat Gertrud zu ihm und fragte ihn, ob er nicht auch hineingehen wolle.

„Ich sitze hier und denke noch immer an das, worüber wir heute gesprochen haben," sagte Bo, „und ich überlege, wie es wohl sein würde, wenn Christus auf diesem Wege daherkäme — was wohl einstens oft der Fall war, solange er noch hier wandelte — sich unter diesem Baum niederließe und zu mir sagte: Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen."

Bo sprach mit einem träumerischen Klang in der Stimme, als ob er laut dächte. Gertrud blieb neben ihm stehen und hörte ihm zu.

„Dann würde ich ihm antworten und sagen: ‚Meister, wir helfen einander und stehen einander bei, ohne Lohn zu begehren, gerade, wie die Kinder zu tun pflegen, und wenn wir uns zanken, entsteht kein lebenslanger Haß daraus, sondern wir versöhnen uns wieder, ehe die Sonne untergegangen ist. Siehst du nicht, Meister, daß wir ganz wie Kinder sind?'"

„Was glaubst du, daß Jesus dir antworten würde?" fragte Gertrud mit sanfter Stimme.

„Er antwortet mir gar nicht," sagte Bo. „Er sitzt ganz still und sagt noch einmal: Ihr müsset sein wie die Kinder, wenn ihr in das Reich Gottes eingehen wollt. Und ich sage zu ihm ungefähr wie zuvor: Meister, wir lieben alle Menschen, gerade wie Kinder zu tun pflegen. Wir machen keinen Unterschied zwischen Juden und Armeniern, zwischen Beduinen und Türken, zwischen weiß und schwarz. Wir lieben gelehrt und ungelehrt, hoch und

nieder, und wir teilen unsere Habe mit Christen und Mohammedanern. Sind wir damit nicht wie die Kinder, o Meister, und können in dein Reich eingehen?"

„Was antwortet Christus darauf?" fragt Gertrud noch einmal.

„Er antwortet nichts," sagte Bo. „Er bleibt unter dem Baum sitzen und sagt leise: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Und dann verstehe ich, was er meint, und ich sage zu ihm: Meister, auch darin bin ich wie ein Kind geworden, daß ich keine solche Liebe mehr fühle, wie in früheren Tagen, sondern meine Geliebte ist mir nun wie ein Spielkamerad und eine liebe Schwester, mit der ich hinauswandre ins Grüne und Blumen pflücke, Meister, bin ich da nicht..."

Auf einmal verstummte Bo, denn in dem Augenblick, wo er die Worte aussprach, fühlte er, daß er log. Es war ihm, als habe Christus wirklich da vor ihm gestanden und ihm auf den Grund der Seele geschaut. Und Bo meinte, Jesus müsse gesehen haben, wie die Liebe wieder in ihm aufstieg und ihn wie ein Raubtier packte, weil er sie in Gegenwart der Geliebten verleugnete.

Und in heftiger Erregung verbarg Bo das Gesicht in den Händen und stieß die Worte hervor: „Nein, Meister, ich bin nicht wie ein Kind, und ich kann nicht in dein Reich eingehen. Vielleicht daß die andern es können, aber ich kann das Feuer in meiner Seele und das Leben in meinem Herzen nicht auslöschen. Denn ich liebe und brenne, wie kein Kind brennen kann. Aber wenn es dein Wille ist, Meister, soll mich dieses Feuer bis an das Ende meines Lebens verzehren, ohne daß ich Befriedigung für meine Sehnsucht suche."

Noch lange saß Bo, von seiner Liebe ganz überwältigt, unter dem Baum und weinte. Als er wieder aufsah, hatte ihn Gertrud verlassen. Sie war so lautlos von ihm weggeglitten, daß er sie nicht hatte fortgehen hören.

Jenseits der Mauern Jerusalems, auf dem westlichen Abhang von Zion, besaß eine der amerikanischen Missionsanstalten einen Kirchhof, und die Gordonisten hatten Erlaubnis erhalten, ihre Toten da zu begraben. Schon eine ganze Menge der Ihrigen ruhten da draußen, von dem kleinen Jacques Garnier an, der Kajütenjunge auf dem großen Dampfer L'Univers gewesen war und der von den Gordonisten zuerst starb, bis zu Edward Gordon selbst, der in diesem Jahre gleich nach der Rückkehr von Amerika am Fieber gestorben war.

Dieser Begräbnisplatz war so einfach und ärmlich, als man sich nur denken konnte. Er bestand aus einem kleinen, viereckigen Stück Land, das von einer so hohen und dicken Mauer umgeben war, daß sie einer Festung angestanden hätte. Keine Bäume, keine grünen Hügel waren zu sehen, man hatte nichts getan, als Steine und Schutt entfernt, so daß der Boden nun gesäubert und geebnet war. Auf den Gräbern lagen flache Kalksteinfliesen, und neben einigen davon standen grüne Bänke und Stühle.

In der östlichen Ecke, wo man eine sehr schöne Aussicht über das Tote Meer und das goldig schimmernde Gebirge Moab gehabt hätte, wenn die Mauer nicht im Wege gewesen wäre, hatten die Schweden ihre Gräber. Da lagen nun schon viele von ihnen, gleich als ob der Herr im Himmel dächte, sie hätten genug für ihn getan, indem sie ihre Heimat für ihn verlassen hatten, und er nun nichts mehr von ihnen verlangte, um sie in sein Reich eingehen zu lassen.

Da lagen Birger Larsson, der Schmied, und Ljung Björns kleiner Erik und Bürgermeisters Gunhild, sowie die Ingmarstochter Brita, die kurz nach dem frohen Tag, wo die Kolonisten zum Blumensammeln auszogen, gestorben war. Da lagen auch Per Gunnarsson und Märta Eskilsson, die beide schon in Amerika zu Hellgums Gemeinde gehört hatten. Der Tod hatte reiche Ernte unter ihnen gehalten, und mit Unbehagen empfanden die Kolonisten, daß sie von dem engen Friedhof fast schon allzuviel Raum eingenommen hatten.

Auch Tims Halfvor Halfvorsson hatte eins seiner Lieben auf diesem Kirchhof, das jüngste seiner Kinder, ein kaum drei Jahre altes Mägdlein. Er hatte dieses Kind über die Maßen lieb gehabt, und es war auch von allen seinen Kindern das gewesen, das ihm am meisten geglichen hatte. Halfvor war es, als habe er nie jemanden so geliebt, wie dieses Töchterchen. Als es tot war, konnte er es nicht einen Augenblick vergessen, was er auch unternahm, bei ihm weilten seine Gedanken.

Wenn sie in Dalarne gestorben wäre und auf dem heimatlichen Kirchhof gelegen hätte, dann hätte er sich wohl zwingen können, nicht immerfort an sie zu denken, aber nun war es ihm, als müsse sich sein Töchterchen auf dem unheimlichen Kirchhof da draußen einsam und verlassen fühlen. Bei Nacht sah er, wie es weinend und frierend auf seinem kleinen Grabe saß und klagte, daß es sich vor der Dunkelheit und all dem Unbekannten, das es umgebe, fürchte.

Eines Nachmittags zog Halfvor hinunter ins Tal Josaphat und pflückte beide Hände voll roter Anemonen, die schönsten und leuchtendsten, die er finden konnte, um sie auf das Grab zu legen. Während er so in dem grünen Tale umherwanderte, sagte er zu sich selbst: „Ach, wenn ich doch mein liebes Mägdlein hier im Freien unter dem grünen Rasen liegen hätte, so daß es wenigstens nicht von der schrecklichen Mauer eingeschlossen wäre!“

Er hatte die hohe Mauer um den Begräbnisplatz immer gehaßt, und so oft er an sein totes Kind dachte, war es ihm, als habe er das arme Tröpfchen in ein dunkles, kaltes Haus eingeschlossen und ohne Fürsorge verlassen, und er meinte, es klagen zu hören: „Mich friert, und ich fürchte mich! Ach, mich friert, und ich fürchte mich!“

Halfvor verließ das Tal und stieg den schmalen Pfad hinauf, der sich unter der Ringmauer hinzieht, bis er den Berg Zion erreicht hatte. Der Kirchhof lag etwas westlich vom Zionstor, unterhalb des großen Gartens der Armenier.

Halfvors Gedanken waren unaufhörlich bei seinem Kinde. Er wanderte auf dem wohlbekannten Wege weiter, ohne die Augen vom Boden aufzuheben. Aber auf ein-

mal hatte er das Gefühl, als ob etwas verändert sei. Er schaute auf und sah, daß in einer kleinen Entfernung vom Weg ein paar Männer mit dem Niederreißen einer Mauer beschäftigt waren. Er blieb stehen und betrachtete sie. Was war das doch für eine Mauer, die da gestanden hatte? War es ein Gebäude oder eine Schutzmauer gewesen? Dort drüben mußte ja eigentlich der Kirchhof liegen, oder hatte er am Ende eine falsche Richtung eingeschlagen?

Es dauerte ein paar Minuten, ehe er sich zurechtfinden konnte, aber dann begriff er auch, was geschehen war. Die hohe Kirchhofsmauer selbst war es, die die Arbeiter niederrissen.

Halfvor versuchte sich einzureden, daß man die Mauer eingerissen habe, um den Platz zu erweitern oder ihn mit einem eisernen Gitter zu umgeben, und er dachte, es werde gewiß weniger feucht und kalt da drinnen sein, wenn die Mauer entfernt sei. Trotzdem aber ergriff ihn eine so heftige Unruhe, daß er zu laufen begann. „Wenn sie nur nichts an dem Grabe gemacht haben!" dachte er. „Das Kind liegt ja dicht neben der Mauer; wenn sie nur nichts damit gemacht haben!"

Er war ganz außer Atem, als er über den Schutt kletterte, um auf den Begräbnisplatz zu gelangen. Endlich war er so weit gekommen, daß er einen Überblick gewinnen konnte. Aber in diesem Augenblick fühlte er, daß mit seinem Herzen etwas nicht in Ordnung sei. Es setzte plötzlich aus, dann tat es ein paar heftige Schläge, dann setzte es wieder aus. Es war wie ein Uhrwerk, das entzwei geht.

Halfvor mußte sich auf einen Stein setzen, aber nun klopfte sein Herz zum Zerspringen. Nur ganz allmählich beruhigte es sich und schlug wieder wie gewöhnlich, wenn auch mit Mühe und Anstrengung. „Ach, ich werde schon mit dem Leben davonkommen," sagte er leise. „Ich werde es schon überwinden."

Er nahm all seinen Mut zusammen und schaute noch einmal in den Begräbnisplatz hinein. Alle Gräber waren geöffnet und die Särge, die darin gestanden hatten, verschwunden. Auf der Erde lagen Schädel und Knochen umher; sie waren wohl aus den morschen Särgen heraus-

gefallen. Die Grabsteine lagen in der einen Ecke des Kirchhofs auf einem Haufen.

„Ach Gott im Himmel, was haben sie mit den Toten gemacht!" rief Halfvor.

Er trat zu den Arbeitern und fragte auf schwedisch: „Was habt ihr mit Klein-Greta gemacht?" Er war nicht recht bei sich und sich dessen nicht ganz bewußt, was er sagte. Dann merkte er, daß er in der alten Sprache geredet hatte; er strich sich über die Stirn und wurde verlegen.

Dann versuchte er sich klarzumachen, wer er war. Er sei doch wahrlich kein Kind, sondern ein kluger Mann, sagte er zu sich selbst. Er sei ein Großbauer, zu dem daheim einst das ganze Dorf aufgesehen habe; für solch einen Mann schicke es sich doch wahrlich nicht, die Fassung zu verlieren.

Nun nahm er eine steife, aufrechte Haltung an und fragte die Arbeiter auf englisch, ob sie nicht wüßten, warum der Kirchhof aufgerissen sei.

Die Arbeiter waren lauter Eingeborene, aber einer von ihnen konnte doch ein wenig englisch sprechen.

Dieser Mann teilte nun Halfvor mit, daß die Amerikaner den Begräbnisplatz an Deutsche verkauft hätten und daß diese nun ein Krankenhaus hier bauen wollten. Deshalb müßten die Toten aus der Erde heraus.

Halfvor schwieg eine Weile und grübelte über das Gehörte nach. Ach so, es sollte also ein Krankenhaus hier gebaut werden, gerade hier! Wie merkwürdig, daß man auf den vielen kahlen Hügeln keinen andern Platz hatte finden können, sondern das Haus gerade hierher legen mußte. Wenn dann nur die hinausgeworfenen Toten nicht an einem dunklen Abend an der Glocke zogen und Einlaß begehrten! „Wir wollen auch eine Lagerstätte hier haben," würden sie sagen. Und in einer langen Reihe würden sie dastehen, Birger Larsson und Klein-Erik und Gunhild und ganz am Ende sein eigenes Töchterlein.

Halfvor kämpfte mit dem Weinen, aber noch immer versuchte er auszusehen, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Er setzte eine gleichgültige Miene auf, stellte den einen Fuß vor und schwang seinen Strauß von roten Anemonen hin und her.

„Aber was ist mit den Toten geschehen?“ fragte er.

„Die Amerikaner sind hier gewesen und haben ihre Särge weggeführt,“ antworteten die Arbeiter. „Allen, die hier jemand begraben hatten, ist mitgeteilt worden, daß sie die Särge holen sollen.“

Plötzlich unterbrach sich der Sprecher und betrachtete Halfvor. „Bist du vielleicht aus dem großen Hause vor dem Damaskustor?“ fragte er. „Die dort wohnen, haben nicht einen einzigen ihrer Toten abgeholt.“

„Wir haben keine Nachricht erhalten,“ sagte Halfvor. Noch immer schwang er die Blumen in der Luft; sein Gesicht sah aus, als sei es in Stein verwandelt, während er sich Mühe gab, den fremden Männern nicht zu zeigen, welche Qualen er litt.

„Die nicht abgeholt worden sind, liegen dort drüben,“ sagte der Arbeiter und deutete den Hügel hinab. „Ich will dir zeigen, wo sie sind, so daß ihr sie begraben könnt.“

Der Mann ging voraus, und Halfvor folgte ihm. Als sie über die eingerissene Mauer kletterten, hob Halfvor einen Stein auf. Der Arbeiter ging ruhig und unbefangen weiter, während Halfvor mit dem Stein in der Hand hinter ihm herschritt.

„Es ist merkwürdig, daß er sich nicht vor mir fürchtet,“ sagte Halfvor laut in schwedischer Sprache, „daß er es wagt, so dicht vor mir zu gehen. Und er hat sogar dabei geholfen, sie hinauszuwerfen. Er hat Klein-Greta auf den Kehrichthaufen geworfen.“

„Klein-Greta, Klein-Greta,“ fuhr er fort, „sie war so fein, daß sie wohl in einem Marmorsarge zu liegen verdient hätte. Und dann hat sie in dem ärmlichen Grabe hier nicht einmal in Frieden liegen dürfen!

„Vielleicht ist es gerade dieser Mann hier gewesen, der sie herausgenommen hat,“ murmelte Halfvor und wog den Stein in der Hand. „Noch nie habe ich solche Lust verspürt, etwas entzwei zu schlagen, als jetzt diesen abrasierten Schädel unter dieser roten Mütze.“

„Ich will dir nur sagen, daß es Klein-Greta vom Ingmarshof war,“ sagte er wieder, indem er sich aufrichtete, „und von Rechts wegen hätte sie neben Groß-Ingmar liegen sollen. Sie stammte aus einer solchen Familie, daß sie das Recht gehabt hätte, bis zum Jüngsten

Tage in einem eignen Grabe zu ruhen. Hier ist nicht einmal ein ordentlicher Leichenschmaus für sie gehalten worden, auch wurde sie nicht unter dem Läuten der Glocken auf den Kirchhof getragen, und kein richtiger Pfarrer hat die Leichenrede gehalten. Aber deshalb hattest du doch nicht das Recht, sie aus dem Grabe zu werfen. Und wenn ich mich auch nicht wie ein rechter Vater gegen sie bewiesen habe, so begreifst du doch wohl, daß ich nicht so schlecht bin, um zu dulden, daß du sie aus ihrem Grabe hinauswirfst."

Halfvor hob zielend den Stein in die Höhe und hätte ihn sicher geworfen, wenn nicht in diesem Augenblick der Mann angehalten und sich nach ihm umgewandt hätte.

„Hier sind sie," sagte er.

Zwischen Haufen von Unrat und Mauerresten befand sich eine tiefe Grube, und in diese waren die schwarzen Särge der Kolonisten hineingeworfen worden. Ohne jegliche Sorgfalt hatte man sie, wie es eben kam, hinabgestürzt, so daß einige alte Särge zerborsten und die darin befindlichen Toten nun sichtbar geworden waren. Einige Särge waren auch verkehrt gefallen, und aus den morschen Deckeln drängten sich lange, vertrocknete Hände hervor, die sich Mühe zu geben schienen, den Sarg wieder in die richtige Lage zu bringen.

Während Halfvor in die Grube hineinschaute, fielen die Blicke des Arbeiters auf seine Hand, die den Stein so krampfhaft umspannte, daß die Fingerspitzen ganz weiß aussahen. Von der Hand richtete der Mann seine Augen auf Halfvors Gesicht, und er mußte wohl etwas Entsetzliches darin gelesen haben, denn er stieß einen lauten Schrei aus und ergriff die Flucht.

Aber nun dachte Halfvor nicht mehr an ihn, er war von dem, was er sah, ganz vernichtet. Das Entsetzlichste war, daß der scharfe Leichengeruch sich der Luft mitgeteilt hatte und nun weit und breit verkündigte, was geschehen war. Hoch oben in der Luft schwebten schon zwei Geier und erwarteten nur die Dunkelheit, um sich herabzustürzen. Schon von weitem hörte man das Surren einer Menge schwarzer und gelber Insekten, die über den Särgen schwärmten. Ein paar Straßenhunde liefen herbei,

setzten sich mit weit heraushängender Zunge auf den Rand der großen Grube und schauten hinein.

Mit einem Schauder erinnerte sich Halfvor daran, daß er sich am Ausgang des Tals Hinnom befand, ganz nahe dem Platze, wo das Feuer der Gehenna einst gebrannt hatte. „Wahrlich, dies ist Gehenna, dies ist die Wohnung des Entsetzens!" rief er aus.

Aber lange blieb er nicht in Betrachtung versunken müßig stehen. Er sprang hinab in die Grube, schob die schweren Särge auf die Seite und kroch zwischen die Toten hinein. Er suchte und suchte, bis er Klein-Gretas Sarg fand, und als er ihn gefunden hatte, hob er ihn auf seine Schulter und stieg aus der Grube heraus.

„Sie soll wenigstens nicht sagen können, daß ihr Vater sie über Nacht an diesem Orte habe liegen lassen!" rief er.

„Liebes Kind," sagte er mit ernster und überzeugender Stimme, als wolle er sich vor der Toten verantworten. „Liebe kleine Greta, wir wußten nichts davon. Niemand wußte, daß du aus der Erde herausgeworfen würdest. Alle andern haben erfahren, was geschehen sollte, nur wir nicht. Sie betrachten uns nicht als Menschen, deshalb haben sie es nicht der Mühe wert gehalten, es uns mitzuteilen."

Als er mit dem Sarg aus der Grube herauskam, fühlte er aufs neue, daß an seinem Herzen etwas in Unordnung war. Er mußte sich auch niedersetzen und warten, bis der ärgste Schmerz abgenommen hatte.

„Du brauchst keine Angst zu haben, mein Kind," begann er aufs neue. „Es wird bald vorübergehen. Du mußt nicht glauben, daß ich dich nicht von hier wegtragen könne."

Allmählich kehrten seine Kräfte wieder zurück, und den Sarg auf der Achsel, ging er nach Jerusalem hinauf.

Während er auf dem schmalen Pfad der Mauer entlang schritt, war es ihm, als habe alles ein anderes Aussehen bekommen. Die Mauern und Trümmerhaufen flößten ihm Schrecken ein; alle sahen nun so sonderbar drohend und feindlich aus. Das fremde Land und die fremde Stadt freuten sich über seinen Schmerz.

„Sei nicht böse über deinen Vater, mein Kind; sei

nicht böse, daß er dich in ein unbarmherziges Land geführt hat," flehte er.

„Wenn dies daheim vorgekommen wäre," fuhr er fort, „o, dann hätte der Wald geweint, und die Berge hätten gejammert, aber dies ist ein unbarmherziges Land."

Er ging immer langsamer, um sein Herz zu schonen, das nicht mehr die Kraft zu haben schien, das Blut durch den Körper zu treiben. Er fühlte sich hilflos und von Verzweiflung erfüllt, und vor allem ergriff ihn große Angst davor, daß er so weit weg in der Fremde sei, wo niemand Barmherzigkeit mit ihm zu haben brauchte.

Dann bog er um die Ecke und wanderte nun der östlichen Mauer entlang. Das mit Gräbern bedeckte Tal Josaphat breitete sich in der Tiefe vor ihm aus.

„Und hier also soll das Jüngste Gericht stattfinden und sollen die Toten auferstehen," dachte er.

„Was wird Gott am Tage des Gerichts von mir sagen, von mir, der die Seinigen nach Jerusalem, dieser Stadt des Todes, geführt hat?" fragte er sich.

„Und ich habe auch meine Nachbarn und Verwandten dazu überredet, daß sie an diesen Ort des Entsetzens zogen. Sie werden mich vor Gott verklagen."

Es war ihm, als höre er seine Landsleute die Stimme gegen ihn erheben und ausrufen: „Wir glaubten ihm, und er führte uns in ein Land, wo wir verachteter waren als Hunde, und in eine Stadt, deren Grausamkeit uns tötete."

Halfvor versuchte indes doch, sich dieser Gedanken zu entschlagen und nicht länger bei all diesem zu verweilen. Aber es war ihm unmöglich; er erkannte auf einmal alle Schwierigkeiten und Gefahren, die seiner Gefährten warteten. Er dachte an die bittre Armut, die bald über sie hereinbrechen mußte, weil sie keinen Lohn für ihre Arbeit annahmen, er dachte auch an das ungewohnte Klima und an die Krankheiten, die ihre Gesundheit zerstören würden, und ebenso dachte er an die schweren Gebote, die sie sich selbst auferlegt hatten und die Zersplitterung und Untergang herbeiführen mußten; er fühlte sich todmüde.

Ebensowenig wie wir imstande sind, den Boden die-

ses Landes zu bebauen oder dessen Wasser zu trinken, ebensowenig können wir hier weiterleben!" rief er.

Immer langsamer schleppte er sich vorwärts; er war vollständig ermattet und kraftlos.

Die Kolonisten saßen schon beim Abendbrot; da ertönte ein schwaches Klingeln an der Haustür.

Als geöffnet wurde, saß Tims Halfvor vor dem Tor auf der Erde; er war dem Sterben nahe. Neben ihm stand der Sarg seines Töchterchens; er zog einzelne Blüten aus einem großen Strauß verwelkter Anemonen und streute sie auf den Sarg.

Ljung Björn war es, der zu öffnen gekommen war. Er meinte zu sehen, daß Halfvor etwas zu ihm sagte, und er bückte sich, um es verstehen zu können.

Mehrere Male begann Halfvor aufs neue, ehe es ihm gelang, vernehmliche Worte hervorzubringen.

„Man hat unsere Toten hinausgeworfen," sagte er; „sie liegen unter freiem Himmel drunten in Gehenna. Ihr müßt sie in dieser Nacht noch holen."

„Was sagst du?" fragte Ljung Björn; er verstand gar nicht, um was es sich handelte.

Der Sterbende nahm seine letzte Kraft zusammen und richtete sich auf.

„Sie haben unsere Toten aus ihren Gräbern hinausgeworfen, Björn. In dieser Nacht müssen alle unsere Männer nach Gehenna hinunter und sie holen."

Nachdem er dies gesagt hatte, sank er wieder zusammen und saß stöhnend auf dem Boden.

„Ich fühle mich so schwach, Björn; es ist gewiß etwas mit meinem Herzen," stieß er hervor. „Ich hatte Angst, daß ich sterben würde, ehe ich euch dies mitgeteilt hätte. Klein-Greta habe ich heimgetragen, aber die andern konnte ich nicht mitnehmen."

Björn ließ sich neben ihm auf die Knie nieder.

„Willst du nicht hereinkommen, Halfvor?" fragte er. Aber Halfvor hörte ihn nicht.

„Versprich mir, Björn, daß Klein-Greta ordentlich in die Erde kommt. Sie soll nicht denken, sie habe einen schlechten Vater."

„Ja, ja," sagte Björn, „aber willst du jetzt nicht versuchen, hereinzukommen?"

Halfvors Kopf sank immer tiefer herab. „Sorge dafür, daß sie unter grünem Rasen liegt," flüsterte er. „Und bettet auch mich unter einen grünen Hügel," fügte er nach einer Weile hinzu.

Björn sah, daß Halfvor schwer krank war und eilte, Hilfe zu holen, um ihn hineinzutragen. Als er zurückkam, war Halfvor schon tot.

Der Paradiesesbrunnen

Es wurde ein sehr schwerer Sommer für Jerusalem mit Wassermangel und Krankheiten. Die Winterregen waren in diesem Jahre nur spärlich gefallen, und es mangelte der Heiligen Stadt bald an Wasser, da sie fast kein anderes hat als den Regen, der im Winter in den unterirdischen Zisternen gesammelt wird, die sich beinahe auf jedem Hofe finden. Und sobald sich die Leute mit dem modrigen, schlechten Wasser, das sich noch auf dem Boden der Zisternen fand, begnügen mußten, nahmen die Krankheiten in erschreckendem Grade zu. Bald fand sich kaum noch ein Haus, wo nicht jemand an Pocken oder Ruhr oder Malaria krank lag.

Die Gordonisten bekamen eine arbeitsvolle Zeit; sie wurden beinahe sämtlich durch Krankenpflege in Anspruch genommen. Diejenigen unter ihnen, welche schon lange in Jerusalem lebten, schienen für Ansteckung nicht empfänglich und gingen ohne Nachteil von Krankenbett zu Krankenbett. Die Schweden aus Amerika, die auch in Chicago schon heiße Sommer erlebt hatten und gewohnt waren, Stadtluft zu atmen, widerstanden Krankheit und Anstrengung auch ganz gut; die armen Bauern aus Dalarne aber erkrankten fast alle miteinander.

Im Anfang sah es bei ihnen gar nicht so gefährlich aus; wenn sie auch keine Arbeit verrichten konnten, gingen doch die meisten noch umher. Trotzdem sie abmagerten und beständig Fieber hatten, glaubte doch niemand, daß es etwas anderes sei, als ein vorübergehendes Unwohlsein. Aber nach acht Tagen starb Birger Perssons Witwe und kurz darauf einer seiner Söhne. Gleich-

zeitig stellten sich neue Krankheitsfälle ein; es sah fast aus, als sollten alle Dalekarlier auf einmal hinweggerafft werden.

Alle die Kranken hatten dieselbe brennende Sehnsucht und dasselbe Verlangen. Alle flehten um einen Trunk Wasser, nur einen einzigen Schluck frischen reinen Wassers. Es war, als hätten sie zum Genesen nichts weiter nötig als dies eine.

Aber wenn man ihnen das Zisternenwasser reichte, wandten sie den Kopf weg und wollten es nicht einmal sehen. Obgleich es filtriert und abgekühlt war, behaupteten sie, es rieche modrig und habe einen widerwärtigen Geschmack. Einige der Kranken, die versucht hatten, es zu trinken, bekamen Schmerzen und jammerten, daß man sie vergiftet habe.

Eines Vormittags, als dieser Krankheitswahn den höchsten Grad erreicht hatte, saßen ein paar der Bauern plaudernd in dem schmalen Schatten vor dem Hause. Alle hatten Fieber, man sah es deutlich an den abgezehrten Gesichtern und an ihren matten, blutunterlaufenen Augen. Keiner hatte eine Arbeit vor, sie rauchten nicht einmal aus ihren kleinen Kreidepfeifen.

Ihre eigentliche Beschäftigung war, zum Himmel aufzuschauen, der sich klar und blau über ihnen wölbte. Sie hielten genaueste Ausschau, und kein noch so kleines am Horizonte aufsteigendes Wölkchen entging ihren Blicken. Alle wußten zwar recht wohl, daß man vor Ablauf mehrerer Monate keinen Regen erwarten konnte, aber sobald sich eine der weißen Sommerwolken über den Horizont erhob, bildeten sie sich ein, daß ein Wunder geschehen und es bald zu regnen anfangen würde. „Wer weiß, ob Gott uns nicht schließlich doch helfen will!" sagten sie.

Während sie mit größter Wachsamkeit das Wachstum und die Bewegung der Wolke am Himmel verfolgten, begannen sie miteinander darüber zu reden, wie schön es doch wäre, wenn sie plötzlich große Tropfen gegen die Wände schlagen und auf die Scheiben prasseln hörten und sähen, wie das Wasser aus der Dachrinne herausströmte und kleine Steine und Sand mit sich fortrisse. Sie machten aus, daß sie, wenn es regnen

würde, nicht unter Dach gehen wollten; nein, ganz ruhig sitzen bleiben und das Wasser über sich hinströmen lassen, das wollten sie, denn sie lechzten ja ebenso wie das ausgedorrte Erdreich danach, durch und durch naß zu werden.

Aber wenn die Wolke ein Stück weit am Himmel aufgestiegen war, mußten die armen Kranken leider gewahren, daß sie sich verkleinerte und zerschmolz. Zuerst wurden die flaumartigen Ränder verzehrt, dann begann das Zerstörungswerk von innen heraus, und die Wolke zerfiel in dünne Flocken und Streifen. Und nach wenigen Augenblicken war sie vollständig verschwunden.

Wenn die Bauern die Wolke nicht mehr sahen, wurden sie ganz verzweifelt. Die alten Männer waren von Krankheit so entkräftet, daß sie rasch die Hände auf die Augen legten, um es zu verbergen, im Fall sie das Weinen übermannte.

Ljung Björn Olofsson, der sich seit Tims Halfvors Tod als der Führer der Schweden fühlte, versuchte nun, die andern ein wenig aufzumuntern. Er begann von dem Bach Kidron zu sprechen, der in früheren Zeiten durch das Tal Josaphat geflossen war und Jerusalem zu einer wasserreichen Stadt gemacht hatte. Er hatte seine Bibel in der Tasche; diese schlug er nun auf und las den andern die Stelle vor, wo der Bach Kidron genannt ist. Dann beschrieb er ihnen, welch ein großer mächtiger Strom der Bach Kidron einst gewesen war, wie er Mühlen getrieben habe und daß er im Winter ab und zu so mächtig anschwoll, daß er über seine Ufer trat und das ganze Land überschwemmte.

Man merkte Ljung Björn wohl an, wie es ihm eine wahre Linderung brachte, von diesem großen Wasser, das einst an Jerusalem vorübergeströmt war, reden zu können. Sicherlich dachte er immerfort an den Fluß, und am liebsten hielt er sich an der Stelle auf, wo berichtet wird, wie David den Kidron durchwatete, als er vor Absalom floh. Ljung Björn beschrieb den andern, wie schön es wäre, wenn sie mit nackten Füßen durch kaltes fließendes Wasser gehen dürften. „Das wäre mir noch lieber, als es zu trinken," sagte er.

Ljung Björn war noch lange nicht fertig mit der Be-

schreibung des Baches Kidron, als sein Schwager, Kolas Gunnar, ihn unterbrach und sagte, daß er sich gar nichts aus dem Bach Kidron mache, der ja längst versiegt und vertrocknet sei. Dagegen müsse er, schon seit diese schwere Zeit hier begonnen habe, immerfort an eine Prophezeiung des Propheten Hesekiel denken. Im vierzigsten Kapitel, im ersten und den folgenden Versen, sei da von einem Strom die Rede, der an der Schwelle des Tempels entspringen und durch das Land bis an das Tote Meer fließen solle.

Kolas Gunnar warf, während er sprach, die schwarzen lockigen Haare aus der Stirn zurück, seine Augen leuchteten, und er erzählte so, daß die Bauern das Wasser ganz deutlich vor ihren Augen ins Tal hinunterfließen sahen. Leise murmelnd kam es in einer steinernen Rinne langsam dahergeflossen und ergoß sich von da in viele kleine Rinnsale, die zwischen grünen Rasenflächen hinliefen. Weiden und Pappeln wuchsen an den Ufern, große Wasserpflanzen mit dicken Blättern hingen auf die Oberfläche des Wassers herab. Auf dem Grunde der Bäche lagen kleine weiße Steine, und das Wasser glitzerte und plätscherte, während es über sie hinfloß.

„Und dies muß einmal geschehen!" rief Kolas Gunnar, „denn es ist eine göttliche Prophezeiung, die noch nicht in Erfüllung gegangen ist. Ich denke nun immerfort, ob sie nicht am Ende heute oder morgen erfüllt werden könnte."

Aber als Hök Gabriel Mattsson, der auch unter der Schar war, dies hörte, wurde er sehr erregt; er ließ sich Ljung Björns Bibel geben und las zuerst für sich einige Verse in dem Buch der Chronika, dann aber sagte er:

„Gebt nun wohl acht, das ist das Merkwürdigste, was ich je vernommen habe." Und er las ihnen vor: „Nach diesen Geschichten kam Sanherib, der König zu Assur, und zog in Juda und lagerte sich vor die festen Städte und gedachte, sie zu sich zu reißen. Und da Hiskia sahe, daß Sanherib kam und sein Angesicht stand zu streiten wider Jerusalem, ward er Rats mit seinen Obersten und Gewaltigen, zuzudecken die Wasser von den Brunnen, die draußen vor der Stadt waren; und sie halfen ihm. Und es versammelte sich ein groß Volk und

deckten zu alle Brunnen und fließenden Wasser mitten im Lande und sprachen: ‚Daß die Könige von Assur nicht viel Wasser finden, wenn sie kommen.‘“

Nachdem Gabriel dies gelesen hatte, ließ er den Blick über die kahlen Felder, die die Kolonie umgaben, hingleiten.

„Ich habe viel über diese Geschichte nachgedacht,“ sagte er, „und habe auch die Amerikaner darüber befragt, und nun will ich euch sagen, was ich erfahren habe.“

Gabriel sprach leicht und fließend, gerade wie sein Vater, Hök Matts, wenn dieser den Geist über sich fühlte und zu predigen begann. Er hatte zwar sonst keine eigentliche Predigtgabe, aber nun, während das Fieber in seinem Kopfe brannte, flossen ihm die Worte leicht und gewandt von den Lippen.

„Ja, die Amerikaner haben mir gesagt,“ fuhr Gabriel fort, „daß zur Zeit des Königs Hiskia die Hochebene hier mit unzähligen Bäumen und Sträuchern bewachsen war. Es wuchs zwar kein Korn auf diesem steinigen Boden, aber dafür gab es eine Menge Gärten, reich besetzt mit Granat- und Aprikosenbäumen, mit Rosen- und Nardusbüschen, mit Saffran, Kalmus und Zimt, mit allen Arten von wohlriechenden Pflanzen und allerlei köstlichen Früchten. All diese Bäume waren gut bewässert, denn aus Strömen und Bächen floß das Wasser in jeden Lustgarten, und jeder Gartenbesitzer hatte das Recht, während einer bestimmten Zeit des Tages sein Besitztum unter Wasser zu setzen.

Aber eines Tages zog König Hiskia mit seinen Heerscharen hinaus, an einem Morgen, wo alle diese Bäume gerade am herrlichsten geschmückt standen. Als Hiskia hinauswanderte, streuten Mandel- und Aprikosenbäume ihre Blüten über ihn, und die Luft war schwül von balsamischen Düften. Und am Schluß des Tages, als Hiskia mit seinem Heer wieder heimkehrte, standen die Bäume noch geradeso und begrüßten ihn mit ihren lieblichen Düften.

Aber an diesem Tage hatte König Hiskia alle Quellen Jerusalems verstopft, und den großen Strom, der mitten durchs Land floß, hatte er abgedämmt. Und am näch-

sten Tage floß kein Wasser mehr in den kleinen Rinnen, die zu den Wurzeln der Bäume führten.

Nach einigen Wochen, als die Bäume Früchte ansetzen sollten, da waren sie kraftlos und setzten nur ganz wenig Frucht an, und als die Blätter aus den Knospen hervorbrachen, waren sie klein und verkümmert.

Aber dann brach eine böse Zeit über Jerusalem herein mit Krieg und großer Not; niemand hatte Zeit, die Quellen wieder zu öffnen, noch den großen Strom wieder in sein altes Bette zu leiten. Und da starben die Obstbäume auf den Hochebenen rings um die Stadt herum ab, etliche schon während der Trockenheit des ersten Sommers, andere im zweiten und wieder andere im dritten. Und rings um Jerusalem her wurde das Land so öde, wie es bis an diesen Tag geblieben ist."

Gabriel hob einen Scherben vom Boden auf und grub damit in die Erde. „Aber nun ist die Sache die," fuhr er fort, „daß die Juden, als sie von Babylon zurückkehrten, die Stelle, wo der Strom abgedämmt worden war, nicht mehr finden konnten und ebensowenig die Lage der verschütteten Quellen. Und kein Mensch hat sie je wiedergefunden bis auf diesen Tag.

„Aber wir, die wir hier sitzen und nach Wasser lechzen, warum gehen wir nicht hin und suchen die Quellen des Königs Hiskia? Warum ziehen wir nicht hinaus, um den großen Strom und die vielen Quellen zu finden? Wenn wir sie fänden, könnten die Bäume auf den Hochebenen wieder wachsen, und dieses Land würde reich und fruchtbar werden. Wenn wir sie fänden, so wäre es mehr wert, als wenn wir Gold entdeckten."

Als Gabriel zu sprechen aufgehört hatte, begannen die andern seine Worte miteinander zu überlegen, und alle räumten ein, daß es sich wohl so verhalten könne, wie er gesagt hatte, und daß es vielleicht nicht unmöglich wäre, den großen Strom wiederzufinden. Aber keiner erhob sich, um hinzugehen und einen Versuch zu machen, nicht einmal Gabriel. Es war ja klar, daß seine Worte nichts weiter gewesen waren als ein Hirngespinst, womit er seine Sehnsucht zu stillen suchte.

Nun ergriff Bo Ingmar Mansson, der bis jetzt nur ruhig dagesessen und den andern zugehört hatte, das

Wort. Er selbst hatte zwar kein Fieber, aber niemand sehnte sich heißer nach frischem Wasser als er, denn auch Gertrud war dieser Durstkrankheit erlegen. Um ihretwillen lechzte er so nach Wasser, daß es ihm war, als vertrockneten ihm die Lippen, und daß er gleich den andern an nichts anderes mehr dachte als an Quellen und Flüsse.

„Ich denke nicht an so heilige und wunderbare Wasser wie ihr," sagte Bo langsam, „aber vom Morgen bis zum Abend denke ich an einen Fluß, der mit hellem, glänzendem Wasser frisch und klar dahinfließt."

Mit gespannter Erwartung im Blick schauten die Bauern auf.

„Ich denke an einen Strom, der von vielen Flüssen und Bächen Zufluß erhält, der breit und tief aus dem dunklen Walde hervorkommt und so klar ist, daß man alle Kieselsteine, die auf seinem Grunde glänzen, unterscheiden kann. Und der Strom ist nicht vertrocknet, wie der Kidron, er ist auch nicht nur ein Traum wie der Fluß, von dem Hesekiel spricht, oder so unmöglich zu finden, wie der des Hiskia, sondern er braust und rauscht noch heutigen Tags. Ich denke an den Dalelf daheim in Dalarne."

Die andern erwiderten kein Wort; mit gesenkten Lidern saßen sie da. Seit der Dalelf genannt worden war, brachte es keiner mehr fertig, von den Quellen und Flüssen Palästinas zu reden.

* *
*

An demselben Tag gegen Mittag trat ein neuer Todesfall ein. Ein Kind des Kolas Gunnar starb, ein lustiges Bürschchen, das alle sehr lieb gehabt hatten.

Aber nun geschah das Merkwürdige, daß niemand Leid um das Kind zu tragen schien, dagegen wurden alle Dalbauern von Entsetzen ergriffen, dessen sie kaum Herr werden konnten. Der Tod des armen kleinen Jungen kam ihnen wie ein Wahrzeichen vor, daß es keinem von ihnen möglich sein würde, die Krankheit zu überwinden.

Die gewöhnlichen eiligen Vorbereitungen zu dem Begräbnis wurden rasch in Angriff genommen, aber die,

so den Sarg zimmerten, fragten sich dabei, wer wohl für sie selbst diese Arbeit verrichten werde, und die, so den Toten einkleideten, sprachen davon, wie sie es haben möchten, wenn sie selbst tot seien. „Im Fall du mich überlebst," sagte die eine Frau zu der andern, „dann vergiß nicht, daß ich in meinen eigenen Kleidern begraben werden will."

„Und du vergiß nicht," sagte ihre Gefährtin, „daß ich schwarzen Trauerflor am Sarg haben möchte, und meinen Ehering will ich auch mit ins Grab nehmen."

Während sich all dies zutrug, ging eine sonderbare Rede unter den Kolonisten um. Niemand wußte, wer die Worte zuerst ausgesprochen hatte, aber nachdem sie gesagt waren, wurden alle aufmerksam und begannen darüber nachzudenken und sich darüber zu verwundern. Und wie es oft zu gehen pflegt, wenn ein Vorschlag gemacht wird, so meinten zuerst alle, er sei unvernünftig und unausführbar, aber nach einer Weile kam er ihnen ganz vernünftig vor und als das einzige, was getan werden konnte.

Bald wurde in der ganzen Kolonie unter Gesunden und Kranken, unter Amerikanern und Schweden von nichts anderem mehr gesprochen.

„Es wäre vielleicht am allerbesten, wenn die Leute aus Dalarne wieder heimreisten," hieß es.

Keiner der Amerikaner konnte sich verbergen, daß es aussah, als sollten all die Bauern in Jerusalem sterben. Wie traurig es darum auch wäre, wenn so viele gute und redliche Menschen die Kolonie verlassen sollten, so schien sich doch kaum ein andrer Ausweg zu finden. Da war es doch besser, sie reisten heim und dienten in ihrem eigenen Lande der Sache Gottes so gut sie konnten, als daß sie hier in der Heiligen Stadt zugrunde gingen.

Die Schweden meinten zuerst, es wäre ihnen ganz unmöglich, sich von diesem Lande mit all seinen heiligen Orten und Erinnerungen loszureißen, und sie schauderten vor dem Gedanken zurück, wieder in die Unruhe und den Streit der Welt zurückkehren zu müssen, nachdem sie sich an dieses liebevolle, ruhige Zusammenleben in der Kolonie gewöhnt hatten, und verschiedene dachten, sie würden beinahe lieber sterben als heimreisen.

Aber dann kam der Gedanke an die Heimat und stellte sich sehr verlockend und verführerisch vor ihnen auf. „Vielleicht gibt es keinen andern Ausweg, und wir müssen reisen," dachten sie.

Plötzlich erklang die Glocke, die die Kolonisten zu den Gottesdiensten und Zusammenkünften in den Versammlungssaal zu rufen pflegte. Da wurden alle sehr bestürzt, ja beinahe von Furcht ergriffen, sie verstanden, daß Mrs. Gordon sie zusammenrief, um gemeinsam die Frage der Heimreise zu verhandeln. Die Schweden wußten zwar selbst noch nicht recht, was sie eigentlich wollten, aber es lag doch schon eine Erleichterung in dem bloßen Gedanken, dem Tod und der Krankheit entfliehen zu können. Dies zeigte sich am deutlichsten daran, daß mehrere, die schwerkrank lagen, aufstanden und sich anzogen, um in den Versammlungssaal zu gehen.

Im Saal herrschte keine solche Ruhe und Ordnung wie bei einer gewöhnlichen Sitzung. Niemand hatte sich gesetzt, sondern die Leute standen da und dort in einzelnen Gruppen und unterhielten sich. Alle waren sehr erregt, und der am eifrigsten sprach, das war Hellgum. Man merkte es ihm an, daß er, der die Dalekarlier zur Auswanderung nach Jerusalem bewogen hatte, nun von der schweren Verantwortung, die er auf sich geladen, gequält wurde. Er ging von dem einen zum andern und drang auf die Heimreise.

Mrs. Gordon war sehr blaß; sie sah müde und angegriffen aus und schien so wenig zu wissen, was sie wollte, daß sie sich fürchtete, die Verhandlungen zu beginnen. Noch nie hatte man sie so unentschlossen gesehen.

Die Schweden schwiegen fast ganz. Sie fühlten sich zu krank und abgestumpft, um selbst einen Entschluß zu fassen, sondern erwarteten geduldig, was die andern für sie beschließen würden.

Einige junge amerikanische Mädchen waren ganz außer sich vor lauter Mitleid. Unter Tränen baten sie, man solle doch diese armen kranken Menschen lieber nach Hause schicken, als sie hier hinsterben lassen.

Während so eifrig für und wider diese Sache gesprochen wurde, öffnete sich plötzlich die Tür fast lautlos, und die Ingmarstochter Karin trat ein.

Karin war nun sehr zusammengesunken und gebeugt. Sie war entsetzlich gealtert; das Gesicht war ganz klein und zusammengeschrumpft, und das Haar vollständig ergraut.

Seit Halfvor Halfvorsons Tod verließ Karin nur noch selten ihr Zimmer. Ganz allein saß sie dort in einem großen Stuhl, den Halfvor für sie verfertigt hatte. Bisweilen flickte und nähte sie ein wenig für die beiden Kinder, die ihr noch geblieben waren, aber meistens saß sie mit gefalteten Händen, still vor sich hinstarrend.

Niemand hätte anspruchsloser in ein Zimmer treten können als Karin, aber trotzdem wurde es still im Saal, als sie kam, und alle wandten sich und sahen sie an.

Langsam und demütig glitt Karin über den Boden hin. Sie ging nicht mitten durchs Zimmer, sondern kroch an der Wand hin, bis sie Mrs. Gordon erreicht hatte.

Mrs. Gordon ging ihr ein paar Schritte entgegen und reichte ihr die Hand.

„Wir sind hier versammelt, um wegen eurer Heimreise zu beraten," sagte Mrs. Gordon zu ihr. „Was sagst du dazu, Karin?"

Einen Augenblick sank Karin zusammen, wie wenn ihr jemand einen Schlag versetzt hätte. In ihren Augen flammte die tiefste Sehnsucht auf. Sicherlich sah sie den alten Hof vor sich und dachte daran, daß sie dann noch einmal beim Feuer im Saal sitzen könnte, oder am Tor stehen und sehen, wie das Vieh an einem schönen Frühlingsmorgen auf die Weide getrieben wurde.

Aber dies dauerte nur einen Augenblick; schnell richtete sie sich auf, und ihr Gesicht nahm seinen gewohnten Ausdruck zäher Ausdauer wieder an.

„Ich will euch eins fragen," sagte Karin auf englisch und so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten. „Gottes Stimme hat uns berufen, hierher nach Jerusalem zu ziehen. Hat nun jemand Gottes Stimme gehört, die befohlen hätte, daß wir von hier wegziehen sollen?"

Tiefes Schweigen herrschte im Saal, nachdem Karin ihre Frage gestellt hatte. Niemand wagte ihr ein einziges Wort zu erwidern.

Aber Karin hatte Fieber wie alle andern, und sie hatte kaum gesprochen, da sahen die Anwesenden, daß sie

schwankte und beinahe zu Boden fiel; da legte Mrs. Gordon den Arm um sie und geleitete sie hinaus.

Als Karin an ihren alten Dorfgenossen vorüberkam, nickten ihr einige davon zu und sagten: „Wir danken dir, Karin."

Sobald sich die Tür hinter Karin geschlossen hatte, begannen die Amerikaner aufs neue von der Heimreise zu sprechen, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Schweden erwiderten kein Wort, aber einer nach dem andern begann sich aus der Versammlung wegzuschleichen.

„Warum geht ihr?" fragte einer der Amerikaner. „Sobald Mrs. Gordon zurückgekehrt ist, soll die Sitzung ja erst beginnen."

„Merkt ihr denn nicht, daß schon alles entschieden ist?" sagte Ljung Björn. „Unsertwegen braucht ihr keine Sitzung zu halten. Wir hatten es zwar beinahe vergessen, aber nun wissen wir es aufs neue, daß nur Gott allein über unsre Heimreise bestimmen kann."

Und mit Verwunderung sahen die Amerikaner, daß Ljung Björn und all seine Dorfgenossen nun den Kopf höher trugen und weniger mutlos und verstört aussahen, als da sie sich zur Beratung versammelt hatten. Kraft und Ausdauer waren zurückgekehrt, als sie ihren Weg klar vor sich sahen und nicht daran dachten, der Gefahr zu entfliehen.

* * *

In der kleinen Kammer, die sie mit Gunhild bewohnt hatte, lag Gertrud krank. Da drinnen war es sehr freundlich und schmuck. Bo und Gabriel hatten alle Möbel selbst verfertigt; sie waren besser gearbeitet und mehr verziert, als in irgendeinem der anderen Zimmer. Die weißen Gardinen und Bettumhänge hatte Gertrud selbst gewoben und mit Hohlsäumen und Spitzen versehen.

Nach Gunhilds Tod war eins der schwedisch-amerikanischen Mädchen namens Betsy Nielsen zu Gertrud ins Zimmer gezogen, und sie war dieser eine sehr gute Freundin geworden. Seit Gertrud krank lag, pflegte Betsy sie mit großer Liebe.

Es war am Abend desselben Tages, an dem bei der

großen Versammlung beschlossen worden war, daß die Leute aus Dalarne in Jerusalem verbleiben sollten. Gertrud hatte heftiges Fieber; sie lag zu Bett und redete ohne Aufhören. Betsy saß bei ihr und erwiderte nur hin und wieder ein paar Worte, um sie zu beruhigen.

Da sah Betsy plötzlich, wie die Tür sich leise öffnete und Bo hereintrat. Er machte so wenig Geräusch als möglich, trat auch nicht weiter vor, sondern drückte sich an die Wand und blieb am Eingang stehen. Gertrud schien sein Eintreten kaum zu bemerken, aber Betsy wandte sich heftig zu ihm, um ihn aus dem Krankenzimmer hinauszuweisen.

Aber als sie Bo ins Gesicht sah, wurde es ihr ganz weh ums Herz, und sie hatte großes Mitleid mit ihm. „Ach lieber Gott, er glaubt gewiß, Gertrud sei am Sterben! Er meint gewiß, es gebe keine Rettung mehr für sie, seit die Darlekarlier beschlossen haben, in Jerusalem zu bleiben," dachte sie.

Sie verstand auf einmal, wie sehr Bo Gertrud lieben mußte, und sagte zu sich selbst: „Es ist am besten, der Ärmste bleibt hier. Ich habe das Herz nicht, ihm zu verweigern, sie so lange als möglich zu sehen."

Bo durfte also innerhalb der Tür stehen bleiben und hörte so jedes Wort, das Gertrud sagte. Sie hatte kein so hohes Fieber, daß sie irre redete, aber sie sprach immerfort von Blumen und Flüssen, gerade wie die andern Kranken, und unaufhörlich klagte sie über den furchtbar brennenden Durst, der sie quäle.

Einmal goß Betsy Wasser in ein Glas und bot es ihr an, indem sie sagte: „Trink von diesem Wasser, Gertrud, es ist nicht gefährlich."

Gertrud richtete sich ein wenig aus ihren Kissen auf, griff nach dem Glase und führte es an die Lippen. Aber ehe sie das Wasser gekostet hatte, warf sie den Kopf zurück. „Merkst du denn nicht, wie entsetzlich es riecht?" klagte sie. „Du willst mich sicherlich umbringen."

„Dies Wasser hat weder einen üblen Geschmack noch Geruch," sagte Betsy sanft. „Es ist ganz besonders gereinigt worden, damit die Kranken es ohne Gefahr trinken können."

Sie nötigte Gertrud, es zu trinken, diese aber stieß das

Glas so heftig zurück, daß das Wasser auf die Bettdecke verschüttet ward.

„Ich meine, du könntest sehen, daß ich ohnehin schon krank genug bin, so daß du mich nicht noch zu vergiften brauchst," sagte sie.

„Es würde dir gewiß besser, wenn du das Wasser nur versuchtest," beharrte Betsy.

Gertrud gab keine Antwort, aber nach einer Weile begann sie zu schluchzen und zu weinen.

„Liebstes Kind, warum weinst du denn?" fragte Betsy.

„Es ist so schrecklich, daß niemand mir trinkbares Wasser verschaffen kann," klagte Gertrud, „daß ich hier liegen und verdursten muß, ohne daß jemand Barmherzigkeit mit mir hat!"

„Ach, du weißt wohl, daß wir dir gerne helfen würden, wenn wir nur könnten," sagte Betsy, indem sie der Kranken die Hand streichelte.

„Warum gebt ihr mir dann kein Wasser?" schluchzte Gertrud. „Nichts andres als dieser entsetzliche Durst hat mich krank gemacht, und in dem Augenblick, wo ich gutes Wasser zu trinken bekäme, wäre ich gesund."

„In ganz Jerusalem ist kein bessres Wasser aufzutreiben als dieses," sagte Betsy betrübt.

Aber Gertrud hörte nicht auf sie.

„Es würde mir gar nicht so schwer werden, wenn ich nicht wüßte, daß es dennoch gutes Wasser hier gibt," klagte sie. „Ach, daß ich hier verdursten muß, während sich in Jerusalem ein ganzer Brunnen voll frischen reinen Wassers findet!"

Bo fuhr zusammen, als er die Worte hörte und sah Betsy fragend an. Diese zuckte nur die Achseln ein wenig und schüttelte den Kopf. „Ach, das bildet sie sich nur ein," schien sie zu sagen.

Als aber Bo sie noch einmal fragend anschaute, machte Betsy einen Versuch, Gertrud dazu zu bringen, zu erklären, was sie meinte.

„Ich glaube nicht, daß sich irgendwo in Jerusalem Quellwasser findet," sagte sie.

„Wie merkwürdig, daß du so ein schlechtes Gedächtnis hast," erwiderte Gertrud. „Oder bist du vielleicht

damals nicht dabei gewesen, als wir den alten Platz besuchten, wo einst der Tempel der Juden gestanden hat?"

„Doch, da war ich dabei."

„Es war nicht in der Omarmoschee," sagte Gertrud sinnend, „nein, es war nicht in der schönen Moschee mitten auf dem Platze, sondern in der alten häßlichen, die an der einen Querseite liegt. Kannst du dich nicht erinnern, daß sich dort ein Brunnen befand?"

„Ja, dessen erinnere ich mich wohl," sagte Betsy, „aber ich verstehe nicht, warum du das Wasser dieses Brunnens für besser hältst, als irgendein andres in der Stadt."

„Es ist recht schwer, daß ich so viel reden muß, während ich doch solch brennenden Durst leide," klagte Gertrud. „Du hättest doch wohl selbst behalten können, was Miß Young von dem Brunnen erzählte."

Es verursachte ihr wirklich Schmerzen, mit trockenen Lippen und brennendem Halse zu sprechen, aber ehe Betsy etwas erwidern konnte, war sie schon eifrig dabei, zu berichten, was sie über den Brunnen wußte.

„Dieser Brunnen ist der einzige in Jerusalem, der immer gutes Wasser hat," sagte sie. „Und es kommt daher, daß seine Quelle im Paradies entspringt."

„Ich möchte wohl wissen, woher du oder sonst jemand das wissen könnte," sagte Betsy mit leichtem Lächeln.

„Doch," fuhr Gertrud sehr ernsthaft fort, „ich weiß es. Siehst du, Miß Young erzählte, in einem Sommer, bei einer fürchterlichen Dürre, sei einmal ein armer Wasserträger nach der Moschee gegangen, um Wasser zu holen. Er befestigte seinen Eimer an dem Haken des über dem Brunnen hängenden Seils und ließ ihn hinab. Aber als der Eimer auf dem Wasser aufschlug, fiel er aus dem Haken heraus und blieb auf dem Grunde des Brunnens liegen. Nun, und du verstehst doch wohl, daß der Mann seinen Eimer nicht verlieren wollte?"

„Ja, das verstehe ich sehr gut," sagte Betsy.

„Er holte also rasch ein paar andere Wasserträger herbei, und diese ließen ihn in den dunklen Brunnen hinab."

Hier richtete sich Gertrud auf den Ellenbogen auf und sah Betsy mit ihren fieberglühenden Augen an.

„Es ging sehr tief hinunter," fuhr sie fort, „und je weiter er hinab kam, desto mehr verwunderte er sich, denn ein sanftes Licht strömte ihm aus der Tiefe entgegen. Und als er endlich festen Grund unter den Füßen fühlte, hatte sich das Wasser verlaufen, und an seiner Stelle breitete sich der allerschönste Garten aus. Sonne und Mond schienen zwar nicht, aber ein schwaches Tageslicht ruhte darüber, so daß er alles ganz deutlich sehen konnte. Das Merkwürdigste war, daß es aussah, als ob da unten alles schliefe. Die Blumen standen mit geschlossenen Kelchen, die Blätter hingen zusammengefaltet an den Zweigen, und das Gras lag lang auf der Erde. Die herrlichsten Bäume neigten sich im Schlummer gegeneinander, und die Vögel saßen unbeweglich in den Wipfeln. Und nichts da unten war rot oder grün, sondern alles grau wie Asche, aber trotzdem war es, wie du dir denken kannst, wunderschön."

Gertrud erzählte sehr umständlich, als sei es ihr von größter Wichtigkeit, daß Betsy ihr glaube.

„Wie ging es dann aber dem Manne?" fragte Betsy.

„Ach, er war zuerst ganz verblüfft und fragte sich, wo er denn hingeraten sei, aber dann bekam er Angst, die Männer, die ihn heruntergelassen hatten, würden die Geduld verlieren, wenn er zu lange zögere. Aber ehe er sich wieder an die Oberwelt hinaufziehen ließ, ging er zu der Stelle hin, wo der schönste und größte Baum des ganzen Gartens stand, brach einen Zweig davon ab und nahm ihn mit."

„Wäre er doch lieber noch eine Weile dort geblieben!" sagte Betsy lachend.

Aber Gertrud ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort: „Als er wieder droben bei seinen Freunden war, erzählte er ihnen, was er gesehen, und zeigte ihnen auch den Zweig, den er mitgebracht hatte. Und denk dir, in demselben Augenblick, wo dieser an Luft und Licht kam, begann er Leben zu bekommen. Die Blätter breiteten sich aus; sie verloren ihre graue Farbe und wurden frisch und glänzend grün. Und als der Wasserträger und seine Freunde dies sahen, wurde es ihnen klar, daß er da unten in dem Garten des Paradieses gewesen war, der in der Erde unter Jerusalem liegt und schläft, bis er

einst am Tage des Jüngsten Gerichts in erneutem Leben und mit neuem Glanze an der Oberfläche der Erde emporsteigen wird."

Schwer nach Atem ringend, sank Gertrud nach diesen Worten in ihre Kissen zurück.

„Liebste Gertrud, es ermüdet dich zu sehr, wenn du so viel sprichst," sagte Betsy.

„Ich muß ja sprechen, damit du begreifst, warum es gerade in diesem Brunnen gutes Wasser gibt," seufzte Gertrud, „und nun bin ich auch gleich zu Ende mit meiner Erzählung. Natürlich hätte dem Manne kein Mensch geglaubt, daß er im Garten des Paradieses gewesen sei, wenn er nicht den Zweig mitgebracht hätte. Der aber war jeglicher Baumart, die die Menschen je gesehen hatten, vollständig unähnlich, und darum wollten seine Freunde nun auch schnell in den Brunnen hinabsteigen und das Paradies sehen. Aber siehe da, das Wasser war in den Brunnen zurückgekehrt, und ob die Männer auch noch so tief untertauchten, sie fanden keinen Grund."

„Ach so, und seit dem Wasserträger hat also nie wieder jemand das Paradies gesehen?"

„Nein, sonst niemand, und seit der Zeit ist auch das Wasser nie wieder verschwunden, so daß es keinem Menschen mehr gelungen ist, den Grund des Brunnens zu erreichen, obgleich es viele, ja unzählig viele versucht haben."

Gertrud stieß einen tiefen Seufzer aus; dann begann sie von neuem: „Ach, ich glaube, der Grund ist der, daß wir das Paradies nicht in diesem Leben schon sehen sollen."

„Ja, so wird es wohl sein," gab Betsy zu.

„Aber das wichtigste für uns ist doch, zu wissen, daß es da unten im Schlafe ruht und auf uns wartet."

„Ja, so ist es."

„Und nun, Betsy, wirst du wohl auch verstehen, daß sich in diesem Brunnen, der seinen Ursprung im Paradiese hat, immer frisches, reines Wasser findet."

„Ach, liebste Gertrud, wenn ich dir doch nur von diesem Wasser, nach dem du dich so sehr sehnst, etwas verschaffen könnte," sagte Betsy mit wehmütigem Lächeln.

Gerade als Betsy dies sagte, öffnete eine ihrer kleinen Schwestern die Tür und winkte ihr.

„Betsy, Mutter ist krank geworden," sagte das Kind, „sie liegt zu Bett und verlangt nach dir."

Betsy sah nachdenklich aus, sie wußte nicht, ob sie Gertrud verlassen dürfe. Aber im nächsten Augenblick hatte sie einen Entschluß gefaßt, und sich an Bo wendend, der noch immer an der Türe stand, sagte sie:

„Kannst du wohl hier bei Gertrud bleiben und auf sie acht geben, so lange ich weg bin?"

„Ja," antwortete Bo. „Ich werde über sie wachen, so gut ich kann."

„Versuch es, sie zum Trinken zu bewegen, damit sie von der Einbildung frei wird, daß sie verdursten müsse," flüsterte Betsy im Weggehen.

Bo nahm nun Betsys Platz neben dem Bett ein, und Gertrud schien es ganz einerlei zu sein, ob er oder Betsy dasaß. Noch immer sprach sie von dem Paradiesesbrunnen, lächelte und malte sich aus, wie labend, erfrischend und rein dessen Wasser sein müßte.

„Siehst du, Bo, ich kann Betsy gar nicht davon überzeugen, daß das Wasser in diesem Brunnen besser ist als in jedem andern der Stadt," klagte sie. „Deshalb macht sie auch keinen Versuch, es mir zu verschaffen."

Bo war sehr nachdenklich und grüblerisch geworden.

„Ich denke eben darüber nach," sagte er, „ob ich nicht selbst hingehen und dir von diesem Wasser holen könnte."

Gertrud erschrak heftig und hielt ihn am Rockärmel fest, um ihn zurückzuhalten.

„Ach nein, daran darfst du nicht denken, ich klage nur Betsy gegenüber, weil ich so fürchterlichen Durst leide. Ich weiß ja recht wohl, daß sie mir von diesem Paradiesesbrunnen kein Wasser verschaffen kann; Miß Young sagte, die Mohammedaner hielten ihn so heilig, daß sie durchaus keinem Christen erlaubten, Wasser daraus zu schöpfen."

Bo schwieg eine Weile, aber er dachte immerfort über das Gehörte nach. „Ich könnte mich als Mohammedaner verkleiden," schlug er schließlich vor.

„Nein, du darfst an so etwas gar nicht denken," sagte Gertrud, „das ist sehr töricht von dir."

Aber Bo wollte den Plan nicht fahren lassen. „Wenn ich mit dem alten Schuhmacher rede, der drunten im Hofe sitzt und unsere Schuhe macht, dann leiht er mir vielleicht seine Kleider," sagte er.

Gertrud lag still und nachdenklich da. „Ist der Schuhmacher heute da?" fragte sie dann.

„Jawohl," antwortete Bo.

„Ach, es kann jedenfalls nichts daraus werden," seufzte Gertrud.

„Ich glaube, ich probiere es heute nachmittag, wenn keine Gefahr mehr ist, daß ich einen Sonnenstich bekommen könnte," sagte Bo.

„Aber hast du nicht furchtbare Angst? Du mußt nämlich wissen, daß die Mohammedaner dich totschlagen, wenn sie merken, daß du ein Christ bist."

„Ach, ich fürchte mich nicht, wenn ich nur ordentlich verkleidet bin mit einem roten Fes und weißem Turban, zerlumpten gelben Pantoffeln an den Füßen, und den Leibrock so hinaufgenommen, wie die Wasserträger ihn gewöhnlich haben."

„Aber worin willst du das Wasser holen?"

„Ich nehme zwei von unsern großen kupfernen Kesseln und hänge sie an einem Joch über die Schultern," sagte Bo.

Er glaubte zu bemerken, daß Gertrud neues Leben bekommen hatte in dem Gedanken allein, daß er hingehen und von dem Wasser holen würde, obgleich sie immer noch Schwierigkeiten machte. Aber in demselben Augenblick ging ihm das volle Verständnis dafür auf, wie unmöglich das ganze Unternehmen war. „Ach, lieber Gott," dachte er, „ich kann ja nicht hingehen und Wasser von dem Tempelplatze holen, denn die Mohammedaner halten ihn so heilig, daß ein Christ ihn kaum betreten darf. Die Brüder in der Kolonie würden mir gar nicht erlauben, so etwas auch nur zu versuchen, so gerne ich es auch täte. Und es würde auch nichts nützen, denn in diesem sogenannten Paradiesesbrunnen ist gewiß ebenso schlechtes Wasser wie sonst überall auch."

Während er dies bei sich überlegte, ward er sehr überrascht, denn Gertrud sagte zu ihm: „Es sind um diese Tageszeit auch nur ganz wenig Menschen auf der Straße."

„Nun erwartet sie gewiß, daß ich gehen soll," dachte Bo, „da sitze ich nun schön drinnen. Und Gertrud sieht ganz vergnügt aus; ich habe wirklich nicht den Mut, ihr zu sagen, wie unmöglich es ist."

„Ja, das ist wahr," sagte er dann zögernd; „bis zum Damaskustor würde gewiß alles ganz gut gehen, wenn ich nicht etwa einem der Kolonisten begegnete."

„Meinst du, sie würden dir verbieten, hinzugehen?" fragte Gertrud und sah ganz ängstlich aus.

Bo war eben im Begriff gewesen, etwas Derartiges zu sagen, um den ganzen Plan fallen lassen zu können, aber als er ihre Angst sah, hatte er das Herz nicht dazu.

„Nein, sie verbieten es mir nicht," sagte er munter, „sie erkennen mich ja gar nicht, wenn ich ihnen als Wasserträger verkleidet mit den großen kupfernen Eimern, die mir um die Beine baumeln, entgegenkomme."

Gertrud sah nun beruhigter aus, und ihre Gedanken schlugen schnell eine andere Richtung ein.

„Sind denn die Eimer gar so groß?" fragte sie.

„Ja, du kannst dich darauf verlassen, daß du sie in vielen Tagen nicht austrinken kannst."

Hierauf lag Gertrud ganz still da, aber sie sah Bo mit einem Ausdruck an, der so recht innig darum flehte, daß er weiter reden solle; und er konnte ihr nicht widerstehen.

„Am Damaskustor ist es schlimmer für mich," sagte er, „und ich weiß nicht, wie ich mich durch das Menschengewühl hindurchwinden soll."

„Aber die andern Wasserträger können es ja auch," sagte Gertrud eifrig.

„Allerdings, aber es sind nicht nur Menschen, es sind auch Kamele da," sagte Bo, der alle möglichen Hindernisse aufzuzählen versuchte.

„Meinst du, du wirst da lange aufgehalten?" fragte die Kranke ängstlich.

Wieder ging es Bo wie vorher, er wagte es nicht, Gertrud zu sagen, daß der ganze Gang unmöglich sei, und so sagte er: „Wenn ich Wasser in den Eimern hätte, dann müßte ich wohl warten, aber da sie leer sind, kann ich schon zwischen den Leuten hindurchschlüpfen."

Nun schwieg Bo wieder; da streckte Gertrud ihre ab-

gemagerte Hand aus und streichelte die seine ein paarmal. „Es ist so lieb von dir, daß du das Wasser für mich holst," sagte sie.

„Ach, Gott helfe mir! da sitze ich und mache ihr weis, daß es wirklich ausführbar sei," dachte Bo. Aber als Gertruds Hand die seinige noch immer liebkosend streichelte, fuhr er fort, ihr auszumalen, wie er seinen Weg fortsetzen würde. „Dann gehe ich ganz gerade aus, bis ich an die Via Dolorosa komme," sagte er.

„Ja, dort sind nie viele Menschen," sagte Gertrud vergnügt.

„Nein, da begegnet mir niemand, nur höchstens ein paar alte Nonnen," sagte Bo rasch, „und ich kann ohne Aufenthalt bis an den Serail und die Gefängnisse gelangen."

Hier verstummte Bo aufs neue, aber noch immer streichelte Gertrud leise seine Hand. Es war wie eine stumme Bitte, daß er fortfahren solle. „Ich glaube, sie fühlt den Durst weniger heftig, nur weil ich davon rede, daß ich auf dem Wege nach dem Wasser bin," dachte er. „Ich muß weiter berichten, wie es mir dabei ergeht."

„Bei den Gefängnissen gerate ich freilich wieder in Lärm und Gedränge hinein, denn wie gewöhnlich kommt die Polizei mit einem Dieb daher, der eingesperrt werden soll, und da steht immer ein ganzer Haufen Menschen davor, die die Sache bereden."

„Aber du machst doch, daß du so schnell als möglich vorüber kommst," sagte Gertrud eifrig.

„Nein, ich gehe nicht vorbei, denn da würden alle schnell sehen, daß ich kein Eingeborener bin, nein, ich bleibe stehen und höre zu, als wolle ich erfahren, um was es sich handelt."

„Was könnte dir das nützen, da du doch nichts verstehst?"

„Ach, soviel würde ich schon verstehen, daß es sich um einen handelt, der gestohlen hat."

„Wenn es dann all' den Leuten endlich klar geworden ist, daß sie von dem Dieb nichts weiter zu sehen bekommen, verteilt sich der Haufe, und ich wandre weiter. Nun muß ich nur noch durch ein dunkles Tor gehen, dann bin ich auf dem Tempelplatze. Aber ich bin über-

zeugt, daß mir, gerade während ich über ein kleines Kind, das mitten auf der Straße liegt und schläft, steige, irgendein Bengel ein Bein stellt, so daß ich stolpere, und da entfährt mir plötzlich ein schwedischer Fluch. Ich erschrecke natürlich furchtbar und schiele nach den Kindern hinüber, um zu sehen, ob sie etwas gemerkt haben. Aber sie liegen gleichgültig am Boden und wälzen sich im Schmutze wie zuvor."

Noch immer lag Gertruds Hand über Bos, und dadurch geriet er in ganz übermütige Laune, er fühlte, daß er, um ihr zu gefallen, das Unmöglichste sagen und tun könnte; es war ihm ganz, als erzähle er einem Kinde eine alte Sage, und es machte ihm nun selbst Spaß, seine Erzählung mit allerlei Abenteuern auszuschmücken. „Nun muß ich so viel als möglich aus diesem Gange machen," dachte er, „denn sie freut sich offenbar darüber, und später werde ich dann schon auf irgendeine Weise ablenken können."

„Ja, dann komme ich also auf den großen weiten Tempelplatz mitten in den Sonnenschein hinein," sagte er, „und ich sage dir, im ersten Augenblick vergesse ich alles, dich und den Brunnen und das Wasser, das ich holen will."

„Aber was in aller Welt widerfährt dir denn?" fragte Gertrud und lächelte ihn an.

„Gar nichts widerfährt mir," erwidert Bo mit vollkommener Sicherheit, „es ist nur plötzlich so hell und schön und friedvoll im Vergleich zu der schwarzen Stadt, von der ich komme, daß ich nichts weiter will, als stehen bleiben und mich umsehen. Und gerade vor mir steht die schöne Omarmoschee auf einer Erhöhung mitten auf dem Platze und gar viele Pavillons und Tore und Treppen und überbaute Brunnen ringsumher. Und dann alle die Erinnerungen! Wenn ich daran denke, daß ich auf dem alten Tempelplatz der Juden stehe, ja, da wünsche ich, daß die großen Steinplatten, die den Boden bedecken, sprechen könnten und mir erzählen, was hier geschehen ist!"

„Aber es ist vielleicht gefährlich, wenn du da stehen bleibst und so verwundert dreinschaust," sagte die Kranke.

„Gertrud möchte wohl, daß ich recht schnell mit dem

Wasser zurückkomme," dachte Bo, „es ist sonderbar, wie eifrig sie ist, gerade als ob sie meinte, ich sei wirklich auf dem Wege nach dem Paradiesesbrunnen."

Aber in Wirklichkeit ging es Bo ganz ebenso, er war nun so eifrig bei seiner Erzählung, daß er den ganzen Tempelplatz vor sich sah und von seinen Abenteuern sprach, als habe er sie in der Tat erlebt.

„Ach, ich bleibe auch nicht lange stehen," sagte er, „sondern gehe an der Omarmoschee vorbei, desgleichen auch an den großen dunklen Zypressen, die auf der südlichen Seite stehen, sowie an dem großen Wasserbassin, von dem gesagt wird, es sei das eherne Meer vom Tempel Salomo. Und wo ich hinkomme, liegen Menschen auf den Steinfliesen ausgestreckt und lassen sich im Sonnenschein braten. Da spielen Kinder, da schlafen Faulenzer, und ein Derwischscheik sitzt auf dem Boden mit seinen Jüngern um sich her. Während des Sprechens biegt er den Oberkörper vor und zurück, und als ich seiner gewahr werde, muß ich unwillkürlich denken: So saß gewiß einst auch der Heiland hier auf dem Tempelplatz und lehrte seine Jünger. Und während ich dies denke, schaut der Derwischscheik auf und betrachtet mich. Und da erschrecke ich, das wirst du begreifen, denn er hat große schwarze Augen, die einem bis auf den Grund der Seele sehen."

„Wenn er nur nicht sieht, daß du kein richtiger Wasserträger bist," sagte Gertrud.

„Ach nein, er scheint über meinen Anblick gar nicht zu stutzen, aber gleich nachher muß ich an ein paar richtigen Wasserträgern vorüber, die an einem Brunnen stehen und Wasser heraufwinden. Sie rufen mich an, und ich wende mich um und mache ihnen ein Zeichen, daß ich in die Moschee hineinmüsse. Und dann wird es ganz still hinter mir."

„Wie schrecklich, wenn sie merkten, daß du kein Muselmann bist."

„Ich wende mich noch einmal nach ihnen um, aber da haben sie mir den Rücken zugekehrt und reden unter sich."

„Sie haben vielleicht etwas gesehen, was ihnen wichtiger ist als du?"

„Ja, das glaube ich auch."

„Dann bin ich endlich an der alten Moschee El Aska, in der sich der Paradiesesbrunnen befindet," sagte Bo, „und da komme ich dicht an den zwei Pfeilern im Tor vorüber, die ganz nahe beieinander stehen, und von denen, wie du weißt, gesagt wird, daß nur allein ein Gerechter dazwischen hindurchgehen könne. Ja, sage ich vor mich hin, heute werde ich es gewiß nicht versuchen, mich zwischen den Pfeilern hindurchzudrängen, heute, wo ich im Begriff bin, Wasser zu stehlen."

„Wie kannst du so etwas denken," fiel Gertrud ihm ins Wort, „das ist doch das beste, was du in deinem ganzen Leben getan hast."

Gertrud lag nun in froher Erwartung mit leuchtenden Augen da. Sie hatte jetzt so hohes Fieber, daß sie Wirklichkeit und Einbildung nicht auseinanderhalten konnte, sondern war fest überzeugt, daß Bo tatsächlich auf dem Wege zum Paradiesesbrunnen sei, um Wasser zu holen.

„Dann schlüpfe ich aus den Pantoffeln heraus und gehe in die Moschee El Aska hinein," fuhr Bo fort. Er fand, daß es ihm merkwürdig leicht wurde, diese Geschichte auszuspinnen, aber er war sehr bange, wie er Gertrud schließlich mitteilen solle, daß er ihr in Wirklichkeit kein Wasser verschaffen könne.

„Und wenn ich hineingekommen bin, sehe ich gleich links den Brunnen zwischen einem ganzen Wald von Pfeilern. Es hängt eine Winde darüber mit einem Seil und einem Haken daran, so daß es keine Kunst ist, die Eimer hinabzulassen und sie mit Wasser zu füllen. Und ich sage dir, das Wasser, das ich aus dem Brunnen heraufziehe, ist ganz rein und glänzend hell. ‚Wenn Gertrud dies Wasser nur sieht und kostet, wird sie sicher gesund,' denke ich, während ich den Eimer heraufziehe."

„Ach, wenn du bloß bald damit heim kämst," sagte Gertrud.

„Ja, weißt du," fuhr Bo fort, „jetzt bin ich gar nicht mehr so beruhigt, als da, wo ich ankam. Jetzt, wo ich das Wasser habe, überfällt mich große Angst, es könne mir wieder genommen werden. Und wie ich mich nach der Tür umwende, um hinauszugehen, wird mir noch ängstlicher zumut, denn es ist mir, als höre ich rufen und schreien."

„Ach, was ist denn nur los?“ fragte Gertrud, und Bo sah, wie sie vor Schrecken erblaßte. Aber seine Phantasie war durch das Interesse, das Gertrud offenbar an seiner Erzählung nahm, ordentlich aufgestachelt, so daß er ausrief:

„Was los ist? Ja, das will ich dir gleich sagen! Ganz Jerusalem ist es, das auf mich einstürmt.“ Er hielt einen Augenblick den Atem an, wie um seine Bestürzung und seinen Schrecken auszudrücken und fuhr dann fort: „Ja, alle die da draußen müßig auf den Steinfliesen lagen, stehen nun laut schreiend vor der Moschee El Aska. Und ihr Schreien ruft die Leute von allen Seiten herbei. Aus der Omarmoschee stürzt der höchste Tempelvorsteher heraus in großem Turban und Fuchspelz, und von den Eingängen kommen die Kinder gerannt, und von allen Ecken des Tempelplatzes laufen die Tagediebe herbei, die da herumlagen und schliefen. Und ich sehe nichts andres vor mir, als geballte Fäuste und schreiende Menschen und hoch erhobene Arme. Und vor meinen Augen ist ein Wirrwarr von braungestreiften Mänteln und fliegenden Gewändern und roten Gürteln und von gelben Pantoffeln, die auf die Erde stampfen.“

Bo warf einen Blick auf Gertrud, während er dies berichtete. Sie unterbrach ihn mit keiner Frage, sondern hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und in ihrer Angst richtete sie sich ein wenig von den Kissen auf.

„Ich verstehe natürlich kein Wort von all ihrem Geschrei,“ fuhr Bo fort, „aber so viel begreife ich immerhin, daß sie wütend sind, weil ein Christ es gewagt hat, Wasser aus dem Paradiesesbrunnen zu holen.“

Leichenblaß sank Gertrud in ihre Kissen zurück. „Ja, ich begreife gut, daß du mir kein Wasser bringen kannst,“ sagte sie beinahe tonlos.

„Nein, das ist nicht so leicht,“ dachte Bo in seinem Herzen, aber als er ihre Angst sah, wurde er aufs neue erweicht. „Ich glaube, ich muß es doch so einrichten, daß dies Paradieseswasser glücklich zu Gertrud kommt,“ dachte er.

„Nehmen sie dir nun das Wasser?“ fragte Gertrud.

„Nein, im Anfang schreien sie nur alle durcheinander, denn sie wissen wohl selbst nicht recht, was sie wollen.“

Bo hielt einen Augenblick inne, er wußte auch nicht recht, wie er sich aus der Klemme ziehen sollte. Da kam ihm Gertrud selbst zu Hilfe, indem sie sagte:

„Ich hatte gehofft, daß der, so am Boden saß und mit seinen Jüngern sprach, dich retten würde."

Da atmete Bo erleichtert auf. „Nein, daß du das erraten konntest!" rief er.

„Ich sehe nun, wie der Moscheevorsteher in dem schönen Fuchspelz den Leuten Befehle erteilt," fuhr er fort, „und sogleich ziehen einige von ihnen ihre Dolche aus den Gürteln und stürzen auf mich los. Es ist offenbar ihre Absicht, mich auf der Stelle umzubringen. Aber merkwürdig ist es doch, daß ich gar nicht um mein Leben besorgt bin, sondern nur eines fürchte, sie könnten mir das Wasser verschütten. Und wie die Männer nun wütend auf mich losstürzen, stelle ich natürlich die Eimer auf den Boden und mich selbst davor. Und wie die Männer auf mich eindringen, strecke ich abwehrend die Arme aus und werfe sie zurück. Sie sehen ganz verdutzt aus, als sie zu Boden fliegen, denn sie hatten noch nie erfahren, was es heißt, mit einem Dalbauern anzubinden."

„Aber rasch sind sie wieder auf den Beinen, und das Getümmel wird immer größer. Nun sind es so viele Menschen, daß ich schon deutlich den Augenblick herannahen sehe, wo ich übermannt werde."

„Aber dann tritt er vor, der Derwischscheik, nicht wahr?" fiel Gertrud dazwischen.

Und schnell spann Bo den Gedanken weiter. „Ja, ganz still und würdig tritt er vor und spricht ein paar Worte zu der Volksmenge, die auch sofort davon abläßt, mir zu drohen und mich anzufallen."

„O, ich weiß so gut, so gut, was er dann tut!" rief Gertrud.

„Er heftet einen klaren, ruhigen Blick auf mich," fuhr Bo fort. „Und dann..." Bo versuchte etwas herauszubringen, aber er war ganz hilflos. „Ja, du hast es ja schon erraten," sagte er alsdann, um Gertrud zum Sprechen zu verlocken.

Gertrud sah den Auftritt deutlich vor sich, sie zögerte keinen Augenblick. „Dann schiebt er dich auf die Seite und schaut in deine Wassereimer hinein," sagte sie.

„Ja, ja, genau so ist es," sagte Bo.

„Er sieht in das Wasser aus dem Paradiesesbrunnen hinein," sagte Gertrud bedeutungsvoll. Aber ehe sie noch ein weiteres Wort hinzugefügt hatte, war Bo, ohne daß er sich dessen bewußt war, so mitten in ihrem Gedankengang drin, daß er auf einmal ganz deutlich vor sich sah, wie Gertrud sich den Ausgang des Abenteuers dachte, und wieder eifrig zu erzählen begann.

„Du verstehst doch, Gertrud, daß sich in den Eimern, als ich sie aus El Aska herausbrachte, nichts weiter befand als reines Wasser!"

„Nun und jetzt?"

„Ja, wie sich der Mann darüber beugt, sehe ich, daß ein paar Zweige darin herumschwimmen; war es nicht so?"

„Ja, ja, ich war überzeugt, daß es so gehen würde."

„Und an den Zweigen hängen zusammengerollte, aschgraue Blätter; ist es nicht so?"

„Ja, ich sehe es genau. Dieser Derwisch muß eine Art Wundertäter sein."

„Das ist er wohl," bekräftigte Bo, „und gut und barmherzig ist er auch."

„Wie er sich nun niederbückt, die Zweige herausnimmt und sie in die Höhe hält," sagte Gertrud, „da entfalten sich die Blätter und nehmen die schönste grüne Farbe an."

„Und dann bricht der ganze Volkshaufe in einen Schrei des Entzückens aus," fügte Bo schnell hinzu, „und mit den schönen Blättern in der Hand tritt der Derwisch zu dem Moscheevorstand. Und nun ist es leicht zu erraten, was er sagt: ‚Dieser Christ hat ja Blätter und Zweige aus dem Paradies geholt. Versteht ihr nicht, daß er unter Gottes besonderem Schutz steht und daß ihr ihn nicht morden dürft?'"

„Alsdann tritt er wieder zu mir, noch immer mit den leuchtenden Blättern in der Hand. Ich sehe, wie sie im Sonnenschein glänzen und die Farbe verändern, bald sind sie rot wie Kupfer, bald blau wie Stahl. Er hilft mir, das Joch wieder auf die Schultern zu nehmen, und bedeutet mir, daß ich gehen soll. Und ich gehe so schnell ich kann, aber ich kann es nicht unterlassen, mich mehrere Male umzusehen. Und er steht noch immer und hält die

ihre Farbe wechselnden Blätter in die Höhe, und alles Volk steht atemlos mit starr auf ihn gerichteten Augen. Und so bleibt er stehen, bis ich aus dem Tempelplatz hinausgegangen bin."

„Ach, Gott segne ihn!" sagte Gertrud, Bo mit strahlendem Lächeln ansehend. „Nun kommst du wohl gut nach Hause?"

„Ja," antwortete Bo, „nun stellt sich mir kein Hindernis mehr in den Weg, nun komme ich glücklich nach Hause."

In diesem Augenblick richtete Gertrud erwartungsvoll den Kopf auf und lächelte aufs neue. „Ach lieber Gott, sie meint gewiß, ich habe das Wasser hier," dachte Bo. „Ach, es ist furchtbar schlecht von mir, daß ich sie angeführt habe. Sie stirbt gewiß, wenn ich ihr sage, daß das Wasser, nach dem sie sich so heiß sehnt, gar nicht zu haben ist."

In seiner Angst ergriff er das Wasserglas, das auf dem Tisch stand, dasselbe, das Betsy vor einer Weile Gertrud angeboten hatte, und reichte es ihr.

„Willst du nun das Wasser aus dem Paradies kosten, Gertrud?" sagte er mit vor Erwartung bebender Stimme. Er erschrak beinahe, als er sah, wie Gertrud sich aufrichtete und mit beiden Händen nach dem Glase faßte. Mit großer Begier trank sie das halbe Glas auf einen Zug aus.

„Gott segne dich," sagte sie, „nun werde ich wohl wieder gesund werden."

„In einer Weile bekommst du mehr davon," sagte Bo.

„Ich will, daß du den andern Kranken ebenfalls von diesem Wasser gibst, damit auch sie gesund werden," sagte Gertrud.

„Nein," erwiderte Bo, „das Wasser aus dem Paradies ist nur für dich allein. Niemand sonst darf davon trinken."

„Aber du selbst mußt doch wenigstens versuchen, wie gut es ist," sagte Gertrud.

„Ja, das will ich gerne." Und Bo nahm das Glas aus Gertruds Hand, drehte es so, daß seine Lippen an dieselbe Stelle kamen, die die ihrigen vorher berührt hatten, und sah Gertrud an, deren Augen vor Glück strahlten.

Aber ehe er das Glas geleert hatte, war Gertrud auf das Kissen zurückgesunken und leicht und augenblicklich, wie ein Kind, eingeschlafen.

Ingmar Ingmarsson

An einem Sonntagnachmittag, als die Dalekarlier schon anderthalb Jahre in Jerusalem zugebracht hatten, waren sie mit den andern Kolonisten beim Gottesdienst versammelt. Es ging auf Weihnachten zu, und der Winter hatte begonnen, aber die Tage waren sehr warm und mild, so daß man die Fenster in dem großen Versammlungssaal offen stehen lassen konnte.

Während nun eins der Sankeylieder gesungen wurde, ertönte plötzlich die Glocke an der Haustüre. Es war ein schwaches, demütiges Klingeln, nur ein einziger Schlag, und wenn die Fenster nicht offen gewesen wären, hätte es niemand gehört. Einer der jungen Männer, die an der Tür saßen, ging, um zu öffnen, und dann dachte niemand weiter darüber nach, wer wohl gekommen sein könnte.

Nach einer Weile ließen sich schwere Tritte vernehmen, die langsam und vorsichtig die Marmortreppe emporkamen. Als der sich Nähernde die oberste Stufe erreicht hatte, machte er einen langen Aufenthalt. Er schien still zu stehen und zu überlegen, ehe er noch mit deutlicherem Zögern über den Marmorboden in den großen offenen Flur vor dem Versammlungssaal ging. Schließlich legte er die Hand auf die Klinke und drückte sie nieder. Dabei öffnete sich eine kaum einen Viertelzoll breite Spalte, und weiter schien der Draußenstehende nicht gehen zu wollen. Als sich die Schritte zuerst vernehmen ließen, dämpften die Schweden ganz unwillkürlich die Stimmen, um besser hören zu können, und nun wandten alle das Gesicht dem Eingang zu. Diese vorsichtige Art, eine Tür zu öffnen, war ihnen wohl bekannt. Sie vergaßen ganz, wo sie sich befanden, und es war ihnen, als säßen sie daheim in Dalarne in einem ihrer eigenen kleinen Häuser. Aber im nächsten Augenblick kamen sie wieder zu sich und schauten aufs neue in ihre Gesangbücher hinein.

Nun glitt die Tür langsam und lautlos zurück, jedoch ohne daß der, der draußen stand, sich schon sehen ließ. Die Ingmarstochter Karin und mehrere der anderen Frauen fühlten, wie ihnen das Blut ins Gesicht stieg und eine tiefe Röte wie eine Wolke darüber hinzog, während sie sich alle Mühe gaben, ihre Gedanken beisammen zu halten und dem Gesang zu folgen. Die Männer aber begannen lauter zu singen, mit stärkerem Baß als zuvor, ohne sich darum zu kümmern, ob sie den Ton hielten.

Endlich, als die Tür ungefähr einen halben Fuß breit offen stand, wurde ein großer, häßlicher Mann sichtbar, der sich durch den schmalen Spalt hindurchzudrängen versuchte. Mit einer überaus demütigen Haltung trat er ein, und in seiner Angst, den Gottesdienst zu stören, wagte er nicht vorzutreten, sondern blieb mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen dicht an der Schwelle stehen.

Er trug einen Anzug aus feinem schwarzen Tuch, der aber schlottrig und faltig auf seinem Körper hing. Die Hände, die aus den zerknitterten Manschetten hervorsahen, waren schwielig mit hoch aufgelaufenen Adern unter der Haut. Er hatte ein großes, sommersprossiges Gesicht mit ganz weißen Augenbrauen, einer stark hervorgeschobenen Unterlippe und einem scharfen Zug um den Mund.

In dem Augenblick, wo der Ankömmling in die Tür trat, stand Ljung Björn von seinem Sitz auf und sang stehend weiter. In der nächsten Sekunde erhoben sich von den Dalekarliern alte und junge und sangen auch stehend, ganz wie Ljung Björn. Ihre Augen waren fortgesetzt auf die Gesangbücher geheftet, und kein Lächeln erhellte ihre Gesichter; nur hin und wieder glitt ein verstohlener Blick zu dem Manne an der Tür hin.

Aber der Gesang wurde auf einmal lauter, wie ein Feuer, das, von einem Windstoß angefacht, plötzlich hell auflodert. Die vier Ingmarstöchter, die alle schöne Stimmen hatten, übernahmen die Leitung, und die Töne erklangen in Jubel und Kraft wie noch nie zuvor.

Und die Amerikaner schauten verwundert auf die Leute von Dalarne, denn, ihnen selbst vielleicht unbewußt, hatten alle schwedisch gesungen.

Zweite Abteilung

Die Svenstochter Barbro

Am Tage nach Ingmars Ankunft in Jerusalem saß die Ingmarstochter Karin wie gewöhnlich allein in ihrem Zimmer. Den ganzen vorhergehenden Abend hatte sie vor lauter Freude über das Wiedersehen mit Ingmar im Versammlungssaal zugebracht und an der allgemeinen Unterhaltung teilgenommen. Aber nun war die alte Erstarrung über sie gekommen; steif und aufrecht saß sie in Halfvors Lehnstuhl und starrte geradeaus, ohne sich mit irgendeiner Arbeit zu beschäftigen.

Da ging die Tür auf und Ingmar trat ein. Karin bemerkte es nicht, bis er dicht vor ihr stand. Sie wurde verlegen, weil der Bruder sie so ganz und gar müßig hier sitzen gesehen hatte, das Blut stieg ihr ins Gesicht und hastig griff sie nach ihrem Strickstrumpf.

Ingmar nahm auf einem Stuhl Platz und blieb ganz still sitzen, ohne Karin anzusehen, und dieser fiel es plötzlich ein, daß alle die Dalleute gestern mit Ingmar nur darüber gesprochen hatten, wie es ihnen selbst in Jerusalem ging, Ingmar aber nicht einem gesagt hatte, wie es ihm selbst gehe oder warum er sie aufgesucht habe. „Wahrscheinlich will er nun mit mir darüber sprechen," dachte Karin.

Ingmar bewegte die Lippen ein paarmal, als wolle er ein Gespräch beginnen, aber kein Laut drang hervor. Indessen betrachtete Karin den Bruder. „Es ist geradezu schrecklich, wie sehr er gealtert ist," dachte sie. „Vater hatte kaum tiefere Furchen auf der Stirn, und er war doch ein alter Mann. Entweder ist Ingmar krank gewesen oder er hat etwas recht Schweres durchmachen müssen, seit ich ihn zuletzt gesehen habe."

Und Karin begann sich zu fragen, was wohl Ingmar widerfahren sei. Sie hatte eine dunkle Erinnerung, daß die Schwestern aus einem Brief einmal etwas vorgelesen

hatten, was ihn betraf, aber sie war in ihren eignen Schmerz so versunken gewesen, daß alles, was in der Außenwelt vor sich ging, an ihr vorübergeglitten war, als etwas, womit sie nichts zu schaffen hatte.

Auf die ihr eigene vorsichtige Art versuchte nun Karin, Ingmar zu bewegen, ihr mitzuteilen, wie es ihm gehe und warum er nach Jerusalem gereist sei. „Es ist gut, daß du zu mir kommst, damit ich höre, wie es im Dorf daheim steht," sagte sie.

„Ja," antwortete Ingmar, „ich kann mir denken, daß du über vieles Bescheid haben möchtest."

„Bei unsern Leuten ist es von jeher Sitte gewesen," begann Karin langsam, wie jemand, der versucht, sich in eine Sache hineinzuversetzen, die ihm seit lange aus dem Gedächtnis entschwunden war, „daß sie jemand haben mußten, nach dem sie sich richten konnten, einmal war es Vater, dann Halfvor, und längere Zeit auch der Schulmeister. Ich möchte wohl wissen, wer es jetzt ist?"

Kaum hatte Karin diese Frage an Ingmar gerichtet, als dieser die Augen niederschlug und sich vollständig schweigend verhielt, ohne eine Miene zu verziehen.

„Vielleicht ist der Herr Pfarrer nun der Leitende bei euch geworden?" riet Karin weiter.

Ingmar saß steif und gerade und antwortete noch immer nicht.

„Im stillen habe ich gedacht, Per, Ljung Björns Bruder, werde nun wohl der erste im Dorf sein," forschte Karin weiter, aber auch diesmal erhielt sie keine Antwort.

„Ich weiß ja wohl," begann sie von neuem, „es war von jeher Sitte, daß sich die Leute nach dem Herrn des Ingmarshofs richteten, aber es kann niemand verlangen, daß sie sich von einem regieren lassen, der so jung ist wie du."

Sie hielt inne, und nun endlich gab Ingmar Antwort.

„Du weißt doch, daß ich noch zu jung bin, um in den Gemeinderat oder als Schöffe gewählt zu werden."

„Man kann auch regieren, ohne viele Ämter zu haben."

„Ja, das kann man," stimmte Ingmar bei.

Als Ingmar dies sagte, fühlte Karin ein Gefühl der

Freude in sich aufsteigen. „Ach, ich frage ja all diesem nichts mehr nach," dachte sie; aber sie konnte es doch nicht unterlassen, sich darüber zu freuen, daß die alte Macht und das Ansehen des Geschlechts auf Ingmar übergegangen waren. Sie richtete sich auf und sprach nun in einem selbstbewußteren Tone als vorher:

„Ich kann mir wohl denken, daß die Leute so verständig waren und begriffen, daß du recht tatest, als du den Hof übernahmst."

Ingmar sandte Karin einen langen Blick; er verstand, was unter ihren Worten verborgen lag. Sie hatte wohl gefürchtet, daß er der Verachtung der Dörfler ausgesetzt sei, weil er Gertrud aufgegeben hatte.

„Nein, auf diese Weise hat mich Gott nicht gestraft," sagte er.

„Wenn es nicht dies ist, so ist es etwas anderes Schweres, das ihm widerfahren ist," dachte Karin. Sie mußte eine Weile still nachdenken, nur mit großer Mühe konnte sie sich in die Gedanken und Gefühle, die sie in dem alten Lande gehabt hatte, hineinversetzen.

„Ich möchte wissen, ob noch jemand im Dorf ist, der an unsrer Lehre festhält?" fragte sie dann.

„Höchstens einer oder zwei, mehr nicht."

„Ich habe immer gedacht, es werde noch jemand den Ruf Gottes vernehmen und uns nachfolgen," sagte Karin, indem sie forschend den Blick auf Ingmar richtete.

„Nein," erwiderte Ingmar, „so viel ich weiß, ist niemand mehr berufen worden."

„Gestern, als ich dich sah, dachte ich, du selbst werdest die Gnade erfahren haben," sagte Karin.

„Nein, aus diesem Grunde bin ich nicht hier."

Karin schwieg eine Weile, ehe sie weitere Fragen stellte; dann begann sie schüchterner, wie ängstlich vor der Antwort, die sie erhalten könnte: „Nun denkt wohl daheim niemand mehr an uns hier draußen?"

Hierauf antwortete Ingmar wieder mit einer gewissen Verlegenheit: „Man trauert allerdings jetzt weniger als im Anfang," sagte er.

„Ach so, hat man um uns getrauert? Ich glaubte, es müßte eher eine Erleichterung gewesen sein, uns los zu werden?"

„O ja, viele haben um euch getrauert," erwiderte Ingmar eifriger, „und es dauerte sehr lange, bis die Leute, die eure Nachbarn gewesen waren, sich an die Menschen, die in eure Wohnungen hineinzogen, gewöhnten. Ich weiß, daß Ljung Björns Nachbarin, Börs Berit Per, im Winter jeden Abend um das Haus herumschlich, wo er gewohnt hatte."

Sehr langsam sprach Karin ihre nächste Frage aus. „Dann war wohl Börs Berit die, die am meisten von allen um uns trauerte?"

„O nein," sagte Ingmar mit scharfer Stimme, „es gab einen, der im Herbst jeden Abend, sobald es dunkel war, den Fluß hinabruderte bis zum Schulhause hin und sich dort am Ufer auf einen Stein setzte, wo Gertrud zu sitzen pflegte, wenn sie den Sonnenuntergang betrachtete."

Nun glaubte Karin zu wissen, warum Ingmar gealtert war, und rasch wechselte sie den Gesprächsgegenstand. „Besorgt deine Frau den Hof, so lange du fort bist?" fragte sie.

„Ja," antwortete Ingmar.

„Ist sie eine gute Hausmutter?"

„Ja," antwortete Ingmar noch einmal.

Karin strich mit der Hand über ihre Schürze, ehe sie weiter redete. Sie glaubte sich nun zu erinnern, daß die Schwestern erzählt hatten, es stehe nicht gut zwischen Ingmar und seiner Frau.

„Habt ihr ein Kind?" fragte sie schließlich.

„Nein, wir haben kein Kind," antwortete Ingmar.

Nun war Karin ratlos; wieder und wieder glättete sie ihre Schürze. Es widerstrebte ihr, Ingmar gerade heraus zu fragen, warum er gekommen sei; das war niemals Sitte auf dem Ingmarshof gewesen. Da kam ihr Ingmar selbst zu Hilfe.

„Barbro und ich wollen uns scheiden lassen," sagte er mit harter Stimme.

Karin fuhr auf; auf einmal war sie ganz so, als säße sie noch als Hausmutter daheim auf dem Ingmarshofe. Sie erinnerte sich an nichts mehr, als an ihre alten Ansichten und Gefühle.

„Gott bewahre dich vor dem, was du sagst!" rief sie.

„Noch niemals ist einer aus unserm Geschlecht geschieden worden!"

„Es ist schon geschehen," sagte Ingmar. „Beim Herbstthing sind wir auf ein Jahr von Tisch und Bett geschieden worden. Wenn das Jahr vorüber ist, müssen wir um richtige Scheidung einkommen."

„Was hast du denn gegen sie?" fragte Karin. „Du kannst keine reichere oder angesehenere Frau bekommen."

„Ich habe nichts gegen sie," sagte Ingmar ausweichend.

„Will sie sich denn von dir scheiden lassen?"

„Ja," antwortete Ingmar, „sie ist es, die sich scheiden lassen will."

„Wenn du so gegen sie gewesen wärest, wie es sich gehört, so würde sie keine Scheidung verlangen," sagte Karin heftig.

Mit hartem Griff erfaßte sie die Armstützen ihres Lehnstuhls, sie war sehr erregt, das zeigte sich am deutlichsten daran, daß sie nun von Halfvor zu sprechen begann.

„Es ist nur gut, daß Vater und Halfvor tot sind, so daß sie bei diesem nicht mehr dabei sein müssen," sagte sie.

„Ja, es ist gut für alle, die tot sind," sagte Ingmar.

„Und nun bist du Gertruds wegen hier!" rief Karin.

Ingmar gab keine Antwort, er senkte nur den Kopf.

„Es wundert mich nicht, daß du dich schämst," fuhr die Schwester fort.

„An dem Tag, wo der Ingmarshof verkauft wurde, da habe ich mich geschämt."

„Was meinst du wohl, was die Leute darüber sagen werden, daß du ausziehst und um eine andere freist, ehe du von der ersten richtig geschieden bist?"

„Es durfte keine Zeit verloren werden," sagte Ingmar leise, „ich mußte hierher reisen, um mich Gertruds anzunehmen; es kam ein Brief zu uns, in dem stand, daß sie nahe daran sei, verrückt zu werden."

„O, deshalb hättest du dir keine Mühe zu machen brauchen," erwiderte Karin heftig, „es gibt hier Leute, die sie unter bessere Obhut nehmen, als du es kannst."

Es wurde eine Weile ganz still im Zimmer, dann stand Ingmar auf. „Ich hatte mich auf einen andern Ausgang

dieses Gesprächs gefaßt gemacht," sagte er und legte dabei eine solche Würde in sein Auftreten, daß Karin unwillkürlich eine ähnliche Hochachtung vor ihm fühlte, wie einst vor dem Vater.

„Ich habe Gertrud und auch Storms, die mir wie Vater und Mutter gewesen sind, großes Unrecht zugefügt und glaubte nun, du werdest mir helfen, es wieder gut zu machen."

„Du willst wohl dem ersten Übel nun noch ein zweites hinzufügen, indem du deine dir rechtmäßig angetraute Frau verlässest," sagte Karin heftig. Sie suchte ihren Zorn mit bösen Worten aufrecht zu erhalten, denn sie begann zu fürchten, Ingmar könne sie dazu bewegen, die Sache mit seinen Augen zu betrachten.

Ingmar aber antwortete nicht auf ihre Worte über seine Frau, er sagte nur:

„Ich glaubte, du würdest dich freuen, daß ich nun Gottes Wege zu gehen versuche."

„Soll ich mich darüber freuen, daß du Heimat und Hausfrau verlässest, um deiner Liebsten nachzulaufen?"

Leise ging Ingmar nach der Tür. Er sah müde und angegriffen aus, zeigte aber keinen Zorn; nein, er sah nicht aus wie jemand, der von einer großen, unbändigen Liebe getrieben wird.

„Wenn Halfvor noch lebte, so würde er dir raten, wieder heimzureisen und dich mit deiner Frau zu versöhnen, das weiß ich gewiß," sagte Karin.

„Ich habe vollständig aufgehört, nach menschlichem Rat zu handeln," erwiderte Ingmar.

Nun stand Karin auch auf; sie war aufs neue erbittert, weil Ingmar andeutete, daß er nach Gottes Geboten handle. „Ich glaube nicht, daß Gertrud jetzt noch in der Weise an dich denkt wie früher," sagte sie.

„Ja, ich weiß wohl, daß hier in der Kolonie niemand ans Heiraten denkt," sagte Ingmar, „aber ich wollte es jedenfalls versuchen."

„Ja, du brauchst dich freilich nicht darum zu kümmern, was die Gemeindeglieder einander versprochen haben," unterbrach ihn Karin, „aber du wirst wohl mehr Gewicht darauf legen, wenn ich dir sage, daß Gertrud ihre Neigung einem andern zugewendet hat."

Ingmar war nun dicht vor der Tür. Als er diese Worte hörte, hielt er inne und streckte tastend die Hand aus, als könne er das Schloß nicht sehen, aber er wandte Karin das Gesicht zu. Es dauerte auch keine Sekunde, da nahm Karin ihre Worte zurück.

„Gott soll mich bewahren, zu behaupten, daß eines von uns einen andern Menschen mit fleischlicher Liebe lieben könnte," sagte sie, „aber ich glaube, Gertrud liebt jetzt den geringsten Bruder in der Kolonie mehr als dich, der du nicht dazu gehörst."

Da stieß Ingmar einen tiefen Seufzer aus; schnell machte er die Tür auf und ging hinaus.

Karin blieb noch eine Weile in tiefes Grübeln versunken sitzen, dann erhob sie sich, glättete ihr Haar, band das Kopftuch darüber und ging, um mit Mrs. Gordon zu reden.

Offen berichtete Karin Mrs. Gordon, warum Ingmar gekommen war. Sie riet der Vorsteherin, Ingmar nicht in der Kolonie verbleiben zu lassen, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, eine ihrer Schwestern zu verlieren. Aber nun geschah es, daß Mrs. Gordon, während Karin sprach, am Fenster saß und in den Hof hinunter sah, wo Ingmar eben an einer Säule lehnte und hilfloser und linkischer aussah als je; und da flog ein leichtes Lächeln über Mrs. Gordons Gesicht.

Sie erwiderte Karin, daß sie nur ungern jemand aus der Kolonie wegweise, am allerwenigsten aber den, der so weit hergekommen sei und so viele Verwandte unter den Kolonisten habe. Wenn nun Gott Gertrud eine Prüfung schicke, sagte sie, so müsse man sich wohl hüten, zu verhindern, daß sie sie durchmache.

Karin verwunderte sich über diese Antwort. In ihrem Eifer trat sie näher zu Mrs. Gordon und konnte nun sehen, wen Mrs. Gordon da unten mit einem Lächeln betrachtete. Aber ihrerseits sah Karin nur, wie ähnlich Ingmar dem Vater geworden war, und so böse sie auch auf ihn war, verdroß es sie doch, daß Mrs. Gordon nicht begriff, daß ein Mensch, der ein solches Aussehen hatte, in erster Linie ein Mann war und mehr Klugheit und Tüchtigkeit besaß als andere Menschen.

„Nun ja," sagte sie, „Sie können ihn wohl hier bleiben

lassen, denn der dort richtet es jedenfalls so ein, daß es geht, wie er will."

* * *

Am Abend desselben Tages waren die meisten der Kolonisten in dem großen Saal versammelt. Sie hatten es da äußerst behaglich und angenehm. Einige sahen dem Treiben der fröhlich spielenden Kinder zu, andre plauderten miteinander über die Vorkommnisse des verflossenen Tages, wieder andre zogen sich in eine Ecke zurück und lasen einander aus amerikanischen Zeitschriften vor. Als Ingmar Ingmarsson diesen großen, hellerleuchteten Saal sah und die vielen glücklichen und vergnügten Gesichter, konnte er nicht umhin, zu denken: „Sicherlich sind die Leute aus Dalarne hier glücklich und sehnen sich nicht zurück in die Heimat. Diese Amerikaner verstehen es viel besser als wir, es für sich und andre behaglich zu machen. Ja, dieses gute Zusammenleben ist der Grund, warum die Kolonisten alle Sorgen und Entbehrungen ertragen können, das ist mir vollkommen klar. Allerdings müssen sich die, so früher einen ganzen Hof besessen haben, nun mit einem einzigen Zimmer begnügen, aber dafür haben sie auch viel mehr Freude und Unterhaltung als vorher. Und dann haben sie unglaublich viel gesehen und gelernt. Von den Erwachsenen will ich nicht sprechen, aber es kommt mir geradezu vor, als ob sich hier kein noch so kleines Kind fände, das nicht viel mehr wüßte als ich."

Mehrere der Bauern traten zu Ingmar und fragten ihn, ob er nicht finde, daß sie es gut hätten. „Ja," sagte Ingmar, „ich kann es nicht leugnen."

„Du glaubtest wohl, wir wohnten in Höhlen hier?" sagte Ljung Björn.

„Ach nein, ich wußte wohl, daß es so schlimm nicht war," antwortete Ingmar.

„Aber soviel wir hörten, waren doch dergleichen Gerüchte daheim verbreitet worden."

An diesem Abend wurde Ingmar sehr ausgefragt, wie es im Heimatdorf stehe. Einer nach dem andern kam herbei, setzte sich neben ihn und erkundigte sich nach seinen Nächsten, und beinahe alle fragten nach der Gunnarstochter Eva.

„Sie ist munter und gesund," sagte Ingmar, „und nie trifft sie mit jemand zusammen, ohne daß sie über die Hellgumianer loszieht."

Unter den Anwesenden fiel Ingmar ein junger Mann auf, der sich den ganzen Abend in seiner Nähe aufhielt, ihn aber nicht anredete. „Ich möchte wissen, wer das sein kann, der mir so auffallend gleicht und mich so böse ansieht, als ob er große Lust hätte, mich aus dem Zimmer hinauszuwerfen?" dachte Ingmar. Schließlich kam er darauf, daß es wohl sein Vetter Bo sein müsse, der jahrelang in Amerika gewesen war.

Ingmar trat nun zu Bo und richtete ihm Grüße von seinen Eltern aus. Bo stellte zuerst einige Fragen über seine eigene Heimat, dann aber wollte er wissen, wie es dem Schulmeister gehe. Da wurde es still um Ingmar her; bis jetzt hatte es niemand gewagt, mit ihm über Storms zu reden, und Ingmar sah, wie einige der Anwesenden Bo anstießen, damit er von etwas anderm spreche. Aber Ingmar antwortete ruhig, daß es dem Schulmeister gut gehe und er im Sinne habe, im nächsten Jahr in den Ruhestand zu treten. Alsdann fügte Ingmar hinzu:

„Es freut mich, daß du noch an den Schulmeister denkst, obgleich er in der Schule sehr hart gegen dich gewesen ist."

Alle begannen zu lachen, denn sie erinnerten sich daran, wie oft Storm über Bos Dummheit geklagt hatte. Bo aber machte kehrt und verschwand, ohne noch weitere Fragen zu stellen.

Der alte Korporal Fält hatte wie gewöhnlich einen Teil der Kinder um sich und erzählte ihnen Geschichten. Ingmar hatte Fält nicht mehr gesehen, seit er ein Kinderfreund geworden war; er verwunderte sich sehr darüber und trat näher, um zu hören, was Fält den Kleinen mitzuteilen habe. Da hörte er, daß der Alte erzählte, wie er in seiner Jugend einmal in einer Donnerstagnacht an die Kirchentür geklopft und die Toten beschworen habe.

Die Ingmarstochter Märta betrachtete die Kinder, die um Fält versammelt waren, und sah, daß sie vor Angst ganz bleich geworden waren.

„Du darfst ihnen keine Gespenstergeschichten erzäh-

len, Fält," sagte sie streng. „Erzähl lieber etwas Nützliches und Lehrreiches."

Der Alte überlegte eine Weile, dann sagte er:

„Ich will berichten, was mir meine Mutter einst erzählt hat, als sie mich lehren wollte, menschlich mit den Tieren umzugehen."

„Ja, tu das," sagte Märta, indem sie sich entfernte; Ingmar aber blieb stehen und hörte zu.

„Daheim in Dalarne," begann Fält, „gibt es eine Kätnerhütte, die der Sorgenhügel heißt, und sie hat ihren Namen daher, weil einmal ein sehr böser und schlechter Mann darin gewohnt hat."

Kaum hatte Fält diese Worte gesagt, als Ingmar näher rückte; er trat ein paar Schritte vor, um besser hören zu können.

„Der Mann war einer von denen, die dem Pferdetausch obliegen," fuhr Fält fort, „er reiste von einem Jahrmarkt zum andern, um Pferde zu vertauschen, und ging dabei sehr schlecht mit seinen Tieren um. Den Pferden, die dafür bekannt waren, daß sie den Koller hatten, malte er weiße Blessen auf die Stirn, damit die Leute sie nicht wieder erkennen konnten, und manchmal gab er einer alten Schindmähre etwas zu fressen, das machte, daß sie gerade solange wohlgenährt und glänzend aussah, als er brauchte, um sie zu vertauschen. Aber am schlimmsten behandelte er die Pferde, wenn er sie zur Probe vorfuhr. Da ergriff ihn eine wahre Raserei; er hieb und peitschte auf sie los, daß die armen Tiere auf dem Rücken wie geschunden waren, und bei jedem Schlag das rote Fleisch hervorsah.

Einmal nun hatte dieser Mann auf einem Jahrmarkt einen ganzen Tag hindurch alle möglichen Versuche gemacht, ohne daß es ihm gelungen war, einen Tauschhandel zustande zu bringen. Das kam teils daher, daß die Leute schon zu oft von ihm geprellt worden waren und sich deshalb scheuten, etwas mit ihm zu tun zu haben, teils war das Pferd, daß er gerne vertauscht hätte, so alt und schlecht, daß es niemand haben wollte.

Als es Abend wurde, konnte der Mann immer noch nicht einsehen, daß er an diesem Tag kein Geschäft machen würde. Ehe er heimfuhr wollte er daher noch einen letz-

ten Versuch machen und jagte sein Pferd mit solch greulicher Schnelligkeit über die Jahrmarktswiese hin, daß die Umstehenden meinten, es müsse jeden Augenblick zu Boden stürzen. Während des wildesten Jagens gewahrte der Mann plötzlich einen andern, der ein schönes schwarzes Fohlen fuhr, und zwar ebenso schnell wie er selbst, ohne daß es dem Tier die geringste Anstrengung zu verursachen schien.

Kaum hatte der Pferdehändler angehalten und war aus seinem Wagen gestiegen, als der Mann, der das gute Pferd fuhr, zu ihm trat; er war von kleiner schmächtiger Gestalt, mit einem schmalen Gesicht und einem spitzigen Knebelbart. Auch war er ganz schwarz gekleidet, und der Pferdehändler konnte weder an der Art des Tuchs noch an dem Schnitt erkennen, aus welchem Bezirk er stammte.

Der Pferdehändler merkte bald, daß der Mann sehr einfältig war, denn er erzählte, er habe daheim ein braunes Pferd und wolle nun den Rappen gern vertauschen, um ein gleichfarbiges Gespann zu haben. „Das Pferd, das du eben fuhrst, würde in der Farbe sehr gut passen," sagte er, „und ich möchte es haben, wenn es sonst gut ist. Aber du mußt ehrlich sein und mir kein schlechtes Tier aufhängen, denn ich verstehe mich auf nichts so wenig wie auf den Pferdehandel."

Und natürlich überließ der Pferdehändler dem Schwarzgekleideten schließlich seine Mähre und nahm dessen gutes junges Pferd dafür. In seinem ganzen Leben hatte er noch kein so wohlgestaltetes Tier eingespannt. „Noch nie hat ein Tag so schlecht begonnen und so gut geendet," sagte er, als er sich in seinen Karren setzte, um heimzufahren.

Es war nicht sehr weit von dem Jahrmarkt bis zu seinem Hause, und er erreichte es noch während der Dämmerung. Als er in den Garten einbog, sah er, daß eine Anzahl seiner alten Freunde, die Pferdehändler aus den verschiedenen Bezirken, vor seinem Hause standen und auf ihn warteten. Sie waren in ausgezeichneter Laune, und als er angefahren kam, fingen sie an zu johlen und Hurra zu rufen und brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

„Was gibt es denn so Spaßiges?“ fragte der Pferdehändler und hielt die Zügel an.

„Ja,“ sagten die Männer, „wir warten hier auf dich, um zu sehen, ob es dem schwarzen Kerl gelungen ist, dir sein blindes Fohlen anzuhängen. Wir begegneten ihm, als er mit ihm zum Markt fuhr, und da wettete er mit uns, daß er dich prellen würde.“

Der Pferdehändler sprang aus dem Karren, stellte sich vor dem Pferde auf und versetzte ihm mit dem Peitschenstiel einen furchtbaren Schlag gerade zwischen die Augen. Das Tier machte keine Bewegung, um dem Schlage auszuweichen; die Männer hatten recht, es war stockblind.

Da geriet der Pferdehändler in solche Wut und Verzweiflung, daß er den Verstand vollständig verlor. Während ihn die Kameraden noch immer verhöhnten und ihn auslachten, spannte er das Pferd aus und führte es auf einen senkrechten Felsenhügel, der hinter dem Hause lag. Er schnalzte und knallte mit der Peitsche, und das Pferd lief rasch vorwärts, aber als es die Höhe erreicht hatte, hielt es an und wollte nicht weiter. Da oben war nämlich eine Felsenspalte und gerade darunter in unendlicher Tiefe eine Grube, aus der das ganze Dorf seit vielen Jahren Kies geholt hatte. Das Pferd mußte gefühlt haben, daß der Boden untergraben war, denn es wollte nicht weiter. Der Mann hieb auf es ein und trieb es an, aber da wurde das Tier immer ängstlicher; es stellte sich auf die Hinterbeine und war nicht vorwärts zu bringen. Schließlich jedoch, als es sich nicht mehr anders zu helfen wußte, machte es einen großen Satz, als ob es glaube, es handle sich nur darum, über einen Graben zu setzen, und hoffe, dadurch auf die andere Seite zu kommen. Aber es gab keine andere Seite, und als das arme Tier keinen festen Fuß fassen konnte, schrie es laut und entsetzt auf, und in der nächsten Sekunde lag es mit gebrochenem Genick unten in der Grube. Der Pferdehändler aber sah nicht einmal nach, was aus ihm geworden war, sondern ging zurück zu seinen Freunden. „Nun, habt ihr euer Gelächter jetzt aufgesteckt?“ sagte er zu ihnen. „Macht nun, daß ihr fortkommt und erzählt dem, mit dem ihr gewettet habt, wie es mit seinem Fohlen gegangen ist.“

„Aber nun ist die Geschichte noch nicht zu Ende," fuhr Fält fort, „nun müßt ihr Kinder wohl aufpassen, was nachfolgt. Die Frau dieses Mannes bekam nämlich nach einiger Zeit einen Sohn, aber das war so ein armer Tropf, der keinen Verstand hat, und überdies war er blind geboren. Und damit war es noch nicht genug, sondern alle Söhne, die die Frau später noch gebar, waren blind und schwachsinnig. Die Töchter dagegen waren schön und verheirateten sich gut."

Die ganze Zeit war Ingmar unbeweglich stehen geblieben und hatte wie gebannt zugehört. Nun machte er eine Bewegung, wie um sich loszureißen, als aber der Alte weiter redete, blieb er wieder stehen.

„Aber auch damit war es noch nicht genug," begann der Korporal noch einmal, „sondern als die verheirateten Töchter Kinder bekamen, waren alle ihre Söhne blind und blödsinnig, die Töchter dagegen schön und wohlgestaltet und von ausgezeichnetem Verstand.

„Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben," schloß Fält seine Erzählung, „alle, die sich mit Töchtern aus dieser Familie verheiraten, bekommen zu Söhnen Idioten. Und deshalb heißt die Hütte dort der Sorgenhügel, und einen andern Namen wird sie wohl niemals erhalten."

* *
*

Nachdem Fält seine Geschichte beendigt hatte, trat Ingmar etwas hastig zu Ljung Björn und fragte ihn, ob er ihm wohl Feder und Papier verschaffen könne. Björn sah ein wenig verwundert aus, und Ingmar strich sich über die Stirn, indem er sagte, daß er einen wichtigen Brief schreiben müsse. Er habe es den Tag über vergessen, aber wenn er nun am Abend noch schreibe, könne der Brief doch morgen mit dem ersten Zug abgeschickt werden.

Ljung Björn verschaffte ihm das Gewünschte, und damit Ingmar in aller Ruhe schreiben könne, führte er ihn in die Schreinerwerkstatt. Hier zündete er eine Lampe an und stellte einen Stuhl vor die Hobelbank. „Nun kannst du die ganze Nacht ungestört schreiben," sagte er, als er ging.

Sobald Ingmar allein war, streckte er die Arme aus wie in heißer Sehnsucht, und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Ach, ich glaube nicht, daß ich es durchmache," sagte er. „Ich kann einfach nicht durchführen, was ich mir vorgenommen habe."

„Tag und Nacht kann ich an keine andere denken, als an die, die ich verlassen habe," fuhr er fort. „Und das schlimmste ist, daß ich wahrscheinlich Gertrud gar nichts nützen kann."

Er überlegte eine Weile, dann lächelte er über sich selbst. „Ja, wer von Zweifel und Kummer geplagt ist, sucht in allem Vorbedeutungen und Zeichen zu erkennen. Aber merkwürdig war es doch, daß Fält gerade diese Geschichte erzählen mußte. Es war gerade, als habe Gott mir zeigen wollen, was das richtigste für mich sei."

Wieder überlegte er eine Weile, dann ergriff er die Feder: „In Gottes Namen denn," sagte er und setzte zum Schreiben an.

Über diesen Brief, den Ingmar nun schrieb, hatte er seit der Abreise von Hause jeden Tag nachgedacht. Er war an den alten Pfarrer im Heimatdorf gerichtet und nicht ein einziges Wort stand darin, das er nicht oftmals überlegt und geprüft hätte. Unter der ganzen Reise war es Ingmar nämlich vorgekommen, als ob er sich mit seiner Frau nie offen ausgesprochen hätte, es nie über sich gewonnen hätte, ihr zu sagen, was er fühlte und dachte, daß er nun aber doch wenigstens einen Versuch machen müsse, sie richtig wissen zu lassen, wie es mit ihm stehe. Er hatte sich ausgedacht, daß es wohl das beste wäre, wenn er an den Pfarrer schriebe, aber das Schreiben ging ihm nicht gerade leicht, und es war ihm bis jetzt nicht gelungen, die Schüchternheit zu überwinden, die ihn hinderte, von sich selbst zu reden. An diesem Abend jedoch war es ihm plötzlich klar geworden, wie er schreiben müsse, und er hatte sich darüber gefreut und gedacht: „Ei sieh, es ist gar nicht so schwer, so geht es ganz gut. Auf diese Weise muß ich es angreifen, um dem Pfarrer das mitzuteilen, was er wissen muß, wenn er meine Sache bei Barbro führen soll."

Ingmars Brief lautete:

„Während ich bei dunkler Nacht hier sitze und schreibe,

wünsche ich nichts so sehr, als daß ich selbst ins Pfarrhaus gehen könnte, um mit dem Herrn Pfarrer zu reden. Und am liebsten möchte ich am späten Abend kommen, wenn der Herr Pfarrer ganz still und ungestört in seinem Zimmer sitzt und an seine Predigt denkt.

Nun bilde ich mir ein, daß der Herr Pfarrer, in derselben Minute, wo er mich sähe, auffahren und erschrecken würde, gleich als ob ein Gespenst zu ihm käme.

‚Was willst du hier, ich glaubte, du seiest nach Jerusalem gereist?‘ würde der Herr Pfarrer wohl sagen. — ‚Ja,‘ würde ich antworten, ‚ich wäre auch jetzt wohl schon dort eingetroffen, wenn ich nicht wieder umgekehrt wäre, und zwar weil ich unterwegs eine Geschichte gehört habe, die ich dem Herrn Pfarrer erzählen möchte.‘

Und dann würde ich herzlich bitten, daß der Herr Pfarrer doch ein oder zwei Stunden Geduld mit mir haben möge und mich eine lange Geschichte erzählen lasse, die ich ihm so furchtbar gerne anvertrauen möchte. Und nachdem ich von dem Herrn Pfarrer Erlaubnis bekommen hätte, würde ich ungefähr so beginnen: ‚Hier in der Gemeinde war einmal ein Mann, der sich gar nichts aus seiner Frau machte. Das kam daher, daß er, um seines Vaters Hof behalten zu können, eine, die er liebte, hatte aufgeben und diese andere dafür nehmen müssen. Aber als er auf diesen Handel eingegangen war, hatte er nur an den Hof gedacht und durchaus nicht mit in Rechnung genommen, daß er auch eine Frau dazu bekommen würde. Und nachdem die Hochzeit gefeiert war und die Eheleute beisammen wohnten, war es noch immer, als könne er nicht verstehen, daß die Frau ihm gehöre. Niemals fragte er danach, wie es ihr wohl gehe, ob sie gern da sei oder ob sie sich unglücklich fühle. Auch gab er nicht acht darauf, wie sie ihren Pflichten nachkam, ob die Haushaltung gut oder schlecht besorgt wurde. Er dachte nur immerfort an die andere, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß die Frau auch da war. Für ihn war sie wie jedes andere wertlose Stück Hausrat, das mit zum Hofe gehörte, und sie mußte selbst sehen, wie sie fertig wurde, er würde sich ihretwegen keinen Kummer machen.

Aber es war auch etwas ganz Besonderes, was die

Schuld daran trug, daß der Mann seine Frau nicht besonders achtete. Er hegte Geringschätzung gegen sie, weil sie einen Mann genommen hatte, von dem sie wußte, daß er eine andere liebe. Sie muß irgendeinen Fehler haben, dachte er, sonst hätte ihr Vater doch nicht auf diese Weise geradezu einen Mann für sie kaufen müssen. Wenn dieser Mann je seine Frau betrachtete, so geschah es nur, um mit der andern, die er verloren hatte, Vergleichungen anzustellen. Er merkte ja wohl, daß seine Gattin auch gut aussah, aber sie war doch nicht so schön wie das Mädchen, das er nun missen mußte. Sie schritt nicht so leicht dahin und konnte nicht die Hände so anmutig bewegen und wußte nicht so schön und lustig von allerlei zu erzählen. Still und geduldig ging sie umher und besorgte ihre Arbeit; das allein verstand sie.

Ich muß dem Manne doch auch Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß er mit seiner Frau durchaus nicht von dem reden konnte, woran er immerfort dachte. Er konnte ihr doch nicht anvertrauen, daß er unaufhörlich an die Allerliebste dachte, die in ein fremdes Land gezogen war. Das konnte er einfach nicht. Und ebensowenig meinte er darüber mit ihr reden zu können, daß er immerfort der Strafe Gottes gewärtig war, die ihn treffen mußte, weil er sein Wort gebrochen hatte, daß er sich fürchtete, an seinen Vater im Himmel zu denken und sich auch einbildete, alle Menschen tadelten ihn. Es wurde ihm zwar von allen, mit denen er zusammenkam, große Achtung erzeigt, aber er war so schwermütig gestimmt, daß er den Verdacht hatte, sobald er ihnen den Rücken kehrte, würden sie sich über ihn lustig machen und sagen, er sei des Namens, den er trage, nicht wert und dergleichen mehr.

Und nun will ich erzählen, wie es zuging, als es dem Manne zum erstenmal klar wurde, daß er eine Frau habe.

Nachdem die beiden ein paar Monate verheiratet waren, geschah es, daß sie zu einer Hochzeit geladen waren, von Anverwandten, die in dem Heimatdorfe der Frau wohnten. Es war ein weiter Weg nach dem Dorfe, und sie mußten in einem Wirtshaus eine Stunde Aufenthalt machen, um die Pferde zu füttern. Da das Wetter schlecht war, ging die Frau ins obere Stockwerk und

setzte sich in eines der Gastzimmer, um dort zu warten. Der Mann tränkte die Pferde und gab ihnen Hafer, dann kam er auch in das Zimmer, wo seine Frau wartete. Er sprach nicht mit ihr, sondern dachte immerfort, wie schwer es für ihn sei, daß er unter die Menschen müsse, und fragte sich, ob ihn die Leute auf dem Hofe, wo die Hochzeit sein sollte, wohl merken lassen würden, was sie über ihn dachten. Während er nun so dasaß und sich quälte, überkam ihn der Gedanke, daß an all dem eigentlich nur seine Frau schuld sei. Wenn sie mich nicht hätte heiraten wollen, dachte er, dann wäre ich jetzt noch ein unbescholtener Mann. Ich wäre keiner Versuchung ausgesetzt worden und brauchte nun keine Angst davor zu haben, ehrbaren Leuten ins Gesicht zu sehen.

Noch nie war es dem Mann eingefallen, daß er seine Frau schließlich hassen könnte, aber in diesem Augenblick war es ihm, als tue er es wirklich. Bald jedoch bekam er anderes zu denken. Es traten zwei Männer in den Saal, der vor dem Gastzimmer lag. Diese hatten wohl den Mann mit seiner Frau anfahren sehen, und nun begannen sie sich über die beiden zu unterhalten. Und die Wände auf dem Hofe waren derartig, daß die Eheleute, die dahinter saßen, jedes Wort verstehen konnten.

„Ich möchte wohl wissen, wie die beiden miteinander auskommen?" sagte der eine der Männer.

„Nie hätte ich geglaubt, daß die Svenstochter Barbro einen Mann bekäme," fiel ein andrer ein.

„Ich weiß wohl noch, wie verliebt sie in Stig Börjesson gewesen ist, der vor drei oder vier Jahren Sommerknecht auf dem Bergershofe war."

Als die Frau hörte, daß die Männer von ihr sprachen, sagte sie hastig: „Ist es noch nicht Zeit zur Abfahrt?" Aber der Mann meinte, es wäre doch ärgerlich, wenn die Fremden erführen, daß er und sie miteinander hier gewesen und gehorcht hätten, und wollte lieber bleiben, wo er war, bis die Männer gegangen wären.

Aber nun geschah es, daß die draußen noch weiter von der Frau sprachen. „Dieser Stig Börjesson war ein armer Tropf, und Berger Sven Persson jagte ihn vom Hofe, sobald er merkte, daß sich die Tochter in ihn verliebte," sagte der eine, der die Geschichte genau zu kennen

schien. „Aber da wurde Barbro ganz krank vor Kummer, und der Alte mußte nachgeben und mit Stig zum Pfarrer fahren, um das Aufgebot zu bestellen. Aber das sonderbare an der Sache war, daß Stig, nachdem er und Barbro zum erstenmal aufgeboten waren, seinen Sinn änderte und sagte, er habe nun keine Lust mehr zum heiraten. Nun war es Sven Persson, der um der Tochter willen Stig bitten und anflehen mußte, seine Tochter doch nicht sitzen zu lassen. Aber Stig hatte kein Erbarmen; er sagte, er fühle eine solche Abneigung gegen Barbro, daß er sie nicht mehr vor seinen Augen sehen wolle. Überdies sagte er auch überall, er habe Barbro nie lieb gehabt, sondern sie sei ihm selbst nachgelaufen."

Als die Männer in dieser Weise weiterredeten, da schämte sich der Mann über die Maßen, das wird der Herr Pfarrer wohl verstehen, und er wagte nicht, seine Frau anzusehen. Gleichzeitig aber fühlte er, daß sie nun, nachdem sie dies alles gehört hatten, erst recht nicht durch das andere Zimmer gehen könnten.

„Das war recht schlecht von Stig," sagte einer der andern draußen, „aber er mußte es später auch bereuen."

„Ja, das ist wahr," sagte einer, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Er ging hin und heiratete die erste beste, die ihn haben wollte. Und das tat er gewiß nur, um allen Menschen zu zeigen, daß er nicht mehr an Barbro denke. So bekam er eine schlechte Hausfrau, und es wurde nichts als Armut und Elend daraus, und nun hat er das Trinken angefangen. Er säße mit all den Seinigen gewiß schon im Armenhaus, wenn ihn Barbro nicht unterstützte. Sie ist es sicherlich, die ihn und seine Frau mit Nahrung und Kleidung versieht."

Nachdem dies gesagt war, wurde nicht weiter über Barbro gesprochen, und nach einer Weile war die Stube leer. Nun ging der Mann und spannte ein, und als die Frau auf den Hof herunterkam, um einzusteigen, trat er zu ihr und hob sie in den Wagen hinein. Sie glaubte wohl, er tue es nur, damit sie sich ihre Kleider nicht am Rad schmutzig mache, aber in Wirklichkeit war es, weil er ihr auf irgendeine Weise zeigen wollte, wie leid sie ihm tat. Er machte sich zwar nicht so viel aus ihr, daß er über das Gehörte betrübt gewesen wäre, er fühlte nur,

daß sie ihm leid tue. Und während sie weiter fuhren, wandte er ab und zu den Kopf und sah sie an. Ach so, sie war also von solch liebevoller Gemütsart, daß sie dem beistehen und helfen konnte, der sie schnöde verlassen hatte! Und merkwürdig war es, daß sie nicht weniger getäuscht worden war, als Gertrud.

Nachdem sie eine Weile gefahren waren, merkte der Mann, daß die Frau weinte. „Deshalb brauchst du nicht zu weinen," sagte er da, „es ist wohl nicht so sonderbar, daß du jemand lieb hast, ebenso wie ich auch." Auf dem ganzen übrigen Weg aber ärgerte er sich darüber, daß er sich nicht hatte überwinden können, ihr ein freundliches Wort zu sagen.

Dennoch hätte man wohl annehmen können, der Mann werde sich bisweilen gefragt haben, ob die Frau den Stig immer noch lieb habe. Aber so etwas fiel ihm gar nicht ein, er fragte nicht so viel nach ihr, um sich zu besinnen, wen sie lieb oder nicht lieb habe.

In seine eignen traurigen Grübeleien versunken, ging er umher und vergaß häufig, daß sie überhaupt da war. Auch verwunderte er sich gar nicht darüber, daß sie immer so still und ruhig blieb und niemals gegen ihn auffuhr, obgleich er nie so gegen sie war, wie er hätte sein sollen.

Ich muß dem Herrn Pfarrer sagen, daß diese Ruhe, die sie beständig zur Schau trug, den Mann schließlich auf den Gedanken brachte, sie wisse nicht einmal, mit welchem Kummer er sich abquälte. Aber einmal im Herbst, nachdem sie ungefähr ein halbes Jahr verheiratet waren, an einem kalten, stürmischen Abend geschah es, daß der Mann, der seit der Dämmerung draußen gewesen war, sehr spät heim kam. Im Saal, wo die Knechte schliefen, war es stockfinster, aber in dem Stübchen brannte ein helles Feuer im Kamin. Die Frau war noch auf, und auf dem Tisch standen Speisen, die etwas besser waren als gewöhnlich. Als der Mann hereinkam, sagte sie zu ihm: „Du mußt deinen Rock ausziehen, er ist ja ganz durchnäßt." Sie half ihm beim Ausziehen und hielt den Rock vors Feuer. „Lieber Gott, er ist ja tropfnaß!" sagte sie, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihn bis morgen trocken bekommen soll."

„Ich möchte wohl wissen, wo du bei diesem Wetter

gewesen bist," sagte sie nach einer Weile. Dies war das erstemal, daß sie ihn nach so etwas fragte; er aber schwieg und fragte sich im stillen, was nun weiter kommen werde.

„Die Leute reden darüber, daß du jeden Abend nach dem Schulhause ruderst, dich dort dicht am Ufer auf einen Stein setzest und dich mehrere Stunden lang nicht von der Stelle rührst." — „Man muß die Leute schwatzen lassen," sagte der Mann und sah ebenso ruhig aus wie zuvor, aber es ärgerte ihn doch, daß man ihm nachgespürt hatte. — „Aber so etwas ist doch nicht angenehm für eine Ehefrau." — „Ach, wer sich einen Mann gekauft hat, kann nichts Besseres erwarten," erwiderte der Mann.

Die Frau versuchte eben den einen Rockärmel umzudrehen, der sehr fest wattiert und steif war, so daß sie große Mühe damit hatte. Der Mann schielte zu ihr hinüber, um zu sehen, wie sie die eben gesagten Worte aufnahm. Da sah er, daß ein Lächeln um ihre Lippen spielte, und als sie mit dem Ärmel schließlich fertig geworden war, sagte sie: „Ach, ich selbst bin nicht so sehr aufs heiraten ausgewesen, der Vater war es, der die ganze Sache ins Werk gesetzt hat."

Noch einmal sah der Mann die Frau an, und als sich nun ihre Blicke trafen, dachte er: Sie sieht ganz so aus, als ob sie wüßte, was sie will. „Ich glaube nicht, daß du zu denen gehörst, die man leicht zwingen kann," sagte er.

„O nein," erwiderte die Frau, „aber mit Vater ist nicht so leicht fertig zu werden. Den Fuchs, den er nicht mit einem Hund erlegen kann, fängt er in einer Falle." Der Mann gab keine Antwort, er war schon wieder in seine eignen Gedanken versunken und hörte kaum, was sie sagte. Aber die Frau meinte wohl, nachdem sie nun so viel gesagt habe, sei es am besten, noch mehr zu sagen.

„Nun will ich dir etwas sagen," begann sie wieder, „Vater hat von jeher den Ingmarshof, auf dem er seine Kindheit verlebte, über die Maßen lieb gehabt. Er prahlte immer damit, sowie auch mit den Ingmarssöhnen. Von keinem andern Ort der ganzen Welt habe ich so viel

reden gehört, und ich glaube, ich weiß von all denen, die hier gelebt haben, mehr als du."

Als die Frau in ihrer Erzählung so weit gekommen war, stand der Mann vom Tisch auf, wo er beim Abendbrot gesessen hatte und setzte sich auf den Rand der Feuerstätte, der Glut den Rücken zugekehrt, so daß er ihr Gesicht sehen konnte.

„Dann ging es mir so, wie du weißt," fuhr die Frau fort.

„Das brauchst du nicht zu berühren," sagte der Mann hastig. Er schämte sich, wenn er daran dachte, daß er in dem Wirtshaus mit ihr im Zimmer geblieben war, wo die Reden der Männer sie bitter gekränkt haben mußten.

„Aber das mußt du wissen, daß Vater, nachdem Stig mich sitzen gelassen hatte, große Angst bekam, es werde mich nun keiner mehr wollen, und mich nun nach rechts und links ausbot. Dessen aber wurde ich recht bald überdrüssig; so schlecht war ich doch wohl nicht, daß er die Leute anbetteln mußte, mich zu heiraten."

Nachdem sie dies gesagt hatte, sah der Mann, daß sie sich ein wenig aufrichtete. Sie warf den Rock auf einen Stuhl und sah ihm fest in die Augen. „Ich wußte nicht, wie ich der Sache ein Ende machen sollte," begann sie aufs neue, „und da verfiel ich eines Tages darauf, zu Vater zu sagen: ‚Wenn ich nicht Ingmar Ingmarsson auf dem Ingmarshof bekomme, dann heirate ich gar nicht!' Als ich dies sagte, wußte ich ebensogut wie sonst jedermann, daß der Ingmarshof Tims Halfvor gehörte und du mit Schulmeisters Gertrud verlobt warst. Ich griff einfach nach etwas, was ganz und gar unmöglich schien, nur um endlich Frieden zu bekommen. Vater erschrak auch zuerst. ‚Dann kannst du nie heiraten,' sagte er. — ‚Nun, dann muß ich eben so zufrieden sein,' sagte ich. — Aber ich sah, daß der Gedanke Vater doch gefiel. ‚Gibst du mir dein Wort darauf?' fragte er nach einer Weile. — ‚Ja, das gebe ich Euch, Vater,' sagte ich. Natürlich glaubte ich keine Minute, daß Vater so etwas zustande bringen könnte, das verstehst du doch, nicht wahr? Es sah eben so unmöglich aus, als wenn ich den König hätte heiraten wollen.

„Danach hatte ich aber ein paar Jahre Ruhe vor allen

Heiratsvorschlägen, und ich war zufrieden, wenn ich nur Ruhe bekam. Ich hatte es ja so gut, wie ich nur verlangen konnte, ich besorgte den großen Hof meines Vaters und konnte, so lange Vater Witwer war, alles einrichten, wie ich wollte. Aber nun im Mai kam Vater eines Abends sehr spät nach Hause und schickte sogleich nach mir. ‚Nun kannst du Ingmar Ingmarsson auf dem Ingmarshof bekommen,' sagte er. Aber seit zwei Jahren hatte Vater nicht eine Silbe mit mir über diese Sache gesprochen. ‚Nun erwarte ich, daß du bei deinem Worte bleibst,' sagte er zu mir. ‚Ich habe den Ingmarshof um 40000 Kronen gekauft.' — ‚Aber Ingmar hat ja schon eine Braut,' sagte ich. — ‚Er macht sich wohl nicht viel aus ihr, da er jetzt um dich wirbt.'

„Der Herr Pfarrer wird aber wohl verstehen, daß der Mann, als er seine Frau dies erzählen hörte, sehr erbittert wurde. Wie sonderbar das doch ist, dachte er, es sieht ja ganz aus, als ob ein Spiel mit mir getrieben worden wäre. Ich mußte also Gertrud nur darum aufgeben, weil Barbro einmal mit ihrem Vater über mich gescherzt hatte.

„Ich wußte gar nicht, was ich tun sollte," fuhr die Frau fort, „ich war auch gerührt, daß Vater um meinetwillen so viel Geld ausgegeben hatte, und so wagte ich nicht sogleich nein zu sagen. Und ebensowenig wußte ich, wie du selbst die Sache ansahst und ob dir der Hof nicht vielleicht doch lieber sei als alles andere. Und überdies schwur Vater darauf, daß er, wenn ich nicht nachgäbe, den Hof an die Aktiengesellschaft des Sägewerks verkaufen würde. Gerade damals hatte ich es auch daheim nicht besonders gut. Vater hatte sich zum drittenmal verheiratet, und ich hatte keine Lust, mich nun unter eine Stiefmutter zu stellen, nachdem ich die Herrin im Hause gewesen war. Und da ich mir nicht sofort klar war, ob ich ja oder nein sagen sollte, kam alles so, wie Vater es haben wollte. Ich nahm es eben nicht ernsthaft genug, siehst du."

„Nun," sagte der Mann, „ich sehe wohl, daß es für dich immerfort nur ein Spiel gewesen war!"

„Ich verstand gar nicht, was ich tat, bis ich erfuhr, daß Gertrud ihre Eltern heimlich verlassen hatte und mit

nach Jerusalem gezogen war. Aber von diesem Augenblick an habe ich keine Ruhe mehr gehabt. Ich wollte ganz gewiß niemand so unglücklich machen!"

„Nun sehe ich ja auch, wie du dich abquälst," fuhr die Frau nach einer Pause fort, „und ich muß immer denken, daß ich an allem schuld bin."

„Ach nein," unterbrach sie der Mann, „ich trage nur meine eigne Schuld, und es geht mir nicht schlechter, als ich es verdient habe."

„Ich weiß gar nicht, wie ich den Gedanken ertragen soll, daß ich so viel Elend verschuldet habe," sagte die Frau. „Jeden Abend warte ich darauf, daß du nicht mehr heimkommest. Er wird wohl da drunten am Fluß bleiben, denke ich. Und dann ist es mir, als höre ich Leute auf den Hof kommen, und ich meine, sie müßten eine Bahre tragen, auf der du liegest. Und dann denke ich mir aus, wie es mir nachher gehen würde. Ob ich wohl jemals wieder vergessen könnte, daß ich deinen Tod verschuldet habe."

Während sie so sprach und ihrem Kummer Luft machte, wurde der Mann von sonderbaren Gedanken ergriffen. Nun will sie auch noch, daß ich sie tröste und ihr helfe, dachte er. Er fand es auch beschwerlich, daß sie sich nun erregt zeigte; es war ihm lieber gewesen, als sie sich ruhig verhielt, so daß er nicht daran zu denken brauchte, daß sie auch da war. Ich kann wirklich nicht auch noch ihren Kummer tragen, dachte er.

Aber er begriff, daß er doch wenigstens etwas sagen mußte. „Meinetwegen brauchst du dich nicht zu beunruhigen," sagte er. „Ich werde der ersten Missetat nicht noch eine zweite hinzufügen." Und allein um dieser Worte willen flog es wie ein heller Schimmer über ihr Gesicht.

Als Ingmar das geschrieben hatte, hob er die Feder vom Papier und schaute auf. „Dies wird ein gräßlich langer Brief," dachte er. „Ich werde wohl die ganze Nacht dazu brauchen." Eigentlich fühlte er aber eine Art Befriedigung, auf diese Weise alles, was er mit Barbro durchgemacht hatte, wieder durchzuleben. Er konnte es nicht lassen, zu hoffen, daß der Pfarrer ihr den Brief zu lesen gebe und sie gerührt würde, wenn sie sähe, wie gut er sich an alles erinnerte.

„Aber obgleich der Mann glaubte, daß er sich nicht das geringste aus seiner Frau mache," schrieb Ingmar weiter, „blieb er doch, nachdem sie ihm gesagt hatte, wie unruhig sie seinetwegen sei, ein paar Abende daheim. Die Frau tat, als verstehe sie nicht, daß er ihretwegen daheim blieb, sondern war ruhig und still wie gewöhnlich. Aber wie der Herr Pfarrer wohl weiß, war sie, Barbro, gegen alle die alten Leute auf dem Ingmarshof von Anfang an sehr gut gewesen. Als nun der Mann daheimblieb und mit den andern im Saal beim hellen Ofenfeuer saß, da schmunzelten die alte Lisa und Korp Bengt die ganze Zeit in ihrer Ecke, wo sie saßen.

Es gelang dem Manne auch wirklich, zwei Abende daheim zu bleiben, aber der dritte war ein Sonntagabend, und da holte die Frau ihre Gitarre und begann zu singen, um sich die Zeit zu vertreiben. Eine Weile ging es ganz gut, bis sie ein Lied anstimmte, das Gertrud mit besonderer Vorliebe gesungen hatte. Da konnte der Mann es nicht länger daheim aushalten, er ergriff seinen Hut und machte sich davon.

Als er hinauskam, war es stockfinster, und es fiel auch ein feiner kalter Regen; aber solch ein Wetter war gerade nach seinem Geschmack. Er ruderte bis zum Schulhaus hinunter, setzte sich auf den Stein am Ufer und dachte an Gertrud und an die Zeit, wo er noch kein Gelübde gebrochen hatte, und noch ein ehrbarer und rechtschaffener Mann war. Er trat auch den Heimweg nicht an, ehe es elf Uhr vorüber war. Da saß die Frau am Ufer und wartete auf ihn.

Das gefiel dem Manne nicht. Der Herr Pfarrer weiß wohl, daß die Männer es nicht mögen, wenn die Weiber um ihretwillen ängstlich sind. Der Mann sagte auch nichts zu seiner Frau, bis sie im Stübchen angekommen waren. „Du mußt mich kommen und gehen lassen, wie es mir behagt," sagte er dann, und sie konnte es dem Ton wohl anmerken, daß er unzufrieden war. Sie gab keine Antwort, sondern entzündete rasch ein Streichholz, um Licht zu machen. Da sah der Mann, daß sie ganz durchnäßt war, die Kleider klebten ihr förmlich auf dem Leibe. Sie holte Speisen für ihn herbei, machte Feuer im Kamin, richtete die Betten her, und während der

ganzen Zeit tropften ihre Kleider und klatschten in schweren Falten um sie her. Aber man konnte ihr durchaus nicht anmerken, daß sie ärgerlich oder betrübt gewesen wäre. Ich möchte wohl wissen, ob sie so fromm ist, daß sie über gar nichts aufgebracht werden kann, dachte der Mann.

Er wandte sich plötzlich zu ihr und fragte: „Wenn ich es dir ebenso gemacht hätte wie Gertrud, würdest du mir dann verzeihen?" Sie sah ihn einen Augenblick fest an. „Nein," sagte sie nur, und zugleich blitzte es in ihren Augen auf. Schweigend blieb der Mann sitzen. Ich möchte doch wissen, warum sie mir nicht verzeihen würde, da sie doch dem Stig auch vergeben hat, dachte er, aber sie denkt wohl, ich hätte es noch schlimmer gemacht, ich, der Gertrud um des Gewinnes willen verließ.

Ein paar Tage nachher vermißte der Mann einen Meißel. Er suchte ihn überall und kam bei dieser Gelegenheit auch in die Kammer im Brauhaus. Da lag die alte Lisa krank im Bett, und Barbro saß bei ihr und las ihr aus der Bibel vor. Es war eine ungewöhnlich große Bibel mit Messingbeschlägen und dickem Ledereinband. Der Mann blieb stehen und betrachtete die Bibel. Sie kommt am Ende aus Barbros Elternhaus, dachte er und entfernte sich. Aber im nächsten Augenblick kehrte er wieder zurück, nahm die Bibel aus der Hand seiner Frau und schlug die erste Seite auf. Da sah er, daß es wirklich eine der alten Bibeln war, die früher immer auf dem Hofe gewesen waren und die Karin bei der Auktion hatte versteigern lassen. „Woher ist denn die wieder gekommen?" fragte der Mann. Die Frau blieb stumm, aber die alte Lisa antwortete: „Hat dir Barbro nicht gesagt, daß sie die alte Bibel zurückgekauft hat?" — „Was, hat Barbro sie wieder gekauft!" sagte der Mann. — „O, sie hat noch mehr getan," sagte die Alte eifrig, „geh nur einmal in den Saal und schau dort in den Schrank hinein!" Rasch verließ der Mann das Brauhaus und ging in den Saal. Als er hier den Schrank öffnete, sah er zwei von den alten silbernen Humpen auf dem Brett stehen. Der Mann nahm sie in die Hand und drehte sie um, damit er die Zeichen auf dem Boden sehen konnte, und da sah er, daß es die richtigen waren. Barbro kam herein und sah

verlegen aus, während sie neben ihm stand. „Ich hatte eine kleine Summe auf der Sparkasse," sagte sie mit leiser Stimme. Der Mann aber war so vergnügt, wie schon lange nicht mehr. „Dafür sollst du auch recht schön bedankt sein," sagte er. Gleich nachher aber richtete er sich auf und ging hinaus. Er hatte das Gefühl, als sei es unrecht, wenn er sich freundlich gegen seine Frau erzeigte. Das sei er Gertrud doch schuldig, dachte er, daß er der, die ihren Platz eingenommen hatte, weder Liebe noch Wohlwollen beweise.

Es mochte etwa eine Woche später sein, als der Mann aus der Scheune kam und auf das Wohnhaus zuging; gleichzeitig öffnete ein fremder Mann die Heckentür und trat auf den Hof. Als die beiden zusammentrafen, grüßte der Fremde und fragte, ob die Svenstochter Barbro daheim sei. „Ich bin ein alter Bekannter von ihr," sagte er. Merkwürdigerweise meinte der Mann sogleich zu wissen, wer der Fremde sei. — „Du bist wohl Stig Börjesson?" sagte er. — „Ich hätte nicht gedacht, daß mich jemand hier kennte," sagte der Fremde, „und ich gehe auch gleich wieder meiner Wege, ich habe nur ein paar Worte mit Barbro zu sprechen. Aber du darfst Ingmar Ingmarsson nicht sagen, daß ich hiergewesen bin. Es wäre ihm vielleicht nicht lieb, daß ich hierher komme." — „Ach, ich glaube, Ingmar würde sich freuen, dich zu sehen, er hat sich oft gefragt, wie so ein Lump wohl aussehen könne." — Ingmar war ganz rasend geworden, daß dieser erbärmliche Kerl noch immer umherging und den Leuten weis zu machen versuchte, daß die Svenstochter Barbro ihn liebe. — „Ich kann mich nicht erinnern, daß mich irgend jemand einmal einen Lumpen genannt hätte," sagte nun Stig. — „Nun, wenn es bis jetzt noch niemand getan hat, dann tue ich es jetzt," sagte der Mann, und gleichzeitig hob er die Hand auf und gab Stig eine Ohrfeige.

Der Fremde fuhr zurück, er wurde leichenblaß und fürchterlich anzusehen vor lauter Bosheit. „Laß das sein," sagte er, „du weißt nicht, was du tust. Ich wollte von Barbro nur Geld entlehnen, sonst aber habe ich nichts mit ihr zu tun." Nun schämte sich der Mann ein wenig über seine Heftigkeit. Er konnte selbst nicht begreifen,

warum er auf diese Weise aufgebraust war. Aber dem erbärmlichen Kerl gegenüber wollte er keine Reue zeigen, sondern sagte in zornigem Ton: „Du brauchst nicht zu denken, ich habe Angst, Barbro könne dich lieb haben, aber ich meine, du hättest dafür, daß du sie sitzen ließest, die Ohrfeige wohl verdient." Da trat Stig Börjesson dicht zu dem Manne hin. „Nun will ich dir etwas sagen, dafür daß du mich geschlagen hast," sagte er, und seine Stimme drang scharf und zischend aus der Kehle heraus. „Ich glaube, daß dir das, was du zu hören bekommst, weher tun wird, als wenn ich dich peitschen würde. Du hast diese Barbro gewiß sehr lieb, und deshalb will ich dir mitteilen, daß sie eine von denen ist, die von dem Pferdehändler auf dem Sorgenhügel abstammen."

Stig gab genau acht, wie der Mann seine Worte aufnehmen würde; aber dieser sah nur ein wenig verwundert aus. Im ersten Augenblick fiel ihm gar nicht ein, daß etwas Merkwürdiges mit dem Sorgenhügel verbunden war. Aber dann begann er sich an die Geschichte zu erinnern, die er als Kind gehört hatte, und die der Herr Pfarrer wohl auch kennt, daß nämlich alle Söhne, die in dem Geschlecht vom Sorgenhügel geboren werden, blind und blödsinnig seien, alle Töchter dagegen klüger und besser als andre Menschen. Aber nie hätte er geglaubt, daß auch nur ein Körnchen Wahrheit daran sei! Und er begann Stig auszulachen.

„Du glaubst wohl nicht an diese Geschichte," sagte nun Stig und trat noch näher zu dem Mann, „aber ich sage dir, Sven Perssons zweite Frau stammte aus dieser Familie. Das ganze Geschlecht vom Sorgenhügel ist in einen andern Bezirk gezogen, wo niemand weiß, wie es bei ihm steht, aber meine Mutter, die wußte es. Sie schwieg jedoch darüber und sagte niemand, wen Sven Persson zur Frau gehabt hatte, bis ich mich mit Barbro verheiraten wollte. Und als ich es erfuhr, konnte ich sie zwar nicht nehmen, aber ich schwieg darüber wie ein ehrlicher Mann, weißt du. Wenn ich ein Lump wäre, hätte ich davon gesprochen. Und nun habe ich all die Schmach, die mir dafür widerfahren ist, in der Stille getragen, bis du mich geschlagen hast. Auch hat Sven

Person gewiß selbst nie gewußt, wen er bekommen hatte, denn seine Frau starb, nachdem sie ihm diese eine Tochter geboren hatte. Und die Töchter aus der Familie vom Sorgenhügel sind schön und gut, weißt du, nur die Söhne, die werden blind und blödsinnig. Und nun kannst du so liegen, wie du dich selbst gebettet hast. Du darfst es mir glauben, daß ich über dich gelacht habe, wenn ich daran dachte, daß du deine Braut sitzen ließest, und wenn ich an den Ingmar Ingmarsson dachte, der nach dir auf dem Hofe schalten und walten wird. Und ich hoffe, daß du nach diesem viele glückliche Tage mit deiner Frau verleben wirst."

Aber während Stig so dicht vor dem Mann stand und all dies hervorzischte, hatte dieser zufälligerweise nach dem Wohnhaus hingeschaut. Und da sah er, daß hinter der Haustür ein Rockzipfel hervorguckte, und er begriff, daß Barbro, als sie sah, daß er und Stig auf dem Hofe zusammentrafen, auf den Flur herausgetreten war und nun dort stand und alles mit anhörte. Da erst wurde es dem Mann ängstlich zumut, und er dachte: „Es ist ein Unglück, daß Barbro dies zu hören bekommt. Wäre es möglich, daß das, was ich lange gefürchtet habe, nun eingetroffen ist? Könnte dies die Strafe Gottes sein, auf die ich gefaßt gewesen bin?"

Gleichzeitig aber geschah es, daß der Mann nun zum erstenmal richtig fühlte, daß er eine Frau hatte, und daß es an ihm war, sie zu beschützen. Er zwang sich deshalb aufs neue zum Lachen und tat vollständig unbekümmert. „Es ist recht gut, daß du mir dies erzählt hast, nun brauche ich doch keinen Groll mehr gegen dich zu hegen," sagte er. — „Aha," sagte Stig, „du willst es auf diese Weise auffassen." — „Ja, und du denkst doch wohl nicht, daß ich ebenso dumm sein werde wie du und mein Glück verspielen um eines alten Aberglaubens und eitler Gespensterfurcht willen." — „Nun, dann brauche ich für heute nichts weiter zu sagen," entgegnete Stig, „und ich muß wohl abwarten, ob du übers Jahr noch ebenso sicher bist wie heute." — „Du kannst wohl hereinkommen und mit Barbro sprechen," sagte der Mann, als er sah, daß der andre sich zum Gehen wandte. — „Ach nein, das ist unnötig," sagte Stig.

Als er gegangen war, begab sich der Mann sogleich ins Haus, um mit seiner Frau zu reden. Sie erwartete ihn im Saal, und ehe er ein Wort aussprechen konnte, sagte sie ganz ruhig: „Ingmar, solche Ammenmärchen werden wir doch nicht glauben! Ich habe nichts mit dem zu tun, was vor mehr als hundert Jahren geschehen ist, wenn es überhaupt geschehen ist." — „Du hast es also gehört?" fragte der Mann. Er wollte sich nicht merken lassen, daß er sie horchen gesehen hatte. — „Ich habe die alte Geschichte gehört, wie andere auch, aber bis heute habe ich nicht gewußt, daß sie etwas mit mir zu tun hätte." — „Es tut mir leid, daß du sie gehört hast," sagte der Mann, „aber wenn du selbst nicht daran glaubst, dann schadet es nichts."

Die Frau lachte und sagte: „Nein, es ist mir nicht so, als ob ein Fluch auf mir ruhte." Und der Mann dachte, er habe selten jemand gesehen, der besser ausgesehen habe, als seine Frau. „Ja, ich glaube, von dir kann man in Wahrheit sagen, daß du an Leib und Seele gesund seiest," sagte er.

Gegen den Frühling gebar die Frau ein Kind. Die ganze Zeit über hatte sie sich tapfer gehalten und keinerlei Unruhe gezeigt. Der Mann dachte oft, sie habe das, was Stig erzählt hatte, vollständig vergessen. Was ihn selbst anbetraf, so wagte er es nicht mehr, so vollständig in seinem Kummer aufzugehen wie zuvor. Er dachte immer, er müsse sich seiner Frau gegenüber so benehmen, daß sie verstehe, daß er an den Fluch, der ihr anhänge, durchaus nicht glaube. Er versuchte es daher, daheim ein fröhliches Gesicht zu zeigen und nicht so auszusehen, als warte er immer auf Gottes Strafgericht. Er nahm sich mit neuem Eifer seines Hofs an und erwies sich den Leuten im Dorf hilfreich, wie es früher seine Gewohnheit gewesen war. Es geht wirklich nicht an, daß ich immerfort unglücklich aussehe, dachte der Mann, sonst bildet sich Barbro schließlich ein, ich glaube an diesen Fluch, und grämt sich darüber.

Die Frau war ungeheuer glücklich über das Kind. Es war ein Junge, und er war wohlgestaltet und schön, hatte eine hohe, gerade Stirne und große, klare Augen. Einmal ums andre rief sie den Mann zu sich, damit er den

Jungen betrachte. „Siehst du, er ist ganz richtig und hat durchaus keinen Fehler," sagte die Frau. Der Mann stand verlegen da; er hielt die Hände auf dem Rücken und wagte es nicht, das Kind anzurühren. — „Ja, es ist vollkommen richtig," wiederholte er. — „Nun sollst du gleich sehen, daß er sieht," sagte die Frau. Sie zündete ein Licht an und bewegte es vor den Augen des Kindes hin und her. — „Siehst du, wie es nach dem Licht schaut?" sagte sie. — „Ja," antwortete der Mann.

Es war ein paar Tage später. Die Frau war auf; ihr Vater und ihre Stiefmutter waren gekommen, um das Kind zu sehen. Die Stiefmutter nahm den Jungen aus der Wiege und wog ihn gleichsam auf den Armen.

„Das ist ein großes Kind," sagte sie und sah sehr zufrieden aus. Aber gleich nachher begann sie den Kopf des Kindes zu betrachten. „Hat das Kind nicht einen sehr großen Kopf?" fragte sie.

„In unsrer Familie haben die Kinder große Köpfe," sagte der Mann. — „Ist dein Kind gesund?" fragte die Stiefmutter nach einer Weile wieder, während sie das Kind in die Wiege legte. — „Ja," sagte die Frau, „es nimmt täglich zu." — Bist du auch ganz sicher, daß es sehen kann?" fragte die Stiefmutter nach einer Weile, „es verdreht immer die Augen, daß man nur das Weiße sieht." Die Hausfrau begann zu zittern, und ihre Lippen bebten. — „Wenn Ihr mit einem Lichte die Probe machet, werdet Ihr sehen, daß es ganz gut sieht," sagte der Mann. Eifrig zündete die Frau ein Licht an und hielt es vor die Augen des Kindes. „Gewiß sieht es," sagte sie und versuchte hoffnungsvoll und vergnügt auszusehen. „Seht, wie es die Augen dem Licht zuwendet." Keins der andern sagte ein Wort. „Seht Ihr nicht, wie es die Augen bewegt?" sagte sie zu der Stiefmutter. Aber diese erwiderte kein Wort. „Es ist jetzt schläfrig," sagte Barbro, „und die Augen fallen ihm zu."

„Wie soll er heißen?" fragte die Stiefmutter nach einer Weile. — „Wir pflegen den ältesten Jungen hier im Hause Ingmar zu nennen," sagte der Mann. — Die Frau fiel ihm ins Wort. „Ich wollte dich bitten, ihn nach meinem Vater Sven zu nennen," sagte sie. Nun entstand ein unheimliches Schweigen, und der Mann

merkte, daß seine Frau ihn scharf beobachtete, obgleich sie tat, als sehe sie auf den Boden. — „Nein," sagte der Mann, „wohl ist Sven Persson, dein Vater, ein tüchtiger Mann, aber der älteste muß Ingmar heißen."

„Ja, und eines Nachts, als das Kind acht Tage alt war, bekam es heftige Krampfanfälle, und gegen Morgen starb es."

Hier hielt Ingmar wieder im Schreiben inne. Er sah auf seine Uhr, es war weit über Mitternacht. „Ach, lieber Gott, ich kann dies kaum niederschreiben," sagte er, „und ich möchte wissen, ob der Herr Pfarrer begreift, wie schrecklich es war. Aber das allerschlimmste war doch, daß wir nie ganz sicher waren, wie es mit dem Kinde beschaffen gewesen ist. Bis zum heutigen Tag wissen wir nicht, ob es gesund war, oder ob von Anfang an etwas nicht in Ordnung bei ihm war.

„Ich muß mich jetzt kürzer fassen," dachte er, „sonst werde ich vor morgen früh unmöglich fertig."

„Nun muß ich aber dem Herrn Pfarrer sagen," schrieb Ingmar, als er aufs neue die Feder ergriff, „daß der Mann in der letzten Zeit immer gut gegen Barbro gewesen war, und daß er sich mitunter so gegen sie benommen hatte, wie es unter jungen Eheleuten Sitte ist. Aber er glaubte, seine ganze Liebe gehöre noch immer Gertrud, und da sagte er zu sich selbst: „Ich liebe zwar Barbro nicht, aber ich muß mich gut gegen sie erweisen, denn sie hat ein sehr schweres Schicksal zu tragen. Sie soll wissen, daß sie nicht einsam in der Welt steht, sondern einen Mann hat, der sie unter seinen Schutz nimmt.

Als das Kind tot war, weinte Barbro nicht viel darüber. Sie schien eher froh zu sein, daß es nicht mehr da war, und als einige Wochen vergangen waren, beruhigte sie sich vollständig. Niemand konnte ihr ansehen, ob sie sich unglücklich fühlte oder sich die düstern Gedanken nun wieder aus dem Sinn geschlagen hatte.

Als der Sommer herannahte, zog Barbro auf die Alm hinauf, und der Mann blieb allein daheim.

Aber nun überkam ihn ein sonderbares Gefühl. Wenn er ins Haus trat, sah er sich unwillkürlich nach Barbro um. Manchmal hob er mitten unter der Arbeit den Kopf und lauschte, ob er nicht ihre Stimme vernehmen könnte.

Es war ihm, als sei alles Behagen vom Hofe verschwunden; es war ganz und gar nicht mehr der alte Ort.

Am Samstagabend ging er zu Barbro in den Wald hinauf. Sie saß auf der Staffel vor der Sennhütte und ließ die Hände im Schoß ruhen, und obgleich sie den Mann kommen sah, ging sie ihm nicht entgegen. Da setzte er sich neben sie. „Ich muß dir sagen, daß es mir sonderbar ergangen ist," sagte er. — „Ach so," sagte sie, ohne weiter zu fragen. — „Ich habe angefangen, dich liebzugewinnen." — Sie sah ihn an, und da sah er, daß sie fast zu müde war, um die Augen zu ihm zu erheben. — „Das ist nun zu spät," sagte sie.

Er war ganz entsetzt, als er sah, wie es ihr ging. „Es ist nichts für dich, wenn du hier allein im Wald bist," sagte er. — „Doch, es geht mir gut hier, und ich will mein ganzes Leben lang hier bleiben."

Noch einmal versuchte der Mann, ihr zu sagen, daß er sie lieb habe, und daß er an niemand anders denke als an sie. Er habe nicht gewußt, wie es um ihn stehe, bis sie von Hause fortgegangen sei, sagte er.

Aber Barbro gab nur einsilbige Antworten. „Dies hättest du mir schon im vorigen Herbst sagen sollen," erwiderte sie. — „Ach lieber Gott, ist es nun bei dir vorbei?" sagte er und sah vollständig verzweifelt aus. — „O nein, es ist nicht vorbei," erwiderte sie und gab sich alle Mühe, vergnügt auszusehen.

Eines Tages im August kam der Mann wieder zu ihr hinauf. „Es haben sich traurige Dinge ereignet," sagte er, als er Barbro erreicht hatte. — „Was gibt es?" fragte sie. — „Dein Vater ist gestorben." — „Ja, das ist eine wichtige Nachricht für dich und mich," sagte sie.

Dann setzte sich Barbro auf einen Stein am Wege und forderte den Mann auf, sich neben sie zu setzen. — „Nun haben wir Freiheit, zu tun, was wir wollen," sagte sie, „und nun müssen wir uns scheiden lassen." — Er wollte sie unterbrechen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. — „Solange Vater lebte, war es unmöglich, aber nun können wir sogleich um Scheidung einkommen," sagte sie, „das begreifst du doch wohl?" — „Nein," sagte er, „gar nichts verstehe ich davon." —

„Du sahst doch wohl, welch ein Kind es war, das ich dir geboren hatte?" — „Es war ein schönes Kind," sagte er. — „Es war blind, und es wäre blödsinnig geworden," erwiderte sie. — „Das ist einerlei, wie es beschaffen war, ich will jedenfalls dich haben."

Sie faltete die Hände, und der Mann sah, daß sie die Lippen bewegte. „Dankst du Gott dafür?" fragte er. — „Den ganzen Sommer hindurch habe ich um Befreiung gebetet," sagte sie. — „Lieber Gott," rief er, „soll ich nun um so einer alten Fabel willen mein Glück verlieren!" — „Es war keine alte Fabel," sagte Barbro, „das Kind war blind." — „Das weiß niemand gewiß, und wenn es gelebt hätte, würdest du wohl gesehen haben, daß seine Augen ganz recht waren." — „Aber mein nächstes Kind würde jedenfalls schwachsinnig," sagte sie, „denn nun glaube ich daran."

Der Mann stritt noch lange mit ihr. „Es ist nicht allein um des Kindes willen, daß ich mich scheiden lassen will," sagte sie. — Da fragte er, ob denn noch etwas anderes im Weg stehe. — „Ich will, daß du nach Jerusalem reisest und Gertrud heimführst." — „Niemals werde ich so etwas tun," versicherte er. — „Du mußt es um meinetwillen tun," sagte sie, „damit ich meinen Seelenfrieden wiederbekomme."

Er aber widersetzte sich und sagte, daß sie etwas ganz Unvernünftiges von ihm verlange. „Du mußt es aber doch tun, weil es recht ist," beharrte sie. „Du siehst doch wohl ein, daß Gott nie aufhören würde, uns zu strafen, wenn wir als Mann und Frau weiterlebten."

Sie wußte von der ersten Minute an, daß sie ihn zum Nachgeben bewegen würde, weil er ja ein schlechtes Gewissen hatte. „Du müßtest froh sein, daß du nun all das wieder gut machen kannst, was du im vorigen Jahr schlecht gemacht hast," sagte sie. „Es würde dich sonst dein ganzes Leben lang quälen." Und schließlich, als er sich noch immer widersetzte, fügte sie noch hinzu: „Wegen des Hofs brauchst du dir keine Sorgen zu machen; wenn du zurückkommst, kannst du ihn mir abkaufen; aber während du in Jerusalem bist, werde ich dableiben und ihn besorgen."

So zogen sie denn miteinander auf den Hof hinunter,

um die Scheidung ins Werk zu setzen. Nun hatte der Mann eine noch schwerere Zeit als vorher. Er sah, daß Barbro in dem Gedanken, von ihm frei zu werden, froh und glücklich war. Es war ihre größte Freude, davon zu reden, wie er und Gertrud es miteinander haben würden, und ganz besonderes Vergnügen bereitete es ihr, sich auszumalen, wie glücklich Gertrud sein werde, wenn er nach Jerusalem komme, um sie zu holen. Einmal, als sie eben lange davon gesprochen hatte, überkam es ihn plötzlich wie eine Offenbarung, daß Barbro ihn nicht mehr lieb haben könne, sonst würde sie doch nicht immerfort davon reden, ihn mit Gertrud zusammenzubringen. Da fuhr er auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ja, ich werde reisen," rief er, „aber nun sprich mir nicht mehr davon!" — „Dann wird alles gut," sagte sie und sah ganz vergnügt aus. „Erinnere dich nur immer daran, Ingmar, daß ich keine frohe Stunde mehr bekomme, bis du dich mit Gertrud versöhnt hast."

Und dann machten sie alles der Reihe nach durch; sie wurden vom Pfarrer ermahnt, sie wurden von dem Kirchengemeinderat ermahnt, und beim Herbstthing wurden sie geschieden.

Hier hielt Ingmar inne, und er legte die Feder nieder. Nun wußte der Pfarrer alles, und es blieb ihm nur noch übrig, ihn zu bitten, mit Barbro zu reden und sie vor allem dazu zu bewegen, von ihrer Forderung, daß Ingmar Gertrud heirate, abzustehen. Der Pfarrer würde doch wohl verstehen, wie unmöglich das war. Wenn er sich jetzt Gertrud mit falscher Liebe näherte, so war das so viel, als sie zum zweiten Male zu betrügen.

Während Ingmar dies dachte, fielen seine Blicke auf die Worte, die er vorhin geschrieben hatte: „Du mußt es um meinetwillen tun, damit ich meinen Seelenfrieden wiederbekomme."

Er las sein Schreiben durch, und da war es ihm, als säße er wieder droben im Walde und höre Barbro sagen: „Du solltest froh sein, daß du das wieder gut machen kannst, was du schlecht gemacht hast."

„Und ist denn das, was sie von mir verlangt, zu schwer im Vergleich zu dem schweren Schicksal, das sie selbst tragen muß?" dachte er.

Da war es ihm plötzlich, als ob dieser Brief nun und nimmer unter Barbros Augen kommen dürfe. O nein, denn dann würde sie ja erfahren, daß er meinte, er könne es nicht durchführen. Sollte er sie auf diese erbärmliche Weise anflehen, ihn ohne Sühne und Strafe ausgehen zu lassen!

Sie hatte keinen Augenblick geschwankt, sie, nicht eine Sekunde, sobald sie geglaubt hatte, ihrem eignen Willen folgen zu dürfen. Ihn aber hatte sie die ganze Zeit zwingen müssen. Und nun sollte sie erfahren, daß er schrieb, er habe die Kraft nicht, das angefangene Werk durchzuführen!

Ingmar legte die beschriebenen Blätter aufeinander und steckte sie ein. „Es ist gewiß überflüssig, daß ich diesen Brief fertig schreibe," sagte er.

Er schraubte die Lampe hinunter und verließ die Schreinerwerkstatt. Noch immer sah er gedrückt und unglücklich aus, aber er war nun fest entschlossen, dem Willen seiner Frau nachzukommen.

Als er hinauskam, sah er dicht neben sich eine kleine Hinterpforte, die offen stand. Er stellte sich unter die Tür und atmete die frische Luft ein. „Es ist gewiß nicht mehr der Mühe wert, schlafen zu gehen," dachte er.

Sachte und verstohlen drangen die ersten Sonnenstrahlen hinter den Hügeln hervor, und allmählich wurden diese von einem rotbraunen Schimmer wie überzogen; übrigens wechselte alles ringsum, so weit das Auge reichte, mit jeder Minute die Farbe.

Von den Abhängen her, die unterhalb des Ölbergs liegen, sah Ingmar Gertrud daherkommen. Die Sonnenstrahlen folgten ihr und umspannen auch sie mit ihrem flimmernden Glanz. Mit leichten, fröhlichen Schritten kam sie näher, und Ingmar dachte, es sähe aus, als gehe der leuchtende Schein von ihr selbst aus.

Und hinter Gertrud sah Ingmar einen langen Mann auftauchen. Er folgte ihr in einer gewissen Entfernung und schaute nach der andern Seite, aber es war deutlich, daß er Gertrud bewachte.

Ingmar erkannte den Mann bald, und in demselben Augenblick heftete er den Blick nachdenklich auf den Boden.

Dann schien ihm manches klar zu werden, was ihm am vorhergehenden Tag aufgefallen war, und eine große Freude stieg in seinem Herzen auf.

„Nun glaube ich, daß Gott mir helfen will," sagte er.

Der Derwisch

Eines Abends, gerade vor der Dämmerung, wanderte Gertrud durch die Straßen von Jerusalem. Da fiel ihr ein hoher, schlanker Mann in einem bis auf die Füße herabfallenden schwarzen Gewand auf, der vor ihr herging. Gertrud meinte, es sei etwas Ungewöhnliches an ihm, aber sie wußte nicht recht, worin es bestand. Es kam wohl nicht daher, daß er einen grünen Turban trug, um damit anzuzeigen, daß er ein Abkömmling des Propheten sei; Männern mit ähnlichen Kopfbedeckungen konnte man ja auf jeder Straße begegnen. Eher konnte es darauf beruhen, daß er das Haar weder abrasiert noch aufgesteckt hatte, wie es andre Morgenländer zu tun pflegen, sondern es in gleichmäßigen langen Locken auf die Schultern herabwallen ließ.

Gertrud folgte dem Mann mit den Blicken und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, er möge sich nur einmal umdrehen, damit sie sein Gesicht sehen könne. Da kam ihm ein junger Mann entgegen, der sich tief verbeugte, ihm die Hand küßte und dann weiterging. Der Schwarzgekleidete blieb einen Augenblick stehen und schaute dem Manne nach, der ihn so demütig gegrüßt hatte, und auf diese Weise ging Gertruds Wunsch in Erfüllung.

Da versagte Gertrud beinahe der Atem vor glücklicher Überraschung. Unbeweglich, die Hand auf das Herz gedrückt, blieb sie stehen. „Das ist ja Christus!" sagte sie. „Das ist ja Jesus Christus, dem ich beim Waldbach begegnete."

Der Mann begann alsbald weiterzugehen, und Gertrud versuchte ihm zu folgen, aber er bog nun in eine sehr belebte Straße ein, und da verlor sie gleich jede Spur von ihm. Nun schlug Gertrud wieder den Weg nach der Kolonie ein; sie ging sehr langsam, einmal ums andre

blieb sie stehen, lehnte sich an eine Mauer und schloß die Augen.

„Wenn ich ihn nur in der Erinnerung behalten könnte," murmelte sie, „wenn ich nur immer sein Gesicht sehen könnte!"

Sie versuchte, ihren Augen tief einzuprägen, was sie soeben gesehen hatte. „Er hatte einen etwas graumelierten Bart," wiederholte sie sich, „der ganz kurz geschnitten war und in zwei Spitzen auslief. Er hatte ein längliches Gesicht; die Nase war auch lang, und die Stirne breit, aber nicht besonders hoch. Und er sah ganz so aus, wie ich Christus oft gemalt gesehen habe; er war genau so, wie er mir damals auf dem Waldweg entgegenkam, nur war er jetzt noch schöner und herrlicher. Ein Licht ging von seinen Augen aus und eine große Macht, und um die Augen waren dunkle Ringe und auch viele Runzeln. Ja, um seine Augen herum lag alles vereinigt, Weisheit und Liebe und Schmerz und Mitleid und noch etwas andres, das andeutete, daß diese Augen bisweilen einen solchen Blick haben könnten, der durch den Himmel hindurch Gott und seine Engel zu schauen vermöchte."

Während des ganzen Heimwegs war Gertrud von höchstem Entzücken erfüllt. So von Glück durchströmt hatte sie sich seit jenem Tag nicht mehr gefühlt, wo sie Christus auf der Waldwiese gesehen hatte. Mit gefalteten Händen und nach oben gerichteten Augen schritt sie dahin und sah aus, als wandle sie nicht mehr auf der Erde, sondern auf Wolken und blauer Luft.

Christus hier in Jerusalem zu begegnen, das war von viel größerer Bedeutung, als daß er sich ihr in der wilden Waldgegend in Dalarne gezeigt hatte. Da war er wie eine Erscheinung an ihr vorübergeglitten; aber wenn er sich nun hier offenbarte, so bedeutete das, daß er wiedergekommen war, um unter den Menschen zu wirken.

Ja, daß Christus wiedergekehrt war, das war etwas so Großes, daß sie gar nicht auf einmal auszudenken vermochte, wie viel es bedeutete, aber Friede und Freude und Seligkeit, das war das erste, was diese Gewißheit mit sich brachte.

Als Gertrud vor die Stadt hinauskam und sich der Kolonie näherte, begegnete sie Ingmar Ingmarsson. Er

trug noch immer den feinen schwarzen Anzug, der so schlecht zu seinen schwieligen Händen und groben Zügen paßte, und er sah düster und mißmutig aus.

Vom ersten Augenblick an, wo Gertrud Ingmar in Jerusalem wiedersah, hatte sie sich darüber verwundert, daß sie ihn einmal so lieb gehabt hatte. Und ebenso war es ihr höchst wunderbar vorgekommen, daß ihr Ingmar daheim als ein so vornehmer Herr erschienen war. So arm er auch gewesen war, sie und andre Leute hatten gemeint, sie könnte niemals eine bessere Heirat machen. Aber hier in Jerusalem sah er nur verkommen und verloren aus. Sie konnte nicht verstehen, was man im Heimatdorfe Merkwürdiges an ihm gesehen hatte.

Gleichzeitig hatte Gertrud auch keinerlei Widerwillen gegen Ingmar gefühlt, und sie hätte sich ihm gerne freundlich erzeigt, wenn ihr nicht jemand gesagt hätte, daß Ingmar von seiner Frau geschieden und nun nach Jerusalem gekommen sei, um Gertrud wiederzugewinnen. Da war sie erschrocken und hatte gedacht: „Nun kann ich nicht einmal mit ihm reden, denn ich muß ihm zeigen, daß ich mir nichts aus ihm mache. Jetzt darf ich ihn nicht einen Augenblick bei dem Glauben lassen, daß er mich wiederbekommen könnte. Er ist wohl hierhergereist, weil er meint, er habe sehr unrecht gegen mich gehandelt; aber wenn er sieht, daß ich mir nichts mehr aus ihm mache, wird er wohl bald zur Vernunft kommen und wieder abreisen."

Aber als Gertrud Ingmar jetzt vor der Kolonie begegnete, dachte sie an nichts weiter, als daß sie nun einen Menschen gefunden hatte, dem sie ihre große wunderbare Entdeckung anvertrauen konnte. Sie stürzte auf ihn zu und rief ihm entgegen: „Ich habe Christus gesehen!"

Ein solch entzückter Ausruf hatte wohl nicht wieder über die kahlen Felder und Berge von Jerusalem hingeklungen, seit einst die frommen Weiber von dem verlassenen Grabe zurückkehrten und den Aposteln zuriefen: „Der Herr ist auferstanden!"

Ingmar blieb stehen und schlug die Augen nieder, wie es seine Gewohnheit war, wenn er seine Gedanken verbergen wollte. „Ach so," sagte er zu Gertrud, „hast du Christus gesehen?"

Gertrud wurde ungeduldig, ganz wie in früheren Tagen, wenn Ingmar sich nicht so schnell in ihre Träume und Ideen hineinversetzen konnte. Sie wünschte, sie wäre statt seiner Bo begegnet; er konnte sie weit besser verstehen. Aber sie begann doch zu erzählen, was sie gesehen hatte.

Ingmar sagte kein Wort, das verraten hätte, daß er ihr nicht glaube, jedenfalls aber kam es Gertrud vor, als schmelze das, was sie zu berichten hatte, während des Erzählens in ein Nichts zusammen. Sie war einem Mann auf der Straße begegnet, der Christus ähnlich sah, das war alles. Die ganze Sache war ganz und gar wie ein Traum. Sie war ihr so merkwürdig vorgekommen, als sie sie erlebt hatte, aber sie zerfloß vollständig, als sie versuchte, davon zu sprechen.

Jedenfalls aber sah es aus, als sei Ingmar erfreut, daß sie ihn angeredet hatte. Er gab sich viele Mühe, sie nach Zeit und Ort, wo sie den Mann getroffen hatte, zu erkundigen. Und er ließ sich dessen Kleidung und Aussehen sehr genau beschreiben.

Aber als die beiden in der Kolonie ankamen, eilte Gertrud von Ingmar weg. Sie fühlte eine große Niedergeschlagenheit und eine unbegreifliche Müdigkeit. „Ich verstehe, es ist nicht die Absicht Gottes, daß ich es andern Menschen erzählen soll," dachte sie. „Ach, und ich war so glücklich, als nur ich allein es wußte!"

Sie beschloß, mit niemand mehr darüber zu sprechen, und wollte auch Ingmar bitten, zu schweigen. „Es ist ja die Wahrheit, es ist die Wahrheit," wiederholte sie für sich selbst, „daß ich ihm begegnet bin, gerade so, wie ich ihn auf dem Waldwege sah; aber es ist wohl zuviel verlangt, daß mir jemand glauben soll."

Ein paar Tage nachher wurde Gertrud sehr überrascht; Ingmar trat gleich nach dem Abendessen zu ihr und teilte ihr mit, daß auch er den Mann in dem schwarzen Anzug gesehen habe.

„Seit du mir erzähltest, daß sich ein solcher findet, bin ich auf derselben Straße oft auf und ab gegangen und habe auf ihn gewartet," sagte Ingmar.

„Dann hast du mir also doch geglaubt?" sagte Gertrud erfreut. Ihre ganze Glaubenszuversicht loderte wieder in ihr auf.

„Ich gehöre ja nicht zu denen, die so leicht etwas glauben," sagte Ingmar.

„Hast du je ein solches Gesicht gesehen?" fragte Gertrud.

„Nein," antwortete Ingmar, „ich habe noch nie ein solches gesehen."

„Geht es dir nicht auch so, daß du es immer vor dir siehst, wohin du auch gehst?"

„Doch, es ist ganz wahr, es geht mir genau so."

„Glaubst du nun nicht, daß es Christus ist?"

Ingmar vermied es, eine Antwort darauf zu geben. „Es ist seine Sache, uns zu zeigen, wer er ist."

„Ach, wer ihn doch noch einmal sehen könnte!" seufzte Gertrud.

Ingmar sah zweifelnd aus. „Ich weiß, wo er sich heut abend aufhält," sagte er phlegmatisch.

Da wurde Gertrud gleich Feuer und Flamme. „Nein, was du sagst! Weißt du, wo er sich aufhält?" rief sie. „Dann kannst du mich dorthin führen, damit ich ihn wiedersehe."

„Aber es ist schon ganz dunkel," sagte Ingmar, „und es ist wohl nicht ratsam, so spät in Jerusalem umherzugehen."

„Ach, das ist nicht gefährlich," sagte Gertrud, „ich bin schon öfters noch später zu Kranken gegangen."

Es kostete Gertrud viel Mühe, Ingmar zu überreden. „Willst du vielleicht nicht mit mir gehen, weil du meinst, ich sei verrückt?" fragte sie, während ihre Augen ganz dunkel wurden und gefährlich aussahen.

„Es war dumm von mir, dir zu sagen, daß ich ihn gefunden habe," sagte Ingmar, „aber ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich nun mit dir gehe."

Da wurde Gertrud so froh, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Aber wir müssen versuchen, aus der Kolonie wegzukommen, ohne daß es jemand merkt," sagte sie. „Ich will mit niemand hier darüber sprechen, bis ich ihn noch einmal gesehen habe."

Es gelang ihr, eine Laterne aufzutreiben, und schließlich konnten sie sich auf den Weg machen. Sturm und

Regen schlugen ihnen entgegen, aber Gertrud fragte nichts danach.

„Bist du ganz sicher, daß ich ihn heute abend wiedersehen werde?" fragte sie einmal ums andre. „Bist du wirklich sicher, daß ich ihn sehen werde?"

Gertrud sprach unaufhörlich; nun war es, als hätte nie etwas Trennendes zwischen ihr und Ingmar bestanden, und sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen wie in früheren Tagen. Sie erzählte ihm von den vielen Morgen, wo sie in Erwartung auf dem Ölberg gestanden hatte, und berichtete dabei auch, wie qualvoll es ihr gewesen war, daß bisweilen Menschen herbeigekommen waren und sie betrachtet hatten, während sie dort auf den Knien lag und zum Himmel aufschaute. „Es war nicht angenehm für mich, wenn mich alle so sonderbar anschauten, gerade als ob ich wahnsinnig wäre. Aber ich war ja so fest überzeugt, daß Christus kommen würde, da konnte ich es doch nicht unterlassen, hinaufzugehen und auf ihn zu warten."

„Es wäre mir freilich lieber gewesen, wenn er mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Flügeln der Morgenröte erschienen wäre," sagte sie, „aber was mache ich mir schließlich daraus, wenn er nur überhaupt kommt. Was tut es, wenn er in der dunkeln Winternacht kommt, wenn er sich zeigt, wird es schon Tag und heller Morgen werden.

„Und wie merkwürdig ist es, Ingmar, daß du gerade jetzt hierherkommen mußtest, wo er hervortritt und zu wirken beginnt. Du bist glücklich, du hast nicht warten müssen. Du kommst mitten in der guten Zeit."

Plötzlich hielt Gertrud inne; sie hob die Laterne in die Höhe, um Ingmars Gesicht sehen zu können. Es sah düster und schwermütig aus.

„Du bist in diesem letzten Jahre recht alt geworden, Ingmar," sagte sie, „und ich verstehe, daß du dich meinetwegen mit Gewissensbissen geplagt hast. Aber du mußt nun vollständig vergessen, daß du dich gegen mich verschuldet hast. Es war Gottes Wille, und es mußte so gehen. Gott wollte dir und auch mir eine große Gnade erweisen, er wollte uns zu der rechten, großen Zeit hierher nach Jerusalem führen."

„Vater und Mutter werden nun auch zufrieden sein, wenn sie Gottes Absicht verstehen lernen," fuhr Gertrud fort. „Ja, sie haben mir auch nie ein hartes Wort darüber geschrieben, daß ich mich heimlich davongemacht hatte; sie begriffen wohl, daß ich es daheim nicht aushalten konnte, aber über dich sind sie sehr erbittert gewesen, das weiß ich. Aber nun müssen sie sich mit den beiden Kindern, die in ihrem Hause aufgewachsen sind, wieder versöhnen. Weißt du, ich glaube beinahe, sie haben um dich mehr getrauert als um mich."

Schweigend wanderte Ingmar in dem Unwetter dahin, er antwortete auf dies ebensowenig, wie auf alles andre, was Gertrud sagte. „Ja, es ist schon so, er glaubt nicht, daß ich Christum gefunden habe," dachte Gertrud, „aber was tut es, da er mich dennoch zu ihm führt. Ach, wenn ich nur noch eine kleine Weile Geduld habe, dann werde ich bald alle Völker und Fürsten der Erde die Knie vor ihm beugen sehen, vor ihm, der der Heiland ist!"

Ingmar führte Gertrud in den mohammedanischen Teil der Stadt, und sie durchschritten viele dunkle verschlungene Gassen. Endlich blieb er vor einer niedrigen Pforte in einer hohen fensterlosen Mauer stehen und stieß sie auf. Sie gingen durch einen langen Gang und gelangten dann auf einen erleuchteten Hof.

Einige Diener waren in einer Ecke mit einer Arbeit beschäftigt, und zwei alte Männer kauerten an der einen Mauer auf einer steinernen Bank, aber niemand schenkte Gertrud und Ingmar die allergeringste Aufmerksamkeit; sie setzten sich auf eine andre Bank, und Gertrud begann sich umzusehen.

Der Hof sah genau aus wie so viele andere, die Gertrud in Jerusalem gesehen hatte. Auf allen vier Seiten war er von einem bedeckten Säulengang umgeben, und über den offenen Platz in der Mitte war ein großes schmutziges Zeltdach gespannt, das in Fetzen und Streifen herunterhing.

Der ganze Ort schien einst reich und ansehnlich gewesen zu sein, obgleich er jetzt verfallen war. Die Säulen sahen aus, als seien sie einer Kirche entnommen worden. Sie hatten gewiß oben einmal schöne Verzierungen

gehabt, aber nun waren diese abgebrochen und verunstaltet. Der Bewurf der Mauern war abgebröckelt, und aus Luken und Löchern schauten schmutzige Lumpen hervor. Auf der einen Seite war eine Menge alter Kisten und Hühnerkäfige aufgestapelt.

„Bist du ganz sicher, daß dies der Ort ist, wo ich ihn sehen soll?" fragte Gertrud flüsternd.

Ingmar nickte und deutete auf zwanzig kleine Lammfelle, die in der Mitte des Hofes in einem Kreis auf dem Boden lagen. „Hier sah ich ihn gestern mit seinen Jüngern," sagte er.

Gertrud sah ein wenig enttäuscht aus, aber bald lächelte sie wieder. „Es ist merkwürdig, daß man ihn immer in Ehre und Herrlichkeit erwartet," sagte sie. „Aber er will nichts von alledem wissen, sondern kommt in Niedrigkeit und Armut. Aber du begreifst doch, daß ich nicht sein werde wie die Juden, die ihn nicht anerkennen wollten, weil er sich nicht als der Fürst und Herr dieser Welt zeigte."

Nach einer Weile kamen einige Männer von der Straße herein. Sie gingen langsam bis in die Mitte des Platzes und ließen sich da auf den kleinen Schaffellen nieder. Alle Eintretenden trugen orientalische Kleidung, in allem andern jedoch waren sie sich sehr unähnlich. Einige waren jung, einige alt, einige kamen in kostbarem Pelzwerk und Seidenstoffen, andere wie arme Wasserträger und Feldarbeiter gekleidet. Und je nachdem sie auftraten, begann Gertrud über sie zu sprechen und ihnen Namen beizulegen.

„Siehst du, dies ist Nikodemus, der bei Nacht zu dem Herrn kam," sagte sie von einem alten vornehmen Mann, „und der mit dem großen Bart ist Petrus, und dort drüben sitzt Josef von Arimathia. Nein, noch nie habe ich so gut verstanden, wie es zuging, wenn die Jünger sich um den Herrn versammelten. Der dort drüben, der die Augen niedergeschlagen hält, ist Johannes, und der Mann mit dem roten Haar unter der Filzmütze ist Judas. Aber die beiden, die dort auf der Bank kauern, ihre Wasserpfeifen rauchen und nichts danach zu fragen scheinen, was sie zu hören bekommen werden, das sind zwei Schriftgelehrte. Sie glauben nicht an ihn und sind nur

aus Neugierde gekommen oder um ihm zu widersprechen."

Während Gertrud auf diese Weise redete, war der Kreis vollzählig geworden. Gleich darauf kam der Mann, der erwartet wurde, und stellte sich in die Mitte.

Gertrud hatte nicht gesehen, woher er kam. Sie schrie beinahe laut auf, als sie ihn plötzlich gewahrte. „Ja, ja, er ist es!" rief sie und faltete die Hände.

Eine Weile schaute sie ihn unverwandt an, während er mit gesenkten Augen still wie im Gebet dastand. Und je länger sie ihn betrachtete, desto stärker wurde ihr Glaube.

„Kannst du denn nicht sehen, Ingmar, daß er kein Mensch ist?" flüsterte sie; und Ingmar erwiderte auch flüsternd:

„Gestern, als ich ihm zuerst begegnete, glaubte ich auch, er sei mehr als ein Mensch."

„Ich fühle Seligkeit, wenn ich ihn nur ansehe," sagte Gertrud. „Es gibt nichts, was ich nicht für ihn täte, wenn er mich darum bitten würde."

„Es kommt wohl daher, daß wir gewöhnt sind, zu denken, der Heiland müsse auf diese Weise aussehen," sagte Ingmar.

Der Mann, den Gertrud für Christus hielt, stand nun mit aufrechter und befehlender Haltung mitten in dem Kreise seiner Anhänger. Dann machte er eine leichte Bewegung mit der Hand, und auf einmal begannen alle, die auf dem Boden um ihn herum saßen, ein lautes „Allah, Allah!" anzustimmen. Gleichzeitig bewegten auch alle den Kopf, indem sie ihn mit einer scharfen Bewegung nach rechts warfen, dann nach links, nach rechts, nach links. Sie bewegten sich alle in demselben Takte, und bei jeder Wendung riefen sie: Allah, Allah! Der Mann in der Mitte stand beinahe ganz still, gab aber durch eine leichte Neigung des Kopfes den Takt an.

„Was ist dies?" fragte Gertrud. „Was ist dies nur?"

„Du bist länger in Jerusalem als ich, Gertrud," sagte Ingmar, „du wirst wohl selbst wissen, was es ist."

„Ich habe gehört, daß es Leute gibt, die man tanzende Derwische nennt," sagte Gertrud, „dies ist gewiß ihr Gottesdienst."

Still saß sie da und überlegte, dann sagte sie: „Dies ist nur der Anfang, es ist vielleicht hierzulande so Sitte, und dies nimmt wohl die Stelle des Liedes ein, mit dem wir den Gottesdienst beginnen. Wenn es vorüber ist, wird er schon seine Lehre auslegen. Ach, wie glücklich werde ich sein, wenn ich seine Stimme höre!"

Die Männer, die mitten auf dem Hofe saßen, stießen noch immer ihr „Allah, Allah!" hervor, während sie fortgesetzt den Kopf hin und her warfen. Sie bewegten sich in immer rascherem Takte, ihre Stirnen bedeckten sich mit Schweißtropfen, und die Allah-Rufe klangen wie ein Geröchel.

Mehrere Minuten lang fuhren sie ununterbrochen damit fort, bis ihr Führer eine leichte Bewegung mit der Hand machte; da mäßigten sie sich augenblicklich.

Gertrud hatte die Augen geschlossen, um nicht mehr sehen zu müssen, wie diese Menschen sich abquälten. Als es still wurde, schaute sie auf und sagte zu Ingmar: „Nun wird er wohl sprechen. Wer doch so glücklich wäre, seine Predigt verstehen zu können! Aber ich will zufrieden sein, wenn ich nur seine Stimme höre!"

Einen Augenblick war es ganz still, aber bald machte der Anführer ein Zeichen, und da begannen seine Anhänger aufs neue Allah! Allah! zu rufen. Diesmal wurde ihnen befohlen, nicht nur den Kopf, sondern auch den ganzen Oberkörper zu bewegen, und bald war alles wieder in vollem Gange. Der Mann mit den ehrfurchtgebietenden Zügen und den schönen Christusaugen dachte an nichts weiter, als seine Anhänger zu immer heftigeren Bewegungen anzutreiben. Eine Minute nach der andern ließ er sie so fortmachen. Sie hielten auch aus, wie von einer übernatürlichen Kraft getrieben, viel länger, als man es für menschenmöglich hätte halten sollen. Es war geradezu schauerlich, diese Männer zu sehen, die vor lauter Anstrengung dem Tode nahe zu sein schienen, und diese stöhnenden Ausrufe anhören zu müssen, die aus den nach Luft ringenden Kehlen förmlich hervorgestoßen wurden.

Nun entstand eine kleine Pause, dann begannen die heftigen Bewegungen aufs neue, dann trat wieder eine Pause ein.

„Diese Männer mußten sich gewiß lange darauf einüben, ehe sie es aushalten konnten, so ohne Unterbrechung fortzumachen," sagte Ingmar.

Mit einem hilflosen Blick und einem etwas ängstlichen Ausdruck sah Gertrud zu Ingmar auf, und ihre Lippen bebten, als sie sagte: „Glaubst du nicht, daß dies schließlich ein Ende nehmen wird?" Dann warf sie einen Blick auf die hohe Gestalt, die gebieterisch und befehlend mitten unter den Anhängern stand, und neue Hoffnung belebte sie. „Gewiß werden bald die Kranken und Unglücklichen herbeikommen, um ihn um Hilfe zu bitten," sagte sie innig. „Und ich werde sehen, wie er die Wunden der Aussätzigen heilt und den Blinden das Augenlicht wiedergibt."

Aber der Derwisch fuhr fort, wie er begonnen hatte. Er machte ein Zeichen, daß sich alle erheben sollten, und nun wurden die Bewegungen noch heftiger. Alle blieben auf ihren Plätzen stehen, aber ihre armen Körper bewegten und schwangen sich mit der größten Heftigkeit hin und her. Glanzlos und blutunterlaufen starrten die Augen geradeaus, und mehrere der Männer schienen sich nicht mehr bewußt zu sein, wo sie sich befanden, ihre Körper bewegten sich wie unwillkürlich, hin und her, auf und ab, immer heftiger und heftiger.

Schließlich, nachdem die beiden wohl ein paar Stunden lang zugeschaut hatten, ergriff Gertrud in ihrer großen Angst Ingmar beim Arm. „Kann er sie denn nichts anderes lehren?" flüsterte sie.

Denn sie begann nun zu verstehen, daß der Mann, den sie für Christus gehalten hatte, die Menschen in nichts weiter unterrichten konnte, als in diesen wilden Übungen. Er hatte keinen andern Gedanken, als diese Wahnsinnigen aufzustacheln und anzufeuern. Wenn sich einer von ihnen eifriger und anhaltender bewegte als die andern, zog er ihn in den Kreis hinein und stellte den sich eifrig verneigenden und nach Luft ringenden als ein Vorbild auf. Und auch er selbst, der Anführer, wurde immer eifriger; auch sein Körper begann sich hin und her zu wiegen und sich zu verdrehen, als sei er nicht mehr imstande, sich ruhig zu verhalten.

Gertrud kämpfte mit dem Weinen und mit der Ver-

zweiflung. Alle Hoffnungen und Träume erloschen in ihrer Seele. „Hat er sie denn nichts, gar nichts zu lehren?“ fragte sie einmal ums andere.

Gleichsam als Antwort darauf machte der Derwisch den Dienern, die an den Übungen keinen Anteil genommen hatten, ein Zeichen. Sie ergriffen ein paar Instrumente, die an einem Pfeiler hingen; es waren Trommeln und Tamburine. Und in dem Augenblick, wo die Musik erklang, wurden die Rufe immer lauter und gellender, und die Menschen verrenkten sich immer ungestümer. Mehrere rissen ihren Fes und Turban vom Kopf und lösten ihr Haar auf, das wohl einen halben Meter lang war. Sie sahen entsetzlich aus, während sie sich so hin und her schwangen, daß ihnen das lange Haaar bald um das Gesicht flog, bald den Rücken hinunterfloß. Ihre Augen wurden immer starrer, die Gesichter leichenhaft, ihre Bewegungen gingen in krampfhafte Zuckungen über, und aus ihrem Munde drang weißer Schaum.

Gertrud stand auf; alle Freude und Begeisterung waren in ihr erstorben; die letzte Hoffnung war erloschen. Nichts war zurückgeblieben als ein tiefer Widerwillen. Sie ging dem Ausgang zu, ohne sich auch nur nach dem umzusehen, den sie vor kurzem noch für den ausgesandten Heiland gehalten hatte.

„Es ist recht schade um dieses Land,“ sagte Ingmar, als sie auf der Straße waren. „Bedenke, welche Lehrer sich früher hier fanden, und nun geht der ganze Unterricht dieses Mannes darauf aus, seine Anhänger dazu zu bringen, sich wie Verrückte zu verdrehen und zu verrenken.“

Gertrud gab keine Antwort; rasch schritt sie vorwärts. Als sie vor der Kolonie standen, hob sie die Laterne in die Höhe. „Hattest du ihn gestern auch so gesehen?“ fragte sie und betrachtete Ingmars Gesicht mit zornig flammenden Augen.

„Ja,“ antwortete Ingmar ohne Zögern.

„Tat es dir so weh, mich glücklich zu sehen, daß du ihn mir zeigen mußtest?“ sagte Gertrud. „Das werde ich dir nie verzeihen,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Das kann ich gut verstehen,“ sagte Ingmar, „aber man muß trotzdem tun, was recht ist.“

Sie schlüpften durch die Hintertür hinein, und mit einem erbitterten Auflachen verließ Gertrud Ingmar. „Du kannst nun ruhig schlafen, jawohl," sagte sie. „Du hast deine Sache gut gemacht, ich glaube nun nicht mehr, daß dieser Mann Christus ist. Ich bin nicht mehr verblendet, du hast deine Sache gut gemacht."

Leise ging Ingmar nach der Treppe, die zu dem Schlafzimmer der Männer führte. Gertrud kam hinter ihm her. „Vergiß nur nicht, daß ich dir dies niemals verzeihen werde," wiederholte sie.

Hierauf begab sie sich in ihr eigenes Zimmer, legte sich zu Bett und weinte sich in Schlaf. Früh am nächsten Morgen erwachte sie, blieb aber ruhig liegen. Sie verwunderte sich. „Was ist denn das, daß ich nicht aufstehe? Woher kommt es denn, daß ich mich nicht nach dem Ölberg sehne?" fragte sie sich.

Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und brach aufs neue in Tränen aus. „Ich erwarte ihn nicht mehr. Ich habe keine Hoffnung mehr. Es tat zu weh gestern, als ich sah, daß ich mich getäuscht hatte. Ich wage es nicht mehr, ihn zu erwarten. Ich glaube nicht, daß er kommt!" schluchzte sie.

Und Gertrud hielt sich wirklich beinahe eine Woche lang vom Ölberge fern. Aber da erwachte die alte Sehnsucht und der Glaube aufs neue in ihr. Eines Morgens schlich sie sich wieder hinaus; und dann war alles wieder beim alten.

Eines Abends, als die Kolonisten wie gewöhnlich in dem großen Saal versammelt waren, sah Ingmar, daß Gertrud sich neben Bo setzte und lange eifrig mit ihm sprach.

Nach einer Weile stand Bo auf und trat zu Ingmar.

„Gertrud hat mir erzählt, was du neulich abends für sie zu tun versucht hast," sagte Bo.

„Ach so," erwiderte Ingmar, der nicht wußte, wo der andere hinaus wollte.

„Du mußt nicht glauben, ich könne nicht verstehen, daß du ihren Verstand retten wolltest," sagte Bo.

„Es steht wohl nicht so gefährlich mit ihr," sagte Ingmar.

„Doch," sagte Bo, „wer mit dieser Sorge nun seit

mehr als einem Jahr herumgegangen ist, der weiß, daß es gefährlich ist."

Er wandte sich zum Gehen, da streckte Ingmar plötzlich die Hand aus. „Ich will dir etwas sagen, Bo," sagte er, „mit keinem andern hier möchte ich lieber Freundschaft schließen als mit dir."

„Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir uns wieder gestritten haben," sagte Bo lachend. Er ergriff aber doch Ingmars Hand und drückte sie.

In den Tagen der Armut

Als Ingmar einige Monate in Jerusalem zugebracht hatte, blieb er eines Tages neben dem Jaffator stehen. Es war ungewöhnlich schönes Wetter, viele Leute waren unterwegs, und Ingmar betrachtete vergnügt den bunten Menschenstrom, der durch das Tor hinein- und herauszog.

Aber er hatte noch nicht lange dagestanden, als er ganz vergaß, wo er sich befand. Seine Gedanken begannen sich mit einer Frage zu beschäftigen, die ihn alle Tage in Spannung versetzte. „Wenn ich nur wüßte, wie ich Gertrud bewegen könnte, die Kolonie zu verlassen," dachte er, „aber es sieht ganz unmöglich aus."

Ingmar war sich vollständig klar darüber, daß er Gertrud nicht in Jerusalem zurücklassen könne, sondern daß er sie mit nach Hause nehmen müsse, wenn er jemals wieder Frieden finden sollte. „Ach, wenn ich sie wieder daheim in dem alten Schulhause hätte!" dachte er. „Wenn ich sie aus diesem entsetzlichen Lande weg hätte, wo es so viele grausame Menschen gibt und so viele gefährliche Krankheiten und so viele sonderbare Ideen und Schwärmereien. Gertrud nach Dalarne zurückzubringen, das ist jetzt wirklich das einzige, woran ich zu denken habe. Ich darf mich gar nicht dabei aufhalten, ob ich sie lieb habe oder ob sie mich lieb hat, ich muß bloß versuchen, sie ihren alten Eltern zurückzuführen."

„Es steht wirklich jetzt nicht so gut in der Kolonie wie

bei meiner Ankunft," dachte Ingmar weiter. „Harte Zeiten sind eingekehrt, und es könnte sein, daß ich Gertrud schon allein darum fortbringen müßte. Ich weiß gar nicht, warum die Kolonisten auf einmal so arm geworden sind; sie scheinen vollständig ohne Geld zu sein. Niemand wagt sich einen neuen Rock oder ein Kleid anzuschaffen, niemand getraut sich beim Obsthändler eine Apfelsine zu kaufen, ja, ich glaube, sie meinen, sie dürften sich bei den Mahlzeiten nicht mehr recht satt essen."

In der letzten Zeit hatte Ingmar zu bemerken geglaubt, daß Gertrud eine Neigung zu Bo gefaßt habe, und er bildete sich ein, sie würde ihn vielleicht mit der Zeit heiraten, wenn sie nur glücklich daheim wären. Ingmar sah ein, daß dies das allergrößte Glück wäre, das er nun erwarten könnte. „Ich weiß ja wohl, daß ich Barbro nie wieder bekommen kann," dachte er, „aber ich wollte zufrieden sein, wenn ich davon befreit würde, eine andere heiraten zu müssen, und einsam durchs Leben gehen dürfte." Aber er beeilte sich immer sehr, diese Gedanken von sich wegzuschieben. Er ging mit sich selbst sehr streng ins Gericht. „Du sollst weder an dies noch an jenes denken, und du sollst dir nichts einbilden; du hast nichts weiter zu tun, als zu überlegen, wie du Gertrud nach Hause bringen kannst."

Während Ingmar so in seine Gedanken versunken dastand, sah er einen der Gordonisten aus dem amerikanischen Konsulat, das neben dem Jaffator liegt, herauskommen, und zwar in Gesellschaft des Konsuls selbst. Ingmar wußte nun ziemlich gut Bescheid über das, was die Kolonisten anbetraf, und er wußte genau, daß der Konsul es beständig versuchte, ihnen auf jede Weise zu schaden. Es herrschte große Feindschaft zwischen ihm und allen, die zu der Kolonie gehörten.

Der Mann, der den Konsul besucht hatte, war ein Amerikaner, namens Clifford. Als die beiden nun auf die Straße herauskamen, verabschiedete sich der Konsul von ihm, und es schien eine gute Kameradschaft zwischen ihnen zu bestehen.

„Du willst also morgen den Versuch machen?" fragte der Konsul.

„Ja," antwortete der Mann, „ich muß sehen, daß die

Sache ins klare kommt, so lange Mrs. Gordon abwesend ist."

„Habe nur guten Mut," sagte der Konsul, „ich werde dir den Rücken decken, wie es auch immer gehen mag."

In diesem Augenblick gewahrte der Konsul Ingmar. „Ist das nicht einer von den eurigen?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Clifford sah sich erschreckt um, beruhigte sich aber, als er Ingmar erkannte. „Jawohl, das ist einer, der den ganzen Tag im Schlaf zu wandeln scheint," sagte er, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, etwas leiser zu sprechen. „Er ist erst vor kurzem angekommen, und ich glaube nicht, daß er englisch versteht."

Dadurch wurde der Konsul auch beruhigt, und als er sich von Clifford trennte, sagte er: „Morgen werden wir nun also die ganze Bande los werden."

„Ja," erwiderte Clifford, aber er sah nun etwas unsicher aus. Er schaute dem Konsul einen Augenblick nach, und da meinte Ingmar zu sehen, daß er zitterte, auch war sein Gesicht förmlich aschgrau. Schließlich entfernte er sich. Ingmar rührte sich nicht vom Fleck. Aber das, was er eben vernommen hatte, erweckte doch allerlei unruhige Gedanken in ihm.

„Ja, er hat ganz recht, ich verstehe allerdings nicht besonders gut englisch," sagte Ingmar, „aber soviel habe ich doch verstanden, daß er im Sinn hat, gerade jetzt irgendeine Schlechtigkeit in der Kolonie auszuführen, jetzt, wo Mrs. Gordon in Jaffa ist. Ich möchte wohl wissen, was er im Sinn hat. Der Konsul sah so vergnügt aus, als ob bereits die ganze Kolonie zu Fall gebracht worden wäre."

„Dieser Mensch da ist gewiß schon lange mit den Einrichtungen in der Kolonie unzufrieden gewesen," dachte Ingmar weiter. „Ich habe gehört, er sei im Anfang der Eifrigste gewesen, aber in der letzten Zeit hat sich der Eifer wohl abgekühlt. Ja, wer weiß, ob sich nicht in der Kolonie ein Mädchen befindet, das er lieb hat und das er auf keine andre Weise aus der Kolonie herausbringen kann, und nun denkt er wahrscheinlich, die Kolonie könne nicht bestehen, weil die Armut eingekehrt ist, und so wäre es gut, wenn sie aufgelöst würde, je eher, je lieber. Ja, wenn ich es genau überlege, glaube ich sicher, daß es die

Armut ist, die ihn so mißvergnügt macht. Schon lange schleicht er herum und hetzt die andern auf. Einmal hörte ich selbst, wie er Bemerkungen über Miß Young machte, daß sie feiner gekleidet sei als die andern jungen Mädchen, und ein andermal behauptete er, an dem Tische, wo Miß Gordon sitze, seien die Speisen besser, als an den andern."

„Gott sei uns gnädig!" dachte Ingmar, während er auf die Straße hinaustrat. „Es ist gewiß ein gefährlicher Mensch. Ich muß so schnell als möglich heimgehen und erzählen, was ich gehört habe."

Aber im nächsten Augenblick stand Ingmar schon wieder auf seinem vorigen Platz neben dem Tor. „Du, Ingmar, du solltest gewiß der letzte sein, der den Kolonisten solches mitteilt," sagte er zu sich selbst. „Laß du diesen Mann nur weiter machen, dann bekommst du selbst leichte Arbeit. Hast du nicht eben darüber nachgegrübelt, wie du Gertrud dazu bringen könntest, sich von der Kolonie zu trennen? Nun geht es ganz von selbst. Der Konsul und dieser Clifford waren ja fest überzeugt, daß es in kurzem keine Gordonisten mehr in Jerusalem geben werde."

„Ja, wenn es nur auch gut wäre, wenn die Kolonie aufgelöst würde!" dachte Ingmar. „Dann würde Gertrud wahrscheinlich von Herzen gerne mit nach Schweden zurückkehren."

In dem Augenblick, wo in Ingmar der Gedanke an eine baldige Heimreise aufstieg, fühlte er auch, wie sehr er sich danach sehnte. „Das muß ich sagen, wenn ich daran denke, daß ich jetzt im Februar von Rechts wegen bei der Winterarbeit im Walde sein sollte, dann zuckt es mir in den Gliedern, und es kribbelt mir ordentlich in den Fingern vor lauter Lust, den Stiel einer Axt zu umspannen. Ich kann kaum verstehen, wie die Schweden es hier ohne die Arbeit im Wald und auf den Feldern aushalten können. Und ich glaube auch, daß ein Mann wie Tims Halfvor heutigentags noch leben würde, wenn er einen Kohlenmeiler zu versorgen oder ein Feld zu pflügen gehabt hätte."

Ingmar konnte sich vor lauter Eifer und Sehnsucht kaum ruhig verhalten. Er ging durch das Tor hinaus und den Weg entlang, der quer durch das Tal Hinnom führt.

Einmal ums andre und mit immer größerer Bestimmtheit kehrt der Gedanke zurück, daß Gertrud Bo heiraten würde, wenn sie nur daheim in Schweden wären, und daß er, Ingmar, dann für immer allein bleiben dürfte. „Möglicherweise kehrt auch Karin mit heim und willigt ein, Hausmutter auf dem Ingmarshof zu werden," dachte er. „Das wäre am allerbesten, und dann könnte ihr Sohn einmal den Ingmarshof erben."

„Und wenn Barbro auch in das Heimatdorf ihres Vaters zieht, dann ist sie doch nicht so weit weg, daß ich sie nicht ab und zu sehen kann," fuhr er in seinen Plänen fort. „Wenn ich will, kann ich jeden Sonntag nach ihrer Kirche hinausfahren, und bisweilen treffen wir uns wohl auch bei einer Hochzeit oder bei einem Begräbnis. Und bei einer Gesellschaft kann ich mich auch neben sie setzen und mich mit ihr unterhalten. Wir sind ja keine Feinde, obgleich wir uns trennen mußten."

Einmal begann Ingmar sich auch zu fragen, ob es wohl unrecht sei, daß er sich über die möglicherweise bevorstehende Auflösung der Kolonie freue. Aber er verteidigte sich sehr eifrig vor sich selbst. „Man kann freilich nicht lange hier unter den Kolonisten leben, ohne zu sehen, daß es ganz ausgezeichnete Leute sind," dachte er, „und doch könnte niemand wünschen, daß es so weiter geht. Wenn man bedenkt, wie viele von ihnen schon gestorben sind und wie viele Verfolgungen sie haben ausstehen müssen; und nun diese bittre Armut, die über sie hereingebrochen ist! Ja, und da diese Armut nun einmal da ist, kann man gewiß nichts andres wünschen, als daß die Kolonie so bald als möglich aufgelöst werde."

Während er diesen Gedanken nachhing, war Ingmar immer weiter gegangen. Er hatte das Tal Hinnom hinter sich gelassen und war auf dem Weg nach dem „Berg des bösen Rats" weitergegangen. Hier waren überall neue palastähnliche Gebäude neben höchst altertümlichen Ruinen. Ingmar war zwischen diesen hingeschritten, ohne daran zu denken, wohin er geraten war; bald war er stehen geblieben, bald weiter gegangen, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn man in tiefe Gedanken versunken ist.

Schließlich hatte er unter einem Baume halt gemacht und auch schon eine ganze Weile dort verweilt, ehe er den

Baum selbst betrachtete. Dieser war sehr hoch und von den andern Bäumen insofern ganz verschieden, als er nur auf der einen Seite des Stammes Zweige hatte, aber keiner der Zweige wuchs nach oben, sondern alle miteinander bildeten eine dichte, struppige Masse, die in gerade Richtung nach Osten deutete.

Als Ingmar schließlich den Baum erkannte, fuhr er erschreckt zusammen. „Dies ist der Judasbaum," dachte er, „an dem hat sich der Verräter erhängt. Wie merkwürdig, daß ich hierher geraten bin!"

Aber er ging nicht weiter, sondern betrachtete fortgesetzt den Baum.

„Nun möchte ich wohl wissen, ob Gott mich hierher geführt hat, weil er meint, ich handle wie ein Verräter an der Kolonie?"

Wieder stand er eine Weile still da. „Wenn es nun doch Gottes Wille wäre, daß diese Kolonie da sein und Bestand haben solle?"

Ingmar fühlte sich in seinem Denken wie gelähmt, und die Gedanken, mit denen er sich abmühte, waren von schmerzlicher und bittrer Art.

„Du magst dich verteidigen wie du willst, aber es ist doch unrecht, daß du die Kolonisten nicht warnst, wo du doch weißt, daß Pläne gegen sie geschmiedet werden," sagte er zu sich selbst.

„Es sieht aus, als glaubtest du, Gott habe nicht gewußt, was er wollte, als er deine nächsten Anverwandten in dies fremde Land führte. Aber wenn du auch seine Absicht nicht verstehen kannst, so begreifst du doch wohl, daß er nicht meinte, all dies solle nur ein paar kurze Jahre Bestand haben.

„Vielleicht sah Gott auf Jerusalem herab und auf all die Streitigkeiten, die sich in der Stadt erhoben, und da dachte er: ‚Sehet, selbst hier will ich eine Freistatt schaffen, wo Einigkeit wohnen soll, und eine Stätte für Eintracht und Frieden will ich hier errichten!'

Noch immer stand Ingmar unbeweglich und ließ seine Gedanken sich durchkämpfen. Sie standen sich wie Streiter gegenüber und drangen heftig aufeinander ein.

Die vor kurzem gefaßte Hoffnung, bald heimreisen zu dürfen, hatte sich in seinem Herzen fest eingewurzelt, und

er kämpfte zäh, sie behalten zu dürfen. Die Sonne sank, rasch brach die Dunkelheit herein, aber noch immer stand Ingmar im Abenddunkel da und kämpfte.

Endlich faltete er die Hände und betete: „Nun bitte ich dich, lieber Gott, daß du mir hilfst, deine Wege zu gehen," sagte er.

Kaum hatte er dies gesagt, als es ihm wunderbar friedvoll zumute wurde. Gleichzeitig entschwand aber auch jeglicher Eigenwille aus seinem Herzen, und er begann einem Willen zu folgen, der nicht sein eigner, sondern der eines andern war. Er empfand dies so deutlich, wie wenn ihn jemand an der Hand genommen hätte, um ihn zu leiten. „Gott ist es, der mich führt," dachte er.

Er stieg von dem „Berg des bösen Rats" hinab, wanderte durch das Tal Hinnom zurück und an Jerusalem vorüber. Die ganze Zeit war es seine Absicht, sich in die Kolonie zu begeben und den Obern dort mitzuteilen, was er entdeckt hatte. Aber als er an die Stelle kam, wo die Straße nach Jaffa abzweigt, hörte er plötzlich Pferdegetrappel hinter sich. Er wandte sich um. Ein Dragoman, der wiederholt in der Kolonie gewesen war, jagte mit zwei Pferden daher; auf dem einen saß er, und das andre führte er am Zügel.

„Wohin reitest du?" fragte Ingmar und winkte ihm, seine Eile etwas zu mäßigen.

„Nach Jaffa," antwortete der Mann.

„Nach Jaffa möchte ich selbst auch," sagte Ingmar schnell. Es fiel ihm sogleich ein, daß er diese Gelegenheit benützen sollte, um geradewegs zu Mrs. Gordon eilen, anstatt vorher in die Kolonie zurückzugehen.

Die beiden kamen schnell überein, daß Ingmar auf dem ledigen Pferd nach Jaffa reiten solle. Es war ein gutes Tier, und Ingmar wünschte sich zu seinem guten Einfall Glück. „Die sieben Meilen nach Jaffa werde ich wohl in dieser Nacht noch zurücklegen können," dachte er, „und dann kann Mrs. Gordon morgen nachmittag daheim sein." Aber als Ingmar eine Stunde geritten war, merkte er, daß sein Pferd lahmte. Er stieg ab und fand, daß es ein Hufeisen verloren hatte. „Was sollen wir nun tun?" fragte Ingmar den Dragoman.

„Ja, da bleibt uns nichts andres übrig, als wieder

nach Jerusalem zurückzukehren und das Pferd frisch beschlagen zu lassen."

Da stand nun Ingmar allein mitten auf dem Weg und wußte nicht recht, was er tun solle. Doch entschloß er sich rasch, den Weg nach Jaffa zu Fuß fortzusetzen. Er wußte zwar nicht, ob dies das klügste war, was er tun konnte, aber jene Macht, die über ihm war, trieb ihn vorwärts. Er hatte keine Ruhe, er konnte nicht umkehren.

Mit langen Schritten wanderte Ingmar also gen Jaffa, und er kam tüchtig vorwärts. Aber nach einer Weile wurde er doch unruhig. „Wenn ich nur wüßte, wie ich erfahren soll, wo Mrs. Gordon in Jaffa wohnt. Als der Dragoman bei mir war, da war es etwas andres, nun muß ich wohl von Haus zu Haus gehen und nach ihr fragen." Aber obgleich er die Berechtigung dieser Unruhe wohl einsah, wanderte er doch weiter.

Es war eine gute breite Landstraße, auf der er dahinschritt, und es wäre ihm nicht schwer geworden, sie zu finden, selbst wenn die Nacht finster gewesen wäre. Aber gegen acht Uhr ging der Mond auf, und in seinem hellen Scheine wurden alle die Anhöhen, zwischen denen sich der Weg hinzieht, ringsumher sichtbar.

Über diese Hügel zog sich die Straße hin, bergauf, bergab. Sobald Ingmar die eine Anhöhe überwunden hatte, stand eine neue da und wartete auf ihn. Dann und wann fühlte er sich sehr müde, aber jene fremde Macht trieb ihn weiter, er nahm sich keine Zeit, anzuhalten, oder auch nur eine einzige Minute auszuruhen.

Eine Stunde nach der andern ging es auf diese Weise vorwärts. Er wußte nicht, wie lange er schon gegangen war, aber noch immer befand er sich zwischen den Bergen. Sobald er die Spitze eines Hügels erreicht hatte, dachte er, nun sei er doch wohl soweit gekommen, daß er die Ebene Saron und das Meer, das sich dahinter ausbreitet, sehen könne. Aber er sah nichts als Hügelketten, die sich vor ihm auftürmten.

Ingmar zog seine Uhr heraus. Der Mondschein war so hell, daß er das Zifferblatt und die Zeiger ganz leicht unterscheiden konnte. Es war schon gegen elf Uhr. „Ach, ist es schon so spät?" dachte er. „Und ich bin noch immer auf dem Gebirge Juda!"

Eine immer größere Sehnsucht ergriff ihn; er konnte nicht mehr gehen, er mußte laufen. Er keuchte, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und sein Herz klopfte heftig. „Ich richte mich zugrunde," sagte er, „auf diese Weise kann ich nicht fortmachen." Aber trotzdem rannte er weiter.

In größter Eile ging es nun einen langen Abhang hinunter. Der Weg lag glatt und eben im Mondschein da, und Ingmar dachte an keine Gefahr. Aber drunten im Tal kam er auf einmal in einen finstern Wald hinein. Da sah er den Weg nicht so deutlich, lief aber immer gleich schnell. Dann stolperte er über einen Stein und fiel zu Boden.

Rasch war er wieder auf den Beinen, merkte jedoch gleich, daß er ein Knie verletzt hatte, so daß er nur schwer gehen konnte. Da setzte er sich am Wegrand nieder. „Es wird wohl bald vorübergehen," dachte er, „ich muß nur ein wenig ausruhen."

Aber es war ihm beinahe unmöglich, still zu sitzen, kaum nahm er sich Zeit, ordentlich Atem zu schöpfen.

„Ich merke wohl, daß ich mich nicht selbst in der Gewalt habe," sagte er. „Es ist mir gerade, als treibe und schleppe mich jemand nach Jaffa."

Er stand wieder auf, und obgleich ihn sein Knie heftig schmerzte, kümmerte er sich doch nicht darum, sondern wanderte weiter. Nach einer Weile versagte das Bein aber geradezu den Dienst, und Ingmar blieb auf der Straße liegen.

„Nun ist es aus mit mir," sagte er, als er zu Boden sank, und redete damit die Macht an, die ihn vorwärts trieb. „Nun mußt du in Gottes Namen etwas ausfindig machen, um mir zu helfen."

Kaum hatte Ingmar dies gesagt, als er in der Ferne das Rollen von Rädern vernahm. Es kam mit ungeheurer Geschwindigkeit näher. Beinahe in demselben Augenblick, wo er es in der Ferne vernahm, war es auch schon ganz nahe, und er merkte an der Geschwindigkeit, daß die Pferde in wildem Galopp über die Hügel daher gesaust kamen. Vor allem vernahm man das unaufhörliche Knallen einer Peitsche und die Rufe, mit denen der Kutscher die Pferde antrieb.

Rasch stand Ingmar von der Straße auf und setzte sich an den Rand des Weges, um nicht überfahren zu werden.

Endlich kam das Gefährt den langen Abhang herunter, den Ingmar vorhin herabgerannt war, und dieser konnte nun gut sehen, wer kam. Es war ein gewöhnlicher, einfacher, grünangestrichener Karren von der Art, wie sie in Westdalarne im Gebrauch sind. „Ach so," dachte Ingmar sogleich, „dies geht wohl nicht mit rechten Dingen zu; solche Karren gibt es hier in Palästina nicht." Und der Kutscher kam ihm noch sonderbarer vor. Er war auch von daheim und sah wie ein richtiger Dalekarlier aus mit seinem kleinen schwarzen Hut und dem ringsherum gleichmäßig abgeschnittenen Haar. Und zu allem hin hatte er den Rock abgeworfen und fuhr mit einer grünen Tuchweste mit roten Ärmeln. Dieses Kleidungsstück war aus Dalarne, darüber konnte sich niemand täuschen. Das Pferd war sonderbar. Es war ein prächtiges, großes, starkes Tier von kohlschwarzer Farbe und so blank und wohlgepflegt, daß es förmlich glänzte. Der Mann, der in dem Wagen saß, setzte sich nicht nieder, sondern stand über das Pferd gebeugt und schlug es mit der Peitsche auf den Kopf, um es anzutreiben. Aber das Pferd schien die Schläge nicht zu fühlen, auch war es gar nicht ermüdet von der furchtbaren Eile, sondern jagte dahin, als sei es nur ein Spiel.

Nachdem der Mann in dem Karren Ingmar erreicht hatte, hielt er mit einem Ruck das Pferd an. „Du kannst mit mir fahren, wenn du willst," sagte er.

Aber so sehr Ingmar auch darauf aus war, weiter zu kommen, so hatte er doch keine rechte Lust, diesem Anerbieten Folge zu leisten, und zwar nicht allein, weil er wußte, daß alles miteinander Spuk und Hexerei war, sondern weil der Mann ein sehr unangenehmes Gesicht hatte, ganz bedeckt mit Narben, als sei er oft bei Schlägereien gewesen; und über dem einen Auge hatte er überdies eine frische Stichwunde.

„Ich fahre jedenfalls schneller, als du es gewohnt bist," sagte der Mann, „und ich glaubte, du habest Eile."

„Hast du ein sicheres Pferd?" fragte Ingmar.

„Es ist zwar blind, aber es ist sicher genug."

Da begann Ingmar vom Kopf bis zu den Füßen zu

zittern. Der Mann beugte sich aus dem Wagen und sah ihm ins Gesicht.

„Komm du nur vertrauensvoll mit," sagte er, „du wirst ja schon verstehen, wer mich schickt." Als er dies gesagt hatte, war es Ingmar, als kehre sein ganzer Mut zurück. Er stieg in den Karren, und in wahnsinniger Eile ging es hinunter in die Ebene Saron.

* *
*

Mrs. Gordon war nach Jaffa gereist, um eine Freundin zu pflegen, die plötzlich erkrankt war. Es war die Frau eines Missionars, der den Kolonisten immer freundlich gesinnt gewesen war und ihnen mancherlei Hilfe hatte zuteil werden lassen.

Es war in der Nacht, wo Ingmar Ingmarsson auf dem Weg nach Jaffa war. Mrs. Gordon hatte bis nach Mitternacht bei der Kranken gewacht und war eben abgelöst worden. Als sie aus dem Krankenzimmer kam, sah sie, daß die Nacht hell und klar war, mit solch wunderschönem silberhellem Mondschein, wie man ihn nur an der Meeresküste zu sehen bekommt. Sie trat auf einen Altan und schaute über die großen Orangengärten hin, über die alte, an den schroffen Felsen hinaufgebaute Stadt und über das endlose, glitzernde Meer.

Mrs. Gordon befand sich nicht in der Stadt selbst, sondern in der deutschen Kolonie, die auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt liegt. Gerade unter dem Altan geht mitten durch die Kolonie hindurch die breite Landstraße vorüber. In dem weißen Mondschein konnte Mrs. Gordon diese eine ganze Strecke weit zwischen Häusern und Gärten verfolgen.

Und da sah Mrs. Gordon, wie ein Mann äußerst sachte und langsam auf dem Wege daherkam. Er war ein großer Mann, und der Mondschein ließ ihn noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war, so daß er ihr wie ein richtiger Riese vorkam. So oft er ein Haus erreicht hatte, blieb er stehen und betrachtete es sehr genau. Durch irgend etwas Unerklärliches kam Mrs. Gordon plötzlich

auf den Gedanken, daß etwas Geisterhaftes und Unheimliches an dem Manne sei, wie wenn es ein Gespenst wäre, das ein Haus suche, wo es hineindringen könne, um die armen Bewohner zum Tode zu erschrecken.

Schließlich hatte der Mann das Haus erreicht, auf dessen Altan Mrs. Gordon stand. Dieses betrachtete er länger als alle die andern, ging rund herum, und Mrs. Gordon hörte, wie er an die Fensterläden klopfte und an der Haustür rüttelte. Sie beugte sich weit über den Altan hinaus, um zu sehen, wie dies ablaufen würde, und wie sie so dastand, wurde der Mann sie gewahr.

„Mrs. Gordon," sagte er mit leiser, vorsichtiger Stimme, „ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen."

Zugleich neigte er den Kopf zurück, um zu Mrs. Gordon hinaufzuschauen, und da erkannte sie Ingmar Ingmarsson.

„Mrs. Gordon," sagte er, „vor allem möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich ganz aus eignem Antrieb, ohne daß irgend einer der Brüder etwas davon weiß, hierhergekommen bin."

„Ist daheim ein Unglück geschehen?" fragte Mrs. Gordon.

„Nein, ein Unglück ist gerade nicht geschehen," erwiderte Ingmar, „aber es wäre sehr gut, wenn Sie heimreisten."

„Ja, ich werde morgen kommen," sagte Mrs. Gordon.

Ingmar bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er in seinem langsamsten Ton: „Es wäre wohl am besten, wenn Sie heute nacht abreisten."

Mrs. Gordon wurde ein wenig ungeduldig; sie dachte daran, wie umständlich es sein würde, wenn sie das ganze Haus aufwecken müßte, und sie meinte auch, der Bauer da sei nicht so wichtig, um sich nach ihm zu richten. „Wenn ich nur erfahren könnte, was eigentlich geschehen ist," dachte sie und fragte dann Ingmar, ob jemand erkrankt, oder der Kolonie vielleicht das Geld ausgegangen sei. Aber anstatt zu antworten, wandte sich Ingmar zum Gehen.

„Gehen Sie denn?" fragte Mrs. Gordon.

„Sie haben jetzt Nachricht bekommen, nun können Sie

tun, was Sie wollen," antwortete Ingmar, ohne sich umzuwenden.

Da begann Mrs. Gordon zu verstehen, daß etwas Ernstes vorgefallen sein mußte, und schnell faßte sie ihren Entschluß. „Wenn Sie eine Weile warten, können Sie mit mir fahren!" rief sie Ingmar nach.

„Ich danke Ihnen, aber ich habe eine bessere Fahrgelegenheit, als Sie mir bieten können."

Mrs. Gordon bekam von dem Herrn des Hauses ausgezeichnete Pferde. Mit fliegender Eile fuhr sie über die Ebene Saron und dann zwischen den Hügeln hin nach dem Gebirge Juda.

Als es eben hell zu werden begann, ging es einen der langgestreckten Hügel hinauf, die vor dem alten Räubernest Abu Gosch liegen. Um diese Zeit war sie sehr unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich so leicht zur Heimreise hatte verleiten lassen. Der Bauer da, der die Verhältnisse gar nicht kannte, war ja gar nicht zuverlässig genug, um sich nach ihm zu richten. Einmal ums andre dachte sie, daß sie die Reise wirklich nicht fortsetzen, sondern wieder umdrehen und nach Jaffa zurückkehren sollte.

Als sie die Höhe einer langen Hügelkette hinter sich hatte und wieder in ein Tal hinabfuhr, sah sie einen Mann am Wege sitzen. Er stützte den Kopf in die Hand und sah aus, als ob er schliefe. Aber als der Wagen vorbeifuhr, schaute er auf, und Mrs. Gordon sah, daß es Ingmar Ingmarsson war.

„Wie ist es möglich, daß er schon so weit gekommen ist?" dachte sie. Sie ließ den Wagen halten und rief Ingmar an, und als Ingmar ihre Stimme erkannte, wurde er über die Maßen froh. Rasch stand er auf, indem er sie fragte: „Sind Sie auf dem Wege nach der Kolonie?"

„Ja," antwortete Mrs. Gordon.

„Das ist ja ausgezeichnet," sagte Ingmar. „Sie müssen nämlich wissen, daß ich auf dem Wege war, Sie zu holen, aber da glitt ich aus und verletzte mir das Knie, und nun habe ich die ganze Nacht hier gesessen."

Mrs. Gordon sah ganz bestürzt aus. „Sind Sie denn nicht heute nacht in Jaffa gewesen, Ingmar Ingmarsson?" sagte sie.

„Ach nein," erwiderte er. „Nicht in Wirklichkeit, wohl aber im Traum; denn sobald ich nur ein wenig einschlummerte, war es mir, als wandre ich drunten in Jaffa Straße auf, Straße ab, um Sie zu suchen."

Mrs. Gordon wurde sehr nachdenklich; sie brachte kein Wort heraus, und Ingmar lächelte ein wenig verlegen, als sie fortgesetzt schwieg.

„Dürfte ich wohl mit Ihnen fahren, Mrs. Gordon?" fragte er. „Ich kann nicht zu Fuß gehen."

In einem Nu war Mrs. Gordon aus dem Wagen und half Ingmar hinein. Aber dann blieb sie auf der Straße unbeweglich stehen. „Es ist unmöglich zu verstehen," sagte sie leise, und Ingmar mußte sie aufs neue gleichsam aufwecken.

„Sie müssen es mir nicht übel nehmen," sagte er, „aber es wäre recht gut, wenn Sie so schnell als möglich heimreisten."

Sie stieg in den Wagen, versank aber sogleich wieder in ihre Grübeleien. Wieder mußte Ingmar sie stören. „Sie müssen entschuldigen," sagte er, „aber ich muß Ihnen etwas mitteilen. Sie haben wohl keine Nachricht von Clifford bekommen?"

„Nein," sagte Mrs. Gordon.

„Ich hörte ihn gestern mit Ihrem Konsul sprechen; er hat im Sinn, heute, solange Sie abwesend sind, irgendeine Schlechtigkeit auszuführen."

„Was sagen Sie da?" rief Mrs. Gordon.

„Er hat die Absicht, die ganze Kolonie zu verderben."

Nun endlich hatte Mrs. Gordon ihre Gedanken beisammen. Sie wandte sich zu Ingmar und fragte ihn genau aus über das, was er gehört hatte.

Wieder saß sie eine Weile in tiefe Gedanken versunken da. Dann sagte sie plötzlich zu Ingmar:

„Es freut mich sehr, daß Sie die Kolonie schon so lieb gewonnen haben, Ingmar Ingmarsson." Ingmar errötete bis unter die Haarwurzeln und fragte dann Mrs. Gordon, woher sie wissen könne, daß er ein Freund der Kolonie sei.

„Ich weiß es, weil Sie heute nacht in Jaffa waren und mich baten, nach Hause zu reisen."

Und dann erzählte sie Ingmar, daß sie ihn in der

Nacht gesehen hatte und was er da zu ihr gesagt. Nachdem alles berichtet war, sagte Ingmar, dies sei das Wunderbarste, das er je erlebt habe.

„Wenn nicht alles fehl schlägt, werden wir bis heute abend noch größere Dinge erleben," sagte Mrs. Gordon, „denn nun weiß ich sicher, daß Gott uns helfen wird."

Sie war nun ruhig und guten Muts und unterhielt sich mit Ingmar, als ob gar keine Gefahr drohe.

„Nun müssen Sie mir erzählen, ob sich während meiner Abwesenheit irgend etwas ereignet hat," sagte sie.

Ingmar überlegte, und dann begann er sich zu entschuldigen, daß er nicht englisch sprechen könne.

„Ach, ich verstehe Sie schon," sagte Mrs. Gordon.

„Es ging im ganzen alles seinen gewohnten Gang," sagte er schließlich.

„Irgend etwas haben Sie doch gewiß zu berichten," sagte Mrs. Gordon.

„Ich möchte wohl wissen, ob Sie schon von Baram Paschas Mühle reden gehört haben?" sagte Ingmar.

„Nein, was ist mit dieser?" fragte Mrs. Gordon. „Ich habe nicht einmal gewußt, daß Baram Pascha eine Mühle besitzt."

„Jawohl," sagte Ingmar, „als Baram Pascha vor kurzem Gouverneuer von Jerusalem wurde, scheint er gedacht zu haben, es sei für die Menschen hier doch recht schwer, daß sie nichts als Handmühlen zum Mahlen hätten. Er ließ also in einem der großen Täler hier in der Nähe eine Mühle mit Dampfkraft bauen. Aber es ist durchaus nicht auffallend, daß Sie nie von dieser Mühle reden gehört haben, denn sie ist beinahe nie im Gange gewesen. Baram Pascha hat fast immer Leute gehabt, die sie nicht richtig behandeln konnten, und so war stets etwas in Unordnung daran. Vor ein paar Tagen nun ließ Baram Pascha fragen, ob nicht einer der Gordonisten die Mühle in Gang setzen könne. Und da sind einige von uns hingegangen und haben sie wieder hergerichtet."

„Das ist eine gute Nachricht," sagte Mrs. Gordon, „ich freue mich, daß wir Baram Pascha eine Gefälligkeit erweisen konnten."

„Baram Pascha war auch so erfreut, daß er den Kolonisten vorschlug, die Mühle dauernd zu besorgen. Er bot

ihnen an, sie ihnen ohne Pacht zu überlassen. ‚Ihr dürft den ganzen Verdienst für euch behalten,' sagte er, ‚wenn ihr nur dafür sorgt, daß sie in Tätigkeit ist.'"

Mrs. Gordon sah Ingmar erwartungsvoll an, indem sie fragte: „Nun, und was antworteten sie darauf?"

„Die Antwort war nicht schwierig," sagte Ingmar, „sie konnten ja nichts weiter sagen, als daß sie die Mühle gern besorgen würden, aber keinen Lohn für ihre Arbeit annehmen könnten."

„Ja, das war vollständig richtig," sagte Mrs. Gordon.

„Ich weiß nicht, ob es so ganz richtig war," sagte Ingmar, „denn nun will ihnen Baram Pascha die Mühle nicht geben. Er sagt, er könne ihnen die Mühle nicht überlassen, wenn sie sich ihre Arbeit nicht bezahlen ließen. Er sagt, die Leute dürften hier nicht daran gewöhnt werden, daß sie alles umsonst bekommen könnten. Und er sagt auch, daß alle die andern, die Mehl verkaufen oder Mühlen besitzen, sich über ihn beim Sultan beklagen würden."

Mrs. Gordon schwieg.

„So ist also nichts aus der Mühle geworden," sagte Ingmar. „Und die Kolonisten hätten doch wenigstens das Brot zum eigenen Hausbedarf damit verdient, und überdies wäre es ein großer Segen für das Volk hier, wenn die Mühle im Gang wäre. Aber daran war nun nicht zu denken."

Auch darauf gab Mrs. Gordon keine Antwort. „Ist sonst nichts vorgefallen?" fragte sie, wie um Ingmar auf etwas andres zu bringen.

„O doch," antwortete Ingmar, „es ist auch mit Miß Young und der Schule etwas vorgefallen. Haben Sie auch davon nichts gehört?"

„Nein," sagte Mrs. Gordon.

„Ja, Achmed Effendi, der Direktor aller mohammedanischen Schulen in Jerusalem, kam vor ein paar Tagen zu uns und sagte: ‚Es gibt in Jerusalem eine große Mädchenvolksschule von mehreren hundert Kindern, die da nichts weiter tun, als schreien und sich balgen. Wenn man an der Schule vorübergeht, rauscht und braust es lauter darin, als im Hafen von Jaffa das Mittelmeer. Ich weiß nicht, ob die Lehrerinnen lesen und schreiben

können, aber so viel weiß ich, daß die Kinder nichts bei ihnen lernen. Und ich kann nicht selbst hingehen und kann auch keinen Mann hinschicken, der die Ordnung aufrecht erhalten würde, weil unsere Religion den Männern verbietet, eine Mädchenschule zu betreten. Nun weiß ich aber etwas, was der Schule helfen könnte,' sagte Achmed Effendi, ‚und das wäre, wenn Miß Young sie übernehmen würde. Ich weiß, daß sie sehr gelehrt ist, und ich weiß auch, daß sie arabisch kann. Ich werde ihr keine noch so hohe Bezahlung verweigern, wenn sie nur die Schule übernehmen wollte.'"

„Nun," sagte Mrs. Gordon, „und wie lief die Sache ab?"

„Es ging ganz genau so wie mit der Mühle," antwortete Ingmar. „Miß Young sagte, sie sei bereit, die Schule zu übernehmen, würde jedoch keine Bezahlung für die Arbeit annehmen. Aber Achmed Effendi erwiderte: ‚Ich bin gewohnt, die, so für mich arbeiten, zu bezahlen; ich habe nie gelernt, Gnadengeschenke anzunehmen.' Allein Miß Young blieb unbeweglich, und er mußte unverrichteter Sache abziehen. Er war sehr erzürnt und sagte zu Miß Young, sie müsse die Verantwortung tragen, wenn so viele arme Kinder ohne Fürsorge und Unterricht aufwachsen müßten."

Mrs. Gordon schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Ich sehe wohl, daß Sie, Ingmar Ingmarsson, meinen, wir hätten in diesem Fall unrecht gehandelt. Es ist immer gut, wenn man die Ansicht eines klugen Mannes erfährt, und ich möchte Sie daher bitten, mir zu sagen, was Sie noch weiter an unserm Lebenswandel auszusetzen haben."

Ingmar überlegte lange. Mrs. Gordon umgab eine solche Würde, daß es nicht leicht für ihn war, mit Einwendungen zu kommen.

„Nun wohl," sagte er schließlich, „ich meine, es wäre durchaus nicht nötig, daß die Kolonisten in so großer Armut lebten."

„Und wie sollten wir dies vermeiden?" sagte Mrs. Gordon lächelnd.

Ingmar zögerte noch länger mit der Antwort als das erstemal, dann sagte er: „Wenn Sie Ihre Leute um

Lohn arbeiten ließen, brauchten sie nicht in solche Bedrängnis zu geraten, wie in diesem Augenblick."

Heftig wandte sich Mrs. Gordon an Ingmar: „Ich meine, nachdem ich diese Kolonie so geleitet habe, daß wir sechzehn Jahre lang in Frieden und Liebe miteinander ausgekommen sind, sollte ein Neuling es nicht versuchen, Änderungen vorzuschlagen."

„Nun sind Sie mir böse, und Sie selbst haben mich doch zum Sprechen verleitet," sagte Ingmar.

„Ich weiß wohl, daß Sie es gut mit uns meinen," entgegnete Mrs. Gordon. „Und außerdem kann ich Ihnen sagen, daß wir noch viel Geld besitzen, aber in der letzten Zeit hat jemand von hier aus falsche Berichte über uns an unsere Bankiers nach Amerika geschickt, und deshalb hat man uns nichts mehr senden wollen. Gerade jetzt habe ich jedoch gehört, daß das Geld unterwegs sei."

„Da sagen Sie etwas, was mir große Freude bereitet," sagte Ingmar, „allein bei uns daheim meint man, es sei besser, wenn die Leute sich auf ihre eigene Arbeit verlassen anstatt auf erspartes Geld."

Hierauf gab Mrs. Gordon keine Antwort, und Ingmar begriff, daß er am besten tat, zu schweigen.

Mrs. Gordon erreichte die Kolonie zu guter Zeit; es konnte kaum über halb neun sein. Während der letzten halben Stunde hatte sie sich beunruhigt gefühlt; sie fragte sich, was sie wohl erfahren würde, wenn sie die Kolonie erreicht hätte. Als sie das große Gebäude wiedersah und bemerkte, daß ringsum alles ruhig war, stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus. Es war, als habe sie erwartet gehabt, daß irgendeiner der mächtigen Geister, von denen so oft in den morgenländischen Sagen die Rede ist, die ganze Kolonie auf den Rücken genommen habe und damit fortgeflogen sei.

Als sie dem Hause näher kamen, hörten sie Liedergesang. „Hier scheint bis jetzt alles gut zu stehen," sagte Mrs. Gordon, als der Wagen vor dem Tor hielt. „Ich höre, daß eben die Morgenandacht gehalten wird."

Sie hatte ihren eignen Schlüssel zu einem der Eingänge bei sich und öffnete mit diesem, um die Andacht nicht zu unterbrechen. Ingmar wurde das Gehen sauer,

sein Knie war ganz steif geworden. Da legte Mrs. Gordon den Arm um ihn und half ihm in den inneren Hof hinein. Hier ließ sich Ingmar schnell auf eine Bank nieder. „Sie müssen gleich hineingehen und sehen, wie es hier steht, Mrs. Gordon," sagte er.

„Vor allem will ich Ihnen einen Umschlag um Ihr Knie machen," erwiderte sie. „Wir haben reichlich Zeit dazu; Sie hören ja, daß eben die Morgenandacht gehalten wird."

„Nein," sagte Ingmar, „diesmal müssen Sie sich meinem Willen fügen. Gehen Sie nun schnell hinein und erkundigen Sie sich, ob hier etwas passiert ist."

Ingmar schaute Mrs. Gordon nach, wie sie die Stufen hinaufstieg und durch die offene Flur nach dem Versammlungssaal ging. Als sie die Tür öffnete, hörte er, daß jemand mit lauter Stimme drinnen sprach, daß aber die Rede plötzlich verstummte. Dann schloß sie die Tür wieder und alles wurde still.

Aber Ingmar hatte kaum fünf Minuten gewartet, als die Tür zum Versammlungssaal heftig aufgerissen wurde. Vier Männer erschienen, die einen fünften zwischen sich trugen. Schweigend schritten sie die Treppe herunter und über den Hof, wobei sie an Ingmar vorüber kamen. Dieser beugte sich vor und schaute dem, der getragen wurde, ins Gesicht. Es war Clifford.

„Wohin wollt ihr mit ihm?" fragte er.

Die Männer blieben stehen. „Wir wollen ihn ins Leichenhaus tragen, denn er ist tot."

Erschreckt stand Ingmar auf. „Wie ist er denn gestorben?" fragte er.

„Keine Menschenhand hat ihn berührt," sagte Ljung Björn.

„Wie ist er gestorben?" fragte Ingmar noch einmal.

„Ich will dir sagen, wie es zuging," begann Ljung Björn. „Als die Morgenandacht beendigt war, stand dieser Clifford hier auf und bat ums Wort. Er möchte eine Nachricht mitteilen, die uns freuen würde, sagte er. Weiter war er noch nicht gekommen, als die Tür aufging und Mrs. Gordon hereintrat. Aber sobald er sie erblickte, verstummte er, und sein Gesicht wurde aschgrau. Zuerst blieb er ruhig stehen, aber Mrs. Gordon ging

durch den Saal, und als sie ihm näher kam, wich er, den Arm vor dem Gesicht, ein paar Schritte zurück. Dies kam uns andern so sonderbar vor, daß wir uns alle auf einmal erhoben, und da schien Clifford wieder zu sich zu kommen. Er ballte erregt die Fäuste, streckte sie heftig und abwehrend aus, wie jemand, der mit einem furchtbaren Schrecken kämpft, und trat auf Mrs. Gordon zu. ‚Wie kommen Sie hierher?' sagte er zu ihr. Da sah ihn Mrs. Gordon ruhig und ernst an, indem sie sagte: ‚Gott hat mir geholfen!' — ‚Ja, das sehe ich,' erwiderte er, und die Augen traten ihm förmlich aus den Höhlen vor lauter Entsetzen. ‚Ich sehe auch, wer Sie begleitet!' — ‚Und ich sehe auch, wer dich begleitet,' sagte da Mrs. Gordon. ‚Es ist der Satan.'

„Da war es, als könne Clifford es nicht länger ertragen, Mrs. Gordon anzusehen, wieder wich er, den Arm vor dem Gesicht, zurück. Und Mrs. Gordon folgte ihm mit ausgestreckter Hand, aber sie berührte ihn auch nicht mit einem Finger. ‚Ich sehe, daß Satanas hinter dir steht,' wiederholte sie, und nun klang ihre Stimme laut und furchtbar.

„Da war es uns allen, als sähen wir den Satan hinter ihm stehen, wir streckten die Hände aus und deuteten auf den, den wir sahen. Und gleichzeitig riefen wir: ‚Satanas! Satanas!'

„Aber Clifford schlich sich an unsern Reihen vorbei, und obgleich ihn keiner von uns berührte, jammerte er doch laut, wie wenn wir auf ihn eindrängen und nach ihm schlügen. So schlich er zusammengeduckt davon und erreichte auch die Tür. Aber als er sie öffnen wollte, riefen wir alle noch einmal: ‚Satanas! Satanas!' Und da sahen wir, wie er vornüber zu Boden stürzte und liegen blieb. Und als wir zu ihm traten und ihn anfaßten, da war er tot."

„Er war ein Verräter," sagte Ingmar, „er hat seine Strafe verdient."

„Ja," sagten die andern, „er hat seine Strafe verdient."

„Aber was hat er uns denn eigentlich tun wollen?" fragte einer der Männer.

„Er wollte uns verderben."

„Ja, aber auf welche Weise?"

„Das weiß niemand."

„Nein, und es wird es wohl auch niemand erfahren."

„Es ist gut, daß er tot ist," sagte Ingmar.

„Ja, es ist gut, daß er tot ist," wiederholten die andern.

Den ganzen Tag hindurch waren die Kolonisten sehr erregt. Niemand wußte, was Clifford ihnen hatte tun wollen, oder ob die Gefahr mit seinem Tode abgewendet war. Stunde auf Stunde verbrachten sie unter Gebet und Gesang im Versammlungssaal. Sie waren wie über die Erde hinausgehoben in dem Gefühl, daß Gott für sie gekämpft hatte.

Im Lauf des Tages bemerkten sie wiederholt, daß Volkshaufen, die aus dem schlechtesten Gesindel bestanden, das sich in Jerusalem fand, auf die kahlen Felder um die Kolonie herauskamen und das Haus betrachteten. Die Kolonisten dachten nun, Clifford habe einen Volksauflauf geplant gehabt, in der Art, daß einige wilde Scharen kommen und sie aus ihrem Hause verjagen sollten. Aber all die Menschen verschwanden wieder, und der Tag verging ohne weitere Ereignisse.

Am Abend kam Mrs. Gordon zu Ingmar, der mit verbundenem Knie auf seinem Bett saß. Sie dankte ihm warm für seine Hilfe und erzeigte sich ihm sehr wohlwollend gesinnt.

„Ingmar Ingmarsson," sagte sie unter anderem, „ich möchte Ihnen sagen, daß es mir eine große Freude wäre, wenn ich Ihnen einen Gegendienst leisten könnte. Wollen Sie mir nicht mitteilen, was Sie drückt, damit ich Ihnen beistehen kann?"

Mrs. Gordon wußte wohl, was Ingmar in Jerusalem gewinnen wollte. An keinem andern Tage würde sie versprochen haben, ihm in einer solchen Sache beizustehen, aber in diesem Augenblick war die ganze Kolonie wie aus dem Gleichgewicht gebracht. Mrs. Gordon war es, als liege ihr nichts so sehr am Herzen, als Ingmar glücklich zu sehen, weil er ihr und der ganzen Kolonie einen großen Dienst geleistet hatte.

Sobald sie ihr Anerbieten gestellt hatte, schlug Ingmar schnell die Augen nieder. Er ließ sich reichlich Zeit zum Nachdenken, ehe er antwortete.

„Nun müssen Sie mir versprechen, daß Sie meine Bitte nicht übel aufnehmen wollen," sagte er. Und Mrs. Gordon versprach, Nachsicht mit ihm zu haben.

„Es sieht aus," sagte Ingmar, „als ob die Angelegenheit, um derentwillen ich hier bin, sich sehr in die Länge ziehen würde, und es wird mir recht langweilig werden, wenn ich keine Arbeit habe, an die ich gewöhnt bin." — Dies konnte Mrs. Gordon wohl verstehen. — „Wenn Sie mir daher einen Dienst erweisen wollen, Mrs. Gordon," fuhr Ingmar fort, „dann wäre es etwas Großes für mich, wenn Sie es so einrichten würden, daß ich Baram Paschas Mühle bekäme. Sie wissen, daß ich mich nicht verschworen habe, kein Geld zu verdienen, und ich hätte dadurch eine Arbeit, die mir Freude machte."

Mrs. Gordon betrachtete Ingmar scharf, aber er saß mit geschlossenen Augen da, und das ganze Gesicht war ohne jeglichen Ausdruck. Sie war erstaunt, daß er um nichts anderes gebeten hatte, gleichzeitig aber war sie sehr erfreut über diese Bitte. „Ich wüßte nicht, warum ich Ihnen hierin nicht helfen sollte," sagte sie. „Es kann nichts Unrechtes dabei sein. Und überdies ist es gut für uns, wenn wir Baram Paschas Wunsch nachkommen."

„Ja, ich wußte wohl, daß Sie mir helfen würden," sagte Ingmar. Dann sprach er ihr noch seinen Dank aus, und als sie sich trennten, waren alle beide sehr zufrieden miteinander.

Ingmars Kampf

Ingmar hat nun Baram Paschas Mühle übernommen. Er macht den Müller da, und bald kommt der eine, bald der andre der Kolonisten und hilft ihm bei der Arbeit.

Aber das weiß man ja von alters her, daß sich in allen Mühlen viel Zauberspuk und dergleichen findet, und die Kolonisten merken bald, daß man auch nicht einen einzigen Tag lang die Steine in Baram Paschas Mühle dröhnen hören kann, ohne wie verhext zu werden.

Wer immer dort sitzt und ihnen zuhört, versteht schließlich, daß sie immerfort auf diese Weise singen und brummen: „Wir mahlen Mehl, wir verdienen Geld, wir schaffen Nutzen, aber was tust du, was tust du, was tust du?"

Und wer dies hört, fühlt einen unwiderstehlichen Drang in sich aufsteigen, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Wie ein Fieber überkommt es ihn, während er den Mühlsteinen zuhört.

Unwillkürlich beginnt er zu überlegen, wozu er wohl taugen würde, und was er wohl ausrichten könnte, um die Kolonie zu unterstützen.

Wer immer ein paar Tage in der Mühle gearbeitet hat, spricht von nichts andrem mehr, als von den unbebauten Tälern, die urbar gemacht werden könnten, von den Bergen, die mit Wald bestanden werden müßten; und von den verlassenen Weinbergen, die nach Arbeitern riefen.

Und nachdem die Mühlsteine ihr Lied ein paar Wochen gesungen haben, kommt ein Tag, an dem die schwedischen Bauern drunten in der Ebene Saron ein Stück Land pachten, und anfangen zu pflügen und zu säen.

Kurze Zeit nachher erwerben sie ein paar große Weinberge auf dem Ölberg.

Und nachdem noch einige Zeit vergangen ist, beginnen sie, eine ausgedehnte Wasserleitung in einem der Täler anzulegen.

Nachdem die Schweden den Anfang gemacht haben, lassen sich die Amerikaner und Syrer auch allmählich herbei, es ihnen nachzutun. Sie fangen an in den Schulen zu unterrichten, sie schaffen sich einen photographischen Apparat an, ziehen im Land umher und machen Aufnahmen, die dann an Reisende verkauft werden, und in einer Ecke der Kolonie richten sie eine kleine Goldschmiede ein.

Miß Young ist schon seit lange die Vorsteherin der Schule Achmed Effendis, und junge Schwedinnen unterrichten mohammedanische Kinder im Nähen und Stricken.

Im Herbst ist in der ganzen Kolonie eine solch emsige Tätigkeit wie in einem Ameisenhaufen, überall ist Leben und Bewegung.

Und wenn man zurückdenkt, so ist den ganzen Sommer hindurch kein Unglück eingetreten; seit Ingmar die Mühle übernommen hat, ist kein einziger Todesfall mehr vorgekommen, und niemand hat sich über die Bosheit Jerusalems so gegrämt, daß er fast den Verstand verloren hat.

Jedermann ist froh und vergnügt, alle lieben ihre Kolonie mehr als je; sie fassen Pläne, sie bereiten neue Unternehmungen vor. Dies allein hatte ihnen gefehlt, um wirklich glücklich zu sein. Und nun glauben sie alle, daß es Gottes Wille ist, daß sie ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen.

Im Herbst überläßt Ingmar die Mühle Ljung Björn, und er selbst bleibt daheim in der Kolonie. Er und Bo und Gabriel errichten eine Art Schuppen auf den kahlen Feldern davor. Aber niemand weiß, wozu er bestimmt ist, niemand darf sehen, wie es darin aussieht; dies ist ein großes Geheimnis.

Als der Schuppen endlich fertig ist, reisen Ingmar und Bo nach Jaffa und führen lange, unendlich lange Verhandlungen mit den dortigen deutschen Kolonisten.

Aber nach zwei Tagen kehren die beiden Männer wieder heim, und da kommen sie auf ein paar prächtigen braunen Pferden geritten.

Diese sollen nun der Kolonie gehören, und so viel ist sicher, wenn auch ein Sultan oder ein Kaiser ans Tor geklopft und gesagt hätte, er wolle sich den Kolonisten anschließen, so hätte er wohl kaum willkommener sein können, als diese beiden Braunen.

Ach, wie die Kinder sich an diese Pferde hängen und an ihnen herum baumeln! Und wie stolz der Bauer ist, der mit ihnen pflügen darf!

Sie werden sorgfältiger gestriegelt, als irgendwelche Pferde im Abendland, und keine Nacht vergeht, ohne daß die Bauern in den Schuppen gehen, um sich zu versichern, daß die Krippen gefüllt sind.

Aber wer auch immer von den Schweden es sein mag, der die Pferde einspannt, der kann es nicht unterlassen zu denken: „Es ist wirklich nicht so schwer, in diesem Lande zu leben, nun fühle ich, daß es mir gut geht. Ach, wie schade ist es doch, daß Tims Halfvor nicht mehr

dabei sein kann! Er hätte sich nicht zu Tode gegrämt, wenn er mit solchen Pferden hätte fahren dürfen.

* *
*

Es war an einem Morgen im September. Sehr frühe, während es noch ganz Nacht war, verließen Ingmar und Bo die Kolonie. Sie wollten zur Arbeit hinaus in einem der Weinberge, die die Kolonisten au dem Ölberg gepachtet hatten.

Es verhielt sich indes zwischen den beiden so, daß sie selten gut miteinander auskamen. Zu einer offnen Feindschaft war es zwar gerade nicht zwischen ihnen gekommen, aber sie hatten nie dieselbe Meinung über irgendeine Sache. Wie sie nun auf dem Weg nach dem Ölberg waren, begannen sie über den Weg zu streiten. Bo wollte den langen Umweg über die Hügel machen; er sagte, dieser sei in der Dunkelheit leichter zu finden. Ingmar dagegen wollte einen kürzeren, aber beschwerlicheren Weg einschlagen, der durch das Tal Josaphat und von da in gerader Richtung den Berg hinaufführt.

Nachdem sie sich eine Weile darüber gestritten hatten, schlug Ingmar vor, es solle jeder seinen eignen Weg gehen, dann könne man sehen, wer am schnellsten vorwärts komme. Damit war Bo einverstanden; er ging nach der Seite, die er vorgeschlagen hatte, und Ingmar nach der andern.

Sobald Bo gegangen war, wurde Ingmar von der großen Sehnsucht überfallen, die ihn immer quälte, sobald er allein war. „Ach, wird sich denn Gott nie über mich erbarmen und mich heimreisen lassen?" sagte er. „Will er mir denn nicht helfen, Gertrud von Jerusalem fortzubringen, ehe sie den Verstand ganz verloren hat?"

„Es ist merkwürdig, daß mir gerade das, um dessentwillen ich hierhergereist bin, am allerwenigsten gelingt," sagte er halblaut, während er, in tiefe Gedanken versunken, durch die Dunkelheit dahinschritt, „denn Gertrud bin ich nicht einen einzigen Schritt nähergekommen."

„In allem andern dagegen ist es mir viel besser gegangen, als ich erwarten konnte. Ich glaube kaum, daß die Leute hier mit der Arbeit in Gang gekommen wären,

wenn ich es mir nicht hätte einfallen lassen, die Mühle zu übernehmen."

„Es ist eine rechte Freude, zu sehen, wie die Arbeit immer mehr überhand genommen hat," fuhr er fort, ja, ich habe hier sehr viel Gutes und Lehrreiches zu sehen bekommen, aber trotz allem sehne ich mich jetzt eben heim. Es ist mir, als müsse ich mich vor dieser Stadt fürchten, und ich kann nicht frei atmen, ehe ich sie hinter mir habe. Und manchmal habe ich das Gefühl, als müsse ich hier sterben und dürfe nie wieder heimreisen und Barbro und den Ingmarshof nicht wiedersehen."

Während Ingmar diesen Gedanken nachhing, hatte er den Talgrund erreicht. Hoch über ihm zeichneten sich die zackigen Mauern vom Nachthimmel ab, und auf allen Seiten erhoben sich mächtige, den Ausgang versperrende Höhen.

„Dies ist doch ein unheimlicher Ort, um in der Dunkelheit darin zu wandern," dachte Ingmar. Und jetzt erst fiel ihm ein, daß er an dem mohammedanischen und auch an dem jüdischen Begräbnisplatz vorüber mußte.

In demselben Augenblick, wo Ingmar an die beiden Friedhöfe dachte, fiel ihm ein Ereignis ein, das sich jetzt eben in Jerusalem zugetragen hatte. Als am vorhergehenden Tag die Rede davon gewesen war, hatte es ihn nicht mehr berührt, als andre Dinge auch, die von der heiligen Stadt berichtet wurden, aber jetzt, in der nächtlichen Dunkelheit, erschien es ihm sehr unheimlich und schauerlich.

In dem Judenquartier gab es nämlich ein kleines Krankenhaus, das in der ganzen Stadt berüchtigt war, weil niemals ein Kranker dort lag. Ingmar war mehreremale daran vorübergekommen; da hatte er durch die Fenster hineingeschaut und gesehen, daß die Betten alle leer standen. Dies hatte indes eine ganz natürliche Ursache und hätte kaum anders sein können. Das Krankenhaus war von einer englischen Missionsgesellschaft eingerichtet worden, die kranke Juden aufnehmen wollte, um Gelegenheit zu bekommen, sie zu bekehren. Aber die Juden, die fürchteten, daß sie an so einem Ort gezwungen würden, verbotene Speisen zu essen, ließen sich nicht dort hinbringen.

Vor wenigen Tagen hatte sich aber doch ein Patient in diesem Krankenhaus eingefunden, und zwar eine alte arme Judenfrau, die gerade vor dem Gebäude ausgeglitten war und das Bein gebrochen hatte. Sie war in das Spital hineingetragen und dort verpflegt worden, aber schon nach wenigen Tagen gestorben.

Ehe sie starb, hatten ihr die Krankenpflegerin und der Arzt hoch und teuer versprechen müssen, dafür Sorge zu tragen, daß sie auf dem jüdischen Friedhof im Tal Josaphat begraben würde. Sie sagte ihnen, daß sie einzig und allein, um diesen Vorzug genießen zu können, in ihrem hohen Alter nach Jerusalem gereist sei.

Als sie tot war, schickten also die Engländer zu dem Gemeindevorsteher der Juden und baten ihn, Leute zu senden, die die Tote abholen und begraben würden.

Aber da hatten die Juden geantwortet, daß die alte Frau, die in dem christlichen Krankenhause gestorben sei, nicht auf dem Kirchhof der Juden begraben werden dürfe.

Die Missionare hatten eifrig versucht, die Juden zum Nachgeben zu bewegen; sie hatten sich sogar an den Oberrabbiner gewandt, aber alles war vergeblich gewesen. Es blieb ihnen nichts andres übrig, als die Tote selbst zu begraben. Aber sie wollten nicht, daß diese dessen verlustig gehen sollte, worauf sie sich in ihrem ganzen armseligen Leben gefreut hatte. Sie fragten also nichts nach dem Verbot der Juden, sondern ließen im Tal Josaphat ein Grab aufwerfen und begruben die Tote darin.

Die Juden taten nichts, um es zu verhindern, aber in der nächsten Nacht kamen sie herbei, öffneten das Grab und warfen den Sarg heraus.

Den Engländern lag es aber sehr am Herzen, der Alten ihr Wort zu halten, und sobald sie hörten, daß die Tote aus dem Grabe hinausgeworfen worden war, begruben sie sie aufs neue an demselben Platz.

Da wurde sie in der nächsten Nacht wieder herausgegraben — —

Plötzlich hielt Ingmar Ingmarsson an und lauschte. „Wer weiß," dachte er, „vielleicht sind diese Grabesschänder auch heute nacht hier draußen."

Im Anfang hörte er nichts, aber dann vernahm er

einen klingenden Laut, wie wenn ein eisernes Werkzeug an einen Stein schlägt.

Er ging ein paar Schritte nach der Seite, woher der Laut gekommen war, dann blieb er wieder stehen und lauschte. Nun hörte er ganz deutlich, wie man mit eisernen Spaten in der Erde grub und Kies und Steine aufwarf.

Wieder ging er weiter und hörte aufs neue eifrig graben. „Es sind wenigstens fünf bis sechs Spaten an der Arbeit," dachte er. „Gott behüte und bewahre uns, wie können Menschen einen Toten auf diese Weise verfolgen!"

Während Ingmar dem Graben zuhörte, fühlte er einen furchtbaren Zorn in sich aufsteigen, der mit jeder Minute zunahm. „Es ist nicht deine Sache," sagte er zu sich selbst, um sich zu beruhigen, „du hast gar nichts damit zu tun." Aber das Blut stieg ihm in den Kopf, es war ihm, als stocke es sich ihm im Halse, so daß er kaum atmen konnte. „Es ist ganz abscheulich und entsetzlich anzuhören," dachte er, „noch nie habe ich etwas Schlimmeres erlebt."

Schließlich blieb er stehen. Er hob die geballte Hand und schüttelte sie. „O wartet nur, ihr Schurken, jetzt komme ich!" sagte er. „Nun habe ich lange genug zugehört. Das kann niemand von mir verlangen, daß ich ruhig vorbeigehe, während ihr dabei seid, einen Toten auszugraben!"

Mit raschen, leisen Schritten eilte er vorwärts. Nun war es ihm auf einmal leicht ums Herz, und er fühlte sich beinahe froh. „Es ist allerdings ein Wahnsinn," dachte er, „aber ich möchte wissen, was Vater gesagt hätte, wenn ihm jemand an jenem Tage, wo er ins Wasser ging, um die kleinen Kinder zu retten, zugerufen hätte, er solle sich in acht nehmen und am Ufer bleiben. Und nun muß ich in dieser Sache auch tun dürfen, was ich will, ich ebenso wie der Vater. Denn hier fließt ein Strom der Bosheit an mir vorüber mit schwarzem, brausendem Wasser, und der reißt Tote und Lebendige mit sich fort, aber nun kann ich es nicht länger aushalten, still am Ufer zu stehen. Nun ist an mir die Reihe, hinauszugehen und mit dem Strome zu kämpfen."

Endlich stand er am Rande eines Grabes, wo einige Männer eifrig arbeiteten. Sie hatten weder Licht noch Laterne, sondern gruben in der Dunkelheit, so gut sie konnten. Ingmar konnte nicht sehen, wie viele es waren, er fragte auch nicht danach, sondern stürzte sich mitten unter sie. Dem einen entriß er den Spaten, mit dem dieser eben grub, und schlug damit nach rechts und links um sich. Er war so unerwartet über die Männer gekommen, daß sie vor Schrecken ganz verwirrt wurden und davon rannten, ohne Widerstand zu leisten. Nach einigen Augenblicken war Ingmar ganz allein.

Seine erste Arbeit war nun, die aufgeworfene Erde wieder in das Grab hineinzuschaufeln, und dann begann er zu überlegen, was er nun zunächst tun solle. Es erschien ihm nicht ratsam, den Platz vor Tagesanbruch zu verlassen, denn sobald er wegging, kamen die Grabesschänder sicherlich zurück.

Er blieb also bei dem Grabe und wartete. Gespannt lauschte er auf jeden Laut, aber im Anfang war alles ganz still ringsum. „Ich glaube aber doch nicht, daß sie vor einem einzelnen Mann gar so weit weg geflohen sind," dachte er. Dann hörte er ein leises Rascheln auf dem Kies, der über die Fliesen der Gräber gestreut war, und er glaubte auch zu sehen, daß dunkle Gestalten sich bewegten und über die Gräber hinkrochen.

„Jetzt wird es ernst," dachte Ingmar und erhob den Spaten zur Notwehr. Da prasselte plötzlich ein dichter Hagel von großen und kleinen Steinen auf ihn herunter, so daß er ganz betäubt wurde. Gleichzeitig warfen sich ein paar Männer über ihn und suchten ihn umzuwerfen.

Ein harter Kampf entspann sich. Ingmar war ein riesenstarker Mann, und er warf den einen nach dem andern zu Boden. Aber die Gegner kämpften tapfer und wollten nicht weichen. Schließlich stürzte einer gerade vor Ingmars Füßen nieder. In diesem Augenblick jedoch trat Ingmar einen Schritt vor und strauchelte über den Gefallenen. Mit aller Wucht stürzte er zu Boden und fühlte gleichzeitig einen furchtbaren Schmerz in dem einen Auge. Er war ganz wie gelähmt. Er fühlte, daß die andern sich über ihn warfen und ihn banden, aber er vermochte keinen Widerstand zu leisten. Der Schmerz war

durchdringend und scharf, so daß er ihm alle Kraft raubte, und im ersten Augenblick war es ihm, als müsse er sterben — — —

Indessen war Bo auch weitergegangen, und hatte dabei immerfort an Ingmar denken müssen. Im Anfang eilte er sehr rasch vorwärts, denn er wollte den Gipfel des Berges zuerst erreichen, aber nach einer Weile mäßigte er seine Schritte. Schwermütig lächelte er über sich selbst. „Ich weiß ja doch, daß ich nicht so schnell vorwärts komme wie Ingmar, und wenn ich mich noch so sehr beeile. Noch nie habe ich jemand gesehen, der in allem so großen Erfolg gehabt und eine solche Fähigkeit besessen hätte, seinen Willen durchzusetzen. Was kann ich andres erwarten, als daß er Gertrud mit sich heim nach Dalarne führt, ja ganz gewiß. Ich habe ja gesehen, wie in der Kolonie nun seit einem halben Jahr alles nach seinem Kopf gegangen ist."

Aber als Bo den Ort der Zusammenkunft auf dem Ölberg erreichte, fand er Ingmar dort nicht vor, wie er erwartet hatte, und das freute ihn sehr. „Er wird wohl gemerkt haben, daß er diesmal den unrechten Weg gewählt hatte," dachte Bo.

Dann begann er zu horchen, aber als sich Ingmar immer noch nicht zeigte, begann Bo unruhig zu werden, und er fürchtete, es könne ihm ein Unfall zugestoßen sein. Er begann den Berg hinabzusteigen, um Ingmar zu suchen. „Es ist doch sonderbar," dachte er, „obgleich ich gar keinen besonderen Grund habe, Ingmar zu lieben, wäre es mir wahrscheinlich doch sehr leid, wenn ihm ein Unglück widerführe. Er ist ein tüchtiger Mann, der uns hier in Jerusalem auch große Dienste geleistet hat. Ich glaube, wenn Gertrud nicht zwischen uns stände, könnte ich herzliche Freundschaft mit ihm schließen."

Bald begann es zu tagen, und als Bo in das Tal Josaphat hinunterkam, dauerte es nicht lange, bis er Ingmar fand, der zwischen zwei Gräbern lag. Seine Hände waren gefesselt, und er lag unbeweglich da, aber als er Bos Tritte hörte, hob er den Kopf. „Bist du es, Bo?" sagte er.

„Ja," antwortete Bo, „was ist denn hier geschehen?" Zugleich sah er Ingmars Gesicht; beide Augen waren

geschlossen, das eine war geschwollen, und aus dem Augenwinkel floß Blut heraus. „Was hast du denn mit dir angefangen, Mensch?“ fragte Bo, und seine Stimme klang merkwürdig undeutlich.

„Ich habe mit diesen Grabesschändern kämpfen müssen,“ sagte Ingmar, „da fiel ich über einen von ihnen, und der hatte ein Messer in der Hand, das mir mitten ins Auge hineindrang.“

Bo ließ sich neben Ingmar auf die Knie nieder und begann, die Stricke von dessen Händen zu lösen.

„Wie bist du denn mit den Grabesschändern in Streit geraten?“ fragte er.

„Ich ging ja durch das Tal, und da hörte ich, daß sie gruben.“

„Und dann konntest du es nicht dulden, daß die Tote auch in dieser Nacht wieder aus ihrem Grabe herausgeworfen würde?“

„Nein,“ sagte Ingmar, „das konnte ich nicht dulden.“

„Das war wirklich brav von dir, Ingmar,“ sagte Bo.

„O nein,“ sagte Ingmar, „es war dumm, aber ich konnte es eben nicht lassen.“

„Ich will dir etwas sagen,“ erwiderte Bo, „und wenn es auch dumm war, so werde ich von nun an dein ganzes Leben lang dein Freund sein, dafür daß du es getan hast.“

Auf dem Ölberg

Ingmar wurde von einem der Ärzte des großen englischen Augenhospitals behandelt. Dieser kam jeden Tag in die Kolonie heraus, um den Verband zu erneuern. Ingmars Auge heilte auch rasch und gut, und er fühlte sich bald so frisch, daß er das Bett verlassen konnte.

Aber eines Morgens bemerkte der Doktor, daß das unbeschädigte Auge rot und geschwollen war. Er wurde ängstlich und gab sogleich genaue Anweisung, wie dieses Auge behandelt werden müsse. Hierauf wandte er sich an Ingmar und sagte ihm gerade heraus, daß er am

besten daran täte, wenn er Palästina so schnell als möglich verließe.

„Ich fürchte, Sie sind von der gefährlichen morgenländischen Augenkrankheit angesteckt worden," sagte er; „ich werde zwar tun, was in meinen Kräften steht, aber Ihr eines Auge ist nicht stark genug, um der Ansteckung, die hier überall umherfliegt, zu widerstehen. Wenn Sie hierbleiben, werden Sie in ein paar Wochen unfehlbar erblindet sein."

Über diesen Bescheid entstand große Traurigkeit in der Kolonie, nicht allein unter Ingmars Verwandten, sondern auch unter den andern Kolonisten. Alle sagten, Ingmar habe ihnen die größte Wohltat erwiesen, indem er sie verleitet habe, wie andere Menschen ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen, und daß ein solcher Mann die Kolonie nie wieder verlassen sollte. Aber doch sahen alle ein, daß Ingmar reisen mußte, und Mrs. Gordon sagte sogleich, einer der Brüder solle sich bereit halten, um ihn zu begleiten, da er nicht gut allein reisen könne.

Lange hörte Ingmar schweigend den Verhandlungen über seine Abreise zu und schließlich sagte er: „Es ist wohl nicht so sicher, daß ich blind werde, wenn ich mich noch länger hier aufhalte."

Mrs. Gordon fragte ihn, was er damit sagen wolle.

„Ich bin noch nicht fertig mit der Sache, derentwegen ich gekommen bin," sagte er langsam.

„Heißt das soviel, als daß Sie nicht abreisen wollen?" fragte Mrs. Gordon.

„Ja," antwortete Ingmar, „es wäre sehr hart für mich, wenn ich unverrichteter Sache heimkehren müßte."

Und nun zeigte es sich, wie hoch Mrs. Gordon Ingmar schätzte, denn sie suchte Gertrud auf und teilte ihr mit, daß Ingmar nicht abreisen wolle, obgleich er Gefahr laufe, blind zu werden, wenn er bleibe. „Du weißt doch wohl, aus welchem Grunde er nicht abreisen will?" fragte Mrs. Gordon.

„Ja," antwortete Gertrud.

Mit großen Augen betrachtete sie Mrs. Gordon, aber diese sagte nichts weiter. Mrs. Gordon konnte sie doch nicht geradezu auffordern, die Gesetze, die in der Ko-

lonie galten, zu brechen; aber Gertrud verstand, daß ihr alles, was sie um Ingmars willen täte, vergeben werden würde. „Wenn es eine andere als ich wäre, würde Mrs. Gordon nicht so nachgiebig sein," dachte sie ein wenig gekränkt. „Aber mich rechnen sie nicht für ganz klug, und sie wären gewiß nur froh, wenn ich meiner Wege ginge."

Den ganzen Tag hindurch kam bald der eine, bald der andere zu Gertrud und redete von Ingmar mit ihr. Niemand wagte, ihr offen ins Gesicht zu sagen, daß sie mit ihm heimreisen solle, aber die schwedischen Bauern setzten sich neben sie und sprachen von dem Helden, der im Tal Josaphat um die Tote gekämpft habe, und sagten, nun habe Ingmar bewiesen, daß er ein echter Sprößling des alten Stammes sei. Es wäre ewig schade, wenn ein solcher Mann blind würde," sagten sie.

„Ich sah Ingmar an dem Tage der Auktion auf dem Ingmarshof," sagte Gabriel, „und wenn du ihn damals gesehen hättest, wärest du nie böse auf ihn gewesen, das sage ich dir."

Aber Gertrud war es, als müsse sie den ganzen Tag wie in einem jener Träume kämpfen, in denen man fliehen möchte, aber doch nicht von der Stelle kommt. Sie wollte Ingmar helfen und wußte doch nicht, woher sie die Kraft dazu nehmen solle. „Wie kann ich dies für Ingmar tun, da ich ihn doch nicht mehr liebe?" fragte sie sich. „Und wie kann ich unterlassen, es zu tun, da ich doch weiß, daß er dann blind wird?" fragte sie sich auch.

Am Abend stand Gertrud vor dem Hause unter den großen Sykomoren und dachte immerfort daran, daß sie mit Ingmar ziehen sollte, aber nicht die Kraft habe, den Entschluß zu fassen. Da trat Bo zu ihr.

„Es ist manchmal so," sagte er, „daß die Menschen sich über ihr Unglück freuen und über ihr Glück trauern möchten."

Gertrud wandte sich um und sah ihn mit scheuen Augen an. Sie sagte nichts, aber er verstand, daß sie dachte: „Kommst du nun auch noch, mich zu hetzen und zu verfolgen?"

Bo biß sich auf die Lippen und verzog das Gesicht

ein wenig, aber im nächsten Augenblick sagte er doch, was er beabsichtigt hatte.

„Wenn man einen Menschen sein ganzes Leben lang lieb gehabt hat," begann er, „dann hat man stets Angst, man könne ihn verlieren. Aber die größte Angst hat man doch davor, ihn auf die Weise zu verlieren, daß man sehen muß, daß er ein hartes Herz hat, das nicht vergeben und vergessen kann."

Bo sprach seine harten Worte in sehr mildem Ton, und Gertrud wurde nicht böse darüber, sondern begann zu weinen. Sie erinnerte sich, daß sie einmal geträumt hatte, sie steche Ingmar die Augen aus. „Nun zeigt es sich, daß es ein wahrer Traum war, und daß ich wirklich hartherzig und rachgierig bin, gerade wie in jenem Traum," dachte sie. „Sicherlich verliert Ingmar sein Augenlicht noch durch meine Schuld." Sie wurde tief betrübt, aber das Gefühl der Ohnmacht, das sie gefangen hielt, wich darum doch nicht von ihr, und als die Nacht anbrach und sie schlafen ging, hatte sie noch immer keinen Entschluß fassen können.

Am Morgen machte sie sich zu ihrer gewöhnlichen Wanderung fertig und begab sich über die Hügel nach dem Ölberg.

Auf dem ganzen Wege kämpfte sie mit demselben schweren Gefühl der Ohnmacht. Sie erkannte, was sie zu tun hatte, aber ihr Wille war gelähmt und konnte das, was ihn gefangen hielt, nicht überwinden.

Sie erinnerte sich, daß sie einmal eine Turmschwalbe gesehen hatte, die zu Boden gefallen war und mit den Flügeln auf den Sand schlug und doch nicht genug Luft unter die Schwingen bekam, um sich erheben zu können. Geradeso, meinte sie, liege sie nun auch da und flattere hin und her, ohne vom Fleck zu kommen.

Aber als sie den Ölberg erreicht hatte und auf dem Platze stand, wo sie den Sonnenaufgang zu erwarten pflegte, gewahrte sie da den Derwisch, der Jesus ähnlich war. Er saß auf der Erde mit gekreuzten Beinen, und seine großen Augen schauten über Jerusalem hin.

Nicht einen Augenblick vergaß Gertrud, daß der Mann nur ein armer Derwisch war, der seine ganze Ehre darein setzte, von seinen Anhängern ein noch wilderes Tanzen zu

verlangen als die andern. Aber als sie sein Gesicht sah, mit den dunklen Ringen um die Augen und dem Schmerzenszug um den Mund, lief ein Zittern durch ihren Körper. Mit gefalteten Händen blieb sie neben ihm stehen und betrachtete ihn.

Sie träumte nicht, sie hatte auch keine Erscheinung, die große Ähnlichkeit mit Christus allein war schuld daran, daß sie einen Gott in Menschengestalt vor sich zu sehen vermeinte.

Aufs neue glaubte sie, wenn er sich nur den Menschen offenbaren wollte, dann würde es sich gar bald zeigen, daß er die Tiefe aller Wissenschaft erreicht habe. Sie glaubte, daß Wind und Wellen ihm gehorsam sein würden, sie glaubte, daß Gott mit ihm redete, sie glaubte, daß er den Kelch des Leidens bis auf die Neige geleert habe und daß alle seine Gedanken den unbekannten Dingen nachjagten, die kein anderer verstehen konnte.

Sie fühlte, daß sie, wenn sie krank wäre, durch seinen Anblick schon geheilt würde.

„Er kann kein gewöhnlicher Mensch sein," dachte sie. „Ich fühle, daß sich die Seligkeit des Himmels auf mich herabsenkt, nur weil ich ihn anschaue."

Sie hatte schon eine gute Weile neben dem Derwisch gestanden, ohne daß dieser sie gewahr zu werden schien. Doch plötzlich wandte er sich und sah sie an.

Und indem er sie ansah, fuhr Gertrud zusammen, als könne sie seinen Anblick nicht ertragen.

Still und ruhig betrachtete er Gertrud wohl eine ganze Minute lang, dann bot er ihr die Hand dar, damit sie sie küsse, wie seine Anhänger zu tun pflegten. Und Gertrud küßte sie in aller Demut.

Hierauf bedeutete er ihr mit freundlichem Ernst, daß sie sich nun entfernen und ihn nicht länger stören solle.

Gehorsam wandte sich Gertrud um und ging langsam heimwärts. Es war ihr, als liege in der Art, in der er Abschied von ihr genommen hatte, eine große Bedeutung. Es war ihr, wie wenn er zu ihr gesagt hätte: „Eine Zeitlang hast du mir angehört und mir gedient, aber nun gebe ich dich frei. Lebe nun auf der Erde für deine Nebenmenschen!"

Als sie der Kolonie näher kam, verschwand der lichte

Zauber allmählich. „Ich weiß ja, daß er nicht Christus ist. Nein, ich glaube nicht, daß er Christus ist," sagte sie noch einmal.

Aber sein Anblick hatte eine große Veränderung in ihr hervorgebracht. Allein dadurch, daß er ihr das Bild Christi vor die Augen gestellt hatte, war es ihr, als ob jeder Stein auf dem Wege die heiligen Lehren wiederhole, die der Heiland einst in diesem Lande verkündigte, und daß die Blumen die Seligkeit priesen, die der empfindet, der auf seinen Wegen wandelt.

Als Gertrud die Kolonie erreicht hatte, ging sie zu Ingmar. „Nun werde ich mit dir ziehen, Ingmar," sagte sie.

Ingmars Brust hob sich unter ein paar schweren Atemzügen. Es sah aus, als fühle er eine große Erleichterung.

Er ergriff Gertruds Hände und drückte sie zwischen den seinigen. „Nun ist Gott sehr gut gegen mich gewesen," sagte er.

„Ja gewiß, wir sehn uns wieder!"

Eine merkwürdige Emsigkeit herrschte in der Kolonie. Die Leute aus Dalarne waren in allen ihren Stuben aufs eifrigste beschäftigt, so daß sie keine Zeit hatten, sich zu ihrer Arbeit auf die Felder und in die Weinberge zu begeben, und die schwedischen Kinder hatten Ferien bekommen, um daheim arbeiten zu können.

Es war bestimmt worden, daß Ingmar und Gertrud in zwei Tagen abreisen sollten, und deshalb mußte man alles, was man durch sie in die Heimat senden wollte, eilig in Ordnung bringen.

Nun war die Gelegenheit da, ein kleines Andenken an liebe Kameraden von der Schulbank zu schicken, sowie an alte Freunde, die ein ganzes Leben lang treu geblieben waren — nun konnte man zeigen, daß man doch bisweilen manchen einen freundlichen Gedanken geschickt hatte, von denen man sich getrennt und mit denen man in der ersten schweren Zeit daheim nicht mehr hatte umgehen wollen — und endlich auch an alte kluge Leute,

deren Ratschläge man bei der Abreise übel aufgenommen hatte. Nun konnte man den Eltern und der Liebsten, sowie dem Pfarrer und dem Schulmeister, die sie alle erzogen hatten, eine kleine Freude machen.

Ljung Björn und Kolas Gunnar hielten den ganzen Tag die Feder zwischen den steifen Fingern und schrieben Briefe an Freunde und Anverwandte, während Gabriel kleine Schalen aus Olivenholz drechselte und die Ingmarstochter Karin in viele Pakete von verschiedenem Umfange große Photographien von Gethsemane und der Heilichen Grabeskirche, sowie von dem stattlichen Haus, wo sie wohnten, und von dem prächtigen Versammlungssaal packte.

Die Kinder plagten sich redlich, auf dünnen Plättchen aus Olivenholz Tuschzeichnungen auszuführen, wie sie es in der amerikanischen Schule gelernt hatten, auch verfertigten sie Photographierahmen, die sie mit den verschiedensten Arten von Getreide- und Samenkörnern und Obstkernen, die es im Morgenlande gibt, beklebten.

Die Ingmarstochter Karin zerschnitt ihre selbstgewebte Leinwand und stickte Namen in Handtücher und Servietten, die sie ihrem Schwager und der Schwägerin schicken wollte. Und sie lächelte, indem sie daran dachte, wie die daheim nun sehen würden, daß sie noch nicht verlernt hatte, ein feines, dauerhaftes Gewebe zu weben, obgleich sie nach Jerusalem ausgewandert war.

Die beiden Ingmarstöchter, die in Amerika gewesen waren, banden Töpfe voll Aprikosen- und Pfirsichmarmelade zu, und unten auf die Töpfe schrieben sie die lieben Namen, an die sie nicht denken konnten, ohne daß ihnen die Tränen in die Augen traten.

Israel Tomassons Frau wellte einen Pfefferkuchenteig aus und hatte überdies eine Torte im Backofen, die sie eifrig bewachte. Die Torte sollten Ingmar und Gertrud unterwegs verzehren, die Pfefferkuchen aber, die man aufheben konnte, so lange man wollte, sollten sie nicht essen, sondern der alten Frau am Myckelsumpf bringen, die damals bei der Abreise gewaschen und gekämmt am Wege stand, sowie auch der Gunnarstochter Eva, die einmal der Gemeinde angehört hatte.

Sobald die kleinen Pakete fertig waren, wurden sie

Gertrud gebracht, und diese packte alle die vielen Sendungen in eine große Kiste.

Aber wenn Gertrud nicht selbst ein Kind des Dorfes gewesen wäre, hätte sie es nicht übernehmen können, all die verschiedenen Sachen den rechtmäßigen Empfängern auszuliefern, denn auf mehreren standen ganz merkwürdige Adressen. Sie mußte oft mehrere Male überlegen, wo sie wohl den „Franz, der an dem Kreuzweg wohnte", finden könne, oder die „Lisa, die die Schwester des Per Larsson war", oder den „Erik, der vor zwei Jahren beim Bürgermeister diente".

Gunnar, Ljung Björns Sohn, kam mit dem größten Paket daher. Es trug die Aufschrift: „An Karin, die neben mir in der Schule saß und in dem großen Walde wohnte". Den Namen des Vaters hatte er vergessen, aber der Karin hatte er ein Paar Schuhe aus Glanzleder mit hohen, geschweiften Absätzen verfertigt. Er wußte, daß dies die beste Schuhmacherarbeit war, die je in der Kolonie ausgeführt worden war. „Und sage ihr, daß sie zu mir herauskommen soll, wie wir ausgemacht haben, ehe ich abreiste," sagte er, als er sein Paket Gertrud anvertraute.

Die Großbauern aber gingen zu Ingmar und übergaben ihm Briefe und wichtige Aufträge. „Und dann mußt du zum Pfarrer gehen und zum Bürgermeister und zum Schulmeister," sagten sie zuletzt, „und ihnen erzählen, daß du mit eignen Augen gesehen hast, wie gut es uns geht, und daß wir in einem richtigen Haus wohnen und nicht in Höhlen, und daß wir Arbeit und ordentliche Nahrung haben und ein anständiges Leben führen."

* * *

Seit jener Nacht, wo Bo Ingmar im Tal Josaphat aufgefunden hatte, bestand große Freundschaft zwischen den beiden, und sobald Bo eine freie Stunde hatte, verbrachte er sie bei Ingmar, der während seiner Krankheit allein im Gastzimmer wohnte. Aber an dem Tag, wo Gertrud vom Ölberg herabkam und Ingmar versprach, mit ihm nach Dalarne zurückzukehren, zeigte sich kein Bo im Krankenzimmer. Ingmar fragte mehrere Male nach ihm, aber niemand konnte ihn ausfindig machen.

Als nun eine Stunde um die andre verging, wurde Ingmar unruhig. Im ersten Augenblick, als Gertrud ihm zu folgen versprach, hatte er sich befriedigt und glücklich gefühlt. Er war nur dankbar dafür gewesen, daß er sie aus diesem gefährlichen Lande, wohin sie durch seine Schuld getrieben worden war, wegführen durfte. Und sicherlich war er noch immer herzlich froh darüber; aber mit jeder Stunde wurde die Sehnsucht nach seiner Frau stärker und stärker. Es kam ihm ganz unmöglich vor, seinen Vorsatz durchzuführen. Bisweilen fühlte er die größte Lust, Gertrud seine ganze Geschichte zu erzählen, aber nach einigem Nachdenken wagte er es doch nicht. Sobald sie erfuhr, daß er sie nicht mehr lieb hatte, würde sie sich weigern, mit ihm zu reisen. Auch wußte er gar nicht, wen Gertrud lieb hatte, ob er selbst, Ingmar, es war, oder ein anderer. Manchmal hatte er gemeint, es sei Bo, aber schließlich hatte er eingesehen, daß Gertrud, seit sie in der Kolonie wohnte, gewiß keinen andern geliebt hatte, als den, den sie auf dem Ölberg erwartete. Und wenn sie nun aufs neue in die Welt hinauskam, dann würde vielleicht ihre alte Liebe zu Ingmar wieder erwachen. Und wenn dies geschah, dann war es wohl besser, wenn er sie heiratete und sie glücklich zu machen versuchte, als sich immerfort nach einer sehnen, die nie wieder die Seine werden konnte.

Aber obschon er es versuchte, auf diese Weise mit sich selbst zu rechten, so nahm doch der innere Widerwillen, der ihn quälte, immer mehr zu. Während er mit verbundenen Augen dasaß, sah er beständig seine Frau vor sich. „Es ist ganz klar, daß ich zu ihr gehöre," dachte er, „es gibt sonst niemand, der solche Macht über mich hätte."

„Ich weiß, was schuld daran war, daß ich mich auf dieses Unternehmen einließ," fuhr er fort. „Ich wollte ebenso tüchtig sein wie Vater. So wie er die Mutter aus dem Gefängnis heimführte, so wollte ich Gertrud aus Jerusalem nach Hause bringen. Aber nun weiß ich, daß es mir nicht ebenso gehen kann wie dem Vater, ich komme zu kurz, weil ich eine andere liebe."

Endlich gegen Abend kam Bo zu Ingmar. Er blieb an der Tür stehen, als sei es seine Absicht, gleich wieder

zu gehen. „Ich habe gehört, daß du nach mir gefragt hast," sagte er.

„Ja," sagte Ingmar, „ich muß abreisen."

„Ich weiß, daß es beschlossen worden ist," erwiderte Bo ganz kurz.

Ingmar hatte einen Verband auf beiden Augen; er wandte den Kopf nach der Seite, wo Bo stand, als ob er ihn sehen möchte. „Es scheint, daß du es eilig hast," sagte er.

„Ja, ich habe noch viel zu besorgen," versetzte Bo und machte einen Schritt nach der Tür.

„Ich hätte dich übrigens gern etwas gefragt."

Bo trat wieder näher, und Ingmar begann: „Ich möchte wissen, ob du sehr dagegen wärest, für einen oder zwei Monate heimzureisen?"

„Ich weiß nicht, wie du darauf kommst," fragte Bo.

„Wenn du Lust dazu hättest, würde ich die Ausgaben bestreiten," fuhr Ingmar fort.

„Ach so," sagte Bo.

„Ja," sagte Ingmar, eifriger werdend, „deine Mutter ist ja die einzige Schwester meines Vaters, und ich möchte ihr gerne die Freude machen, daß sie dich vor ihrem Tode noch einmal sieht."

„Du möchtest wohl am liebsten die ganze Kolonie mitnehmen," sagte Bo ein wenig verächtlich.

Da verstummte Ingmar vollständig. Es war seine letzte Hoffnung gewesen, Bo zum Mitreisen zu bewegen. „Ich glaube, daß Gertrud ihn bald lieber gewinnen würde als mich, wenn er uns begleitete," hatte er gedacht. „Er ist ihr immer treu geblieben, und es wird doch wohl etwas ausmachen, daß er sie liebt."

Nach ein paar Augenblicken begann Ingmar aber doch wieder zu hoffen. „Es war vielleicht mein Fehler, ich habe meine Bitte wohl dumm vorgebracht," dachte er. „Na ja," sagte er laut, „ich muß offen bekennen, daß ich dich hauptsächlich um meiner selbst willen gebeten habe." Bo entgegnete nichts. Ingmar wartete auf seine Antwort, als aber keine kam, fuhr er fort: „Ich weiß nicht recht, wie es Gertrud und mir auf dieser schwierigen Reise gehen soll. Wenn ich mit verbundenen Augen reisen muß, ist es mir unverständlich, wie wir in all die kleinen

Boote, die zu den Dampfern hinausfahren, hinein und wieder heraus kommen sollen. Auch wird es nicht leicht sein, die Fallreepstreppen und dergleichen zu erklettern. Ich habe Angst, ich könnte fehltreten und ins Wasser fallen. Es wäre gut, wenn wir einen Mann bei uns hätten."

„Da hast du schon recht," sagte Bo.

„Und Gertrud versteht es doch nicht, die Fahrkarten zu kaufen."

„Ich bin auch der Ansicht, daß du noch jemand mitnehmen solltest," sagte Bo.

„Ja," sagte Ingmar vergnügt, „ich meine, du müßtest begreifen, wie notwendig es ist, daß uns jemand begleitet."

„Du müßtest Gabriel darum bitten. Sein Vater würde sich auch freuen, wenn er ihn wiedersähe."

Wieder schwieg Ingmar; er schien sehr niedergeschlagen zu sein, als er wieder sprach: „Ich hatte gedacht, du würdest mitkommen."

„Nein, mich mußt du nicht darum bitten," sagte Bo. „Ich bin so glücklich hier. Jeder andere von der Kolonie geht gewiß gerne mit dir."

„Es ist ein großer Unterschied, wer einen begleitet. Du bist im Reisen viel besser bewandert, als alle die andern."

„Ich kann aber jedenfalls nicht."

Ingmar wurde von zunehmender Unruhe ergriffen. „Dies ist mir eine große Enttäuschung," sagte er. „Ich glaubte, es sei dir ernst gewesen, als du sagtest, du wolltest mein Freund sein."

Da unterbrach ihn Bo hastig. „Ich danke dir für das Anerbieten, aber du magst sagen, was du willst, du bringst mich doch nicht auf andre Gedanken, und deshalb gehe ich jetzt auch wieder an meine eigne Arbeit." Damit wandte er sich rasch um und ging, ohne Ingmar Zeit zu lassen, noch ein einziges Wort hervorzubringen.

Aber nachdem Bo Ingmar verlassen hatte, konnte man durchaus nicht merken, daß er so große Eile hatte. Er wanderte ganz langsam zum Tor hinaus und setzte sich dort unter den großen Baum. Es war schon Abend, und jede Spur des Tageslichts war verschwunden, aber die Sterne und eine bleiche Mondsichel leuchteten gar schön.

Bo hatte noch keine fünf Minuten dagesessen, als das

Tor leise geöffnet wurde und Gertrud heraustrat. Sie sah sich einige Augenblicke um, dann entdeckte sie Bo. „Bist du es, Bo?" fragte sie, indem sie näher trat und sich neben ihn setzte. „Ich dachte mir wohl, daß ich dich hier finden würde."

„Ja, wir haben gar manchen Abend hier gesessen," sagte Bo.

„Das ist wahr," sagte Gertrud, „und dies ist nun wohl der letzte."

„Ja, so ist es wohl." Bo saß sehr aufrecht und steif da, seine Stimme klang kalt und hart, so daß man hätte meinen können, sie redeten von etwas, das ihm mehr als gleichgültig sei.

„Ingmar sagte mir, daß er dich bitten wolle, uns zu begleiten."

„Ja, er hat schon mit mir gesprochen, aber ich habe nein gesagt," erwiderte Bo.

„Ich konnte es mir denken, daß du nicht mitreisen wolltest," sagte Gertrud.

Nun schwiegen beide, als hätten sie einander nichts zu sagen; aber Gertrud wandte einmal ums andre das Gesicht und betrachtete Bo. Er hatte den Kopf etwas erhoben und schaute starr zum Himmel auf.

Nachdem das Schweigen lange gedauert hatte, begann Bo, ohne den Blick von den Sternen abzuwenden oder sonst eine Bewegung zu machen: „Friert es dich nicht, wenn du so lange hier außen bleibst?"

„Du möchtest gewiß, daß ich meiner Wege gehe."

Bo machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopf, glaubte jedoch nicht, daß Gertrud sie in der Dunkelheit sehen könne. Laut sagte er: „Es ist mir lieb, daß du hier sitzest."

„Ich bin heute abend herausgekommen," sagte Gertrud, „weil ich dachte, es sei nicht sicher, ob wir uns vor meiner Abreise noch einmal allein treffen würden. Und ich wollte es nicht versäumen, dir zu danken, daß du mich des Morgens so oft auf den Ölberg begleitet hast."

„Das tat ich um meiner selbst willen," sagte Bo.

„Dann möchte ich dir auch noch für den Gang nach dem Paradiesesbrunnen danken, sagte Gertrud lächelnd.

Bo schien antworten zu wollen, aber anstatt der Worte kam nur etwas, das wie ein Schluchzen klang. Gertrud fand, daß Bos Wesen an diesem Abend etwas unendlich Rührendes hatte, und sie fühlte großes Mitleiden mit ihm. „Es ist recht schwer für ihn, daß er mich nicht wiedersehen soll," dachte sie. „Und er ist recht tapfer, er klagt nicht, und doch weiß ich, daß er mich sein ganzes Leben lang geliebt hat. Wenn ich nur wüßte, womit ich ihn trösten könnte! Wenn ich ihm doch etwas sagen könnte, woran zu denken ihm Freude machen würde, wenn er an den Abenden einsam unter diesem Baum sitzt!"

Aber während Gertrud so dachte, war es ihr, als krampfe sich ihr eigenes Herz schmerzlich zusammen und als komme eine sonderbare Erstarrung über sie. „Ja, ja, auch ich werde Bo vermissen," dachte sie, „wir haben uns in der letzten Zeit sehr viel zu sagen gehabt. Ich hatte mich nun daran gewöhnt, daß sein Gesicht aufleuchtete und er froh wurde, so oft wir uns trafen, und es hat mir gut getan, jemand neben mir zu haben, der immer zufrieden mit mir war, was ich auch tun mochte."

Sie verhielt sich ganz still; wie eine plötzlich aufsteigende Krankheit fühlte sie schon die zukünftige Leere. „Was ist es, was ist es, das mich überkommt?" dachte sie. „Die Trennung von Bo kann doch kein solch großer Schmerz sein!"

Plötzlich begann Bo zu sprechen. „Ich denke an etwas, was ich schon den ganzen Abend vor mir sehe," sagte er.

„Sag' mir, was es ist," sagte Gertrud eifrig, es wurde ihr wie leichter ums Herz, als er sprach.

„Ja," sagte Bo, „Ingmar erzählte einmal von einer Sägemühle, die zum Ingmarshof gehöre. Ich glaube, es war seine Absicht, sie mir zu verpachten, wenn ich mit ihm nach Hause käme."

„Ingmar scheint große Freundschaft für dich gefaßt zu haben," sagte Gertrud, „die Sägemühle ist ihm wichtiger als alles andere."

„Nun höre ich die Säge den ganzen Tag in meinen Ohren sausen," sagte Bo. „Der Wasserfall rauscht, und die Balken stoßen im Fluß gegeneinander. Du kannst dir

nicht denken, wie schön es klingt. Und dann überlege ich, wie es sein würde, wenn ich auf eigne Rechnung arbeitete und etwas für mich selbst hätte und nicht ganz und gar in so einer Kolonie aufginge."

„Ach so, also daran denkst du, während du so stumm dasitzest," sagte Gertrud in recht kaltem Ton, denn sie fühlte sich durch Bos Rede auf irgendeine Weise enttäuscht. „Danach brauchst du nicht lange zu seufzen, du kannst einfach Ingmar heimbegleiten."

„Da ist auch noch etwas anderes," sagte Bo. „Siehst du, Ingmar hat mir erzählt, daß er schon das Bauholz zu einem Haus neben der Sägemühle bereit habe. Er sagte, er habe den Bauplatz auf einem Hügel ausgewählt, gerade über dem Wasserfall, wo ein paar große Birken stünden. Und nun sehe ich dieses Haus den ganzen Abend vor mir. Ich sehe es von außen und von innen. Ich sehe die grünen Fichtenzweige vor der Tür, und ich sehe das Feuer, das auf dem Herd brennt. Und wenn ich von der Sägemühle heimkomme, dann sehe ich eine, die unter der Tür steht und mich erwartet."

„Es wird nun kalt, Bo," sagte Getrud, ihn unterbrechend. „Meinst du nicht, wir sollten hineingehen?"

„So, nun willst du hineingehen?" sagte Bo.

Sie rührten sich jedoch nicht von der Stelle, sondern saßen in langem Schweigen nebeneinander, das sie nur selten unterbrachen.

Mit einmal sagte Gertrud: „Bo, ich glaubte, du liebest die Kolonie über alles, und du würdest dich um nichts auf der Welt von ihr trennen wollen."

„O ja," erwiderte Bo, „es findet sich schon etwas, wofür ich sie opfern würde."

Wieder hing Gertrud ihren Gedanken nach, dann fragte sie: „Willst du mir nicht sagen, was es ist?"

Bo antwortete nicht sogleich, sondern erst nach einer langen Bedenkzeit und mit halberstickter Stimme: „Ich kann es dir ja sagen. Wenn der Fall einträte, daß das Mädchen, das ich liebe, käme und sagte, daß sie mich lieb habe."

Gertrud verhielt sich so ruhig, daß sie kaum zu atmen wagte.

Aber obgleich nichts geäußert wurde, war es doch, als

habe Bo Gertrud sagen hören, daß sie ihn liebe oder etwas Ähnliches, denn nun begann Bo ganz fließend zu sagen: „Du wirst schon sehen, Gertrud, nun erwacht die Liebe zu Ingmar aufs neue in dir. Du bist eine Zeitlang böse auf ihn gewesen, weil er dich aufgegeben hatte, aber nun, wo du ihm vergeben hast, wirst du ihn wieder so lieb gewinnen wie früher." — Er hielt inne, um eine Antwort abzuwarten, aber Gertrud schwieg. — „Es wäre entsetzlich, wenn du ihn nicht liebtest," fuhr Bo fort. „Bedenke, was er alles für dich getan hat! Er wollte ja lieber blind werden, als ohne dich heimkehren."

„Ja, es wäre entsetzlich, wenn ich ihn nicht lieb hätte," sagte Gertrud mit beinahe ersterbender Stimme. Sie wußte, daß sie bis zu diesem Augenblick in ihrem tiefsten Herzen geglaubt hatte, sie könne nie einen andern lieb haben als Ingmar.

„Ich kann das heute Abend nicht ausmachen, Bo," sagte Gertrud. „Ich weiß nicht, was mit mir ist, aber du darfst nicht von Ingmar mit mir sprechen."

Und dann sagte bald das eine, bald das andre etwas vom Hineingehen, trotzdem blieben sie aber sitzen, bis die Ingmarstochter Karin zu ihnen herauskam und sie hineinrief: „Ingmar läßt euch beide bitten, zu ihm zu kommen."

Solange Gertrud mit Bo gesprochen hatte, war nämlich Karin bei Ingmar gewesen. Sie hatte ihm Grüße an die in der Heimat Zurückgebliebenen aufgetragen, zog aber dann das Gespräch sehr in die Länge; es war deutlich, daß sie Ingmar noch etwas sagen wollte, was sie nur schwer herausbringen konnte.

Schließlich sagte sie in so langsamem und gleichgültigem Ton, daß jeder, der sie kannte, verstehen konnte, daß sie nun mit ihrem eigentlichen Anliegen herausrückte: „Es ist ein Brief von Per, Ljung Björns Bruder gekommen."

„Ach so," sagte Ingmar.

„Ich will dir sagen, daß ich dir Unrecht tat, als wir damals, gleich nach deiner Ankunft, in meinem Zimmer miteinander sprachen."

„Ach nein, du sagtest nur, was du für recht hieltest."

„Nein, denn ich weiß jetzt, daß du Grund hattest, dich

von Babro scheiden zu lassen. Ljung Björn schreibt, daß sie keine gute Frau sei."

„Ich habe nie ein böses Wort über Barbro gesagt."

„Es heißt jetzt, es sei ein Kind auf dem Ingmarshof."

„Wie alt ist das Kind?"

„Es soll im August geboren sein."

„Das ist eine Lüge, eine Lüge," sagte Ingmar und schlug mit der Faust auf den Tisch. Er hätte dabei beinahe Karins Hand getroffen, die auf der Tischplatte lag.

„Schlägst du mich jetzt?" sagte sie.

„Ich sah nicht, daß deine Hand dalag," sagte Ingmar.

Karin sprach noch weiter darüber, und Ingmar beruhigte sich schnell wieder. „Du begreifst doch wohl, daß eine solche Nachricht nicht angenehm für mich ist," sagte er. „Deshalb möchte ich dich bitten, Ljung Björn zu sagen, daß er nichts davon laut werden läßt, bis wir wissen, ob es die volle Wahrheit ist."

„Ja, ich werde schon dafür sorgen, daß er schweigt."

„Und dann möchte ich wissen, ob du Bo und Gertrud miteinander zu mir schicken kannst?" sagte Ingmar.

Als Gertrud und Bo in das Krankenzimmer traten, kauerte Ingmar in einem dunklen Winkel, und sie konnten ihn zuerst kaum sehen. „Was ist dir, Ingmar?" fragte Bo.

„Ach, ich habe eine Sache unternommen, die mir übermächtig geworden ist," sagte Ingmar, indem er den Oberkörper hin und her wiegte.

„Ingmar," sagte Gertrud, indem sie zu ihm trat, „sag mir nun aufrichtig, was dich quält. Von unsrer Kindheit an haben wir ja kein Geheimnis voreinander gehabt." Ingmar schwieg. Da trat Gertrud ganz dicht zu ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf. „Ich glaube, ich kann erraten, was dir ist," sagte sie.

Da richtete sich Ingmar plötzlich auf. „Ach nein, Gertrud, rate lieber nicht," sagte er, indem er sein Taschenbuch herauszog und es ihr reichte. „Sieh nach, ob sich ein langer Brief darin befindet, der an den Pfarrer gerichtet ist?"

„Ja," sagte Gertrud, „hier ist er."

„Ich möchte dich bitten, ihn zu lesen. Du und Bo, ihr müßt ihn alle beide lesen. Ich schrieb ihn gleich im Anfang, als ich hierherkam, hatte aber damals noch die Kraft, ihn nicht abzuschicken."

Bo und Gertrud setzten sich an den Tisch und begannen zu lesen. Ingmar blieb in seinem Winkel sitzen und horchte auf das Umwenden der Blätter. „Nun lesen sie dies," dachte er, „und nun dies. Nun sind sie an der Stelle, wo Barbro mir erzählt, wie ihr Vater uns durch seine Schlauheit zu Mann und Frau machte. Nun lesen sie, wie sie die silbernen Humpen zurückkaufte, und nun sind sie an dem, was mir Stig Björjesson mitteilte. Und nun erfährt Gertrud, daß ich sie nicht mehr lieb habe, nun sieht sie deutlich, welch ein Tropf ich bin."

Es war totenstill im Zimmer. Gertrud und Bo machten keine Bewegung, nur die Briefblätter wurden umgewendet. Es war, als wagten sie kaum zu atmen.

„Und wie sollte Gertrud verstehen können, daß es mich gerade heute, wo sie sich mir übergeben hat, so übermannt, daß ich es nicht lassen kann, ihr zu sagen, daß ich Barbro liebe."

„Und wie soll ich selbst verstehen, daß ich gerade da, wo ich Barbro verleumden hörte, nicht ertragen konnte, an eine andre gebunden zu sein? Ich weiß nicht, was ich habe, ich glaube, ich bin gar kein rechter Mensch mehr."

Er lauschte eifrig und wartete immerfort darauf, daß die andern etwas sagen würden, hörte aber immer nur das Knittern des Papiers.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen; sachte hob er die Binde von dem Auge, mit dem er noch sehen konnte.

Er sah zu Bo und Gertrud hinüber. Sie lasen noch immer; ihre Köpfe waren sich so nahe gekommen, daß sie beinahe Wang an Wange dasaßen, und Bo hatte den Arm um Gertrud gelegt.

Und während sie lasen, und mit jedem Blatt, das sie umwandten, schmiegten sie sich näher aneinander an. Ihre Wangen glühten, bisweilen hoben sie den Blick vom Papier und sahen einander tief in die Augen, und ihre Augen waren dunkler und strahlender als gewöhnlich.

Als sie endlich mit dem letzten Bogen fertig geworden waren, sah Ingmar, wie sich Gertrud innig an Bo anschmiegte, und dann hielten sie einander sehr bewegt und feierlich umschlungen. Sie hatten vielleicht von allem, was sie gelesen, nichts weiter erfaßt, als daß ihrer Liebe nun nichts mehr im Wege stand. Und Ingmar faltete stille seine großen Hände, die aussahen, wie die Hände eines alten, geplagten Mannes, und dankte Gott. Und es währte lange, ehe sich eins von den dreien bewegte.

* *
*

Die Kolonisten versammelten sich in dem großen Saal zum Morgengebet. Es war die letzte Andachtsstunde, der Ingmar in der Kolonie beiwohnen würde. Er und Gertrud und Bo mußten in ein paar Stunden nach Jaffa aufbrechen.

Am vorhergehenden Tag hatte Bo Mrs. Gordon und einigen der Hauptpersonen in der Kolonie mitgeteilt, daß es seine Absicht sei, Ingmar in das alte Land zu begleiten und dauernd dort zu bleiben. Er war da gezwungen gewesen, Ingmars ganze Geschichte zu erzählen. Mrs. Gordon dachte lange über das eben Vernommene nach, dann sagte sie: „Ich glaube nicht, daß irgend jemand die Verantwortung auf sich nehmen könnte, Ingmar noch unglücklicher zu machen, als er schon ist, deshalb will ich dicht nicht hindern, mit ihm heimzureisen. Aber es kommt mir vor, als könne dies dazu führen, daß du mit Gertrud einmal zu uns zurückkehrst. Ich bin überzeugt, daß ihr euch an keinem andern Ort ganz befriedigt fühlen werdet."

Damit jedoch Ingmar und die beiden andern in Eintracht und Frieden von der Kolonie abreisen könnten, sollten die übrigen Mitglieder nichts weiter erfahren, als daß Bo Gertrud und Ingmar begleite, um ihnen auf der schwierigen Reise behilflich zu sein.

In dem Augenblick, wo die Morgenandacht begann, wurde Ingmar in den Versammlungssaal geleitet. Mrs. Gordon stand auf und ging ihm entgegen. Sie nahm

ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Sitz neben dem ihrigen. Ein bequemer Stuhl stand für ihn bereit, und sie half ihm sehr fürsorglich beim Niedersitzen.

Dann stimmte Miß Young, die an der Orgel saß, ein Lied an, und die Morgenandacht wurde wie gewöhnlich gehalten.

Aber als Mrs. Gordon die kurze Bibelerklärung, die sie jeden Morgen hielt, geschlossen hatte, erhob sich die alte Miß Hoggs und betete um eine gute Reise und eine glückliche Heimkehr für Ingmar. Hierauf stand einer nach dem andern der Amerikaner und Syrer auf und alle baten Gott, er möge Ingmar das rechte Licht der Wahrheit aufgehen lassen.

Einige von ihnen drückten sich sehr schön aus. Sie versprachen, jeden Tag für Ingmar zu beten, der ihr liebster Bruder sei, und hofften, daß er seine Gesundheit wieder erlange. Und alle wünschten, daß er nach Jerusalem zurückkehre.

Während die Fremden sprachen, schwiegen die Schweden. Sie hatten ihren Platz gerade vor Ingmar und betrachteten ihn unverwandt.

Und während sie Ingmar betrachteten, mußten sie unwillkürlich an das denken, was sicher und rechtschaffen und wohlgeordnet in dem alten Lande war. Während er hier bei ihnen weilte, hatten sie das Gefühl, als ob etwas davon zu ihnen gekommen sei. Aber nun, da Ingmar reiste, überfiel sie die Angst der Hilflosigkeit. Sie fühlten sich wie verloren in einem gesetzlosen Lande unter all diesen Leuten, die ohne Schonung und Erbarmen um Menschenseelen miteinander kämpften.

Und dann wanderten ihre Gedanken mit großer Wehmut nach der Heimat. Sie sahen die ganze Gegend vor sich mit den Feldern und Höfen. Und auf den Wegen wandelten die Menschen still und friedlich, alles war sicher, ein Tag verlief wie der andre, und das eine Jahr war dem andern so ähnlich, daß man sie nicht voneinander unterscheiden konnte.

Aber gerade als sich die Bauern an die große Stille daheim erinnerten, überkam es sie, wie groß und berauschend es doch für sie war, daß sie hinausgekommen waren ins Leben, daß sie ein Ziel hatten, für das sie leben

konnten, und daß sie von dem grauen Einerlei des Alltages hinweggekommen waren.

Und einer von ihnen hob seine Stimme und betete auf schwedisch, indem er sagte: „Mein Gott, ich danke dir, daß du mich nach Jerusalem geführt hast."

Hierauf erhob sich einer nach dem andern, und alle dankten Gott dafür, daß er sie nach Jerusalem geführt habe.

Sie dankten ihm für die teure Kolonie, die ihre größte Freude sei. Sie dankten ihm, daß ihre Kinder schon von Jugend auf lernten, mit allen Menschen in Eintracht zu leben. Sie sprachen die Erwartung aus, daß die Jungen in der Vollkommenheit weiter kommen würden, als sie selbst. Sie dankten für Verfolgungen und Leiden, sowie für die schöne Lehre, der nachzufolgen sie berufen seien.

Keiner setzte sich nieder, ohne von dem großen Glück, das er in sich trage, Zeugnis abgelegt zu haben. Und Ingmar verstand wohl, daß dies um seinetwillen gesagt wurde, und daß sie wünschten, gerade dies, daß sie alle glücklich seien, solle er daheim erzählen.

Ingmar richtete sich ein wenig auf, als er die Bauern sprechen hörte. Er trug den Kopf höher, und der scharfe Zug um den Mund vertiefte sich.

Schließlich, nachdem dieser Strom des Zeugnisablegens versiegt war, stimmte Miß Young ein Lied an, und dann glaubten alle, die Feier sei zu Ende und wandten sich zum Gehen. Aber da sagte Mrs. Gordon: „Heute wollen wir auch noch ein schwedisches Lied singen."

Da stimmten die Schweden dasselbe Lied an, das sie bei der Abreise aus dem Heimatland gesungen hatten: „Ja gewiß, wir sehn uns wieder, ja gewiß, wir sehn uns wieder, droben einst im Himmelreich!"

Und als der Gesang ertönte, wurden alle sehr bewegt, und die Tränen traten ihnen in die Augen. Denn nun dachten sie wieder an alle die, die sie entbehren mußten und erst im Himmel wiedersehen konnten.

Aber sobald das Lied zu Ende war, erhob sich Ingmar und versuchte ein paar Gedanken auszusprechen. Er hätte denen, die zurückblieben, gern einige Worte gesagt, die gleichsam aus dem alten Lande, wohin er nun zurückkehrte, zu ihnen dringen sollten. „Ich glaube fest, daß ihr uns daheim große Ehre machet," sagte er. „Ich glaube,

daß sich alle freuen werden, euch wiederzusehen, sei es im Himmel oder auf der Erde. Ich glaube, es gibt nichts Schöneres, als zu sehen, wie Menschen mit großen Opfern Gerechtigkeit üben."

Wieder daheim

Nun ist zu berichten, wie es der Svenstochter Barbro erging, so lange Ingmar in Jerusalem war.

Nachdem Ingmar ungefähr einen Monat abwesend war, begann es der alten Lisa auf dem Ingmarshof aufzufallen, daß Barbro von einer beständigen Unruhe und Ratlosigkeit geplagt war. „Es ist merkwürdig, wie verwirrt sie aus den Augen schaut," dachte das alte Weib. „Es sollte mich nicht wundern, wenn sie eines Tages verrückt würde."

Eines Abends begann sie Barbro auszufragen. „Ich möchte wohl wissen, was dir fehlt?" sagte sie. „Als ich ein junges Ding war, sah ich in einem Winter die Hausmutter auf dem Ingmarshof auch mit solchen Augen herumgehen, wie du jetzt hast."

„War es die, die das Kind umbrachte?" fragte Barbro schnell.

„Ja," sagte Lisa, „und nun glaube ich beinahe, daß du dich mit denselben Gedanken trägst."

Barbro gab keine direkte Antwort, sondern sagte: „Als ich diese Geschichte erfuhr, verwunderte ich mich nur über eins." — Die alte Lisa fragte, was es sei. — „Ja, daß sie nicht zugleich auch ein Ende mit sich selbst machte."

Die alte Lisa saß an ihrem Rädchen und spann. Sie legte die Hand auf das Rad, um es anzuhalten, und richtete ihre Augen auf Barbro. „Es kann ja niemand wundern, wenn du unglücklich bist, im Fall es Zuwachs auf dem Hofe gibt, so lange dein Mann abwesend ist," sagte sie langsam. „Er wußte doch wohl nichts davon, als er abreiste?"

„Wir wußten nichts davon, weder er noch ich," sagte Barbro mit leiser Stimme, wie wenn ein solch drückender Kummer auf ihr ruhe, daß sie nicht sprechen könne.

„Aber nun mußt du ihn heimberufen."

„Nein," sagte Barbro, „mein einziger Trost ist ja, daß er fort ist."

Das Weib ließ entsetzt die Hände sinken. „Ist das ein Trost?" rief sie.

Barbro stand am Fenster und starrte gerade aus. „Weißt du denn nicht, daß ein Fluch auf mir liegt?" sagte sie, indem sie versuchte, mit ruhiger Stimme zu sprechen.

„O ja, man kann wohl nicht in einem Hause aus- und eingehen, ohne daß man allerlei erfährt," sagte das Weib. „Ich habe gehört, daß du von dem Sorgenhügel abstammst."

Eine Weile wurde nichts gesprochen; die alte Lisa ließ ihr Rädchen schnurren und warf ab und zu einen Blick auf Barbro, die noch immer am Fenster stand, während einmal ums andere ein Zittern durch ihren Körper lief.

Nachdem wohl fünf Minuten so vergangen waren, stellte das Weib ihre Arbeit ein und ging nach der Tür.

„Wohin willst du?" fragte Barbro.

„Das kann ich dir gern sagen. Ich will jemand ausfindig machen, der es Ingmar schreiben kann."

Da stellte sich ihr Barbro gerade in den Weg. „Daß du dir das nicht einfallen lässest!" sagte sie. „Ehe der Brief geschrieben ist, liege ich im Sturzbach."

Sie standen einander gegenüber und betrachteten sich. Barbro war groß und stark, und die alte Lisa glaubte, sie wolle sie mit Gewalt zurückhalten. Aber auf einmal brach Barbro in ein Gelächter aus und trat auf die Seite.

„Ja, schreib nur," sagte sie, „das macht mir nichts aus. Es wird dann einfach so, daß ich noch früher ein Ende machen muß, als ich beabsichtigt hatte."

„O nein," erwiderte die Alte, die begriff, daß sie sachte mit Barbro umgehen müsse, weil sie in solcher Verzweiflung war. „Ich werde nicht schreiben; ich will dich nicht zu einer unbesonnen Tat treiben."

„Doch, schreib nur, das macht keinen Unterschied. Du begreifst doch wohl, daß ich jedenfalls ein Ende mit mir machen muß? Man kann doch wirklich nicht die Verantwortung auf sich nehmen, solch ein Elend in Ewigkeit weitergehen zu lassen."

Das Weib ging wieder an ihr Spinnrad und begann

zu spinnen. „Willst du nicht den Brief besorgen?“ sagte Barbro zu ihr tretend.

„Ich möchte wissen, ob ich ein vernünftiges Wort mit dir sprechen könnte?“ sagte die alte Lisa.

„O ja,“ sagte Barbro, „das kannst du schon.“

„Ich denke nun so,“ sagte Lisa, „ich will dir versprechen, es geheim zu halten, aber dann mußt du darauf eingehen, daß du weder dir noch dem Kinde etwas zu leid tust, bis wir ganz sicher sind, daß es so wird, wie du fürchtest.“

Barbro überlegte. „Versprichst du mir, daß ich nachher vollständig freie Hand bekomme?“

„Ja,“ sagte die Alte, „nachher kannst du tun, was du willst, das verspreche ich dir.“

„O, ich meine, ich könne ebensogut jetzt gleich ein Ende machen,“ sagte Barbro mit gleichgiltigem Gesicht.

„Ich glaubte, du wünschest vor allem, daß Ingmar das wieder gut mache, was er schlecht gemacht hat,“ sagte Lisa, „aber daraus wird nichts, wenn er eine solche Nachricht bekommt.“

Barbro fuhr zusammen und griff nach dem Herzen. „Nun, es sei, wie du willst, aber es ist ein schweres Versprechen,“ sagte sie. „Du mußt wohl acht geben, daß du mich nicht täuschest.“

Die Verabredung wurde genau eingehalten. Die alte Lisa verriet nichts, und Barbro nahm sich von da an so zusammen, daß niemand ahnte, was ihr bevorstand. Sie hatte auch insofern Glück, als der Frühling sehr frühzeitig anbrach. Schon im März schmolz der Schnee im Walde, sobald sich nur ein grüner Halm fand, an dem sich das Vieh nähren konnte, ließ Barbro eine Anzahl Kühe auf die Alm treiben, die weit entfernt zwischen einsamen Ödland lag. Sie und die alte Lisa zogen mit hinauf, um das Vieh zu besorgen.

Ende Mai kam dann ein Kind zur Welt. Es war ein Junge, und er sah viel weniger gut aus als das Kind, das Barbro im vorhergehenden Herbst geboren hatte. Es war klein und elend und schrie beständig. Als die alte Lisa es Barbro zeigte, lachte diese bitter. „Um dieses Kindes willen hättest du mich nicht zu zwingen brauchen, zu leben,“ sagte sie.

„Einem so kleinen Geschöpf kann man nicht ansehen, was aus ihm werden wird," sagte die Alte.

„Nun denke auch daran, daß du dein Versprechen hältst und mir freie Hand lässest," sagte Barbro mit harter Stimme.

„Ja," erwiderte die Alte, „aber ich muß zuerst wissen, ob es blind ist."

„Du kannst ja tun, als ob du nicht sähest, was für ein Kind es ist," sagte Barbro.

Auch Barbro war diesmal elender als im vorigen Jahr. In der ganzen ersten Woche war sie so schwach, daß sie nicht aufstehen konnte. Das Kind lag nicht im Zimmer, sondern die Alte hielt es in einem der kleinen Schuppen, die an dem Wall standen, verborgen.

Sie pflegte es Tag und Nacht, gab ihm Ziegenmilch zu trinken und erhielt es nur mit größter Mühe am Leben. Ein paarmal am Tage brachte sie es in die Stube; da wandte sich Barbro gegen die Wand, um es nicht sehen zu müssen.

Eines Tages stand die alte Lisa an dem kleinen Fenster der Sennhütte und sah hinaus. Sie hatte das Kind auf dem Arm, das wie gewöhnlich schrie, und die Alte dachte eben, wie elend es doch sei. „Sieh, sieh!" sagte sie dann plötzlich und beugte sich vor, um besser sehen zu können, „hier kommt jemand zu Besuch." Im nächsten Augenblick war sie auch schon mit dem Kinde bei Barbro. „Du mußt das Kind einstweilen nehmen. Ich will denen draußen entgegengehen und ihnen sagen, daß du krank im Bett liegest und sie nicht hereinkommen können." Sie legte das Kind aufs Bett, und Barbro ließ es liegen, ohne es zu berühren. Es schrie unausgesetzt aus vollem Halse. Nach einem Augenblick kam die Alte wieder herein. „Das Kind schreit so laut, daß man es im ganzen Walde hört," sagte sie. „Wenn du es nicht zum Schweigen bringen kannst, ist es unmöglich, die Leute in Unwissenheit darüber zu erhalten, daß ein Kind da ist." Nach diesen Worten verschwand sie wieder, und Barbro wußte sich keinen andern Rat, als das Kind an die Brust zu legen.

Die Alte blieb eine gute Weile draußen. Als sie zurückkam, schlief das Kind, und Barbro betrachtete es.

„Du brauchst keine Angst zu haben," sagte die alte Lisa. „Sie haben nichts gehört, sie sind nach einer andern Seite gegangen."

Barbro warf ihr einen finstern Blick zu. „Nun denkst du, du habest deine Sache gut gemacht. Meinst du, ich verstehe nicht, daß niemand draußen war und du mich nur erschrecken wolltest, damit ich das Kind nehme?"

„Jetzt kann ich es wohl wieder hinaustragen?" sagte die Alte.

„Laß es hier liegen, bis es aufwacht."

Gegen Abend wollte die Alte den Jungen wieder hinausnehmen. Er war nun ganz still und lieb und machte die Händchen auf und zu. „Was machst du denn in der Nacht mit ihm?" fragte Barbro.

„Er liegt draußen in der Scheune."

„Lässest du ihn da draußen liegen wie eine junge Katze?"

„Ich glaubte nicht, daß es so wichtig sei, wo dies Kind liege, aber wenn du willst, kann es wohl hier im Zimmer bleiben."

Als der Junge sechs Tage alt war, sah Barbro vom Bett aus zu, wie die Alte ihn wickelte. „Du hältst ihn recht schlecht," sagte Barbro, „da wundert es mich nicht, daß er so viel schreit."

„Ich habe schon andre Kinder versorgt," sagte die Alte, „und ich glaube, ich verstehe mich ebensogut darauf wie du."

Barbro schwieg eine Weile, aber im stillen dachte sie, sie habe noch nie jemand so schlimm mit einem Kinde umgehen sehen. „Du hältst ihn ja so, daß er ganz schwarzblau im Gesicht wird!" sagte sie ungeduldig.

„Ich glaubte, mit einem Wechselbalg brauche man nicht so viele Umstände zu machen, als sei es ein Prinz," sagte die Alte ärgerlich werdend; „aber da ich nichts kann, so kannst du es ja selbst versuchen."

Barbro nahm das Kind; sie wickelte es und der Junge wurde bald still und befriedigt. „Siehst du, nun schweigt er," sagte sie, als Lisa wieder herein kam, und sah ganz stolz dabei aus.

„Man hat mir immer gesagt, ich verstehe mich auf Kinder," erwiderte die Alte, und noch lange nachher war sie schlechter Laune.

Von da ab besorgte übrigens Barbro den Jungen immer selbst. Eines Tages, solange sie noch bettlägerig war, bat sie Lisa um eine reine Windel. Die Alte sagte, daß sie keine mehr im Vorrat habe, sie wolle aber gleich eine waschen.

Barbro errötete, und die Tränen traten ihr in die Augen. „Dies arme Kind hat es nicht besser, als wenn es von einer Bettelfrau geboren wäre," sagte sie hastig.

„Du hättest selbst ein wenig an all dies denken sollen," sagte die Alte. „Ich möchte wohl wissen, wie es dir ergangen wäre, wenn ich nicht eingepackt hätte, was ich an Kindersachen finden konnte."

Nun tauchte die Vergangenheit wieder vor Barbro auf. Die düstere Verzweiflung, die sie den ganzen Winter hindurch gequält hatte, überfiel sie aufs neue und machte sie hart. „Es wäre besser, wenn dies Kind weder gepflegt noch gewartet würde," sagte sie.

Am nächsten Tage stand Barbro auf. Sie holte Nadel und Faden herbei und begann einen Laken zu zerschneiden, um Kinderzeug daraus zu machen. Nachdem sie eine Weile gearbeitet hatte, kehrten die düstern Gedanken wieder. „Was nützt es, daß ich auf diese Weise für ihn sorge? Es wäre besser, ich ginge mit ihm zum Moor hinaus, denn dort müssen wir alle beide enden."

Sie ging zur alten Lisa, die die Kühe molk, ehe sie sie in den Wald hinaustrieb. „Lisa, weißt du, wie lange es dauern kann, bis wir sicher wissen, ob das Kind sieht?"

„Das wird schon noch acht bis vierzehn Tage anstehen, ehe man ganz sicher sein kann," antwortete die Alte. Hierauf ging Barbro wieder an ihre Arbeit. Als sie die Schere führte, schnitt sie ungleich, sie fühlte, daß ihre Hand zitterte und bebte. Bald teilte sich das Zittern ihrem ganzen Körper mit, und sie mußte die Arbeit eine ganze Weile einstellen. „Lieber Gott, was ist mir denn? Ist es denn möglich, daß ich mich über die Aussicht, ihn noch ein paar Wochen behalten zu dürfen, so freue, daß ich an allen Gliedern zittere?"

Die alte Lisa hatte es recht beschwerlich draußen im Walde. Sie mußte auf die Kühe acht geben und auch die Milch allein versorgen. Barbro dachte nur noch an die Pflege des Kindes und half ihr in nichts. „Du könntest

auch etwas andres tun, als immerfort den Jungen anstarren," sagte die Alte eines Tages, als sie ganz ermattet war.

Barbro stand auf und verließ die Hütte. Aber auf der Schwelle wandte sie sich wieder um. „Später im Sommer wirst du schon Hilfe bekommen," sagte sie. „In diesen Tagen will ich nicht von ihm weggehen."

Als nun Barbro den Jungen immer lieber gewann, sagte sie sich, daß die größte Barmherzigkeit, die sie ihm erweisen könnte, die wäre, ihren ersten Vorsatz auszuführen. Das Kind war die ganze Zeit schwach und kränklich. Es nahm kaum zu und war fast noch ebenso klein, wie da es zur Welt kam. Aber am meisten bekümmerte es Barbro, daß seine Augen immer geschwollen und rotgerändert waren. Es machte kaum einen Versuch, die Lider zu heben.

Eines Tages begann Lisa davon zu sprechen, wie alt das Kind sei. „Barbro, heute ist der Junge schon drei Wochen alt," sagte sie.

„Nein," erwiderte Barbro heftig, „erst morgen."

„Ach so," sagte die Alte, „dann habe ich mich verrechnet, aber ich erinnere mich genau, daß er an einem Mittwoch geboren wurde."

„Ich meine, du könntest es mir wohl gönnen ihn einen Tag länger zu haben," sagte Barbro.

Als die alte Lisa sich am nächsten Morgen ankleidete, sagte sie zu Barbro: „Das Futter ist recht knapp hier in der Nähe, ich will die Kühe etwas weiter in den Wald hinein treiben. Wir kommen erst am Abend zurück."

Heftig wandte sich Barbro nach ihr um und schien etwas sagen zu wollen, preßte jedoch die Lippen zusammen und schwieg.

„Wolltest du etwas?" fragte die Alte. Es kam ihr vor, als wolle Barbro sie bitten, daheim zu bleiben. Aber es wurde doch nichts daraus.

Am Abend kam die Alte langsam mit dem Vieh zurück. Sie lockte die Kühe vorwärts, die Umwege nach rechts und links machten und stehen blieben, sobald sie einen grünen Fleck sahen. Lisa wurde ungeduldig. Sie schalt die eigensinnigen Tiere. „Ach, es ist wohl gar nicht der Mühe wert, daß du dich so beeilst, du alte Lisa," sagte

sie. „Du kommst noch früh genug zu dem, was dich erwartet."

Als sie die Tür der Sennhütte öffnete, hatte Barbro den Jungen auf dem Schoße und sang ihm vor. „Ach, lieber Gott, wie spät du kommst, Lisa!" rief sie. „Ich weiß gar nicht, was ich tun soll. Sieh, der Junge hat einen Ausschlag bekommen!" Und sie kam näher und zeigte ein paar rote Flecken an dem Halse des Kindes. Die alte Lisa stand noch immer unter der Tür; nun schlug sie die Hände zusammen vor Verwunderung und begann zu lachen. Barbro sah sie bestürzt an. „Ist denn der Ausschlag nicht gefährlich?" sagte sie.

„Der ist bis morgen wieder vorüber," sagte die Alte und fuhr fort zu lachen.

Barbro verwunderte sich immer mehr, bis ihr einfiel, welche Angst die arme Frau an diesem Tage ausgestanden haben mußte. „Ja, es wäre für uns alle besser gewesen, wenn ich es getan hätte," sagte sie. „Das war wohl auch deine Ansicht, und deshalb bist du heute weggegangen."

„Ich habe heute nacht überlegt, was ich tun solle," sagte die Alte, „und da flüsterte mir etwas zu, daß der Junge sich am besten selbst bewachen würde, wenn ich dich allein mit ihm ließe."

Als die Abendarbeit beendigt war und die beiden zur Ruhe gingen, sagte Lisa zu Barbro: „Bist du nun sicher, daß du den Jungen leben lässest?"

„Ja," antwortete Barbro, „wenn Gott ihm Gesundheit gibt, so daß ich ihn behalten darf."

„Aber wenn er nun schwachsinnig wird und blind dazu?"

„Ich weiß ja schon, daß er das ist," sagte Barbro. „Aber ich bin jedenfalls nicht imstande, ihm ein Leid anzutun. Wie es auch sein mag, so bin ich dankbar, daß ich ihn pflegen darf."

Die Alte setzte sich auf die Bettkante und überlegte. „Da es nun so gegangen ist, wirst du doch wohl an Ingmar schreiben?" sagte sie.

„Ich glaubte, daß es dir recht wäre, wenn das Kind am Leben bliebe," sagte sie, „aber wenn du an Ingmar schreibst, dann weiß ich nicht, was ich tue."

„Ich möchte wissen, wie du es anders machen willst," sagte Lisa. „Der erste beste, der erfährt, daß du ein Kind hast, kann ja an ihn schreiben und es ihm mitteilen."

Barbro sah ganz entsetzt aus. „Ich möchte versuchen, es geheim zu halten, bis Ingmar mit Gertrud verheiratet ist."

Die alte Lisa schwieg und grübelte lange über diese Worte nach. Sie sah deutlich, daß Barbro ganz erpicht darauf war, großes Unglück über sich zu bringen, und wagte nicht mehr, ihr zu widersprechen. „Du bist gegen uns alte Leute auf dem Ingmarshof sehr gut gewesen," sagte sie zaghaft, „und es braucht dich nicht zu verwundern, daß wir dich gern als Hausmutter behalten möchten."

„Wenn ich je gut gegen dich gewesen bin," antwortete Barbro, „dann vergiltst du es mir tausendfach, wenn du mir in dieser Sache folgsam bist."

Barbro setzte ihren Willen durch, und den ganzen Sommer hindurch erfuhr niemand etwas von dem Jungen. Wenn Leute nach der Sennhütte kamen, wurde er in dem Heuschuppen versteckt. Barbros größte Sorge war, wie sie es angreifen solle, ihn geheim zu halten, wenn der Herbst kam und sie ins Dorf zurückkehren mußte. Jeden Tag grübelte sie darüber nach.

Aber mit jeder Stunde wurde ihr das Kind lieber, und damit gewann sie ihre frühere Seelenruhe teilweise wieder. Allmählich wurde der Junge auch kräftiger, obgleich er noch immer nur langsam wuchs und zunahm. Den ganzen Sommer hindurch weinte er sehr viel, und seine Augenlider waren immer rot und geschwollen, so daß er sie kaum öffnen konnte. Barbro zweifelte keinen Augenblick, daß er schwachsinnig sei, und obgleich sie jetzt nichts andres mehr dachte, als ihn am Leben zu lassen, hatte sie um seinetwillen doch viele schwere Stunden. Dies war am häufigsten bei Nacht der Fall, und dann stand sie auf und betrachtete das Kind. Es war sehr häßlich, hatte eine gelbliche Hautfarbe und dünnes, rötliches Haar. Die Nase war zu kurz, die Unterlippe zu groß, und wenn es schlief, zog es die Augenbrauen zusammen, so daß sich tiefe Runzeln auf seiner Stirne

zeigten. Wenn Barbro den Knaben ansah, meinte sie, er habe ein richtiges Idiotengesicht, und dann weinte sie die ganze Nacht hindurch, weil ihr Sohn so ein armer Tropf werden müsse. Aber früh am Morgen erwachte das Kind, ausgeruht und wohlgelaunt lag es in seinem Korb, der ihm als Wiege diente, und streckte Barbro die Ärmchen entgegen, wenn sie mit ihm plauderte. Dann wurde Barbro aufs neue still und geduldig. „Ich glaube, daß andre, die gesunde Kinder haben, diese nicht so lieben, wie ich dieses kränkliche," sagte sie zu Lisa.

Die Zeit verging, und der Sommer ging zur Neige. Barbro war sich noch nicht klar darüber, wie sie es angreifen solle, um das Kind auch nach ihrer Rückkehr noch geheim zu halten. Bisweilen dachte sie, es werde ihr nichts weiter übrig bleiben als außer Lands zu reisen.

Im Anfang September war es an einem Abend sehr dunkel und rauh; es regnete und stürmte. Barbro und Lisa hatten ein Feuer im Kamin angezündet und wärmten sich an den Flammen. Barbro hatte das Kind auf dem Schoß, und wie gewöhnlich sann sie darüber nach, wie sie es machen solle, daß Ingmar nichts erfahre.

„Sonst kehrt er zu mir zurück," dachte sie. „Ich weiß nicht, wie ich's ihm begreiflich machen soll, daß ich meine Last allein tragen will."

Während sie dies dachte, öffnete sich die Tür der Hütte ganz unerwartet, und ein Wandrer trat ein.

„Gott zum Gruß im Walde!" begann der Mann. „Es ist ein Glück, daß ich das Haus entdeckt habe. In dieser pechschwarzen Nacht hätte ich das Dorf nicht erreichen können; aber da fiel mir ein, daß Ingmars Sennhütte hierherum liegen müsse."

Der Mann war ein armer Schlucker, der früher als Krämer umhergezogen war. Jetzt bot er keine Waren mehr feil, sondern bettelte nur. Er war gewiß nicht so verarmt, daß er nicht hätte leben können, ohne die Barmherzigkeit andrer Menschen anzusprechen, aber er konnte es nicht lassen, von Hof zu Hof zu ziehen und Neuigkeiten auszukramen.

Das erste, was er in der Sennhütte sah, war natürlich das Kind, und er machte große Augen, als er dessen gewahr wurde.

„Wem gehört denn der?" fragte er schnell. Die beiden Frauen schwiegen einen Augenblick, dann sagte die alte Lisa kurz und bestimmt: „Er gehört Ingmar Ingmarsson."

Der Mann sah noch verwunderter aus. Er wurde auch verlegen, weil er wohl in etwas hineingeraten war, was er nicht hätte wissen sollen. In seiner Verwirrung beugte er sich über das Kind. „Ich möchte wissen, wie alt so ein kleiner Kerl sein kann?" fragte er. Und nun war es Barbro, die sich beeilte, zu antworten: „Er ist einen Monat alt."

Der Mann war unverheiratet und verstand sich nicht besonders auf Kinder; er konnte nicht sehen, daß Barbro ihn betrog. Bestürzt sah er sie an; sie saß ganz ruhig da. „Ach wirklich, ist er einen Monat alt?" fragte er.

„Ja," antwortete Barbro in demselben Ton.

Der Mann errötete und wurde verwirrt, so alt er auch war; aber Barbro sah aus, als ginge sie die Sache gar nichts an. Er merkte wohl, daß die alte Lisa Barbro ein warnendes Zeichen machte, diese aber saß mit stolz erhobenem Kopf und sah Lisa nicht an. „Die Alte da fürchtet sich nicht vor dem Lügen," dachte er, „aber Barbro sieht man wohl an, daß sie denkt, sie sei zu gut dazu."

Am nächsten Morgen ergriff er Barbros Hand und drückte sie treuherzig. „Ich werde schon schweigen," sagte er.

„Ja, ich verlasse mich darauf," sagte Barbro.

„Nie und nimmer werde ich verstehen können, was dich angekommen ist, Barbro," sagte die Alte, sobald er gegangen war. „Warum lügst du über dich selbst?"

„Es blieb mir nichts andres übrig," entgegnete Barbro.

„Meinst du denn, der Krämer Johannes werde über so etwas schweigen?"

„Ich will gar nicht, daß er schweigen soll."

„Sollen die Leute etwa glauben, daß der Junge nicht Ingmars Kind sei?"

„Ja," sagte Barbro, „nun läßt sich sein Dasein ja unmöglich mehr verheimlichen. Da bleibt nichts andres übrig, als sie dies glauben zu lassen."

„Und du glaubst, darauf werde ich eingehen?" fragte die Alte.

„Du mußt wohl darauf eingehen, wenn du nicht willst, daß so ein armer Tropf der Erbe des Ingmarshofs wird."

Mitte September pflegten alle heimzukehren, die während des Sommers auf der Alm gewesen waren. Barbro und Lisa zogen also auch wieder nach dem Ingmarshof hinunter, und da merkten sie bald, daß die Neuigkeit über Barbro im ganzen Dorfe verbreitet war. Sie versuchte es jetzt auch gar nicht mehr zu verheimlichen, daß sie ein Kind hatte, aber sie hatte große Angst davor, dieses jemand sehen zu lassen, und verbarg es immer bei der alten Lisa in der hinteren Kammer des Brauhauses. Der Gedanke war ihr unerträglich, daß es jemand betrachten könnte und dabei entdecken, daß es krank war und nie ein rechter Mensch werden konnte.

Selbstverständlich wurde Barbro in diesem Herbst sehr viel getadelt und verachtet. Die Leute gaben sich keine Mühe zu verbergen, was sie über sie dachten, und Barbro schrak bald so vor ihnen zurück, daß sie das Haus nicht mehr verlassen wollte. Aber selbst das Hofgesinde betrug sich anders gegen sie als früher. Knechte und Mägde machten gehässige Anspielungen, wenn sie in Hörweite war, und es wurde ihr schwer, sich Gehorsam zu verschaffen.

Dies nahm jedoch ein schnelles Ende. Seit Ingmar im fremden Lande weilte, wohnte Stark-Ingmar auf dem Hof und leitete ihn als Herr. Da hörte er eines Tags, daß einer der Knechte Barbro eine unziemliche Antwort gab, und da versetzte ihm Stark-Ingmar eine solche Ohrfeige, daß der Knecht an die Wand taumelte. „Wenn ich noch einmal so etwas höre, kannst du mehr davon bekommen," sagte der Alte.

Verwundert sah ihn Barbro an. „Ich danke dir," sagte sie.

Er wandte sich zu ihr, aber es war kein freundlicher Blick, der sie traf. „Dafür brauchst du mir nicht zu danken," sagte er. „Solange du Hausfrau auf dem Ingmarshof bist, werde ich schon dafür sorgen, daß das Gesinde dir Achtung und Ehrerbietung erzeigt."

Etwas später im Herbst kam Nachricht von Jerusalem, daß Ingmar und Gertrud nun abgereist seien. „Vielleicht

sind sie schon daheim, wenn euch diese Zeilen erreichen," stand in dem Brief. Als Barbro dies hörte, empfand sie es zuerst als eine große Erleichterung. Nun war sie sicher, daß Ingmar die Scheidung vollziehen lassen würde, und wenn sie dann frei war, brauchte sie auch nicht einen Tag länger die schwere Last der Verachtung zu tragen, die sie jetzt bedrückte.

Aber später am Tage, bei ihrer Arbeit, wollten sich die Tränen einmal ums andere hervordrängen. Es war doch herzzerreißend, daß zwischen ihr und Ingmar nun alles aus sein sollte, so unglaublich leer, daß sie nun nichts mehr miteinander zu tun haben sollten.

* * *

Spät im Herbst wanderten eines Vormittags viele Leute nach dem Schulhause. Gertrud war am verhergehenden Tag angekommen, und nun war in Mutter Stinas Küche ein großer Tisch aufgestellt, worauf alle die Geschenke für die Leute im Heimatdorf lagen, die Gertrud von Jerusalem mitgebracht hatte. Durch die Schulkinder hatte diese all denen weit und breit, die Verwandte und Freunde unter den Kolonisten hatten, sagen lassen, daß sie nach dem Schulhause kommen sollten. Und nun kamen sie dahergewandert, Hök Matts und Ljung Björns Bruder Per und viele andre. Und Gertrud gab jedem, was für ihn bestimmt war, und erzählte dabei von Jerusalem, von der Kolonie und von all dem Wunderbaren, das den Ausgewanderten draußen in dem Heiligen Lande widerfahren war.

Bo Månsson war auch im Schulhaus und half Gertrud beim Erzählen, aber Ingmar ließ sich nicht sehen. Unter der ganzen Reise hatte er geglaubt, daß das, was Karin ihm über Barbro gesagt hatte, nur eine Verleumdung sei, aber als er in der Heimat anlangte und erfuhr, daß es wahr war, erschien es ihm zuerst unerträglich, Menschen zu sehen. Er hielt sich bei Bos Eltern auf; da ließ man ihn in Ruhe, soviel er wollte, niemand kümmerte sich um ihn oder sprach mit ihm.

Gegen mittag nahm indes der Menschenstrom nach dem Schulhause ab, und eine Weile war Gertrud allein in der Küche. Da trat eine hochgewachsene stattliche Frau

herein. „Wer kann das sein?“ dachte Gertrud. „Wie merkwürdig, daß jemand hier im Dorf ist, den ich nicht kenne!“

Die Fremde trat zu Gertrud und reichte ihr die Hand. „Ich nehme an, daß du Gertrud bist,“ sagte sie. „Ich möchte dich nur fragen, ob es wahr ist, daß sich Ingmar nicht mit dir verheiraten werde?“ Gertrud war schon im Begriff aufzufahren, weil eine Unbekannte daherkam und sie so unvermittelt nach so etwas fragte. Aber da fiel ihr auf einmal ein, daß dies Barbro, Ingmars Frau, sein müsse.

„Nein, Ingmar wird mich nicht heiraten,“ sagte sie.

Die andre seufzte und ging nach der Tür. „Ich konnte es nicht glauben, ehe ich es mit meinen eignen Ohren gehört hatte.“

Barbro dachte nur an die Schwierigkeiten, die ihr aus dieser Nachricht erwachsen würden. Da kam nun Ingmar los und ledig heim und sicherlich mit derselben Liebe zu ihr, mit der er abgereist war. „In alle Ewigkeit darf ich es nun nicht bekannt werden lassen, daß es sein Kind ist,“ dachte sie. „Denn das weiß ich, er würde sich vor allen Menschen für entehrt halten, wenn er mich mit dem kranken Kinde allein ließe. Er würde mich sicher bitten, seine Frau zu bleiben, und ich würde es ihm nicht verweigern können, und dann würde das alte Elend von vorn anfangen. Aber schwer wird es für mich werden, mein ganzes Leben lang eine Schande zu tragen, die ich nicht verschuldet habe.“

Als sie schon an der Tür stand, wandte sie sich zu Gertrud: „Ingmar will wohl jetzt nicht auf den Hof zurückkehren?“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Es ist vielleicht nicht erlaubt, daß er heimkommt, ehe ihr richtig geschieden seid,“ sagte Gertrud.

„Er wird wohl sowieso nicht heimkommen wollen,“ meinte Barbro.

Da trat Gertrud rasch zu Barbro. „Ich glaube nun, daß du über dich selbst lügst!“ rief sie. „Das habe ich schon immer gesagt, und nun, wo ich dich gesehen habe, bin ich dessen ganz sicher.“

„Wie könnte ich lügen?“ sagte Barbro. „Ich habe ja ein Kind.“

„Du handelst unrecht gegen Ingmar, der sich so sehr nach dir sehnt," sagte Gertrud. „Er ist ein verlorener Mensch, wenn du ihm die Wahrheit nicht sagst."

„Da ist nichts zu sagen," erwiderte Barbro.

Gertrud sah Barbro an, wie wenn sie sie mit ihrem Blick zwingen wollte.

„Kannst du Ingmar eine Botschaft ausrichten?" fragte Barbro.

„Ja gewiß, das kann ich."

„Dann sag ihm, daß Stark-Ingmar am Sterben sei. Er soll kommen und ihm Lebewohl sagen; mit mir braucht er nicht zusammenzutreffen."

„Es wäre schon am besten, wenn ihr zusammenträfet."

Barbro wandte sich wieder der Tür zu, aber als sie sie geöffnet hatte, drehte sie noch einmal den Kopf. „Es ist wohl nicht wahr, daß Ingmar blind ist?"

„Er hat ein Auge verloren, aber das andre ist jetzt wieder gesund."

„Nun danke ich dir," sagte Barbro. „Ich freue mich, daß ich dich gesehen habe," fügte sie hinzu, indem sie Gertrud freundlich ansah. Damit schloß sie die Tür und war verschwunden.

Es mochte eine Stunde später sein. Ingmar war auf dem Weg nach dem Ingmarshof, um Stark-Ingmar Lebewohl zu sagen. Er ging nicht schnell, es war, als koste ihn jeder Schritt große Mühe.

In einiger Entfernung lag ein kleines ärmliches Haus am Wege. Als Ingmar noch ziemlich weit davon entfernt war, sah er einen Mann und eine Frau aus der Tür treten, und Ingmar meinte zu sehen, daß die Frau dem Mann etwas in die Hand drückte. Dann eilte sie auf die Straße hinaus und ging mit schnellen Schritten dem Ingmarshof zu.

Als Ingmar an der Hütte vorüberkam, stand der Mann noch immer auf der Schwelle. Er drehte und wandte ein paar Silbermünzen in seiner Hand. Nun erkannte ihn Ingmar; es war Stig Börjesson.

Stig sah erst auf, als Ingmar schon vorüber war. Da rief er ihm nach: „Warte, Ingmar, warte! Nun, so warte doch, ich habe dir etwas mitzuteilen!" Er lief auf die Straße hinaus, als aber Ingmar weiter ging,

ohne sich auch nur umzusehen, schien er ärgerlich zu werden. „Ja, versteck' dich nur," rief er, „sonst hätte ich dir wohl etwas berichtet, worüber du dich freuen würdest!"

In wenigen Augenblicken war Ingmar dicht bei der Frau, die sich eben von Stig Börjesson getrennt hatte. Sie hatte es offenbar sehr eilig und ging so rasch sie konnte. Als sie hörte, daß jemand hinter ihr herkam, dachte sie, es sei Stig und sagte, ohne sich umzudrehen: „Du mußt dich mit dem, was ich dir gegeben habe, begnügen; ich habe selbst nicht mehr." — Ingmar sagte nichts, ging aber noch schneller. — „In der nächsten Woche sollst du mehr bekommen, wenn du nur Ingmar nichts davon sagst," fuhr sie fort. In diesem Augenblick hatte Ingmar sie erreicht und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie riß sich los und wandte sich mit zornigem Blick um.

Als sie sah, daß es Ingmar und nicht Stig war, der hinter ihr stand, schlug sie die Hände zusammen, wie jemand, der sehr froh überrascht wird. Aber als Ingmars Augen die ihrigen trafen, erhob sich sein Arm langsam, seine Stirn zog sich finster zusammen, es sah aus, als habe er die größte Lust, sie zu Boden zu schlagen.

Barbro erschrak nicht; einen Augenblick sah sie ihn ruhig an, dann trat sie sachte zurück. „Ach nein, Ingmar," sagte sie, „mach dich um meinetwillen nicht unglücklich."

Ingmar ließ den Arm sinken. „Ich muß dich um Verzeihung bitten," sagte er steif und kalt. „Aber ich konnte es nicht ertragen, dich in der Gesellschaft dieses Stig zu sehen."

Ganz leise antwortete Barbro. „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht jedem dankbar wäre, der mich vom Leben befreite."

Ohne noch ein Wort zu sagen, ging Ingmar auf die andre Seite der Straße und schritt ganz stumm weiter. Auch Barbro schwieg; die Tränen traten ihr in die Augen. „Ach, daß er nicht einmal mit mir reden will, nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben! Ach, daß wir alle beide so unglücklich sein müssen!"

„Es wäre gewiß besser, wenn ich ihm die Wahrheit

sagen würde," fuhr es ihr durch den Sinn. „Ich kann es nicht ertragen, daß er mich verachtet. Es ist besser, ich sage ihm die Wahrheit und bringe mich dann um."

Plötzlich begann sie zu sprechen. „Du fragst ja gar nicht, wie es Stark-Ingmar geht," sagte sie.

„Ich komme wohl früh genug, um es selbst zu sehen," sagte Ingmar mürrisch.

„Heute morgen kam er zu mir," sagte Barbro, „und erzählte, er habe in der Nacht Botschaft erhalten, daß er heute sterben werde."

„Ist er denn nicht krank?" fragte Ingmar.

„Das ganze Jahr hindurch hat er sehr viel Gliederreißen gehabt, und beständig klagte er, daß du nicht zurückkämst, damit er sterben könnte. Er sagte, er dürfe nicht heimgehen, ehe du von der Wallfahrt zurückgekehrt seist."

„Aber ist er nicht heute besonders krank?"

„Nein, nicht kränker als sonst, aber er ist fest überzeugt, daß er sterben wird, und er hat sich im Stübchen aufs Bett gelegt. Er hat sich vorgenommen, es ganz genau ebenso zu haben, wie dein Vater es beim Sterben hatte, und es mußte nach dem Pfarrer und dem Doktor geschickt werden, weil sie auch zu Groß-Ingmar geholt worden seien. Er fragte auch nach der prachtvollen Decke, die über Groß-Ingmar gebreitet gewesen war, aber diese fand sich nicht mehr auf dem Hof. Sie war bei der Auktion verkauft worden."

„Ja, bei jener Auktion ist viel verkauft worden," wandte Ingmar ein.

„Eine der Mägde glaubte, Stig Börjesson sei es gewesen, der darauf geboten habe, und da meinte ich, ich müsse einen Versuch machen, die Decke herbeizuschaffen, so daß Stark-Ingmars Wunsch erfüllt würde. Und es gelang mir auch, sie zurückzukaufen. Siehst du, hier ist sie," sagte sie, und deutete auf ein Bündel, das sie in der Hand trug.

„Du bist immer sehr gut gegen die alten Leute gewesen," sagte Ingmar. Seine Stimme klang rauh und hart, obgleich die Worte freundlich sein sollten. Weiter sagte er nichts, und es herrschte wieder Schweigen zwischen den beiden. Mit sehnsüchtigem Blick schaute Barbro

den Weg entlang. „Es ist schrecklich, wie weit es noch ist," dachte sie. „Wir brauchen wenigstens noch eine halbe Stunde, und diese ganze Zeit muß ich sehen, wie unglücklich er ist. Und ich kann ihm nicht helfen. Es würde ja noch viel schlimmer, wenn ich ihm die Wahrheit sagte. Dann würde er sein Leben wiederum mit dem meinigen zusammenwerfen. Aber nie, nie in meinem Leben habe ich etwas so Schweres durchgemacht!"

Sie versuchte, rasch zu gehen, aber trotzdem war es beiden, als kämen sie nur sehr langsam vorwärts. Die schweren Gedanken klammerten sich fest und hemmten ihre Schritte.

Endlich hatten sie das Gittertor des Hofplatzes erreicht. Hier stellte sich Ingmar Barbro in den Weg.

„Ich will die Gelegenheit benutzen, um dich etwas zu fragen," sagte er. „Denn wenn du nicht darauf eingehst, treffen wir vielleicht nie wieder zusammen. Ich wollte dir vorschlagen, das Scheidungsgesuch zurückzuziehen."

Ingmars Stimme klang sehr kalt, und seine Augen ruhten nicht auf Barbro, sondern auf dem alten Hof, der vor ihm lag. Er nickte den Gebäuden zu, die ihn aus Dachluken und niederen Fenstern nachdenklich zu betrachten schienen. „Ja, nun haben sie die Augen auf mich gerichtet," murmelte er. „Sie wollen wohl sehen, ob ich es nicht endlich gelernt habe, die Wege Gottes zu gehen."

„Ich habe an dem heutigen Tage sehr viel an die Zukunft gedacht," sagte Ingmar laut. „Ich darf ein solches Menschenkind wie Barbro nicht verloren gehen lassen, habe ich bei mir selbst gedacht. Ich muß für sie sorgen, aber auf gewöhnliche Art, Mann und Frau können wir nicht bleiben. Und da möchte ich dich fragen, ob du nicht Lust hättest, mit mir nach Jerusalem zu ziehen, und dann würden wir uns beide in die Kolonie aufnehmen lassen. Es sind gute Leute dort und viele von den Unsrigen, so daß du dich da bald heimisch fühlen würdest." Er machte eine kleine Pause, um zu hören, was sie sagen würde.

„Willst du um meinetwillen den Hof verlassen?"

„Ich will nur das tun, was recht ist." Ingmar sprach in barschem Ton, unter dem sie zu Eis erstarrte.

„Du hast schon ein Auge da draußen verloren, und

man hat mir gesagt, du habest heimreisen müssen, um nicht blind zu werden."

„Daran brauchen wir nicht zu denken," sagte Ingmar. „Es wird schon alles recht, wenn man nur tut, was recht ist."

Wieder dachte Barbro, es wäre die reine Barmherzigkeit, wenn sie ihm die Wahrheit sagte. In ihrem Herzen entspann sich ein heißer Kampf, aber sie hatte doch die Kraft, zu schweigen. „Nein, ein solch großes Unglück will ich doch nicht über ihn bringen," dachte sie. „Es ist am besten, wenn sich unsere Wege trennen, sonst muß ich mich umbringen, das weiß ich."

Als sie schwieg, sagte Ingmar: „Nun müssen wir uns auf lange Lebewohl sagen, Barbro."

„Ja," antwortete sie; sie reichte ihm die Hand und er ergriff sie. Als er sie in der seinigen hielt, lief ein Zittern durch seinen Körper. Einen Augenblick sah es aus, als wolle er Barbro heftig in die Arme schließen.

Da sagte diese: „Ich werde hineingehen und Stark-Ingmar sagen, daß du da bist."

„Ja, tu das," sagte Ingmar schroff und ließ ihre Hand los.

* *
*

Stark-Ingmar lag in dem Stübchen auf dem Bett. Er hatte keine Schmerzen, aber sein Herz schlug nur schwach, und mit jedem Augenblick wurde ihm das Atmen beschwerlicher. „Ja, es ist wahr und wahrhaftig, daß ich heute sterben werde," dachte er.

Solange er allein war, hatte er seine Geige neben sich. Ganz leise ließ er ab und zu eine Saite erklingen und schien dann ganze Melodien und Lieder zu hören. Als der Doktor und der Pfarrer kamen, legte er die Geige weg und sprach mit ihnen von den wunderbaren Dingen, die ihm in seinem Leben begegnet waren. Die meisten drehten sich um Groß-Ingmar und die Wichte im Walde, die ihm lange gewogen gewesen seien. Aber seit Hellgum den Rosenbusch vor seiner Hütte umgehauen habe, sei es ihm nicht mehr so gut auf der Welt gegangen. Die Geistchen hätten aufgehört, ihn zu beschützen, und er sei von

allerlei Übel befallen worden. „Ich habe mich nur gefreut, das darf mir der Herr Pfarrer glauben, als Groß-Ingmar heute nacht zu mir kam und mir sagte, ich brauche nun nicht länger über seinen Hof zu wachen, sondern dürfe zur Ruhe eingehen."

Stark-Ingmar war sehr feierlich gestimmt, und man konnte leicht sehen, daß er fest und sicher an seinen Tod glaubte. Der Pfarrer ließ ein paar Worte fallen, daß er gar nicht so krank aussehe, aber der Doktor, der ihn untersucht und sein Herz ausgehorcht hatte, sagte ganz ernst: „Nein, nein, Stark-Ingmar weiß, was er sagt. Er erwartet den Tod nicht umsonst!"

Als Barbro hereintrat und die prächtige Decke über den Alten breitete, erbleichte er ein wenig. „Nun geht es zu Ende," sagte er und streichelte Barbro die Hand. „Ich danke dir dafür und für alles andere. Und dann mußt du mir verzeihen, daß ich in der letzten Zeit so hart gegen dich gewesen bin." Barbro begann zu schluchzen. In ihrem Herzen hatte sich so viel Betrübnis angehäuft, daß sie sehr leicht das Weinen überkam. Noch einmal streichelte ihr der Alte die Hand und neckte sie ein wenig, daß sie weine. „Nun haben wir Ingmar bald hier," sagte er.

„Er ist schon da," sagte Barbro. „Ich sollte nur vorausgehen und es dir sagen."

Als Ingmar eintrat, richtete sich der Alte mühsam im Bett auf und streckte ihm die Hand entgegen. „Willkommen daheim!" sagte er.

Ingmar wurde betrübt, als er ihn sah. „Ich hätte nicht geglaubt, daß du mir das Leid antätest, dich an dem Tage meiner Rückkehr hinzulegen und zu sterben," sagte er.

„Darüber darfst du mich nicht tadeln," erwiderte der Alte, sich gleichsam entschuldigend. „Du erinnerst dich doch, daß Groß-Ingmar mir versprach, ich dürfe zu ihm kommen, sobald du von der Wallfahrt zurückgekehrt seiest?"

Ingmar setzte sich auf die Bettkante. Der Alte streichelte ihm die Hand, aber lange Zeit sprach er kein Wort. Man sah, daß der Tod sich näherte. Er wurde immer bleicher, und sein Atem glich einem dumpfen Zischen.

Dann verließ Barbro das Zimmer, und nun begann er Ingmar auszufragen. „Bist du gut heimgekommen?“ fragte er und sah ihn scharf an.

„Ja,“ antwortete Ingmar und streichelte ihm die Hand. „Ich habe eine gute Reise hinter mir.“

„Hier ging das Gerücht, daß du Gertrud mitbringest?“

„Ja, sie ist mitgekommen und heiratet nun meinen Vetter Bo Månsson.“

„Ist dir dies recht, Ingmar?“

„Ja, es ist mir ganz recht,“ antwortete Ingmar mit fester Stimme.

Der Alte sah ihn forschend an; er schüttelte den Kopf. Es schien ihm vieles unverständlich dabei zu sein. „Wie steht es mit deinem Auge?“ fragte er.

„Das habe ich in Jerusalem eingebüßt,“ sagte Ingmar schnell.

„Bist du auch damit zufrieden?“ fragte der Alte.

„Du weißt wohl, Stark-Ingmar, daß der liebe Gott ein Pfand verlangt, wenn er einem ein großes Glück schenken will.“

„Hat er dir ein großes Glück geschenkt?“

„Ja,“ antwortete Ingmar, „ich habe das wieder gutmachen dürfen, was ich falsch gemacht hatte.“

Der Sterbende begann sich unruhig hin und her zu bewegen.

„Hast du Schmerzen?“ fragte Ingmar.

„Nein, aber Unruhe,“ sagte der Alte.

„Sag' mir, was es ist.“

„Du lügst mir doch wohl nicht etwas vor, damit ich eine ruhige Heimfahrt habe?“ sagte der Alte mit großer Zärtlichkeit. Ingmar war ganz betroffen. Er verlor seine Ruhe und brach in Schluchzen aus. „Sag' mir lieber die Wahrheit,“ sagte der Alte.

Da faßte sich Ingmar augenblicklich. „Ich darf doch wohl weinen, wenn ich einen solchen Freund verlieren soll, wie du mir einer gewesen bist.“

Hierauf wurde der Alte immer ratloser, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne. „Du bist erst so kurz wieder im Lande, Ingmar,“ sagte er schließlich, „daß ich nicht weiß, ob du schon etwas vom Hofe gehört hast.“

„Jawohl," sagte Ingmar, „das, woran du denkst, erfuhr ich schon in Jerusalem."

„Ich hätte das, was dir gehörte, besser bewachen sollen," sagte der Alte.

„Ich will dir etwas sagen, Stark-Ingmar, du tust unrecht, wenn du von Barbro etwas Schlechtes glaubst."

„Tue ich unrecht?" fragte der Alte.

„Ja," antwortete Ingmar mit stärkerer Stimme. „Es ist gut, daß ich heimgekommen bin, so daß sie jemand hat, der sie verteidigt."

Stark-Ingmar wollte etwas erwidern, aber Barbro, die in den Saal gegangen war, um für die Gäste den Kaffee herzurichten, hatte durch die halboffene Tür das ganze Gespräch mit angehört. Nun trat sie hastig ins Stübchen und ging auf Ingmar zu, wie um ihm etwas zu sagen. Aber im letzten Augenblick schien sie sich anders zu besinnen; sie beugte sich statt dessen über den Alten und fragte ihn, wie es gehe.

„Es geht mir besser, seit ich mit Ingmar gesprochen habe," antwortete er.

„Ja, es ist gut mit ihm reden," sagte Barbro leise, indem sie zurücktrat und sich ans Fenster setzte.

Nach diesem wurde es allen klar, daß Stark-Ingmar sich zum Fortgehen vorbereitete. Er lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da. Alle verhielten sich still, um ihn nicht zu stören.

Aber Stark-Ingmars Gedanken kehrten immer wieder zu dem Tag zurück, wo Groß-Ingmar gestorben war. Er sah die Stube vor sich, wie sie ausgesehen hatte, als er gekommen war, um Abschied von ihm zu nehmen. Da fielen ihm die Kinder ein, die sein Herr gerettet hatte und die auf seinem Bett saßen, als er starb. Als er daran dachte, wurde es ihm sehr weich ums Herz. „Siehst du, Groß-Ingmar, du hast doch noch etwas vor mir voraus," flüsterte er, denn er wußte wohl, daß sein Jugendfreund in dieser Stunde nicht ferne von ihm war. „Der Pfarrer und der Doktor sind hier, und deine Decke ist über mich gebreitet, aber ein kleines Kind, das da unten auf meinem Bett sitzen könnte, kann ich nicht auftreiben."

Kaum war dies gesagt, als er hörte, wie jemand sagte:

„Es gibt wohl ein Kind auf dem Hof, dem du in deiner letzten Stunde eine Wohltat erweisen könntest."

Als Stark-Ingmar dies vernahm, begann er vor sich hin zu lächeln. Er schien sogleich zu verstehen, was er nun zu tun habe. Mit einer Stimme, die nun sehr schwach geworden, aber doch ganz deutlich war, begann er zu jammern, daß der Pfarrer und der Doktor so lange auf seinen Tod warten müßten. „Aber da der Herr Pfarrer nun doch einmal da ist," sagte er, „möchte ich ihm mitteilen, daß sich ein ungetauftes Kind im Haus befindet, und ich möchte fragen, ob der Herr Pfarrer nicht so gut sein würde, es zu taufen, so lange er hier wartet?"

Es war schon vorher still im Zimmer gewesen, aber nach diesen Worten wurde es noch stiller darin. Dann sagte der Pfarrer: „Das war ein guter Gedanke von dir, Stark-Ingmar. Das hätten wir andern schon lange vorbereiten sollen."

Ganz bestürzt stand Barbro auf. „Ach nein," sagte sie, „das wollen wir doch jetzt nicht tun." Sie hatte sich immer gedacht, daß sie, wenn der Junge getauft würde, sagen müsse, wessen Kind er sei, und deshalb hatte sie es so lange hinausgeschoben. „Wenn ich nur erst rechtmäßig geschieden bin, dann lasse ich ihn taufen," hatte sie gedacht. Und nun war sie so erschrocken, daß sie nicht aus noch ein wußte.

„Du könntest mir die Freude zuteil werden lassen, in meiner letzten Stunde jemand eine Wohltat erweisen zu dürfen," sagte Stark-Ingmar, indem er die Worte wiederholte, die er zu hören gemeint hatte.

„Nein, das kann nicht sein," sagte Barbro.

Aber nun legte auch der Doktor ein gutes Wort für Stark-Ingmar ein. „Ich bin überzeugt, daß Stark-Ingmar eine Weile leichter atmen könnte, wenn er etwas andres zu denken bekäme, als seinen herannahenden Tod."

Barbro war es, als sei sie von den beiden in Ketten geschlagen, weil sie sie in dem Zimmer, wo ein Mensch in den letzten Zügen lag, um dies baten. Sie sagte mit leisem Klagen: „Sie werden doch begreifen, daß es nicht sein kann."

Da trat der Pfarrer zu Barbro und sagte ernst: „Du

weißt doch wohl, daß dein Kind getauft werden muß, Barbro."

„Ja, aber heute ist es mir zu schwer," entgegnete sie flüsternd. „Ich will morgen mit dem Kinde ins Pfarrhaus kommen. Es kann doch jetzt nicht getauft werden, wo Stark-Ingmar im Sterben liegt?"

„Du siehst ja, daß es eine Freude für Stark-Ingmar wäre," sagte der Pfarrer.

Bis dahin hatte Ingmar still und unbeweglich dagesessen. Aber er war aufs äußerste erregt, als er Barbro so gedemütigt und unglücklich sah. „Dies ist entsetzlich schwer für jemand, der so stolz ist wie sie," dachte er. Er konnte es einfach nicht ertragen, daß sie, die er mehr als sonst jemand geliebt und geehrt hatte, der Schande und Schmach ausgesetzt ward.

„Du mußt diesen Vorschlag fallen lassen, Stark-Ingmar," sagte er. „Es ist zu schwer für Barbro."

„Wir werden es ihr schon leicht machen, wenn sie nur das Kind holen will," sagte der Pfarrer. „Sie kann ja das, was notwendig ist, auf ein Papier schreiben, und ich trage es dann zu Hause ins Kirchenbuch ein."

„Ach nein, ach nein, es ist ganz unmöglich!" sagte Barbro und überlegte nur immer, was sie ersinnen könnte, damit die Taufe aufgeschoben würde.

Nun richtete sich Stark-Ingmar im Bett auf und sagte mit großem Nachdruck: „Es wird dir dein ganzes Leben lang schwer auf dem Herzen liegen, Ingmar, wenn du es nicht so einrichtest, daß mein letzter Wunsch erfüllt wird."

Da stand Ingmar schnell auf. Er trat zu Barbro neigte sich über sie und flüsterte: „Du weißt doch, Barbro, daß eine verheiratete Frau auf dem Taufschein keinen andern Namen anzugeben braucht, als den ihres Mannes." Und laut fügte er hinzu: „Ich gehe jetzt und sage, daß man das Kind bringe." Er sah Barbro an. Sie erbebte, erwiderte aber kein Wort. „Ich glaube, sie ist drauf und dran, den Verstand zu verlieren," dachte er.

Er ging hinaus und die einfachen Vorbereitungen waren bald getroffen. Kirchenrock und Gebetbuch wurden aus der Reisetasche, die der Pfarrer immer bei sich hatte, herausgenommen, und eine Schale mit Wasser ward hereingebracht. Hierauf kam die alte Lisa mit dem Kind.

Der Pfarrer knöpfte den Kirchenrock zu. „Vor allem muß ich wissen, wie das Kind heißen soll," sagte er.

„Barbro muß wohl selbst den Namen bestimmen," schlug der Doktor vor.

Alle sahen Barbro an; sie bewegte die Lippen ein paarmal, aber kein Laut drang hervor; es schien ein endloses Warten.

Als Ingmar dies sah, dachte er: „Nun erinnert sie sich daran, welchen Namen ihr Sohn hätte haben sollen, wenn alles recht wäre. Sie kann vor lauter Scham nicht sprechen." Er empfand solches Mitleid mit ihr, daß der Zorn verschwand und die große Liebe, die er für sie hegte, ihn vollständig übermannte. „Ihr Kind kann ja gerne Ingmar heißen," dachte er. „Was macht das mir aus? Wir müssen uns ja doch trennen. Das beste wäre, wenn wir den Leuten auf irgendeine Weise einbilden könnten, es sei mein Kind, so daß sie ihren guten Namen und Ruf wieder erlangte."

Da er dies aber doch nicht gerade heraussagen wollte, verfiel er auf einen Ausweg. „Da Stark-Ingmar es ist, der die Taufe hier angeordnet hat, meine ich, wir sollten dem Jungen seinen Namen geben." Er sah seine Frau an, während er dies sagte, um zu sehen, ob sie seine Absicht verstehe.

Aber noch nicht eine Sekunde hatte Ingmar zu sprechen aufgehört, als Barbro begann. Langsam trat sie vor, bis sie gerade vor dem Pfarrer stand. Dann sagte sie mit fester Stimme: „Nun ist Ingmar so gut gegen mich gewesen, daß ich es nicht länger ertragen kann, ihn zu quälen, sondern bekennen will, daß das Kind ihm gehört. Aber Ingmar soll das Kind nicht heißen, weil es blind und blödsinnig ist."

Während sie dies sagte, fühlte sie, wie entsetzlich bitter es war, daß ihr das Geheimnis, worauf ihr Leben beruhte, entrissen wurde. Sie brach in heftiges Weinen aus, und da sie fühlte, daß sie sich nicht beherrschen konnte, eilte sie aus dem Zimmer, um den Sterbenden nicht zu stören.

Draußen im Saal beugte sie sich über den großen Tisch und schluchzte bitterlich.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und horchte nach

dem Stübchen hin. Jemand sprach mit leiser Stimme. Es war also die alte Lisa, die erzählte, wie es ihnen in der Sennhütte ergangen war.

Wieder empfand sie die ganze Bitterkeit, daß das Geheimnis verraten war, und wieder überfiel sie das heftige Weinen. Welche Macht war es doch, die sie gezwungen hatte, gerade da zu sprechen, wo Ingmar alles für sie zurecht gelegt hatte, so daß sie gut noch ein paar Wochen hätte schweigen können, bis die Scheidung vollzogen gewesen wäre? „Nun muß ich mich töten," dachte sie, „dies ist meine letzte Stunde."

Dann lauschte sie wieder. Nun las der Pfarrer die Taufformel. Er sprach so deutlich, daß sie jedes Wort verstehen konnte. Schließlich kam er an den Namen. Dieser wurde mit lauterer Stimme als das andere ausgesprochen. Er lautete Ingmar.

Als sie dies gehört hatte, brach sie in ihrer Machtlosigkeit aufs neue in Tränen aus.

Kurz nachher ging die Tür auf, und Ingmar kam heraus. Er trat zu ihr und zwang sie, aufzusehen. „Du weißt doch, daß zwischen uns alles so bleiben muß, wie es vor deiner Abreise beschlossen wurde," sagte sie.

Ingmar strich ihr sanft über das Haar. „Ich werde dich zu nichts zwingen," sagte er. „Nach dem, was du jetzt getan hast, weiß ich doch, daß du mich mehr liebst als dein eignes Leben."

Nun erfaßte sie seine eine Hand mit hartem Griff. „Versprichst du mir, daß ich allein das Kind pflegen darf?"

„Ja," antwortete Ingmar, „mach es ganz, wie du willst. Die alte Lisa hat uns erzählt, wie du um das Kind gekämpft hast. Niemand könnte es übers Herz bringen, es dir zu rauben."

Verwundert sah sie ihn an. Sie konnte nicht recht fassen, daß alles, was sie gefürchtet hatte, auf einmal in nichts zerflossen war. „Ich glaubte, du würdest ganz unnachgiebig sein, wenn du die Wahrheit erführest," sagte sie. „Aber ich bin dir dankbarer, als ich sagen kann. Ich bin so froh, daß wir uns in Freundschaft trennen, so daß wir in Frieden miteinander reden können, wenn wir einmal zusammentreffen."

Ein Lächeln flog über Ingmars Gesicht. „Ich denke viel daran, ob du nicht doch mit mir nach Jerusalem ziehen willst," sagte er.

Als Barbro sah, daß er lächelte, wurde sie aufmerksam. Noch nie hatte sie Ingmar so gesehen. Es kam ihr vor, als verkläre etwas die groben Züge, so daß er ganz schön aussah. „Was ist das, Ingmar?" fragte sie. „Was hast du für Pläne? Ich hörte, daß du den Jungen Ingmar taufen ließest. Was hattest du für eine Absicht dabei?"

„Nun sollst du etwas Merkwürdiges hören, Barbro," sagte Ingmar und ergriff ihre beiden Hände. „Sobald die alte Lisa uns erzählt hatte, wie ihr es droben im Wald gehabt hattet, bat ich den Doktor, das Kind zu untersuchen. Und der Doktor fand keinen Fehler an ihm. Er sagt, es sei ein wenig klein für sein Alter, aber es sei ganz gesund und habe seine fünf Sinne wie andre Kinder."

„Meint der Doktor nicht, es sehe häßlich und sonderbar aus?" fragte Barbro atemlos.

„Ich fürchte, die kleinen Kinder in unserem Geschlecht pflegen nicht schöner zu sein als dieses."

„Hält er es denn auch nicht für blind?"

„Der Doktor wird dich auslachen, solange er lebt, weil du dir so etwas einbilden konntest, Barbro. Er sagt, er wolle ein Augenwasser schicken, mit dem du den Jungen waschen solltest; und in acht Tagen werden seine Augen ganz gesund sein."

Eilig wandte sich Barbro nach dem Stübchen, aber Ingmar hielt sie zurück. „Du kannst das Kind jetzt nicht bekommen," sagte er. „Stark-Ingmar hat gebeten, daß man es ihm aufs Bett lege. Und nun, sagt er, habe er es ebensogut wie Vater. Er will sich vor seinem Tode nicht mehr von dem Kinde trennen."

„Nein, ich will es ihm nicht nehmen," sagte Barbro, „aber ich muß selbst mit dem Doktor sprechen."

Als sie zurückkam, ging sie an Ingmar vorüber und stellte sich ans Fenster. „Ich habe den Doktor gefragt, und nun weiß ich, daß es wahr ist." Sie hob die Arme zum Himmel auf. Es war, wie wenn ein gefangener Vogel, der seine Freiheit wieder erlangt hat, die Schwin-

gen aufhebt. „Ach, Ingmar, du weißt nicht, was Unglück heißen will," sagte sie, „niemand weiß es."

„Barbro," sagte Ingmar, „darf ich nun mit dir über unsre Zukunft sprechen?" Aber sie hörte ihn nicht. Sie hatte die Hände gefaltet und begann Gott zu danken. Sie sprach mit leiser, bewegter Stimme, aber Ingmar konnte es gut hören. All den Schmerz, den sie um ihr stiefmütterlich behandeltes Kind ausgestanden hatte, vertraute sie nun Gott an und dankte ihm, daß dies Kind nun werden würde wie andere Kinder, daß sie es herumspringen und spielen sehen dürfe, daß es in die Schule gehen und lesen lernen dürfe, daß es ein kräftiger Jüngling werden dürfe, der die Art handhaben und den Pflug führen könne, daß er ein Weib gewinnen und als Herr auf dem alten Hofe wohnen würde.

Nachdem sie Gott also gedankt hatte, trat sie zu Ingmar und sagte mit strahlenden Augen: „Nun weiß ich, warum es heißt, die Ingmarssöhne seien die besten Leute im Dorf."

„Das kommt daher, daß Gott mit uns größeres Erbarmen hat als mit andern," antwortete Ingmar. „Aber nun, Barbro, nun möchte ich — —"

Aber Barbro unterbrach ihn.

„Nein, es ist darum, daß ihr euch nicht zufrieden gebt, ehe ihr euch mit dem lieben Gott versöhnt habt," sagte sie. „Gott sei uns gnädig, was wäre aus meinem Kinde geworden, wenn du nicht sein Vater gewesen wärest!"

„Ach, ich habe ihm nur wenig helfen können," sagte Ingmar.

„Um deinetwillen ist der Fluch von ihm genommen worden," sagte Barbro innig. „Darum hast du die Wallfahrt gemacht, die so gut abgelaufen ist. Das einzige, was mich im letzten Winter aufrecht erhalten hat, war, daß ich ab und zu hoffte, Gott werde dir und dem Kinde gnädig sein, weil du nach Jerusalem gezogen warst."

Ingmar senkte den Kopf. „Ich weiß nur, daß ich mein Leben lang ein armer Tor gewesen bin," sagte er und sah ebenso niedergedrückt aus wie vor einer Stunde.

„Weißt du, wovon vorhin im Stübchen die Rede

war?" sagte sie. „Ja, der Pfarrer sagte, daß die Leute dich von jetzt an Groß-Ingmar nennen würden, weil du bei dem lieben Gott so wohl angeschrieben seiest, daß er den Fluch, der auf meiner Familie ruhte, um deinetwillen aufgehoben hat."

Sie saßen nebeneinander auf der in die Wand eingelassenen Bank. Die Frau schmiegte sich an Ingmar an, aber Ingmars Arm hing schlaff herunter, und sein Gesicht wurde immer düsterer.

„Nun glaube ich, daß du mir böse bist," sagte Barbro. „Du denkst gewiß daran, wie hart und unfreundlich ich auf der Straße gegen dich gewesen bin. Aber das mußt du wissen, eine bitterere Stunde habe ich nie durchgemacht."

„Ich kann nicht froh sein," sagte Ingmar, „denn ich weiß ja noch nicht, wie wir es halten sollen. Du sagst mir heute so viel Liebes, aber du antwortest mir nicht, ob du es wagst, als meine Frau bei mir zu bleiben."

„Hab' ich dir das nicht gesagt?" fragte Barbro verwundert und lachte. In demselben Moment aber überkam sie etwas von der alten Furcht, und sie schauderte zusammen. Aber dann schaute sie sich um; sie umfaßte mit dem Blick die ganze alte Stube, das breite, niedrige Fenster, die festgemachten Bänke und den Kamin, vor dem Geschlecht auf Geschlecht beim Scheine des Torffeuers an der Arbeit gesessen hatte. All dies umgab sie mit Sicherheit. Sie fühlte, daß dies sie beschützen und bewahren konnte.

„Nimmer will ich wo anders leben, als unter deinem Dache und in deinem Heim," sagte sie.

Kurz nachher öffnete der Pfarrer die Tür des Stübchens und winkte ihnen, hereinzukommen.

„Nun sieht Stark-Ingmar den Himmel offen," sagte er, als sie an ihm vorübergingen.

Inhalt

Seite

Jerusalem I 5

Jerusalem II 243

Selma Lagerlöf

Die Prinzessin von Babylonien

und andere Erzählungen

5. Auflage

Bücher-Rundschau, München: Es sind Kabinettstücke an Erzählkunst in dieser Novellensammlung, welche die ganze eigenartige, tiefe, gütige und weibliche Menschlichkeit dieser Frau offenbart.

Lokal-Anzeiger, Berlin: Es sind meisterhaft erzählte, in ihren menschlichen Zügen mit verstehender Liebe ausgestaltete Geschichten, bald leicht und beschwingt, bald mehr von besinnlicher Schwere, aber immer und in allem von einer reifen Schönheit der Gedanken.

Frankfurter Nachrichten: Diese kleinen Erzählungen sind echte Geisteskinder ihrer Erzeugerin. Sie alle haben etwas Abenteuerliches, etwas Mystisches und auch etwas Inniges im Blut; sie alle leben, während man sie liest. Die Vorzüge der großen Werke Selma Lagerlöfs wiederholen sich hier im kleinen. Ihre Kunst der Menschenschilderung kann sich auf kleinerem Raume nicht in dem Maße entfalten, wie in den Romanen. Und doch ist es bewunderungswürdig, wie sie mit wenigen andeutenden Strichen äußerste Anschaulichkeit zu erreichen weiß. Darin kommt ihr unter den Heutigen kaum jemand gleich.

Weser-Zeitung, Bremen: Dies Buch ist die große Stille der reifen Menschenseele, in der sich das Leben spiegelt. Das schicksal-bewegte, traurige, freudige Leben ... nur aus der größeren Form her, erkannt in der lächelnden Weisheit tieferen Schauens, in der Ahnung dessen, daß letztlich alles gut ist. In diesem schönen Menschtum wurzelt die einfache legendenhafte Sprache, das Gestalterische dieser meist kurzen, schlichten, wundervoll herzlichen Erzählungen überhaupt. Aberman denke nicht an Resignation sich vorbereitenden Alterns bei dieser Weisheit, die nämlich Wachsen, Reifen ins Größere ist: In der Bejahung des Lebens ist Selma Lagerlöf jung wie vordem ... Träumerisch versonnen in Volkslegenden und Sagen, wirklichkeitstreu und farbig in naturalistischen Bildern ist Volkstum und darin Menschtum gestaltet ...

Albert Langen, Verlag in München

Selma Lagerlöf

Mårbacka

Jugenderinnerungen

10. Auflage

Mannheimer Tageblatt: Hier ist alle Vergangenheit Märchen geworden. Diese seelische Wirklichkeit der Geschehnis- und Landschaftserinnerungen ist Märchen ... denn hier schrieb die Liebe, zeichnete das Schauen tiefen, weisen Dichtertums — Dichtertums, das auch wieder Liebe ist. Wer Selma Lagerlöf liebt, wird sie um dieses Buches willen noch mehr lieben.

Die Tat, Jena: Selma Lagerlöf, die auch in Deutschland vielgeliebte große Erzählerin, schenkt uns in diesem Jahre keinen neuen Roman, sondern ein Stück jener „ewigen Gegenwart", von der ich oben sprach, in Gestalt ihrer Kindheitsgeschichte. Aber aus ihrem begnadeten Schauen heraus wird auch das einfachste Stück Leben zur Dichtung, und so ist dieses Kindheitsbuch „Mårbacka" ein wundervolles kleines Werk geworden, in dem man die Wurzeln all ihres späteren Werdens und Schaffens wachsen sieht. In der Schilderung ihres Vaters, des Leutnants Lagerlöf, mit seiner offenen reinen Kindergüte und Weltfremdheit hat sie eine ihrer unvergeßlichsten Gestalten geschaffen und ihren Jahren zum Trotz wieder einmal die ewige Jugend des echten dichterischen Genius erwiesen.

Preußische Jahrbücher, Berlin: Wer mit höchster Spannung auf ihre Jugenderinnerungen wartete und jetzt über dem Buch „Mårbacka" lachend und weinend die Gegenwart vergißt, erlebt nur aufs neue, daß die kleinsten, einfältigsten Geschichten dieser germanischen Frau überall irgendwo an Tiefstes, Letztes, Erschütterndes rühren, im Unscheinbarsten Horizonte der Seele öffnen, Gleichnisse des Lebens aufschlagen, jeden Augenblick vom kindlichen Märchenton her sich dem hohen Mythos zu nähern vermögen. All diese ungemeine Kraft einer noch wunderbar zivilisationsfernen unmittelbaren Natur erprobt sich aufs neue an der andächtigen Wiedererweckung von heimischem Haus und Hof, Eltern und Ahnen, Gesinden und Gefreunden, Land und Leuten, die, lauter Charaktere und Originale, in der Einheit der Atmosphäre in- und umeinander wachsen und gedeihen.

Albert Langen, Verlag in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig

PT
9765
K4
1911
Bd.3

Lagerlöf, Selma Ottiliana Lovisa
Gesammelte Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 06 02 10 010 9